This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Vet. Ger. III B 720.

Die

Schweizerische Literatur

des

achtzehnten Jahrhunderts.

Von

J. C. Mörikofer.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1861.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
1 JUL 1970
OF OXFORD
LIBRARY

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Vorwort.

Im vorigen Jahrhundert hatte eine ganze Reihe schweizerischer Schriftsteller einen weitverbreiteten Namen und ein großes Ansehen. Als aber die neuere Literaturgeschichte eine Sichtung begann, so mußte es Befremden erregen, welch eine beträchtliche Zahl einst berühmter Schriften jener Schweizer durch ihre harte oder erkünstelte Sprache, durch die Bedeutungslosigkeit ihres Inhaltes oder die Flüchtigkeit ihrer Anlage und Durchführung, durch sonderbare Ansichten oder engen Gesichtskreis, voraus aber durch Mangel an Geschmack und Schönheitsgefühl, so wie durch Mangel an künstlerischer Vollendung in einem ungünstigen Verhältnisse zu den klassischen Erzeugnissen der deutschen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts stand. Dazu kam, daß das günstige Vorurtheil, dessen sich die Schweiz mit ihren Zuständen und Einrichtungen im vorigen Jahrhundert zu erfreuen hatte, in der neuern Zeit bei den Konservativen in Mißtrauen und Abneigung, bei den Liberalen in Geringschätzung der ihren Idealen wenig entsprechenden Institutionen und Lebensverhältnisse umschlug:

ſo daß auch die aus der Landesart hervorgehende Verſchiedenheit jener ſchriftſtelleriſchen Erzeugniſſe theils überhaupt nicht verſtanden, theils nicht unbefangen gewürdigt wurde. So iſt es gekommen, daß die Kritik ſich berechtigt glaubte, das Uebermaß des perſönlichen Anſehens, welches einzelne jener Schweizer erworben zu haben ſchienen, an ihren Schriften zu rächen und dieſelben eine Ungunſt erfahren zu laſſen, welche mit der Anerkennung der Zeitgenoſſen in einem grellen Widerſpruche ſteht. Jedenfalls verdient eine Zeit, wo es der Schweiz, ungeachtet ihrer mehrfach erſchwerenden Verhältniſſe, vergönnt war, ſo bedeutend in das Geiſtesleben und die Literatur Deutſchlands einzugreifen, eine nähere Prüfung, wobei es hauptſächlich darauf ankommen wird, daß man die allgemeinen und die beſondern Verhältniſſe, unter welchen jene Schriftſteller ſich herangebildet und gearbeitet haben, an der Hand der Geſchichte enthülle, und die Entſtehung ihrer Werke aus ihrer perſönlichen Eigenthümlichkeit und ihrer Stellung nachweiſe. Was hier über die deutſche Schweiz vorgelegt iſt, hat Gaullieur für die franzöſiſche Schweiz ſchon verſucht. Indem alſo dieſe unberückſichtigt bleibt, iſt dagegen in der Entwicklung der Literatur der Schweiz mit deſto größerer Aufmerkſamkeit der Zuſammenhang mit dem Geiſtesleben Deutſchlands nachzuweiſen.

Der Verfaſſer hätte dieſe Aufgabe gerne einem günſtiger Geſtellten überlaſſen. Allein nachdem er längere Zeit umſonſt auf einen Solchen gewartet, glaubte er, daß auch für ihn, einige Umſtände vorhanden ſeien, welche ihn zu einem ſolchen Verſuche ermuntern dürfen. Die erſten Bücher, welche ihm in früher Jugend in die Hand kamen, waren größtentheils die Erzeugniſſe jener Schweizer des vorigen Jahrhunderts und prägten ſich ihm

tief ein. In seiner Studienzeit gehörte die freundliche Aufnahme bei Kindern, Enkeln und Verwandten mehrerer Glieder aus jener geistigen Blüthezeit der Schweiz zu seinen glücklichen Erlebnissen. Viele Jahre war das Studium der deutschen Sprache und der Geschichte seine unmittelbare Aufgabe und Berufspflicht. Und so freute er sich, in einer auch für ihn bewegten und sturmvollen Zeit in schönen Mußestunden sich jenem hoffnungsreichen, friedlichen, charaktervollen Geistesleben des Vaterlandes im vorigen Jahrhunderte zuzuwenden und dadurch sich für eine feste und selbständige Stellung in der Gegenwart zu stärken. Zugleich aber fand er in vielfacher Bereitwilligkeit zur Beihülfe eine wachsende Ermunterung. Vorzüglich unterstützten ihn durch Anregung und Rath die bewährten Meister Wilh. Wackernagel und Max. Götzinger. Durch die Darbietung der literarischen Hülfsmittel so wie durch Eröffnung noch unbenutzter Quellen war ihm mit unermüdeter Gefälligkeit und Freundschaft der Oberbibliothekar in Zürich Dr. Horner, namentlich für Bodmer und seinen ganzen Kreis beförderlich; die Ergänzung dazu boten die wohlwollend eröffneten handschriftlichen Schätze des edeln J. C. Zellweger und der Schultheß'schen Familienbibliothek. Ferner hatte ich mich handschriftlicher Mittheilungen von Seite der Enkel Hallers und Sal. Geßners zu erfreuen. Professor Mezger in Schaffhausen verstattete mir mit der verdankenswerthsten Liberalität die Benutzung des Nachlasses von Joh. Müller. Auch über Pestalozzi eröffneten sich mir neue Quellen. Der Theilnahme dieser Genannten und noch einer größern Zahl Ungenannter fühle ich mich zu großem Danke verpflichtet. So wie ich einen Abschnitt vollendet hatte, legte ich denselben einem oder mehreren mit den speciellen Umständen näher Vertrauten zur Beurtheilung

vor, wodurch mir mannigfaltige Belehrung und Berichtigung zu Theil wurde.

Das Ganze ist eine Arbeit vieler Jahre und wiederholter Revision, und ich nähre die Hoffnung, daß dieselbe sich dem Leser wenigstens durch Fleiß und Liebe empfehle. Das im Jahre 1851 erschienene Fragment aus dieser Geschichte, „Klopstock in Zürich", welches indessen hier in neuer Bearbeitung erscheint, wurde wohlwollend aufgenommen, so daß darin die Ermunterung zur Vollendung und Herausgabe des Ganzen lag.

Im Frühling 1859.

J. C. Mörikofer.

Inhalt.

Seite

Einleitung . . . . . 1—18

Eigenthümlichkeit der Schweiz: Einfluß auf Sinnesart und Thätigkeit. Richtung des geiſtigen Lebens und der Literatur in früherer Zeit und im Zeitalter der Reformation.

Gegenſatz der Schweiz gegen Frankreich im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Neuer Aufſchwung ſchweizeriſchen Nationalgefühls. Zürich, Bern, Baſel, Schaffhauſen, St. Gallen.

Gelehrte Vereine der Schweiz. Die Richtung der deutſchen Literatur in der Schweiz. Die Schwierigkeiten derſelben. Die ſchweizeriſche Volksliteratur. Die ſchweizeriſchen Schriftſteller im Leben. Ihr Einfluß auf Deutſchland.

I. Haller.

1. **Hallers Studienzeit** . . . . . 19—24

Hallers frühe Entwicklung. Seine erſten Gedichte. Der Einfluß Muralts und Drollingers auf ihn. Seine poetiſche Individualität.

2. **Hallers „Alpen“** . . . . . 24—28
3. **Hallers philoſophiſche Gedichte und Satyren** . . . . . 28—32
4. **Hallers Liebe und Leid** . . . . . 32—36

Liebe und Leid. Höhepunkt von Hallers Poeſie. Sein Vers.

5. **Aufnahme von Hallers Gedichten** . . . . . 36—39

Erſcheinung von Hallers Gedichten. Bodmers Beifall; Gottſcheds Verurtheilung. Hallers Aengſtlichkeit über ſeine Sprache. Werth und Anerkennung derſelben. Hallers Anſichten über die Wirkſamkeit des Dichters.

6. **Aufenthalt in Göttingen** . . . . . 39—42

Bemühungen für Hallers Rückkehr ins Vaterland. Leiſtungen Hallers in den Göttingiſchen gelehrten Anzeigen und in der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften. La Mettrie.

7. **Haller im Berner Staatsdienſte** . . . . . 43—51

Hallers Liebe zum Vaterland. Als Geſchäftsmann. Landwirth und Regent in Roche. Sein Talent populärer Darſtellung. Voltaire.

Seite

8. **Hallers aufopfernde Thätigkeit** . . . . . 51—55
Obgleich in Bern zurückgesetzt und vom Auslande zu hohen Würden berufen, fesselt ihn doch das Vaterland.

9. **Hallers Schriften allgemeinen Inhalts** . . . . . 55—58
Hallers Romane. Seine Prosa.

10. **Hallers religiöse Schriften** . . . . . 58—63
Briefe über die Offenbarung. Hallers Tagebuch.

11. **Hallers Charakter** . . . . . 64—66
Hallers Bedeutung. Seine Briefe. Lessing über ihn.

II. Drollinger und Spreng.

1. **Drollinger** . . . . . 67—69
Drollinger der erste schweizerische Dichter des 18. Jahrhunderts. Vergleichung mit Haller. Ernst und witzig zugleich.

2. **Spreng** . . . . . 69—71
Drollingers Schüler. Uebersetzer und Bearbeiter der Psalmen. Bemühen um deutsche Sprache und ältere Literatur.

III. Bodmer.

1. **Bodmers Jugend und Bildung** . . . . . 72—77
Bodmers Jugend in ländlicher Stille. Liebe zur Bibel, zur Poesie. Opitz. Wendet sich von der Theologie ab. Handelslehrling in Italien: seine Bildung und Richtung. Studium der Geschichte. Früheste Dichtungen. Erste Spur seines Strebens für Reinigung des Geschmacks und über seine Ansichten vom Reime. Bodmers Wesen.

2. **Die Diskurse der Maler** . . . . . 77—83
Entstehung dieser Zeitschrift. Die verschiedenen Arbeiten derselben. Ueber die Poesie. Hindernisse und Ende. Verbindung mit Wolf, König, Brockes.

3. **Bodmers Freunde** . . . . . 84—88
Breitinger. Zimmermann. Zellweger.

4. **Miltons Einfluß auf Bodmer** . . . . . 88—91

5. **Anfang der Streitschriften der Zürcher** . . . . . 92—99
Breitingers gestäubter Leipziger Diogenes. Gottscheds Lob der Zürcher. Bodmers Anklagung des verderbten Geschmackes. Bodmer und Breitinger gemeinsam: Einfluß und Gebrauch der Einbildungskraft. Bodmers Briefwechsel von der Natur des poetischen Geschmackes. Dessen Bemühungen für Geschichtsforschung.

6. **Bodmers Gedichte** . . . . . 99—105
Charakter der deutschen Gedichte.

7. **Bodmer und Gottsched** . . . . . 105—112
Bodmers ungünstige, Gottscheds günstige Stellung. Gottscheds Dichtkunst; dessen schiefe und niedrige Ansichten von der Poesie. Gottsched über Milton. Bodmer Mitglied der deutschen Gesellschaft in Leipzig.

Seite

8. **Gründliche Arbeiten der Zürcher** . . . . . 112—122
Stille Vorbereitung der Zürcher für ihre kritischen Schriften. Liskow, die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten. Bodmers Abhandlung von dem Wunderbaren. Breitingers critische Dichtkunst. Dessen Abhandlung von den Gleichnissen.

9. **Gottsched und seine Schüler** . . . . . 122—131
Gottscheds Ränke. Triller, Schwabe. Bodmer: Complott der herrschenden Poeten und Kunstrichter. Die allmählige Wendung. Bodmers Kühnheit. Liskow. Rost. Pyra und Lange.

10. **Bodmers Sieg** . . . . . 131—140
Bodmers erste Hinweisung auf die Poesie des Mittelalters. Breitingers Vertheidigung der Hallerschen Muse. Beider Freunde: Critische Betrachtungen über die deutsche Schaubühne. Die Schlegel, Hagedorn, Gleim auf Bodmers Seite. Freimüthige Nachrichten. Die Verfasser der Bremer Beiträge, darunter Gellert und Rabener, für Bodmer. Dessen Sieg. — Herausgabe von Canitz, Wernike, Opitz. Neue Auflage der Diskurse.

11. **Bodmer der Geschichte zugewendet** . . . . . 140—144
Bodmers Vorbereitung zur epischen Poesie. Auftrag zur Bearbeitung der Schweizergeschichte und Entziehung des Auftrags. Deutsche Gesellschaft in Zürich. Hirzel und Schultheß, Bodmers Sendlinge nach Deutschland.

12. **Bodmers Theilnahme und Bemühungen für Klopstock** . . . 144—154
Nach schwankendem Urtheil schenkt Bodmer zuerst Klopstocken Anerkennung. Uebereinstimmung Beider. Klopstock an Bodmer. Dessen Bewunderung und Bemühungen für den jungen Dichter. Wafer über Klopstock.

13. **Bodmers Noachide** . . . . . 154—163
Ursachen zur Wahl dieses Gegenstandes. Inhalt des Gedichtes. Hoffnungen des Dichters. Herder über die Noachide. Verhältniß zur Messiade. Bodmers Geheimthuerei.

14. **Bodmer ladet Klopstock nach Zürich** . . . . . 164—169
Klopstocks Freude über die Einladung. Bodmers Entzücken über den Erwarteten. Die Enttäuschungen. Die fröhlichen Jünglinge.

15. **Klopstocks Fahrt auf dem Zürichsee** . . . . . 169—177
Hirzels und Klopstocks Briefe über die Seefahrt.

16. **Die Entfernung und die Versöhnung** . . . . . 177—186
Klopstocks Leben in Zürich. Bodmers Brief darüber an Zellweger. Klopstocks Bruch; Bodmers bleibendes Wohlwollen. Sack verlangt die Versöhnung. Klopstocks Erinnerung an die Schweiz.

17. **Bodmers weitere Patriarchaden** . . . . . 186—191
Bodmers Briefwechsel mit seinen Freunden. Reihe der Patriarchaden. Angriffe der Gottschedianer dagegen. Bodmers Kalliope. Gegen die Anakreontiker.

18. **Bekanntschaft Bodmers mit Wieland** . . . . . 191—196
Wieland wendet sich an Bodmer. Dessen Vorsicht. Gegenseitiges Verhältniß. Wielands Benehmen in Zürich. Dessen Arbeiten.

Seite

19. **Wielands Verbindungen in Zürich** . . . . . 196—203
Wielands Freundinnen. Seine platonische Liebe. Bodmers Spott darüber. Wielands pädagogische Bestrebungen. Seine Freunde.

20. **Ferneres Verhältniß zwischen Bodmer und Wieland** . . . 203—206
Wieland wird ein Anderer. Kommt nach Bern. Bleibende Verehrung für Bodmer.

21. **Bodmer der Vater der Jünglinge** . . . . . 206—209
Bodmers Liebe zur Jugend. Kleist in Zürich. Bodmer im Kreise der jungen Zürcher. Politische Unterhaltungen.

22. **Bodmer für die Poesie des Mittelalters** . . . . . 209—217
Bodmers Urtheil über die Hohenstaufische Zeit. Sein Glück in Auffindung alter Handschriften. Proben aus der Manessischen Sammlung. Gottscheds Wetteifer mit Bodmer für die alten Dichter. Bodmers Bearbeitungen. Herausgabe von Boners Fabeln durch Breitinger. Sammlung der Minnesinger. Herder über Bodmers Verdienst. Dessen Anregungen.

23. **Bodmers Schauspiele** . . . . . 217—223
Beginn des Greisenalters. Sein Gegensatz gegen die neuere deutsche Literatur, besonders gegen Lessing. Bodmers dramatische Versuche; seine Absicht mit denselben; ihr Mißlingen. Ursprung seiner politischen Schauspiele.

24. **Bodmers Arbeiten für die Jugendbildung** . . . . . 223—230
Bodmers Ansichten über Luthers Verdienste um die deutsche Sprache. Historische Schriften für die Jugend. Uebersetzungen der Bodmer'schen Schule. Steinbrüchel, Tobler, Waser, Schultheß. Bodmers Bemühungen für alt-englische Poesie.

25. **Bodmer als Bürger** . . . . . 230—235
Seine Freisinnigkeit. Für Rousseau. Gedanken für eine Bildungs-Anstalt schweizerischer Staatsmänner. Anregung zum Grebel'schen Handel; für politische Vorlesungen. Für Preßfreiheit. Theilnahme für Pfarrer Waser.

26. **Bodmers religiöse Ansichten** . . . . . 236—238
Bodmers wachsender Liberalismus. Feindseligkeit gegen Lavater.

27. **Bodmers Freunde im Alter** . . . . . 238—246
Breitinger, Heidegger, Sulzer. Bodmers jüngere Freunde in der Schweiz; in Deutschland. Seine letzte Zeit und sein Vermächtniß.

28. **Bodmers Wirksamkeit** . . . . . 246—247

IV. Sulzer.

1. **Sulzer in Magdeburg und Berlin** . . . . . 248—253
Sulzers Persönlichkeit und erzieherische Bestrebungen. Versetzung nach Magdeburg. Anwendung der Wolfischen Philosophie auf die Pädagogik. Sein Leben in Berlin. Religiöse Richtung. Mitglied der Berliner Akademie.

Seite

2. **Sulzer für die Kunst** . . . . . 253—262
Sulzers Verehrung für Bodmer. Verdienste um seine Landsleute. Allgemeine Theorie der schönen Künste: deren Zweck. Zustand der Kunst zu seiner Zeit. Freunde und Gegner. Sulzers Einfluß auf die Künstler. Blankenburg und Manso, Sulzers Fortsetzer.

3. **Sulzers einflußreiche Stellung** . . . . . 262—266
Friedrichs des Großen Wohlwollen für Sulzer. Des Königs Liebe zu den Schweizern. Sulzers pädagogische Wirksamkeit. Sein Reisetagebuch. Herders Urtheil über Sulzer.

V. Hirzel.

1. **Hirzels gemeinnützige Bestrebungen** . . . . . 267—274
Zürichs geistiges Leben und Gemeinnützigkeit. Hirzel der Menschenfreund. Die sentimentale Rhetorik der Schweizer. Hirzels Wirken in der naturforschenden Gesellschaft. Einfluß auf die Landwirthschaft. Kleinjogg, erstes Volksbuch dieser Art. Ueber Volkserziehung.

2. **Hirzels Biographien** . . . . . 274—279
Biographie von Zellweger. Hirzels Mitwirkung für die helvetische Gesellschaft; deren Geist. Biographien Blaarers und Sulzers. Denkreden auf Heidegger und Joh. Geßner. Ueber wahre Religiosität. Sein Bruder Salomon.

VI. Ludwig Meyer von Knonau.

Rudolf Wertmüller. L. Meyer Bodmers Schüler. Art seiner Fabeln. Naturstudien. Meyers Gedichte von Herder benutzt . . . . 280—282

VII. Salomon Geßner.

1. **Dichter und Künstler zugleich** . . . . . 283—287
Sein komisches Talent. Geht aus der Buchhandlung zur Malerei über. Freundschaft mit Ramler, Hagedorn, Kleist. Eigenthümlichkeit seiner Poesie.

2. **Geßners Idyllen** . . . . . 287—293
Geßners Daphnis. Sein poetischer Standpunkt; seine Natur- und Lebensanschauung. Geßners frühere Idyllen. Schillers und Herders Urtheil darüber.

3. **Der Tod Abels** . . . . . 293—298
Der glücklichste Schüler Bodmers. Der erste Schiffer. Mißlungene Schauspiele. Weitere Idyllen, darunter eine Schweizeridylle. Geßners kurze Dichterzeit; Künstler sein ganzes Leben. Seine Gedanken über Landschaftmalerei.

VIII. Zimmermann.

1. **Zimmermann, ein Repräsentant der Sturm- und Drangzeit** . 299—304
Zimmermann Schüler Hallers. Dessen Biographie. Gebildet nach französischen Schriftstellern. Vom Nationalstolz. Erfahrungen in der Arzneikunst.

Seite

2. **Zimmermanns Geltung** . . . . . 305—310
Ruf nach Hannover. Die Einsamkeit und deren Inhalt. Ueber Friedrich den Großen.

IX. Iſelin.

1. **Iſelins vielſeitige Bildung** . . . . . 311—316
Iſelin mit franzöſiſcher und deutſcher Literatur gründlich bekannt. Patriotiſche Träume eines Menſchenfreundes. Ueber die Handelſchaft. Rathſchreiber. Philoſophiſche und politiſche Verſuche. Vermiſchte Schriften.

2. **Iſelin, der Menſchenfreund** . . . . . 316—321
Seine Geſchichte der Menſchheit. Bedeutung ſeiner Gelegenheitsſchriften. Ephemeriden. Wirkſamkeit des Menſchenfreundes.

X. Lavater.

1. **Lavaters Entwicklung und Bildung** . . . . . 322—326
Lavaters hervorſtechende Eigenſchaften. Hat das Weſen ſeiner Mutter. Frühe Frömmigkeit und Gebetskraft. Zum Geiſtlichen beſtimmt. Bodmers Einfluß auf ihn.

2. **Lavaters frühe Thatkraft** . . . . . 326—333
Lavaters Anklage gegen Grebel. Beſuch in Berlin. Aufenthalt bei Spalding. Angriff auf Bahrdt. Gehoben durch Klopſtock. Der Erinnerer. Lavaters erſte Poeſien. Pſalmenüberſetzung. Die Schweizerlieder.

3. **Lavaters neue Bahnen** . . . . . 333—342
Ausſichten in die Ewigkeit; Eindruck auf Herder. Mendelsſohn und Lichtenberg. Geheimes Tagebuch. Phyſiognomik. Lavaters Menſchenkenntniß und Gotteserkenntniß.

4. **Lavater, der Chriſt** . . . . . 342—348
Lavaters vermiſchte Schriften. Sein Chriſtusglaube und ſeine dogmatiſche Unbefangenheit. Nicolai und Semler. Ueber philoſophiſches Chriſtenthum.

5. **Angriffe auf Lavater** . . . . . 348—354
Widerſtand in Zürich. Hottinger, Bodmer. Poetiſche Erklärung gegen die Schwärmerei. Stillſtand in Lavaters Ideenkreis. Pontius Pilatus.

6. **Wachſender Kampf** . . . . . 354—358
Macht von Lavaters Wirkſamkeit. Herzenserleichterung. Die 44 Theſen über Religion und Chriſtenthum. Die Gegner Reinhold, Nicolai. Rechenſchaft an ſeine Freunde.

7. **Lavater, der Dichter** . . . . . 358—368
Chriſtliche Lieder. Abraham und Iſaak. Jeſus Meſſias. Joſeph von Arimathea. Das menſchliche Herz. Poeſien. Gereimte Gedichte

8. **Lavaters Briefe** . . . . . 369—373
Deren Vorzüge und Eigenthümlichkeit. Lavaters Erziehungsſchriften.

9. **Lavater für das Volk** . . . . . 373—377
Perſönliches Wirken auf das Volk. Privatbriefe von Paulus und Saulus. Worte Jeſu. Gedanken über Religion und Chriſtenthum. Lavater als Beter. Handbibel für Leidende.

Seite

10. **Lavater als Prediger** . . . . . 377—381
Jonas. Kleinere Schriften. Predigten über Philemon.

11. **Lavater als Bürger** . . . . . 381—387
Predigten während der Revolution. Christliche Belehrungen. Wort eines freien Schweizers an die große Nation. Freimüthige Briefe über das Deportationswesen.

12. **Lavaters Freunde** . . . . . 387—395
Die beiden Heß. H. Füßli. Zimmermann. Stolz. Häfeli. Pfenninger. J. J. Heß. Herder. Klopstock. Goethe.

13. **Lavaters Charakter** . . . . . 395—400

XI. Pestalozzi.

1. **Pestalozzi's erste Richtung** . . . . . 401—413
Lavater und Pestalozzi. Einflüsse auf Pestalozzi's Jugendleben. Frühe und unglückliche politische Betheiligung. Pestalozzi als Landwirth auf dem Neuenhof. Baldige ökonomische Zerrüttung. Die Armenschule. Mittheilungen darüber. Ihr Ende.

2. **Pestalozzi's Noth und Ruhm** . . . . . 413—424
Pestalozzi's Verlassenheit. Abendstunden eines Einsiedlers. Lienhard und Gertrud. Christoph und Elise. Ein Schweizer-Blatt. Ueber Gesetzgebung und Kindermord.

3. **Pestalozzi während der Revolution** . . . . . 424—432
Pestalozzi im Anfang der Revolution. Figuren zum ABC-Buch. Nachforschungen. Pestalozzi findet Beachtung im Auslande. Französischer Bürger. Bekanntschaft mit Nicolovius. Pestalozzi's Theilnahme an der Revolution. Politische Broschuren. Mißkredit. Ich will Schulmeister werden!

4. **Pestalozzi als Erzieher** . . . . . 432—437
Aufenthalt in Stanz. In Burgdorf. Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. Buch der Mütter.

5. **Pestalozzi in Iferten** . . . . . 437—447
Pestalozzi's Reden an sein Haus. Seine Gehülfen. Schriften über das Institut. Die Armenschule.

6. **Pestalozzi's letzte Jahre** . . . . . 447—451
Pestalozzi's Rückkehr auf den Neuenhof. Lebensschicksale. Schwanengesang.

7. **Pestalozzi's Persönlichkeit** . . . . . 451—458

XII. Johannes Müller.

1. **Müllers frühe Entwicklung** . . . . . 459—464
Müllers Beruf als Historiker. Vorarbeiten zur Schweizergeschichte. Freundschaft mit Bonstetten.

2. **Müller in Genf** . . . . . 464—469
Bei Tronchin, Kinloch. Reisen durch die Schweiz. Erster Band der Schweizergeschichte.

Seite

3. **Müller im Ausland** . . . . . 469—474
Reisen der Päbste. Rückkehr nach der Schweiz.

4. **Müller in Mainz** . . . . . 474—479
Der Fürstenbund. Sendung nach der Schweiz. Seine politische Stellung.

5. **Müller in Wien** . . . . . 480—486
Politische Schriften. Müllers Verhalt während der Revolutionsjahre in Beziehung auf Deutschland und die Schweiz. Müllers Freunde in Wien.

6. **Müller in Berlin** . . . . . 486—491
Verhältniß zu Herder. Müllers Bemühen zur Vereinigung von Oestreich und Preußen. Müller nach der Schlacht bei Jena. Friedrichs Ruhm.

7. **Der Sturm gegen Müller** . . . . . 491—500
Grimm von Gentz. Trauer von Perthes. Müllers Lage und Gesinnung. Seine Freunde: Fichte, Goethe, A. v. Humboldt, Schrötter, Stein.

8. **Müller in Cassel** . . . . . 500—506
Staatssekretair. General-Direktor des Unterrichts. Kampf gegen die Raubsucht der Franzosen. Müllers religiöse Richtung. Amtslast und deren Unerträglichkeit. Sein Tod.

9. **Müllers Schweizergeschichte** . . . . . 506—513
Ihre Mängel. Ihre Vorzüge.

10. **Müllers Briefe** . . . . . 513—519
Briefe an die Seinigen. An Bonstetten, Füßli. — Müllers Schüler: Bonstetten, J. G. Müller.

11. **Müllers Persönlichkeit** . . . . . 519—525

XIII. Martin Usteri.

Usteri ein Zögling der Bodmer'schen Schule. Seine poetischen Bestrebungen. Seine poetischen und malerischen Darstellungen des Mittelalters. Seine Handhabung der Mundart. Geschickter Gebrauch der Sprache des Mittelalters . . . . . 526—532

XIV. Salis.

Der fremde Kriegsdienst macht Salis zum Dichter. Sehnsucht und Wehmuth. Seine vaterländische Gesinnung . . . . . 533—536

Schluß 536

Einleitung.

Es giebt kein Land der Erde, in dem auf einem kleinen Flächenraume so viel Mannigfaltigkeit und Abwechslung, so viel Großartiges und Liebliches in der Natur zu finden wäre, gleich der Schweiz. Dieses reiche und wunderbare Land hat zu allen Zeiten das Gemüth und den Geist seiner Bewohner mächtig bewegt und angeregt und daher auch scharf ausgeprägte, eigenthümliche Menschen hervorgebracht. Denn ein Land, dessen Himmel rauh ist, wo Berg und Thal jeden Schritt mühsam macht, wo der Mensch in einen schweren Kampf mit den Elementen verflochten ist, schafft ein starkes und streitbares Volk. Zugleich aber giebt ein Leben, welches stets von den Gefahren und Schreckniſſen plötzlich losbrechender Naturkräfte bedroht ist, ruhigen Blick, Geistesgegenwart und Festigkeit. Wo zudem die Arbeit mühsam ist und einer kargen Natur mit aller Anstrengung nur einen spärlichen Lohn abzuringen vermag, können die Menschen nicht anders als fleißig, haushälterisch und einfach werden. Voraus aber weckt der Anblick einer übergewaltigen und erhabenen Natur frommes Gefühl und gottvertrauenden Sinn. Dazu kommt, daß die Theilnahme am öffentlichen Leben, das Mitsprechen und Mithandeln in den Angelegenheiten des Staates und der Gemeinde, das Gefühl glücklicher Freiheit giebt, das durch die ruhmreichen Erinnerungen früherer Jahrhunderte gehoben wird: so daß ein nationales Bewußtsein und Selbstgefühl alle Schichten des Volkes durchdringt und alle Glieder desselben sich in freudiger und opferbereiter Gemeinschaft fühlen.

Dieses schweizerische Bergland, von so bestimmt gezeichneten Naturgränzen umschlossen, liegt aber zugleich im Herzen von Europa, in der Mitte zwischen drei großen Nationen, und steht mit seinen Nachbarn in vielfachem Gewerbsverkehr; daher wußte auch der muthige und unternehmende Geist der Schweizer durch diese Berührungen mit den Nachbar-

völkern sich mannigfaltigen Gewinn anzueignen und seinen Gesichtskreis zu erweitern, während zugleich durch Landesbeschaffenheit und Verfassung die äußere und innere Unabhängigkeit der Schweiz sich entwickelte. Daher zeigt sich die Sinnesart des Schweizervolkes zu allen Zeiten kühn und beharrlich, thatkräftig und nach Außen gerichtet. Mit scharfem Verstand erkennt und faßt der Schweizer sein Ziel, wählt mit ruhiger Umsicht die Mittel zu demselben und erreicht es durch Entschlossenheit und zähe Willenskraft. So zeichnet sich die Schweiz, wie einst durch das Waffenhandwerk, so jetzt durch ihre Gewerbsthätigkeit aus. Zu jenem eignete sich der Schweizer durch Einfachheit und Abhärtung, durch Ordnung und Treue; dagegen besaß er wenig von der Romantik ritterlichen Geistes. Wie der kluge, nüchterne erste Habsburger, von klarem Blicke und entschlossenem Geiste, sich zu den frühern Kaisern verhält, so stellt er in seinen charakteristischen Eigenschaften die eigenthümlichen Merkmale des Schweizers im Verhältniß zum allgemeinen deutschen Wesen dar. Im Drange des Schaffens und Wirkens tritt in der schweizerischen Individualität der in sich geschlossene, kontemplative Sinn mehr zurück und bietet daher für die Literatur einen minder günstigen Boden. Die Aufforderung zu literarischen Schöpfungen muß in den unmittelbaren Verhältnissen des Lebens liegen und auf dasselbe zurückwirken; dadurch erhält aber die geistige Schöpfung auch wieder eine bestimmt ausgeprägte und ansprechende Eigenthümlichkeit. Die reiche und große Natur der Schweiz regte daher vor Allem die Naturforschung an und bildete und erzog zu allen Zeiten berühmte Naturforscher, unter denen Konrad Geßner, Scheuchzer, Haller u. s. w. nicht nur Zierden der Wissenschaft, sondern auch des ganzen Vaterlandes sind. Aber noch reicher und eigenthümlicher belebte die freie Schweiz zur Geschichtsforschung, in einer Ausdehnung und Freudigkeit wie in keinem andern Lande: aus der Mannigfaltigkeit dieser Geschichtsforscher treten Tschudi und Müller so epochemachend hervor, daß sie den Nachfolgern auf diesem Gebiete zu besonderer Ermunterung dienen. Ferner zeichnete sich die Schweiz zu allen Zeiten durch eine alle Verhältnisse durchdringende, einfache, im praktischen Leben sich bewährende Frömmigkeit aus, deren Vielseitigkeit, anregende Kraft und Nachhaltigkeit sowohl in den alten Gottesfreunden Basels als in dessen gegenwärtiger, in weiten Kreisen wirksamer Centralstellung für Erweckung christlichen Lebens, sowohl in Zwingli als in Lavater ihren Ausdruck findet.

Allein die nationale Eigenthümlichkeit wie die besonderen Ortsver-

hältniſſe brachten es mit ſich, daß die Schweiz dem allgemeinen Verkehre und der geiſtigen Mittheilung mit Deutſchland zu ferne ſtand, als daß in ihrem Gebiete eine ſchulgerechte und kunſtmäßige Literatur hätte erblühen können. Daher die Schweiz, mit Ausnahme des Baſlers Konrad von Würzburg, keinen der bedeutendern Sänger weder der Minne noch der Sage mit Sicherheit in Anſpruch nehmen kann. Was hingegen aus der eigenthümlichen Art des Volkes, aus ſeinen Schickſalen und ſeinen bürgerlichen Zuſtänden hervorwuchs und die ganze Friſche und Individualität ſchweizeriſchen Volkslebens zeigte, die Kriegslieder der frühern Zeit und die Schauſpiele der Reformationszeit, dieſe bedeutenden Zeichen für das eigenthümliche Geiſtesleben der Schweiz, wurden doch erſt in neuerer Zeit in weitern Kreiſen bekannt und beachtet. Die Reformation, welche die evangeliſchen Städte der Schweiz zu einem vorher unbekannten Aufſchwung und in vielfache geiſtige Gemeinſchaft nicht nur mit den Konfeſſionsgenoſſen Deutſchlands, ſondern auch Hollands, Frankreichs, Englands, Polens und Ungarns brachte, und dieſelben, wie zu einem weitverzweigten Geſchäftsverkehr, ſo zum Austauſch der Gedanken und zu gemeinſamen Beſtrebungen veranlaßte, förderte gleichwohl den deutſchen Schriftverkehr wenig. Denn elegante Lateiner, wie Zwingli und Bullinger, handhabten die deutſche Sprache mit einer Unbeholfenheit, daß weder von ihnen noch von ihren Zeitgenoſſen irgend eine deutſche Schrift ein Volksbuch hätte werden, geſchweige denn die Gränzen der Heimat überſchreiten können. Während in Deutſchland Luthers Bibelüberſetzung und das Kirchenlied die Grundlage einer ſich reinigenden und veredelnden Sprache und Literatur bildeten, war in der Schweiz der anmuthige Ton der Dichtung früherer Zeit längſt verklungen und der ſtereotype Pſalmengeſang erſtickte den dichteriſchen Geſtaltungstrieb und die Entwicklung der Sprache im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert. Daher kam in dieſer Zeit die deutſche Sprache in keinem Lande deutſcher Zunge weniger in Anwendung als in der Schweiz: denn nicht nur die Theologen ſchrieben lateiniſch, ſondern auch die Mathematiker und Naturforſcher, die Bernoulli und Euler, die Scheuchzer und Muralt, oder man bediente ſich, um einer Schrift populäres Intereſſe zu geben, der franzöſiſchen Sprache. Nur der Letzte, Johannes Muralt, begann im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts populäre Schriften, wie ſeinen „Eidgnößiſchen Luſtgarten“ (1715) und „Eidgnößiſchen Hausarzt“ (1716) in deutſcher Sprache abzufaſſen. Der allgemeine Einfluß franzöſiſcher Sprache und Sitten jener Zeit war bei den

nähern Beziehungen zwiſchen Frankreich und der Schweiz hier um ſo größer, indem der franzöſiſche Kriegsdienſt, die franzöſiſche Erziehung der höhern Stände und die franzöſiſche Umgangsſprache in der Schweiz zu einer überwiegenden Herrſchaft der franzöſiſchen Literatur führen mußte.

In dieſem Verhältniß trat im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts eine Aenderung ein. In den evangeliſchen Städten der Schweiz war man um dieſe Zeit weniger geneigt, ſich den ſteigenden Uebermuth des franzöſiſchen Hofes gefallen zu laſſen: man war unzufrieden, eben ſowohl über die zunehmende Verminderung des Soldes für den Kriegsdienſt, als über die vertragswidrigen Zollbeläſtigungen; namentlich aber ſteigerte die Theilnahme, der Schutz und die Hülfe für die verfolgten franzöſiſchen Proteſtanten die Abneigung. Hauptſächlich aber trat ſeit dem Toggenburger Kriege und dem Sonderbündniß Frankreichs mit den katholiſchen Ständen eine bleibende Entfernung und Mißſtimmung der evangeliſchen Orte gegen den franzöſiſchen Einfluß ein. Daß es letztern gelungen war, jenen Krieg durch höchſte Anſtrengung und raſche That glücklich und ſiegreich zu beendigen und die Einmiſchung und Intriguen der großen Mächte fern zu halten, das erzeugte in den evangeliſchen Städten eine Zuverſicht und ein Unabhängigkeitsgefühl, ähnlich denjenigen Erſcheinungen, wovon wir in unſern Tagen Zeugen geweſen ſind. Ein freudiger Freiheitsſtolz und eine feurige Liebe zum Vaterlande hob die Bruſt des Schweizers und erneuerte in ihm die Gefühle der Heldenzeit. Die nächſte Frucht war, daß in Zürich und Bern eine überlegene Parthei ſiegte, welche den franzöſiſchen Kriegsdienſt ein halbes Jahrhundert lang, ungeachtet aller Schmeicheleien und Verſprechungen, zurückwies und damit zugleich auch einen Gegenſatz gegen franzöſiſche Sitte und Lebensweiſe hervorrief. Dieſe politiſchen Verhältniſſe fielen in eine Zeit, wo, namentlich durch J. Jakob Scheuchzer angeregt, ein eifriges Studium der Natur des Schweizerlandes begann, welches allmählig die Liebe zum Vaterlande von einer neuen Seite belebte. Während bisher das wilde Gebirge und das rauhe Klima als ein Hinderniß eines behaglichen und ſorgloſen Lebens gegolten, ſchauten jetzt die Schweizer mit Stolz und Bewunderung auf ihre ſchneebedeckten Berge, die Schutzwehren gegen fremde Feinde und fremde Sitten. Wie man aber mit Vorliebe die Eigenthümlichkeiten der Natur und des Landes erforſchte, ſo wurde man auch mit Selbſtgefühl der Eigenthümlichkeit des Volkes gewahr. Nachdem die Schweizer lange ihres Urſprungs vergeſſen und ſich zu Dienern eines

Jeden, der sie dingen wollte, erniedrigt hatten, konnte nun Haller die Frage, warum die Schweizer vor allen Sterblichen ihrem Vaterlande so über die Maßen ergeben seien, zwar unter der Form des Zweifels aber im bestimmten Nationalgefühl beantworten: „Wohl darum, weil das Vaterland frei, für seine Bürger einzig besorgt, mit Blut und Leben verbunden und um keinen Preis feil ist?“ Mit dieser Liebe zu Land und Volk erneuerte sich die Anerkennung und Werthschätzung des republikanischen Lebens. Aller Orten begann mit neuer Lust die Forschung nach der vaterländischen Geschichte, in der die Vaterlandsliebe und die Anhänglichkeit an die vaterländischen Verfassungen neue Nahrung fand. Dieses vaterländische Interesse erweckte den Wunsch, auf das bürgerliche und geistige Leben durch schriftliche Belehrung einen günstigen Einfluß auszuüben. Allein weder in der französischen noch in der deutschen Literatur fand sich dafür ein Vorbild: letztere namentlich war so sehr eine servile Hofliteratur, daß die Schweizer sie mit Recht geringschätzen durften. Dagegen hatte England Schriftsteller, welche durch Würde und Ernst, freimüthiges Urtheil und tiefen Gehalt geeignet waren, die Theilnahme der gebildeten Schweizer zu gewinnen. Die Alten und die Engländer waren die Lehrer der jungen schweizerischen Schriftsteller im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts.

Auf der katholischen Schweiz lastete die Fessel des französischen Einflusses und der Jesuitenschulen. Obgleich es nicht an gelehrten und wohldenkenden Männern fehlte, welche aus diesen hervorgingen, so herrschte doch weder in den katholischen Städten der Schweiz noch in der großen Zahl reicher Klöster ein Geist, welcher vom neuen Leben des achtzehnten Jahrhunderts bewegt war, und noch weniger wurde an der Gründung einer vaterländischen Literatur Theil genommen. Nur Luzern machte eine Ausnahme, wo mitten im heftigsten Kampfe politischer Partheien die freie Forschung, wissenschaftlicher Geist und eidgenössischer Sinn sich Bahn brachen, vorzüglich durch den Vorgang von Franz Urs Balthasar. Dieser und seine Freunde bildeten das Band geistiger Gemeinschaft mit den evangelischen Städten.

In Zürich trafen mehrere Umstände zusammen, um einen für ein neues Geistesleben fruchtbaren Boden zu schaffen. Die Zürcher bewährten von jeher regen Sinn für mannigfaltige Wissenschaft und Kunst so wie für ausgedehnte Betriebsamkeit, von zutreffenden Institutionen begünstigt. Das bescheidene Karolinum, die mit dem Chorherren-Stifte zum Großen Münster verbundene Gelehrten-Schule, war

von der Reformation an eine wirksame Pflanzstätte geistigen Lebens. Diese Anstalt vereinigte die Selbständigkeit einer geschlossenen geistlichen Körperschaft mit einem regsamen wissenschaftlichen Eifer zur Ehre der Vaterstadt, und bewahrte einen weiten Gesichtskreis, indem auf der einen Seite praktische Geistliche, auf der andern Mathematiker und Naturforscher in ihren Verband gehörten. Wenn sich diese Schule der Aufnahme fremder Kräfte verschloß, so bewahrte sie dagegen durch Geschlechter hindurch die scharf ausgeprägte, ursprüngliche Individualität, welche durch den Wetteifer der Zürcher Gelehrten-Familien immer wieder frisches Leben erhielt. Denn aus den Geschlechtern Breitinger, Lavater, Hottinger, Schweizer, Heidegger, Ulrich entsproßten zu verschiedenen Zeiten mehrere vielseitig gebildete Theologen, denen die Naturforscher-Familien Geßner und Scheuchzer ruhmvoll zur Seite gingen. Die Regsamkeit des geistigen Lebens steigerte sich, indem in Zürich stets auch die Kunst ihre Pflege fand, namentlich durch die Künstler-Geschlechter Meyer, Keller, Füßli auf ausgezeichnete Weise gefördert. Diese stets neu aus der Stadt selbst hervorgehenden und sich gegenseitig ermunternden Kräfte, wo der Sohn am Vater oder Stammverwandten seinen Lehrer oder sein Vorbild fand, gleiteten als ein ungetrübter Strom in sicherm Beete von Geschlecht zu Geschlecht dahin. Zu dieser Regsamkeit auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst kam ein aus alter Zeit stammender, stets sich gleich bleibender, vielseitiger Geschäftsbetrieb, welcher sich gerade in solchen Berufszweigen kund that, die Nachdenken und Kunstgeschick erforderten. So war Zürich schon früh durch geschickte Waffenschmiede bekannt, deren Arbeiten namentlich auch in Italien geschätzt waren. Auch ein großer Theil der angesehenen Familien Zürichs wendeten sich mit Liebe und Energie dem Geschäftsleben zu. Dieses Alles, verbunden mit einer Verfassung, welche der Aristokratie so viel Spielraum ließ, daß Verdienst und Geist wirklich zu Ansehen und Würde gelangte, daneben aber in der ganzen Bürgerschaft das Gefühl der Freiheit rege erhielt und die mannigfaltigen Kräfte belebte, — dieses Alles erweckte im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in Zürich eine Vielseitigkeit geistiger Anregungen, welche die Grundlage einer neuen Zeit und einer merkwürdigen Geistesentwicklung wurden.

Bern war durch seinen zahlreichen, kriegerischen Adel und durch den Besitz der Waadt Frankreich, seiner Bildung und seinen Sitten zugewendet. Dagegen aber ist die innerste Art und Natur des Berners

in seiner ruhigen Kraft, in seiner Anhänglichkeit an althergebrachte Sitten und Gewohnheiten, in seiner Einfachheit und treuherzigen Geradheit ächt deutsch. Freilich der vorwiegend politische Sinn der Stadt Bern und die Vorliebe ihres Patriciats für das Landleben hinderte eine nähere und entschiedene Theilnahme für die Wissenschaft; daher wurde die Beschäftigung mit dieser gewöhnlich den Söhnen der Municipalstädte des Bernergebietes überlassen, so daß im Allgemeinen selbst die Geistlichkeit und Lehrerschaft der Hauptstadt dem Ursprunge nach den Aargauischen Landstädten angehörte. Allein in den seltenen Fällen, in welchen Berner sich für eine geistige Lebensaufgabe entschieden, geschah es mit einer Geisteshoheit, Großartigkeit und Kraft, daß in der Arbeit und den Bestrebungen der Wenigen die eigenthümliche Würde und Gediegenheit Berns einen entsprechenden Ausdruck fand, wie z. B. in der tiefen und aufopferungsvollen Frömmigkeit der Freunde Zinzendorfs, Friedrich von Wattenwyl und Beat Ludwig von Muralt, welch letzterer durch seine in französischer Sprache geschriebenen Werke, besonders seine „Briefe über die Engländer und Franzosen" sich als einen der gebildetsten Männer seiner Zeit kund that. Voraus aber ist Haller in seiner geistigen Individualität auch der entschiedene Ausdruck des Berner Charakters. Mit besonderer Vorliebe wandte sich im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ein Theil des Berner Adels zur Geschichtsforschung, wie Isaak Steiger, Friedrich von Mülinen, Aler. Ludw. von Wattenwyl, Vincenz Bernh. Tscharner u. A. Diese Bestrebungen erweckten auch im nachbarlich befreundeten Solothurn Einzelne zur Nacheiferung.

Im Anfange des Jahrhunderts stand die Universität Basel noch in ihrem althergebrachten Ruhme der Gelehrsamkeit. Auch hier pflanzte eine Reihe berühmter Gelehrten-Familien die Wissenschaft von Geschlecht zu Geschlecht fort, und keine andere Schweizerstadt hat eine so große Zahl von Gelehrten aufzuweisen, welche, auf auswärtige Hochschulen berufen, Ruhm fanden. Die Werenfels und Wetstein trugen Basels wissenschaftlichen Ruhm noch in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hinein; und die Bernoulli, Euler, Hermann, Battier, Iselin gaben dem Namen ihrer Vaterstadt einen neuen Glanz. Zugleich hatte sich in keiner Stadt der Schweiz so viel ehrbare, gediegene Bürgersitte erhalten wie in Basel, und es hatte sich vom Mittelalter an ein durchgehender Zug tiefer Religiosität mit dem öffentlichen und häuslichen Leben aufs innigste verbunden. Als dieser ernste

und tiefe Geist im vorigen Jahrhundert sich in größerm Maßstabe dem Handel und dem Gewerbe zuwandte, so geschah Solches mit einem Erfolge, der Basel ein weitverbreitetes Ansehen gab und zugleich die Mittel und die Grundlage für die reiche Entfaltung des wissenschaftlichen Geistes in der Gegenwart. Eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit Basels ist der Geist fester innerer Gemeinschaft, in Folge dessen die durch gleiche Gesinnung und Aufgabe Verbundenen unter sich durch ein so inniges Band umschlossen sind, daß solches auch nach Außen in weitem Kreise einen Kern und anziehenden Mittelpunkt bildet. Diese Eigenthümlichkeit hatte sich in hohem Grade in Isaak Iselin verkörpert, welcher seiner Zeit nicht nur für die Schweiz, sondern auch für Süddeutschland und das benachbarte Frankreich der anregende Mittelpunkt für menschenfreundliche Vereine und in thatsächlichen Leistungen auf diesem Gebiete unter allen Schweizern der Einsichtigste und Glücklichste war.

Schaffhausen, nach Art und Richtung in mehrfacher Beziehung mit Basel verwandt, hatte zu allen Zeiten neben einem angenehmen geselligen Umgange die Pflege der Wissenschaften geübt und daher eine Reihe nennenswerther Geistlicher, Aerzte und Naturforscher hervorgebracht, so daß die bedeutenden Kräfte, welche im vorigen Jahrhundert und bis auf die Gegenwart aus dieser Stadt hervorgegangen sind, in den geistigen Zuständen dieser selbst ihre Grundlage gefunden haben.

Die Geistesfrische und Thatkraft, welche die Stadt St. Gallen charakterisirt, offenbarte sich mehr in einem steigenden Flor des Geschäftslebens, als in der Stille der wissenschaftlichen Forschung. Wo indessen diese sich geltend macht, stellt sie sich in sehr eigenthümlichem Gepräge dar. Für das achtzehnte Jahrhundert ist es bezeichnend, daß die beiden nennenswerthesten St. Galler, Zollikofer und Jak. Wegelin, nicht nur der Heimat entfremdet wurden, sondern auch in ihren Schriften den heimatlichen Grundzug verloren.

Wie enge indessen der Gesichtskreis war, von welchem im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die literarischen Bestrebungen der Schweizer ausgingen und welche Schwierigkeiten daher zu überwinden waren, zeigt am deutlichsten das damalige literarische Vereinswesen*). Eine freie Kundgebung der Gedanken über bürgerliches Leben, Sitten

*) Die folgenden Angaben sind Bodmers schriftlichem Nachlasse auf der Stadt-Bibliothek in Zürich enthoben, mit Ergänzungen aus handschriftlichen Mittheilungen der Zellwegerschen Bibliothek in Trogen.

und Gesellschaft war in jener Zeit nicht leicht, wo der Staat eben so furchtsam und streng über die Unantastbarkeit der politischen Zustände wachte, als die Kirche über die religiösen. Bei dem bestehenden Gegensatze der aufstrebenden Jugend gegen Frankreich bot indessen Deutschlands Vorgang einen Weg an, welcher auch in der Schweiz, ohne Mißtrauen zu erwecken, betreten werden durfte. Leipzig und Hamburg hatten seit Anfang des Jahrhunderts Vereine zur Pflege der deutschen Sprache gebildet, unter dem Namen „deutschübende Gesellschaft." Dazu kam das Beispiel von Addisons „englischem Zuschauer", um auf das unpartheiische Feld moralischer Erörterungen zu führen. Dadurch ermuntert begannen die jungen Zürcher, Bodmer und Breitinger die „Diskurse der Maler", wofür sie auch einige ältere Männer, wie in Bern Professor Altmann, in Zürich die Professoren Hagenbuch und Lavater und die Juristen Kasp. Hirzel, Landschreiber, und J. Jak. v. Schwerzenbach herbeizogen. Alle Donnerstage und Samstage Nachmittags kamen die nächst Betheiligten bei Bodmer auf seiner „Neuenburg", wie er sein neues Haus auf der Platte nannte, zusammen. Allein die frischen Jünglinge mußten in ihrer Zueignung an den Verfasser des englischen Zuschauers, Richard Steele, bekennen, ihre Diskurse seien nur in allgemeinen Ausdrücken abgefaßt und lassen sich nur selten und schüchtern auf Thatsachen ein. „Wir haben in der That eine schreckliche Menge unvernünftiger Urtheile, böswilliger Verdächtigungen, heftiger Angriffe und ungerechter und widersprechender Deutungen erfahren." Ein Freund schreibt ihnen, „er begreife nicht, wie ein guter Spektator in Zürich logieren könne, nicht als wenn es in der Schweiz an Materialien fehlen würde, sondern weil die Republiken einen solchen Menschen nicht leiden werden." Auch Dr. Laurenz Zellweger findet den Versuch bei einem Volke schwer, das „größere Ehre darein setze, sich gut zu schlagen, als gut zu denken." Namentlich machten die sonst wohlwollenden geistlichen Censoren den Jünglingen ihre Arbeit sauer. Bei einem Lobe der Tugend mußten sie hinzusetzen, — „die aus dem Glauben kommt." Die Feldmaus durfte nicht „à Dieu" sagen, sondern „Gehab' dich wohl." Gespräche aus dem Reiche der Todten wurden zu drucken verboten, damit über die Hölle nicht unbiblische Gedanken entstehen. — Bald kam noch die Eifersucht zwischen Zürich und Bern hinzu, so daß Altmann sich trennte und in Bern eine „Gelehrte Gesellschaft" mit einem besondern Organe, dem „Freitagsblatt", bildete. Professor Lauffer daselbst, von beiden Orten um

seine Mitwirkung angegangen, schreibt an Zellweger: „Wenn es einen Ort in der Welt giebt, wo die Freiheit zu schreiben verbannt ist, so ist es Bern. Man würde uns gerne, wenn man könnte, die Freiheit zu denken rauben. Außer daß die Sphäre hier zu klein ist und man keine Person abkonterfeien könnte, ohne daß gleich Jedermann sie kennte, so bald die Herren Schriftsteller partikularisieren wollten, würde man sie mit hundert Stockschlägen belohnen. Herr Altmann ist an der Spitze der hiesigen Gesellschaft. Sie mögen den Lohn für sich behalten. Die Zürcher Gesellschaft hat mich zwei Male eingeladen, ihr beizutreten; ich habe ihnen einfach meine Meinung gesagt, daß ihr Styl mir nicht gefällt und daß sie die Kunst nicht haben, durch eine einfache und natürliche Manier zu gefallen." — Die Zürcher Gesellschaft dauerte zwei, die Berner vier Jahre, worauf sich an deren Statt ein neuer Verein zusammenthat, welcher die „Diskursen der verneuerten Bernerischen Spectateurs-Gesellschaft" (1725) herausgab, aber bald wieder verschwand. — Vom Jahre 1732 an begann Gottsched als Haupt der deutschen Gesellschaft in Leipzig seinen Einfluß auf die Schweiz auszuüben, indem, von ihm angetrieben, zuerst Professor Spreng in Basel für Errichtung einer „helvetischen Gesellschaft" bemüht war, unterstützt von Drollinger, wobei als Mitgehülfen für Reinigung der deutschen Sprache von jenem genannt werden „der berühmte Wettstein, ein gewisser Herr Schweighäuser, die Herren Professor Stähelin, Nik. Bernoulli, Hofrath Cellarius", mit der Beifügung: „Diese haben jedoch nichts geschrieben, die Literatur betreffend."

Im entschiedenen Gegensatze gegen französisches Wesen entwickelte sich nun ein besonderer Eifer in Bern. Gabriel Hürner, nachheriger Pfarrer an der Nydeckkirche, ebenfalls von Gottsched angeregt, brachte i. J. 1739 eine „deutsche Gesellschaft" zu Stande. Er schreibt dießfalls an Bodmer: „Es sind noch nicht acht Jahre (Hallers Gedichte kamen 1732 heraus), daß der Geschmack für die Dicht- und Redekunst hier eine unbekannte Sache oder ein Laster gewesen ist. — Man ist hier zum Gehorsam weit geschickter als bei Ihnen. Die Bürgerschaft ist klein, und der größte Theil derselben genießet von den Einkünften des Standes, oder suchet davon zu genießen, und hat in seinen Freunden und Verwandten, die am Ruder sitzen, eine Art von Vergnügen und Verbindung, die ihm nicht zuläßt, etwas Literarisches vorzunehmen." Von der deutschen Gesellschaft berichtet Hürner: „Unter denen, die man zu diesem Geschäfte die Besten zu sein geglaubt, haben sich dazu zehn gefunden,

fünf unter den Geistlichen und eben so viele von den Weltlichen. Von den ersten sind Professor Altmann, Prof. Kilchberger, Kandidat Wolf, Inselprediger Freudenberger und ich. Von den Weltlichen haben wir die trefflichsten von ungefähr unserm Alter, die den größten Weg in der Republik machen werden. Junker Schultheiß Tscharner im äußern Stand, Seckelschreiber Freudenrych, Sinner von Lenzburg, Ikr von Wattenwyl von Landshut, Straßeninspektor Herport." Altmann hat als Präsident die Gesellschaft mit einer Rede über den guten Geschmack in der Beredtsamkeit eröffnet. Sie versammeln sich alle Samstage Abends. Sie lesen theils die Schriften der Leipziger Gesellschaft, theils eigene Arbeiten; sie beschäftigen sich vorzüglich mit Uebersetzungen, theils aus den alten, theils aus den neuern Sprachen, fragen altdeutschen Schriften nach, veranstalten auch eine Sammlung „von allerhand schweizerischen Redensarten und Wörtern, weil sie besondere Begriffe ausdrücken, die der Deutsche nicht hat." Zugleich wird geklagt, daß man in Bern keine deutschen Bücher finde. Ein Beweis des zunehmenden Ansehens der Gesellschaft war, daß Isaak Steiger und Joh. Anton Tillier, beide später Schultheißen, Joh. Rudolf von Mülinen und selbst Haller derselben beitraten, so daß dieselbe mit den auswärtigen Mitgliedern, zu welchen auch Dr. Joh. Christoph Iselin und Professor Becker von Basel gezählt wurden, auf zwanzig stieg. Bodmer, damals mit Gottsched in gutem Vernehmen, wollte nicht beitreten, um nicht, wie er sagte, den Schein zu haben, als wenn die Schweiz sich Deutschland in dieser Gesellschaft gegenüberstellen wolle. Das von Altmann geleitete Organ der Gesellschaft war der „Brachmann". — Als heftige Gegner der deutschen Gesellschaft traten Samuel König und Samuel Henzi auf, wie es scheint, weil sie bei den Gliedern derselben nicht genug Anerkennung fanden, obgleich ersterer an Geist wie an gründlichen Studien über die deutsche Sprache allen andern jungen Bernern überlegen war. Der Letztere, durch sein unglückliches Ende bekannt, schreibt an Bodmer: „Ich verstehe keine Sprache minder als die deutsche." Auf bittere Weise spricht sich König über die Mitglieder der Gesellschaft aus: „So die Leipziger schlechte Leute sind, so sind diese noch zehn mahl schlechter, deren die meisten keine Studien haben, keiner arbeiten mag, keiner die geringsten Propädeutick, die zu einer solchen Unternehmung erfordert sind. Sie sind nicht im Stande weder einen schlimmen noch guten Vers zuwege zu bringen." Mit besonderm Eifer nimmt König den schweizerischen Dialekt

gegen die deutschen Schulmeister in Schutz. Unterdessen hatten die Beiden ein Spottgedicht gegen die deutsche Gesellschaft unter dem Titel „Salmis“ abgefaßt und anonym herausgegeben, und bemühten sich, eine Vereinigung zu Stande zu bringen, um gegen „die Priester der Unwissenheit regelmäßig Epigramme und Satyren zu schleudern. Allein sie müssen ihr Geheimniß bewahren, weil die Feinde ein Staatsverbrechen daraus machen wollen und die Censur in Händen haben.“ Der Gegenstand des leidenschaftlichen Streites beschränkte sich jedoch nicht auf die deutsche Sprache, sondern es mischte sich auch die Politik hinein, was nach einigen Jahren die Verbannung Henzis und Königs herbeiführte. Als dieser mit seinem Bruder das Vaterland verließ, küßten sie sich und machten ihrem Schmerze durch den Ausruf Luft: „Adieu, Bern, Palast der Reichen! Adieu, Bern, Spital der Armen! Adieu, Bern, Zuchthaus der ehrlichen Leute!“ Samuel König machte sich im Auslande als Mathematiker und Philosoph einen ehrenvollen Namen, so daß Lessing sich seiner Freundschaft berühmte. — Die deutsche Gesellschaft löste sich allmählig auf, als die jungen Patricier in öffentliche Aemter eintraten.

Im Jahre 1744 bildeten sich unter den Studirenden zu Zürich und Bern wiederum deutsche Gesellschaften, von denen jene die „wachsende“, diese die „vergnügte“ hieß. Als diese Jünglinge zu Männern herangereift waren, sammelte sie Bodmer vom Jahre 1755 an nebst Andern zu einem wissenschaftlichen Vereine, welcher für ihn das Glück seiner spätern Jahre ausmachte, für jene aber lehrreich und unvergeßlich war. — Schon im ersten Beginne des literarischen Vereinswesens hatte Bodmer an Laurenz Zellweger im freudigen Gefühl deutscher Gesinnung und in muthiger Kampfeslust gegen Voltaire geschrieben: „Wir halten es in den poetischen Glaubenssachen mit den orthodoxesten Lehrern und wir sind mit keinem geringern Eifer für die Verbesserung des Geschmacks eingenommen, als Luther, Calvin und Zwingli für die Reformation des evangelischen Glaubens gestritten. Vielleicht ist in den Sternen geschrieben, gleichwie die Reformation des Glaubens sich in der Schweiz zuerst geläutert hat, daß ebendaselbst auch die Vereinigung der Wohlredenheit den Anfang nehmen, und daselbst der Abgott des Geschmacks zuerst angegriffen und von seinem Altar heruntergerissen werden solle.“

So klein und enge diese äußern Veranstaltungen zur Gründung einer nationalen Literatur in der Schweiz waren und so sehr das Mißtrauen der Behörden dieselben überall darniederhielt, so war zu Anfang

des achtzehnten Jahrhunderts der Boden doch im Allgemeinen für eine neue Geistessaat günstig. Die aufstrebenden Geister fühlten sich berufen, das frische Nationalbewußtsein zu stärken und zu heben. Sie waren zum Voraus der Empfänglichkeit und der Theilnahme eines Publikums gewiß; es galt nur, die äußern Schwierigkeiten zu überwinden und den rechten Ton anzuschlagen. Was den Schweizern in dieser Zeit den Mund öffnete und zum Schreiben bestimmte, war zunächst weder Nachahmung noch Schriftsteller-Ruhm, sondern es war eine neuentzündete Begeisterung für ihr Vaterland und das Verlangen, ihren Mitbürgern zu nützen und wohlthätig in das bürgerliche und sittliche Leben einzugreifen. Sie wurden nicht durch den Einfluß einer von Außen wirkenden Schule zu Schriftstellern herangezogen; sondern wenn der Gedanke sie schon ergriffen und erfüllt hatte, zogen sie erst zur Beihülfe der äußern Gestaltung dieses oder jenes Muster zu Rathe. Alle schweizerischen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts sind daher in der Heranbildung für ihre besondere Lebensaufgabe und ihre eigenthümliche Thätigkeit Autodidakten gewesen. Die Schulen waren im Allgemeinen in der Beibringung positiver Kenntnisse zu mangelhaft, um den aufstrebenden Geistern die volle und befriedigende Nahrung zu geben, so daß sie in einsamer Selbständigkeit und Kraft heranwuchsen und daher durch den freithätigen Fleiß und die freudige Selbstbestimmung frühe zu charaktervollen Persönlichkeiten ausreiften. Hausitte und Schule legten ihnen zur Grundlage ihrer Bildung die Bibel und die Alten in die Hand. Jene gab den Einen derselben einen religiösen Grundton, der sie zu hervorleuchtenden Mustern und Stimmführern ihrer Zeit machte; die Andern aber bewahrten durch denselben, auch wenn eine philosophische Richtung sie gegen das christliche Bekenntniß gleichgültig gemacht, doch in Sitte und Rede eine Pietät, welche durch eine fromme Vergangenheit ihnen zum Gesetze geworden. Die Alten hinwieder übten auf jene jungen Schweizer einen eigenthümlich bildenden Einfluß aus, weil sie nicht nur die Schönheit der Sprache und die Wahrheit der Gedanken auf sich wirken ließen; sondern weil das ganze Leben der alten Welt, mit seinen republikanischen Einrichtungen, seinen großen Männern, seiner siegreichen Entfaltung, seinem heitern Glück die Gemüther mächtig ergriff, da jenen jungen Männern die Zeit gekommen zu sein schien, wo auch ihr freies Vaterland in der Entwicklung des Geistes dem Alterthum nacheifern könnte. So war die Einfalt und Würde der Patriarchenzeit und die strenge Sitte und

die Freiheitsliebe des republikaniſchen Alterthums das ſchöne Ziel, welchem die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit der Schweiz in Erziehung und Belehrung des Volkes entgegenführen wollte.

Ernſt und einfach, häuslich und genügſam, legt der Schweizer wenig Werth auf die Spenden der bloßen, müßig ausgeheckten Unterhaltungsſchriftſtellerei. Er hat ſich dieſelbe in neuerer Zeit durch die Mode zuführen laſſen, allein dem ſchöngeiſtigen Unterhaltungsſchriftſteller zollt er weder beſondere Achtung noch Dank. Daher iſt der eigentliche Roman ein dem ſchweizeriſchen Boden fremdes Produkt. Man hat freilich dieſes Geſchenk von Außen her angenommen, theils weil bedeutende Kräfte des Auslandes ſich mit ſolchen Aufgaben beſchäftigten, theils durch die allerwärts ſteigende Genußſucht. Allein der Sinn der Schweiz iſt ſo entſchieden auf das Wahre und Wirkliche, auf das Beſtandfähige und Erſprießliche gerichtet, daß kein ſolider Schweizer es wagen dürfte, ſich berufsmäßig mit phantaſtiſchen und erträumten literariſchen Schöpfungen abzugeben und dadurch öffentliche Anerkennung zu ſuchen. Was die Theilnahme feſſeln ſoll, muß im Allgemeinen mit dem wirklichen Leben oder insbeſondere mit der Heimat, den geiſtigen Intereſſen des Volkes in Verbindung ſtehen; namentlich aber begründet die Liebe zum Vaterland ein ſo vorwiegendes hiſtoriſches Intereſſe, daß die poetiſche Produktion durch die volksthümliche Vorliebe vor Allem an das hiſtoriſche Gemälde oder an das Bild aus dem Volksleben gewieſen iſt. Dieſe Sinnesart gab auch der ſchweizeriſchen Literatur des vorigen Jahrhunderts ihr eigenthümliches Gepräge. Fürs erſte waren alle ſchweizeriſchen Schriftſteller jenes Zeitraumes weit davon entfernt, in erſter Linie ihre Lebensaufgabe im Bücher-Schreiben zu ſuchen. Alle waren bemüht, als treue Bürger im öffentlichen Amte oder im ſelbſtgewählten Berufe unmittelbar für ihre Mitbürger zu arbeiten. Wenn ſie aber die Feder ergriffen, ſo geſchah es, um ihr vaterländiſches Bemühen für ihr Publikum fortzuſetzen und dasſelbe durch das weiter ſich verbreitende Wort zu unterſtützen. Sie waren daher ihrem Weſen und ihrer Richtung nach Volksſchriftſteller, d. h. es ſollten durch die verſchiedenſten Arten ihrer ſchriftlichen Werke Geiſt und Geſinnung, Streben und Thätigkeit des Volkes gebildet und veredelt werden. Dieſes Bemühen brachte freilich auch wieder ſeine Uebelſtände mit ſich. Zunächſt führte jener volksthümliche Standpunkt zu einer gewiſſen breiten, lehrhaften Rhetorik, welche nachdrücklich ſein, ſich mit ihrem Anliegen den Gemüthern empfehlen will,

aber darüber häufig der edeln Einfachheit und der künstlerischen Bündigkeit der Darstellung Eintrag thut. Ferner verband sich mit dieser Rhetorik die Sprache der Empfindsamkeit, welche um so mehr Anstoß fand, als dieselbe mit der derben Natürlichkeit und der nüchternen Besonnenheit des Schweizers im Widerspruche steht. Allein jene Schriftsteller hatten im Gebrauche der hochdeutschen Sprache mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten zu ringen, indem sie sich erst noch eine neue Sprache aneignen mußten und daher in ihrer Unbehülflichkeit leicht pathetisch wurden. Ferner kannte die Schweiz bisher fast keine andere deutsche Literatur als eine religiöse; daher der ungezwungene heitere Ton, welcher in den geselligen Kreisen herrschte, die fröhliche Derbheit mit jener zu sehr kontrastiert hätte, so daß es nöthig schien, dem Publikum durch einen gemessenen Ernst der Sprache beizukommen. Man hat daher bis auf den heutigen Tag von der Ausdrucksweise jener Schriftsteller auf Art und Gesinnung sonderbare Schlüsse gemacht, welche aber für Jeden, der die Schweiz in jener Zeit kennen lernte, gründlich widerlegt wurden. Wer in Bodmer und Breitinger steife Sittenrichter erwartet hatte, fand sich durch die Zwanglosigkeit ihres Umganges und durch ihren fröhlichen Humor angenehm überrascht; der sanftflötende Geßner verwandelte sich in Gesellschaft in den bis zum Possenhaften geistreichen Lustigmacher; der gehobene Pestalozzi setzte seine norddeutschen Bewunderer in frohes Erstaunen, wenn er mit seinen Landsleuten in treffendem Witze Schlag auf Schlag sich hervorthat; und die fremden Gäste wurden doppelt entzückt, wenn der Hochflug der Begeisterung in den feierlichen Sitzungen der helvetischen Gesellschaft in freier Unterhaltung sich in das fröhlichste Getümmel muntern und jugendlich muthwilligen Scherzes auflöste.

Ein vorherrschendes Gefühl, das alle schweizerischen Schriftsteller jener Zeit beseelt, ist nicht nur die Liebe zum Vaterland, sondern die Achtung für ihr Volk und dessen Institutionen: daraus ergab sich der Glaube an die Verbesserungsfähigkeit seiner Zustände und demnach der unermüdliche Eifer, für die Volkserziehung und die öffentliche Wohlfahrt zu arbeiten. Dieses hinderte aber nicht, so weit es in einer Zeit des Censurzwanges möglich war, in einem damals ungewohnten Grade, wenn nicht über Staat und Kirche, doch über die bürgerlichen und sittlichen Zustände offen und einschneidend zu sein. Diese edle Freimüthigkeit, dieses tiefe menschliche Interesse für die Gesammtheit des Volkes, diese warme Liebe zu den Geringen und Niedrigen bildet einen der

ſchönſten, vorzüglich durch die Schweizer repräſentirten Züge in der Literatur des vorigen Jahrhunderts. Hirzel, Iſelin, Lavater, Peſtalozzi lehrten die deutſchen Schriftſteller nicht nur die höhern Stände im Auge haben, ſondern die eigenthümliche und werthvolle Seite des Volkslebens beachten und zur Darſtellung bringen. Dadurch kam allerdings eine gewiſſe demagogiſche Richtung in die Literatur; allein auch dieſe wurde ein mächtiger Anſtoß zu einem freien Wehen des Geiſtes. Dagegen blieben ſämmtliche ſchweizeriſche Schriftſteller dieſer Zeit durch einen Geiſt häuslicher und bürgerlicher Zucht bewahrt, daß das im Leben und Denken Excentriſche und Ungeordnete von ihnen mit aller Entſchiedenheit abgewehrt wurde. Zugleich aber gab ihnen das freiere Leben ihrer Heimat ein zu ihrer Zeit ſeltenes Geſchick, in die Breite und in die Maſſen zu wirken: denn es war ihnen Allen ohne Ausnahme weniger um eine künſtleriſche Leiſtung und Befriedigung als um eine ſittliche Wirkſamkeit zu thun, wobei aber hinwieder die Grundlage klaſſiſcher Bildung ſie auch für die ſchöne Form nicht gleichgültig ließ. Obgleich demnach die Zeit kurz war, wo die Schweizer glauben durften, mit den Deutſchen in poetiſchen Hervorbringungen um den Preis ringen zu können, ſo übten ſie doch über den Schluß des Jahrhunderts hinaus ihren zwar angefochtenen, aber immer wieder aufs neue errungenen Einfluß durch Schriften aus, welche vornämlich auf bürgerliches Leben, Sitten und Erziehung Bezug hatten. Dieſe Eigenthümlichkeit ihrer Richtung ſtellte die Forderung an ſie, daß ſie die ſittliche Veredlung, welche ſie von ihrem Volke verlangten und als Ziel ihres Wirkens ſetzten, auch in ſich ſelbſt darſtellen ſollten: daher war ihnen literariſches Schaffen der unmittelbaren Arbeit an ſich und Andern untergeordnet; und ſo darf man im Allgemeinen ſagen, daß ihre Perſönlichkeit gewöhnlich bedeutender war, als ihr ſchriftſtelleriſches Erzeugniß. Es galt folglich mehr oder weniger von allen, was Goethe von Lavater ſagte: „Wer mit ihm in der Ferne (als Schriftſteller) unzufrieden war, befreundete ſich ihm in der Nähe.“ Denn dieſe im Umgange gewinnenden Charaktere verſchafften durch die Bedeutſamkeit ihrer Perſon nachher auch ihren Schriften Nachdruck und empfahlen die aus einem tüchtigen Kerne kommenden Gedanken. Hallers edle Würde und das ſittliche Gleichgewicht ſeines Weſens ſchaffte ihm überall Verehrer, verſtärkte das Gewicht ſeiner Wiſſenſchaft und ſtellte z. B. im perſönlichen Gegenüberſein den weltgewandten, feinen Voltaire in Schatten. Wenn die brauſende Jugend ſich in die patriarchaliſche Sitte und die ehrenfeſte

bürgerliche Häuslichkeit Bodmers nicht finden wollte, so ehrten dagegen von Kleist an die besuchenden Deutschen in ihm den wohlgesinnten, für alles Gute und Schöne bis ans Ende begeisterten Mann. Es ist bekannt, wie Lavater in seiner liebereichen, herzgewinnenden, großartig freien Weise und mit seinem durchdringenden Blicke Jeden von seiner eigenthümlichen Seite überwältigend zu fassen verstand, der sonst von seinen Schriften nichts hatte wissen wollen. Und der der Welt wie der Wissenschaft gleich fremde Pestalozzi fesselte eine an Geist und Bildung ausgezeichnete Schaar junger Männer durch die Macht seiner Gedanken und den Zauber seiner seltenen Persönlichkeit. So brachte die in ihren verschiedenen Städten mannigfaltig geartete, scharf ausgeprägte Schweiz aus dem lange verschlossenen und geruhten Boden eine kräftige Geistessaat zu Tage.

Dieses neue Geistesleben der Schweiz wird um so merkwürdiger, da die beiden Ton angebenden Städte der Eidgenossenschaft zu gleicher Zeit zwei Männer hervorbrachten, welche der Schweiz das Stimmrecht in Sachen der deutschen Literatur sicherten, in langem Leben einen großen Einfluß auf Deutschland und die Schweiz ausübten und namentlich in der Totalität ihres Wesens die scharf bezeichnenden Repräsentanten ihrer Heimat waren. In Haller stellte sich Berns ruhig stolze Würde, die abgemessene Besonnenheit, die das ganze Leben sich gleich bleibende Konsequenz dar; Berns Herrschergeist stempelte ihn auch zu einem Fürsten der Gelehrsamkeit. In Bodmer entfaltete sich Zürichs Vielseitigkeit und Betriebsamkeit: er wußte die seltenen Eigenschaften eines klugen Geschäftsmannes und eines begeisterten Arbeiters und Beförderers der Wissenschaft mit einander zu verbinden, so daß bei ihm nicht nur die Eröffnung neuer Gesichtspunkte und Quellen der Literatur, sondern auch die Geschicklichkeit in Anschlag zu bringen ist, mit welcher er die Kräfte Anderer an der rechten Stelle in Bewegung zu setzen wußte. Diese beiden Männer haben nicht nur für ihr Vaterland, sondern auch für die geistige Entwicklung Deutschlands im achtzehnten Jahrhundert ein unvergängliches Verdienst. Als Basels altes Erbe wissenschaftlichen Ruhmes rasch zu sinken begann, inzwischen aber an dessen Stelle eine großartige Betriebsamkeit die Kräfte in Anspruch nahm, trat spät und minder begabt, aber für die Folgezeit noch einflußreicher, an die Seite jener Beiden als Dritter Isaak Iselin, welcher für sein Vaterland und seine Vaterstadt einen so fruchtbaren Geist der Association ins Leben rief,

daß derſelbe durch zwei Menſchenalter hindurch der bewährte Vorläufer für die Arbeiten der innern Miſſion war.

Es iſt für den Ausländer um ſo ſchwerer, jene Schweizer des achtzehnten Jahrhunderts gehörig zu kennen und zu würdigen, weil die meiſten in den Gränzen ihrer Heimat lebten und webten. Denn das Vaterland übte im Allgemeinen auf dieſelben eine Macht aus, daß die glänzendſten Anerbietungen und Verhältniſſe dieſelben entweder nicht nach dem Auslande zu ziehen, oder nicht für daſſelbe zu feſſeln vermochten. Gerne opferten ſie auch den Reiz größerer literariſcher Anerkennung dem unmittelbaren Wirken im engern Kreiſe der Heimat. Das Ausland gewann nur diejenigen, welchen der Geburtsort weder eine belohnende Aufgabe noch einen ihren Kräften angemeſſenen Spielraum eröffnete. Es lohnt ſich daher in unſerer Zeit der Mühe, daß man an der Hand der Geſchichte unbefangen von dem Einſicht nehme, was jene Schweizer in ihrer Zeit für die deutſche Literatur geweſen ſind und geleiſtet haben. Indem aber die Literatur der Schweiz im achtzehnten Jahrhundert in ihrer Beziehung auf Deutſchland ins Auge gefaßt wird, kann nicht von allen Schweizern die Rede ſein, die durch irgendwelche Schriften die Aufmerkſamkeit ihrer Zeit und ihrer Umgebung auf ſich gezogen haben, ſondern nur ſolche können in einer allgemeinen Ueberſicht in Betrachtung gezogen werden, welche eine eigenthümliche und ſelbſtändige Entwicklung genommen und auch in Deutſchland Beachtung gefunden haben. Von denjenigen, welche in das neunzehnte Jahrhundert hinüberreichen, konnten nur diejenigen in den vorgeſteckten Kreis paſſen, deren Bildung und Lebensanſchauung dem vorigen Jahrhundert angehört. Es bedurfte der Selbſtüberwindung, um ſeine Aufgabe auf dieſe beſtimmten Gränzen zu beſchränken, indem ſich noch manche andere Perſönlichkeit darbot, welche in ihrer Zeit eben ſo verdienſtvoll, als von eigenthümlichem und würdigem Weſen war.

I. Haller.

1. Hallers Studienzeit.

Haller iſt ein Geiſt, der in einer Urſprünglichkeit und Selbſtändigkeit daſteht, eine ſo umfaſſende und rein menſchliche Perſönlichkeit, daß die äußern Verhältniſſe nur wenig Anſpruch auf den Reichthum und den Umfang ſeiner Bildung haben. Gleichwohl ſtellt ſich in ſeinem Grundweſen der ganz entſchiedene Charakter Berns hervor. Jene Ruhe und einfache Würde, jener Hochſinn und jener ſtets auf das Leben gerichtete Ernſt, welche in Haller mit beſonderer Stärke erſcheinen, ſind auch hervorſtechende Eigenſchaften ſeiner Vaterſtadt: um ſo weniger darf man ſich daher wundern, wenn er, bei dieſer innern Gemeinſchaft, derſelben eine aufopfernde Anhänglichkeit erwies. Schon ſehr frühe entwickelte ſich in Haller die Richtung auf eine allumfaſſende Gelehrſamkeit, wobei ihn ein außerordentliches Gedächtniß, ein wirklich unvergleichlicher Fleiß und eine höchſt elaſtiſche Auffaſſungsgabe gleichmäßig unterſtützten: ſo daß er im neunten Jahre das neue Teſtament griechiſch las, und Homer im zwölften ſein Lieblingsbuch war. Allein zugleich offenbarte ſich auch ſein humaner Sinn, dem zufolge er nicht nur Kenntniſſe ſammeln, ſondern ſich innerlich erheben und belebend auf ſeine Umgebung wirken wollte: daher er ſchon im vierten Jahre den Bedienten im Vaterhauſe bibliſche Geſchichte vortrug und im zehnten ſchon etwa zweitauſend Biographien zuſammengetragen hatte.

Obgleich Haller ſeinen Vater in ſeinem zwölften Jahre verlor, ſo veranlaßte ihn doch deſſen Neigung zur Dichtkunſt ſich ſelbſt frühe in Verſen zu verſuchen. Wenn Hallers erſtes Gedicht eine lateiniſche Satyre auf ſeinen Lehrer war, ſo entſchuldige man den Muthwillen des Knaben mit den Sonderbarkeiten eines zwar rechtſchaffenen, aber wegen ſeiner Mißgriffe entlaſſenen Pfarrers. Vom zwölften Jahre

an schrieb er eine unendliche Menge deutscher Verse, worunter ein episches Gedicht von viertausend Versen über den Ursprung des Schweizerbundes. Haller kam vierzehn Jahre alt nach Biel zu einem Freunde seines Vaters, einem Arzte Neuhaus, welcher ihn in die Philosophie einführen sollte, allein ihm dieselbe zum Ekel machte. Der stets verkannte, scheue, kränkliche Knabe fand in der Einsamkeit seines Zimmers, mit der Poesie beschäftigt, seinen einzigen Trost. Als daher in des Nachbars Hause Feuer ausbrach, so rettete er nur das Heft seiner Gedichte und sah von einem benachbarten Hügel ruhig dem Ausgang des Brandes zu. Im Jahre 1729 übergab er jedoch alle diese unreifen Erzeugnisse von selbst den Flammen, und schonte auch von den auf der Universität gedichteten Stücken nur zwei. Das eine unter dem Titel „Morgengedanken" ist das älteste in der Sammlung seiner Gedichte, das Erzeugniß einer einzigen bewegten Morgenstunde, als eine öffentliche Disputation seiner wartete. So sehr dieses Gedicht noch die Lohensteinische Geziertheit und Bilderhäufung an sich trägt, so zeichnet es sich doch durch Klarheit, Ebenmaß und Gedankenfülle aus, und überrascht durch die männliche Ruhe und Reife des siebzehnjährigen Dichters. Das zweite der erhaltenen Gedichte „Sehnsucht nach dem Vaterland" — erhält seinen Werth durch „die Rührung des Herzens", womit es das Verlangen des auf der Reise befindlichen Jünglings nach seiner Heimat ausdrückt.

Mehrere Jahre lebte darauf Haller ganz der ernsten Wissenschaft. Der Ekel ob dem engen und gemeinen Gelehrten- und Studentenleben verscheuchte ihn von Tübingen. Boerhaave, damals der erste europäische Arzt, zog ihn nach Leyden und bald würdigte er den jungen Schweizer seiner Freundschaft. Allein um seinem innern Drange nach einer freien und allseitigen Bildung ein Genüge zu thun und Welt und Menschen in größern Kreisen kennen zu lernen, unternahm Haller von Leyden aus mit zweien seiner Berner Freunde eine Reise durch Norddeutschland und Holland. Schon hatte er sich so viel freie Weltbildung angeeignet, daß er überall bei Gelehrten und gebildeten Fürsten eine wohlwollende Aufnahme fand. Nach Vollendung seiner Studien besuchte er England und Frankreich und ging dann nach Basel, um unter Johann Bernoulli noch Mathematik zu studieren.

In Basel fand sich Haller besonders wohlthätig angeregt, indem er theils das eine seiner großen Werke, die Naturgeschichte der Gewächse seines Vaterlandes, vorzubereiten begann, theils durch freundschaftliche

Ermunterung sich der seit mehrern Jahren vernachlässigten Dichtkunst wieder zuwandte. Zwei Männer sind es, welche auf Haller, den Dichter, einen entscheidenden Einfluß ausübten, der eine auf die ganze Richtung seiner Sinnesart und Lebensansicht, der andere auf die Auffassung der Poesie insbesondere. Diese beiden Männer sind Muralt und Drollinger.

Es ist eine merkwürdige Ironie des Schicksals, wie Muralt, einer der eigenthümlichsten und geistreichsten, gediegensten und verehrungswürdigsten Schweizer, von seinen Landsleuten verlassen und verläugnet werden konnte, so daß folglich auch seine für die Schweiz besonders werthvollen Schriften schnell mit Vergessenheit bedeckt wurden. Beat Ludwig Muralt hatte zu Anfang des Jahrhunderts in französischer Sprache „Briefe über die Engländer und die Franzosen" geschrieben, worin er mit scharfem und vorurtheilsfreiem Urtheile die Eigenthümlichkeit, die Fehler und Vorzüge beider Nationen hervorhebt. Es war der offenbare Zweck seines Buches, den Einfluß der französischen Gesinnung und Sitten auf die höhern Stände in seinem Vaterlande durch seine beleuchtende Darstellung zu schwächen, indem er den mehr auf Manieren als auf Grundsätze gerichteten Geist der Franzosen, jenen Esprit, der nur im Aeußerlichen, in der augenblicklichen Gegenwart, in der Bagatelle lebt, jene die Geradheit und Wahrhaftigkeit untergrabende Politesse, die falsche Stellung des zu keck hervortretenden weiblichen Geschlechtes, die Verirrungen der Mode und die Leichtfertigkeit der beliebtesten französischen Schriftsteller jener Zeit schildert, und somit ein bedeutender Stimmführer der damaligen Reaktion des Volksgeistes gegen französische Einflüsse wurde. In seinem Briefe „Ueber die Reisen", welchen Muralt auf die Darstellung des französischen Wesens folgen läßt und worin er zum Schluß die eigenthümliche Aufgabe seines Volkes entwickelt, findet sich eine auffallende Uebereinstimmung mit der Auffassung der schweizerischen Eigenthümlichkeit durch Haller, welche aus der zusammenstimmenden Gleichheit der Lebensansicht und der Grundsätze überhaupt hervorgeht. Der letzte der Briefe Muralts aber, „Ueber den Freigeist", in welchem er das Bild desselben nach dem Tode zur abschreckenden Erscheinung bringt, vollendet die Uebereinstimmung der Gesinnung auch in religiöser Beziehung*). Um die Verwandtschaft der Gedanken

*) Später gab sich Muralt einem auch von Haller mißbilligten Pietismus hin. „Wegen seiner Theilnahme an Pietistik und daherigen Unruhen, und namentlich wegen seiner Verweigerung des „Associations-Eides" zur Abschwörung der Theilnahme an

Muralts über die Schweiz mit den poetiſchen Schilderungen Hallers zu vergleichen, führen wir folgende Stelle aus jenem Briefe über die Reiſen an, und zwar, um den ächt nationalen Sinn derſelben deſto beſſer hervorzuheben, in deutſcher Sprache.

„Glücklich unſer Volk, wenn es wieder zu ſich ſelbſt käme, und ſeine Vortheile zu benutzen verſtände. Einfachheit und Redlichkeit ſind ihm als Ausſteuer zugetheilt worden. Es war von Natur damit geſchmückt, während andere nöthig hatten, ſich mit ſtolzem Gepränge und eitlem Schmucke zu zieren. In ſeiner Einfachheit hat es eine Kraft gewonnen, welche demſelben über mächtige Feinde den Sieg verſchafft, und was ſie an ihm verachteten, iſt ihnen verderblich geworden. Man hat es um ſeiner Redlichkeit willen aufgeſucht, und durch ſeinen urkräftigen Charakter hat es ſich ſo weit über andere Völker erhoben, als es ſich jetzt unter dieſelben erniedrigt, indem es ſie nachahmt. Wie iſt es möglich, daß wir ſie aufgegeben, um uns unter den Haufen der Nachahmer zu ſtellen, daß wir eine Realität, die uns eigenthümlich war, einem Scheine vorzogen, der für uns nicht paßte, und der uns auf Abwege hinauswirft, welche für uns noch weniger paſſen? Es ſcheint im Willen der Vorſehung, welche die Welt regiert, gelegen zu haben, daß unter den Völkern ein redliches und einfaches ſei, das in Ermanglung von Reichthümern ſowohl als von Gelegenheiten zu großen Vergnügungen nicht in die Verſuchung käme, ſich dem Luxus preiszugeben. Eine glückliche Verborgenheit, eine von aller Schauſtellung wie von aller Weichlichkeit ferne Lebensart ſollte uns an unſere Berge feſſeln, und die von dieſer Lebensart unzertrennliche Zufriedenheit ſollte uns daſelbſt feſthalten. In dieſer Lage wollte uns die Vorſehung frei von Unruhen und Bewegungen erhalten, welche die übrige Welt erſchüttern, und uns den verirrten Völkern als Beiſpiel aufſtellen. Sie wollte in uns einen im Angeſicht der ganzen Erde erhaltenen Ueberreſt von Ordnung, einen unter den reichen und genußſüchtigen Völkern verlorenen Charakter belohnen.“

„Warum ſind wir deſſen überdrüſſig worden, und was haben wir bei den ſo oft unglücklichen und in ihrer Pracht verheerten, ſo oft durch ihre Verfeinerung und ihre verkehrten Wege unter ſich uneinigen Völkern

---

geheimen Geſellſchaften, wurde Muralt 1702 zugleich mit drei andern Patriciern, unter andern Joh. von Wattenwyl, nachherigem Biſchofe zu Herrenhut, aus Bern verbannt. Muralt lebte nun auf ſeinem Landgute zu Colombier im Neuenburgiſchen.“

(Mittheilung von Prof. Trechſel.)

geſehen, das in uns die Luſt erweckt, ihnen zu gleichen? — — — Nachdem wir durch die fremden Sitten beſiegt worden ſind, deren uns zu erwehren von uns abgehangen hätte, und nachdem wir dieſen Sitten andere noch ſchlechtere Sitten, als unſere eigene, auf den höchſten Grad geſtiegene Verderbniß hervorgebracht, hinzugefügt haben, ſo iſt zu fürchten, daß wir in anderer Rückſicht das Schickſal der fremden Völker erfahren, und daß, nachdem wir ſo lange die Zuſchauer aller Unglücksfälle geweſen ſind, die ſie ſich zugezogen haben, wir ihnen unſerſeits durch diejenigen, die wir uns zuziehen, zum Schauſpiel dienen. Die Wohlgeſinnten, welche die fremden Sitten, den Luxus und das ausgelaſſene Leben der Jugend unter uns haben hereinbrechen ſehen, haben von da an den Untergang unſeres Volkes vorausgeſehen, und haben denſelben vorausgeſagt; und diejenigen, welche gegenwärtig alle dieſe Dinge auf dem höchſten Punkte erblicken, wohin ſie ſich erheben können, können nicht umhin, ſich den Fall der Nation als nahe vorzuſtellen. Es giebt ſolche unter ihnen, welche traurige Vorahnungen davon haben."

Dieſer Glaube an die Beſtimmung ſeines Volkes und dieſe Furcht vor dem einbrechenden Verderben, welche hier in wenigen Zügen ſich ſpiegeln, — beides, Liebe und Beſorgniß, — bilden einen Grundzug der Hallerſchen Poeſie. Muralts Schriften thaten bei ihrer Erſcheinung eine große Wirkung, vor allen mußten ſie den für deſſen großartigen Ernſt empfänglichen jungen Haller ergreifen, und wirklich treffen wir in deſſen frühern Gedichten auf mehrfache Stellen, welche bei Muralt geſchöpfte Gedanken wiederzugeben ſcheinen. Bei dieſer unverkennbaren Einwirkung iſt es begreiflich, daß, als Hallers Gedichte zum erſten Male ohne ſeinen Namen erſchienen, man dieſelben jenem bedeutenden Manne zuſchrieb.

Einen unmittelbarern Einfluß auf Hallern während ſeines Aufenthalts in Baſel hatte Drollinger*), dieſer erſte Dichter des vorigen Jahrhunderts, welcher zu einer höhern Anſchauung der Natur ſich erhob und mit eben ſo viel Wärme als Klarheit und Kraft die höchſten Gegenſtände des Denkens durch ſeine Dichtung umfaßte und bewältigte. In Drollingern fand Haller ſeine Vorliebe für die engliſchen Dichter, und ſeine Geringſchätzung poetiſchen Getändels beſtätigt. Zum Zeichen der Freundſchaft iſt daher demſelben eines der der Form nach vollendetſten

*) K. Fr. Drollinger. Akad. Feſtrede von Wilh. Wackernagel. Baſel 1841.

und schönsten Gedichte gewidmet, dessen Inhalt sich im ersten Verse ausspricht:

Freund! Die Tugend ist kein leerer Name.

Ein noch engeres Freundschaftsband mit Professor Stähelin daselbst gab Hallern frohen Muth und freudigen Schwung, so daß er in seine ernstern Studien von Neuem die Saitenklänge mischte, mehr um der Freundschaft zu genügen, als weil er sich zum Dichter berufen fühlte. Es fehlte Hallern dem Dichter jene Unmittelbarkeit und Wärme der Begeisterung, welche in Einem Strome erzeugt und aus Einem Gusse schafft. Hallers Wesen war ernst und gewichtvoll; strenge und unabläßliche Arbeit erzeugte bei ihm eine Uebermacht des scharf und gegliedert hervortretenden Gedankens, so daß auch seine sämmtlichen Gedichte das Gepräge einer bedachtsam angelegten und planvollen Schöpfung an sich tragen. Sie entbehren daher der Anmuth und der Fülle, indem jede Anschauung in einen künstlichen Rahmen zusammengedrängt und jeder Gedanke in eine sinnvolle Spitze ausgezirkelt ist. Allein da das damalige Geschlecht durch Leibnitz und Wolf zum philosophischen Denken angeregt war, so wandte sich der allgemeine Beifall von der tändelnden Zerflossenheit der vorigen Dichter zu Hallers gedankenschwerer Gedrungenheit. Es traten jedoch noch andere Gründe hinzu, der Poesie Hallers die Bewunderung seiner Zeit zu gewinnen. Denn durch Brockes Naturschilderungen hatten sich die Deutschen mit derselben Liebe zur Naturbetrachtung hingewendet, wie die Italiener durch Marino und die Engländer durch Thomson. Wenn aber Brockes durch eine kleinliche und endlose Miniaturmalerei ermüdete, so überraschte dagegen Haller durch Hervorhebung der mächtigen Natur seines Vaterlandes: allein auch das weniger in malender Ausführung, als mit philosophischem Geiste in großartigen Umrissen und sinnvollen Beziehungen.

2. Hallers „Alpen".

Den höchsten Reiz aber erhielt sein gefeiertestes Gedicht, „Die Alpen", durch die Gewalt der Ueberzeugung, womit er die einfachen Sitten der Bewohner seines Vaterlandes als das glücklichste und naturgemäßeste Lebensverhältniß schildert. Es ist bekannt, daß dieses Gedicht der Spiegel der unmittelbaren Naturanschauung ist; zugleich aber nur ein untergeordnetes Ergebniß jener großen Alpenreise, welche Haller

i. J. 1728 mit seinem für Naturwissenschaft gleich begeisterten Freunde, Johannes Geßner von Zürich, unternahm, und auf welcher er den ersten Stoff zu seiner Geschichte der schweizerischen Gewächse sammelte. Allein so wie Haller sich bei seiner außerordentlichen Thätigkeit zur Bereicherung der Gelehrsamkeit stets dadurch auszeichnete, daß er nie sich in einer einzelnen gelehrten Aufgabe verlor, so behielt er namentlich auch als Naturforscher den freien Blick und Sinn für die Schönheit der Natur im Ganzen und Großen: und so kehrte er voll von den Eindrücken der Alpenwelt und ihrer glücklichen Bewohner zu seinen Freunden nach Basel zurück. Er selbst bekennt, daß er auf diese wenigen Reime die Nebenstunden vieler Monate verwendet, und daß ihm die Ausführung um so schwerer geworden, weil die zehnzeilige Strophe, welche er wählte, ihn nöthigte, den Gegenstand seiner Darstellung jedesmal in ein besonderes Gemälde zusammenzudrängen, und weil er, nach damaliger Dichtweise, sich die Aufgabe stellte, den Gedanken zum Schlusse eine kräftige Spitze zu geben. Folgendes ist die Reihe der Gedanken und Gemälde des berühmten Gedichtes.

„Vergeblich sucht der Sterbliche außer sich ein goldenes Zeitalter, denn dasselbe ruht nur in der Seele. Ihr, Schüler der Natur, besitzt es in euerer Armuth und Einfalt, gehoben durch die Freiheit. In Eintracht und Fröhlichkeit folgt ihr ungelehrt und ungezwungen den Gesetzen der Weisen des Alterthums. Die Freiheit theilt dem Volke gleichmäßig Vergnügen, Ruhe und Mühe zu. Ihr bedürft der Wissenschaft nicht, denn die Lehre der Natur ist euch ins Herz geschrieben; und euer Leben fließt in ungestörtem Frieden dahin. So feiert ihr in fröhlicher Kraft euere Volksspiele. Hier waltet die reine Liebe, thut sich ungeziert kund und bewährt sich durch Treue. Arbeit bewahrt den Seelenfrieden und die Gesundheit. — Mit dem ersten Grase treibt der Hirte sein Vieh den Alpen zu; er zieht mit dem ersten Gruß der Lerche aus, und mit der sinkenden Sonne empfängt ihn die Hirtin. Ein frohlockendes Lied begleitet den Hirten in die Erndte des Heues und des Obstes. Wenn ihm dagegen der Wein versagt ist, der den Menschen zum Thiere macht, so eröffnet ihm der Herbst eigenthümliche Schätze in der Gemsjagd, und in der Bereitung der Butter, des Käses und Ziegers. Ruhe und Scherz versüßen die sorgenlosen Tage des Winters und die Nachbarn ergötzen sich durch kluge Gespräche, wobei der Eine seine Witterungskunde entfaltet, der Andere ein selbst gedichtetes Lied vorträgt, hier ein Greis alte Schlachten schildert, dort ein anderer das Glück

des Vaterlandes preist, während alles um uns darbt und in den Ketten hungert; und ein Dritter seine Kenntniß von den Naturschätzen seines Vaterlandes entfaltet. Denn am Hochgebirge hat die Natur alle Seltenheiten und Bedürfnisse des Lebens vereint. Von der Höhe des Gebirges sieht das Auge den Wohnplatz mehrerer Völker; die nähern Berge aber zeigen eine mannigfaltige Abwechslung von Hügeln und Thälern, von Felsenwänden, Wasserfällen und fruchtbaren Abhängen. Allein die Natur ist überall schön und wunderbar, in und über der Erde, im Glanze der Alpenblumen, wie im funkelnden Krystall, in den warmen Quellen und im Golde der Aar. Aber der Hirte läßt diesen Schatz, der ihm zu Füßen rollt, dahinfließen. Dieses genügsame Volk sättigt die Natur mit ungesuchten Gütern, es lebt immer gleich und stirbt, wie es lebt."

Wie sehr mußte eine Zeit von diesem Gemälde ergriffen werden, welche von der Ueppigkeit und der Ueberfeinerung der großen Welt ermüdet, sich nach Einfachheit und Natürlichkeit sehnte, und darum die Schilderungen einer phantastischen Schäferwelt mit Entzücken aufgenommen hatte*). Denn ein durch Wahrhaftigkeit und Gründlichkeit ausgezeichneter Gelehrter gab von der Wirklichkeit einer Welt Zeugniß, welche bisher nur Traum geschienen, und offenbarte einem an sich selbst irre gewordenen und an sich selbst verzweifelnden Geschlechte den glücklichen Zustand eines nur mit Gaben der Natur zufriedenen Volkes. Die Genauigkeit und Sorgfalt, womit Haller die Naturscenen schilderte, waren gleichsam eine Bürgschaft für die Richtigkeit der Darstellung des Volkslebens. Hallers Alpen zogen die Aufmerksamkeit von Europa auf die Schweiz und veranlaßten jene auf Land und Volk gleicher Maßen gerichtete Bewunderung, welche die Schweiz über ein halbes Jahrhundert mit einer merkwürdigen Glorie umstralte. Kann man sich wundern, wenn die schweizerische Vaterlandsliebe dem ernsten Haller aufs Wort glaubte und das Ausland in dem durch ihn erweckten günstigen Vorurtheile zu bestärken suchte? So begann jener ununterbrochene Zug der Wanderer nach der Schweiz, welche nicht nur die in ihrer Art einzige Natur bewundern, sondern auch ein durch Verfassung, Lebensweise und Sitten eben so ausgezeichnetes Volk in diesen Bergen kennen lernen wollten. Der Ekel an den Erscheinungen eines ver-

*) „Man muß sich erinnern, wie steif, gezwungen und unnatürlich damals die Sitte der „Gebildeten" war."

Anmerkung eines Enkels von Haller.

dorbenen Welt- und Hoflebens gewann das Ausland zum Voraus für die Schweizer: so daß nur dadurch erklärlich wird, wie für den gebildeten Schweizer sich zu jener Zeit eben so günstige Aussichten in allen Staaten Europas öffneten, als der Naturſohn der Heimat für einen Liebling des Himmels galt: was in der auffallenden Verehrung, womit ein Kleinjogg und ein Schüppach gefeiert wurden, sich aufs Höchste steigerte.

Haller selbst war freilich weit entfernt, seinen Gedichten einen solchen Erfolg beizumessen, und eben so wenig wurde er durch diesen Erfolg verleitet, den Werth derselben zu überschätzen. Denn er nennt sich selbst einen Gelegenheitsdichter, erklärt, daß „ganz andere Arbeiten sein Hauptwerk“ gewesen und daß ihm, als Schweizer, dem „die deutsche Sprache fremd sei, der Ueberfluß der Ausdrücke völlig gefehlt.“ So ernst die Haltung seiner Gedichte ist, und so ernst er es damit meint, so wollte er dieselben doch nur als ein Spiel und eine Erholung arbeitsfreier Stunden angesehen wissen. Daher entstanden diese Gedichte gewöhnlich auf Spaziergängen, meistens beim Botanisieren, wo er, wenn er müde war, sich unter einem Baume lagerte, und dann seinen Geist von der Pflanze zu seinen Füßen zu den höchsten Gegenständen des Gedankens und der Empfindung erhob. Zu Hause bildete er dann diese Entwürfe und Umrisse sorgfältig und nicht ohne Aufwand von Zeit und Mühe aus. Um aber für sein Dichten eine genügende Veranlassung und Entschuldigung zu haben, mußte ihn die Freundschaft zunächst in Bewegung setzen; und unter dieser anspruchlosen Form, nur seinem Freunde mit den zufällig durch ihn erweckten Empfindungen gefällig zu sein, entwickelten sich aus seinem innersten Leben desto freiere, mächtigere und eigenthümlichere Bildungen. Auf diese Weise ist noch früher als die Alpen, als sein St. gallischer Freund Giller graduierte, sein Gedicht „über die Ehre“ entstanden, wo er die Eitelkeit des Kriegsruhmes und der Ehre bei der Nachwelt darstellt und als Ergebniß philosophischer Betrachtung denselben Gedanken hervorhebt, der sich ihm in der Schilderung der Hirten seiner Heimat ergebe:

O selig, wen sein gut Geschicke
Bewahrt vor großem Ruhm und Glücke,
Der, was die Welt erhebt, verlacht;
Der frei vom Joche der Geschäfte,
Des Leibes und der Seele Kräfte
Zum Werkzeug für die Tugend macht.

Während sonst die Dichter jener Zeit sich den Preis der Fürsten zur Aufgabe machten, so singt der Schweizer die Eitelkeit äußerer Größe,

und während jene Dichter sich mit ihren Reimen den Großen der Erde zu Füßen legen, kennt Haller keine höhere Befriedigung als das Glück seines Freundes und den treuen Freundschaftsbund mit ihm.

3. Hallers philosophische Gedichte und Satyren.

Den allgemeinsten und höchsten Ruhm aber erwarb sich Haller durch seine philosophischen Gedichte; denn Philosophie war das Losungswort jener Zeit und freies Denken das Streben aller Kultur. Zugleich aber begann von Frankreich aus jene Verherrlichung der Vernunft, welche sich aus dem Unglauben eine Ehre machte und mit der Leichtfertigkeit der Sitten groß that. Nun fand sich gerade in Haller eine Vereinigung von Eigenschaften zusammen, welche ihn vorzüglich befähigten, mit dieser Geistesverirrung der Zeit in die Schranken zu treten. Seine bescheidene Demuth, gepaart mit der umfassendsten Wissenschaft, seine unerschütterliche Frömmigkeit bei gleicher Kraft moralischer Würde, im Verein mit der größten Klarheit und Freiheit des Gedankens und der Gesinnung, gaben ihm ein Gewicht, das weder der Weltmann noch der Gelehrte verkennen konnte, und das den Wohlgesinnten, die wahre Erleuchtung und Verständigung suchten, einen zuverlässigen und freudigen Stützpunkt bot. Mit dem ersten dieser Gedichte, das unmittelbar auf die Alpen folgte, trat er mitten in die Fragen hinein, welche den Gedankenkreis des vorigen Jahrhunderts aus ihren Fugen rissen. Hallers Freunde in Basel, von der Gedankentiefe der englischen Dichter erfüllt und zweifelnd, ob die deutsche Dichtkunst ein Gleiches zu leisten vermöchte, forderten den schweizerischen Dichter zum Gegenbeweise auf. Dieser, von einer Krankheit sich erholend, und zu andern Arbeiten noch nicht stark genug, nahm die Herausforderung an, und richtete an Stähelin seine „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben.“ Der Mensch, das Mittelding zwischen Engel und Vieh, pralt mit der Vernunft ohne sie zu gebrauchen. Zwar hat sich sein Verstand durch die Sternenwelt den Weg gebahnt, die Natur unterworfen und ihre Gesetze ergründet: allein sich selbst kennt er nicht. Von Kindheit an wächst das Böse in ihm auf, und er geht auf irrem Wege bis zum Grabe; statt wahres Licht erhält er oft

Nur Zweifel in den Kopf, und Messer in die Brust.

Ein doppelter Glaube beherrscht die Welt. Durch den einen ist der Mensch zum Knechte seiner Priester geworden; die Lüge herrscht und

die Freiheit iſt aus der Welt gewichen; für denſelben ſtreitet Dolch und Flamme;

Für ſeines Gottes Ruhm gilt Meineid und Verrath;
Was Böſes iſt geſchehn, das nicht ein Prieſter that?

Andere folgen dem Aberglauben, die Klügern insgeheim, die Thoren überlaut; der Eine läugnet, was er fürchtet, der Andere verwirft, was jeder glaubt. Der Sohn der Erde hat ſich zum Himmel erhoben und iſt gefallen, indem er ſeine Schranken überſchritten. Allein es genüge dem Menſchen, daß ein Gott iſt und daß die ganze Bruderwelt die Spur ſeiner Hände zeigt.

Vernunft ſteht ſtill bei Gott, mehr iſt ein Ueberfluß.
Nichts wiſſen macht uns dumm, viel forſchen nur Verdruß.

Noch entſchiedener tritt Haller gegen die falſche Richtung der Zeit in dem auf gleiche Veranlaſſung wie das vorige entſtandenen Gedichte hervor, das den Titel führt: „Die Falſchheit menſchlicher Tugenden.“ Allein mit geſundem Lebensblick und deſto kühnerer Freimüthigkeit lacht er auch der Scheintugend, und empfiehlt heitern Lebensgenuß, denn Tugend und Natur ſeien zu ächte Schweſtern. Wenn man Hallern ſonſt ſeinen ſchweren Ernſt zum Vorwurfe hat machen wollen, ſo bezeugt der einundzwanzigjährige Jüngling wenigſtens in dieſem Gedichte, daß er die ſich ſelbſt gleichbleibende Tugend in der Heiterkeit und in der Natur ſucht; ſo daß er nach dem erſten, zwar ungedruckten Entwurfe, zum Schluſſe dem erlauchten Epikur dankt, der zuerſt die Spur der wahren Tugend gefunden und in jene ſchöne Klage um das „arme Kind“ ausbricht, das der Liebe, des ewigen Rechtes der Schönheit, beraubt wird.

Während Hallers philoſophiſche Gedichte ſolcher Maßen die Gedanken beſchäftigten und jedem mannhaften Sinne zur Stütze dienten, überraſchte er eine höfiſche und knechtiſche Zeit noch mehr durch den Muth, womit er eine ins Innerſte treffende Satyre von Neuem ins Leben rief, wie ſolches ſeit der Reformation nicht mehr erlebt worden. Das Bedeutende dieſer Satyre beſtand aber darin, daß er nicht nur etwa allgemeine Zuſtände oder Figuren geißelte, ſondern daß er mit dem offenen Freimuth des Republikaners die Gebrechen ſeines eigenen Staates und diejenigen von deſſen Großen und Lenkern entblößte*). Haller war

*) „Er hatte einen engen Freundſchaftsbund mit einem kleinen Zirkel gleichgeſinnter Freunde, Steiger, Sinner, Stettler, von Dießbach u. a. mehr geſchloſſen, die mit jugendlichem Eifer ſich über Manches im Staat und in der Stadt ärgerten, und als deren Organ er gleichſam auftrat.“ Anmerkung eines Enkels von Haller.

i. J. 1729 nach Bern zurückgekehrt und hatte die Arzneikunst auszuüben begonnen. Bald hatte er sich den Ruf eines denkenden und umsichtigen Arztes erworben. Allein der in höhern Gebieten geistesthätige Mann konnte jene dienstbare Aufmerksamkeit des Praktikus nicht haben, welche erforderlich ist, um Glück zu machen. Auch schlug er die Bethätigung der Würde eines freien Bürgers höher an, als das äußere Fortkommen im Beruf. Nicht daß er zu den mit den bestehenden Verhältnissen Unzufriedenen gehört, oder jemals mit solchen in irgend einer Verbindung gestanden hätte: vielmehr achtete er die Institutionen des Freistaates Bern so hoch, daß er dieselben in keiner Beziehung dem ungewissen Erfolge einer Verbesserung hätte preisgeben wollen. Jene äußere Formgerechtigkeit, welche die ruhige Entwicklung des Staatslebens und das sittliche Gleichgewicht der Bürger aufs Spiel setzt, war Hallern und seiner Zeit noch zu ferne; er klagte dagegen die Vernachlässigung der Gesinnung und der Sitten an, durch welche einst der Staat groß geworden. Die beiden Satyren „Der Mann nach der Welt" und „Die verdorbenen Sitten" sind daher von bedeutendem historischen Interesse, indem dieselben ein lebendiges Gemälde vom sittlichen Zustande Berns geben, von den letzten Erscheinungen seiner alten Größe und dann von dem allmählig zur Regel werdenden Verderbniß des öffentlichen Lebens und der Sitten. In der offenbar frühern Satyre „Der Mann nach der Welt" zürnt der Dichter über den von Frankreich ausgehenden Spott, der die Tugend lächerlich und das Laster artig macht, so daß der Mann von altem Schrot und Korn, ein Vorbild früherer Staatsweisheit, jetzt zum Karst verwiesen würde, während der Schlemmer und der Wüstling, der Speculationsmann und der Intriguant, deren Bilder er entwirft, sich jetzt Geltung verschaffen. Zum Schlusse weist er auf eine Quelle des Uebels hin:

Nein also war es nicht, eh' Frankreich uns gekannt ꝛc.

und endigt:

Das Herz der Bürgerschaft, das einen Staat beseelt,
Das Mark des Vaterlands ist mürb und ausgehöhlt;
Und einmal wird die Welt in den Geschichten lesen,
Wie nah dem Sitten-Fall der Fall des Staats gewesen.

Allein noch mächtiger und einschneidender zeichnet Haller in den „verdorbenen Sitten" die Gebrechen der Großen seiner Republik. Nachdem er selbst gesteht, daß die Satyre noch nie gebessert, und dann sich anstrengt, um zu rühmen: so bricht er in jene bekannte Frage aus:

Sag an, Helvetien, du Helden-Vaterland!
Wie iſt dein altes Volk dem jetzigen verwandt?

Und nachdem er vergeblich nach den verwandten Eigenſchaften geforſcht, fährt er fort:

Ach! ſie vergrub die Zeit, und ihren Geiſt mit ihnen,
Von ihnen bleibt uns nichts, als etwas von den Mienen.

Doch noch erkennt er Reſte der goldnen Zeit in dem wachſam thätigen Steiger und in dem unerſchütterlichen Augſpurger, deren warmes Lob er durchführt. Allein die übrigen ſind leicht gezählt, und wer ſoll jene Männer erſetzen? Dann folgen die Porträte der Unwürdigen, des Vornehmlings, des Gecken, des Vetterſchaftsmannes, des Philiſters, des Raiſonneurs, des Söldlings, des Andächtlers —

Die Ziffern unſres Staats, im Rath die Conſonanten.

Zum Schluſſe aber zeichnet er in ſchlagender Einfachheit die für alle Zeiten gleichbleibenden Anforderungen an den Staatsmann.

Dieſe Satyren wurden zu Hallers Zeiten oft nachgeahmt, aber an Muth und Wahrheit von niemanden erreicht, als von dem mit Haller und Bodmer nahe befreundeten würtembergiſchen Staatsmanne, dem Freiherrn von Gemmingen. Die gleiche einſchneidende Schärfe, mit welcher deſſen vorherrſchend heitere Muſe politiſche Charaktere ſeiner Zeit malt, rechtfertigt auch Hallern, dem bisweilen die Bitterkeit ſeiner Satyren zum Vorwurf gemacht worden. Denn wer in einer neuen Richtung ſich Bahn bricht, und namentlich das hochſtehende Laſter bekämpft, gewinnt den erforderlichen Muth nur durch die ganze Friſche und Stärke des ſittlichen Unwillens, dem jedoch der ſchweizeriſche Dichter durch Wegſchneidung der härteſten Stellen den ſchärfſten Stachel genommen und Ebenmaß gegeben. Uebrigens übten dieſe Satyren einen entſcheidenden Einfluß auf Hallers Schickſal aus und veranlaßten ſeine Entfernung aus der geliebten Vaterſtadt. Es glaubten nämlich mehrere Vornehme ihr Bild in den ſatyriſchen Gemälden zu erkennen und verfolgten ihn daher mit dem ganzen Gewicht ihres Haſſes. Später freilich betrachtete Haller Manches mit andern Augen und noch i. J. 1752 ſchreibt er an Bodmer, welcher eigenmächtig und anonym eine mit den urſprünglichen, aber von Hallern ſelbſt verworfenen Zuſätzen verſehene Ausgabe beſorgte und dieſe Leſearten in der Vorrede gegen Hallern ſelbſt in Schutz nahm: „Es iſt in der That durch die Aufwärmung theils anſtößiger Jugendgedanken, theils ſchlechter Verſe mir ein ziemlich empfindlicher Verdruß erweckt worden, deſſen ganzen Umfang

ich hier noch nicht recht überſehe.“ Der ſchmerzliche Eindruck, den Haller über die Mißbilligung ſeiner Gedichte durch einen Theil ſeiner Mitbürger empfand, ſcheint ſeinen Aufſatz über die „Nachtheile des Witzes“ erzeugt zu haben, welchen er im Anfang d. J. 1734 in das Berner Wochenblatt einrücken ließ. Doch vergeblich; denn als in demſelben Jahre die Stelle des Arztes im Inſel-Spital zu Bern frei wurde, ward Haller zurückgewieſen, weil er ein Poet ſei; und einige Monate ſpäter hätte ſeine Anmeldung auf die erledigte Profeſſur der Beredtſamkeit ein gleiches Schickſal zu gewärtigen gehabt, weil er ein Arzt ſei. So wagte er es nicht, ſich der Wahl auszuſetzen, obgleich er ſeine ausgezeichnete Befähigung für dieſe Stelle durch eine öffentliche lateiniſche Rede bethätigte, worin er die Vorzüge der Alten vor den Neuern behandelt, indem er nicht nur die gründlichſte Kenntniß des Alterthums bewies, ſondern auch ein alte wie neue Zeit gleich umfaſſendes, lichtvolles Urtheil an den Tag legte. Jener erſten Zurückſetzung verdanken wir das Gedicht voll ruhiger Ergebung, das mit dem prophetiſchen Blick in die Zukunft beginnt:

Vergnüge dich, mein Sinn, und laß dein Schickſal walten,
Es weiß, worauf du warten ſollt.

Nachdem Haller ſich ſelbſt ſolcher Maßen innerlich beruhigt, mußte er ſich deſto eher gedrungen fühlen, ſeinen Freund Dr. Johannes Geßner durch ein ähnliches Gedicht aufzurichten, als derſelbe durch unerhebliche Lehrgeſchäfte und durch Mangel an Anerkennung für ſeine Lieblingsſtudien niedergebeugt war.

4. Hallers Liebe und Leid.

Wenn wir zu denjenigen Gedichten übergehen, worin Haller ſeine Liebe und ſein Leid beſingt, ſo können wir vom Meiſter im philoſophiſchen Lehrgedichte nicht erwarten, daß er ſich auch als Sänger der Liebe ausgezeichnet habe. Sein einziges*) Liebesgedicht „Doris“ entbehrt nicht nur der jugendlichen Wärme und Friſche, ſondern auch jener Innigkeit und Tiefe des Gefühls, und jener zarten und begeiſterten Verehrung, mit der ſonſt das deutſche Lied die Liebe beſingt. Wir haben vielmehr in der erſten Hälfte eine pſychologiſche Entwicklung der natürlichen Empfindungen

*) Seinen vier franzöſiſchen Gedichten an „Themire“ verleiht der franzöſiſche Laut, gepaart mit deutſchem Ernſt des Gedankens und der Empfindung, eine Lebendigkeit und Anmuth, welche das deutſche Gedicht nicht hat.

im Herzen des Mädchens, welche daſſelbe zur Liebe auffordern, und in der zweiten eine gar zu verſtändig angelegte Beredtſamkeit, um den entſcheidenden Augenblick herbeizuführen. Man ſieht offenbar, daß dieſes Gedicht eine förmliche Erklärung und feierliche Bitt- und Empfehlungsſchrift des Liebhabers an ſeine Geliebte iſt, und dieſe Abſichtlichkeit ſtört den Eindruck, den ſonſt eine gewiſſe Naivetät und ſchlichte Unumwundenheit des Ausdrucks machen würde. Doch wie wenig Haller geſtimmt war, die Liebe aus einem idealen Geſichtspunkte aufzufaſſen, beweist ſeine Erklärung, der zufolge er dieſes Verſuches zwanzig Jahre ſpäter ſich als einer jugendlichen Thorheit ſchämte. Wie ſehr dagegen Haller eine reine, treue und mannhafte Liebe in ſchönſter Wirklichkeit bewährt, beweiſen ſeine Gedichte auf Mariane. Als er nämlich dem Rufe nach der neugeſtifteten Univerſität Göttingen folgte, veranlaßte eine bei der Einfahrt in dieſe Stadt durch den Sturz des Wagens verurſachte Verletzung den Tod ſeiner jungen, ſchönen Gattin. An ihrem Krankenbette ſitzend, wurde er durch die vorübergehende Hoffnung auf Beſſerung zum Schwung der Ode erhoben, worein die dankbare Ergebung den Ernſt des Kirchenliedes miſcht. Ihr Tod aber entwand ihm jene berühmte „Trauer-Ode auf Mariane“, welche, nach einem oft getadelten, allzu erwägenden Eingange, ſich dann ſogleich in die Mitte des Gegenſtandes verſenkt und mit aller Innigkeit der zarteſten Liebe ſich das Bild der Verlorenen in den leiſeſten und ſeelenvollſten Zügen vergegenwärtigt. Das Gemälde verliert durch die ſchmuckloſe Wahrheit nichts an ſeiner rührenden Schönheit, vielmehr machen dieſe ſchlichten, durch den Schmerz hindurchleuchtenden Erinnerungen an Scenen ſtillen Lebensglücks den Reiz deſſelben aus. Eine zweite Ode, die ſich gegen den Troſt ſträubt, kehrte mit gleicher Macht der Liebe zu der unauslöſchlichen Erinnerung zurück; und als Bodmer zwei Jahre ſpäter den ſchwermuthsvollen Schmerz des Dichters durch die Entgegenhaltung des eigenen Schmerzes beim Verluſte ſeines Sohnes mildern wollte und ihn ermahnte, den unſeligen Ort zu verlaſſen, der ihm ſein Liebſtes geraubt, und nach der Heimat zurückzukehren: ſieht er darin nur eine Ermunterung zum neuen Erguß ſeiner Trauer. Wenn dann freilich nach wenigen Jahren die Elegie auf die zweite Gattin folgt, ſo kann man zwar darin den Werth des ſittlichen Ernſtes und der Dankbarkeit nicht verkennen: allein dieſes, wenn auch weit ſchwächere Abbild jener erſten Liebe, iſt eine etwas unvollkommene Störung des durch jene frühern Gedichte hervorgebrachten Eindruckes. — Zu dieſer Reihe

von Hallers Gedichten kann man auch ſeine unvollendete Ode „Ueber die Ewigkeit“ rechnen, wo der Reichthum und die Tiefe der Gedanken ſich mit dem feierlichſten Aufſchwunge vereinigen, um dieſes Gedicht zum erhabenſten Hallers zu machen, und durch daſſelbe den Uebergang zur Klopſtock'ſchen Muſe zu bilden.

Von denjenigen Poeſien Hallers, welche mehr den Charakter des Gelegenheitsgedichtes haben, verdient jene Cantate auf Münchhauſen Erwähnung, worin Haller demſelben im Namen der Muſenſöhne den Dank für ſeine Verdienſte um die neugeſtiftete Univerſität Göttingen ausſpricht und zugleich der dankbaren Freundſchaft eine Sprache giebt, welche er für dieſen ſein ganzes Leben hindurch ihm naheſtehenden Staatsmann empfindet. Allein mit der höhern Wärme der Vaterlandsliebe iſt jenes Gedicht durchſtrömt, womit er ſeine Gedichte dem Schultheißen Iſaak Steiger zueignet, und worin ſich die Ehrfurcht für das würdige Haupt ſeiner Republik mit dem Gefühl ſeiner Dichterwürde zu jenem ſchönen Klange vereinigt, woraus jener das vorige Jahrhundert freudig durchbebende Ton hervordringt:

Wer frei darf denken, denket wohl.

Dahin gehört auch die berühmte Aufſchrift auf das „Beinhaus zu Murten“ mit der Mahnung an das ſinkende Vaterland.

Wir ſchließen die Ueberſicht über die Gedichte Hallers mit demjenigen „Ueber den Urſprung des Uebels“, als dem umfaſſendſten, planmäßigſt angelegten, reifſten und vollendetſten ſeiner poetiſchen Erzeugniſſe, dem er ſelbſt ſeine vorzüglichſte Liebe ſchenkte und woran er über ein Jahr gearbeitet hatte. Mit dieſem Verſuche wollte er ſich des Lobes würdig zeigen, das dem erſten Erſcheinen ſeiner Gedichte entgegengekommen war. Der Zuſammenhang des menſchlichen Elends mit der göttlichen Weltordnung bildete nämlich gerade zu jener Zeit einen Gegenſtand lebhafter Erörterung unter den Philoſophen und war um ſo mehr geeignet Hallers Intereſſe zu feſſeln, nachdem Gottſched den gleichen Gegenſtand unter dem Titel „Hamartigenia“ behandelt und in ſeiner Dichtkunſt als Muſter eines philoſophiſchen Lehrgedichtes aufgeſtellt hatte. Auf dem Gurten, einem der ſchönſten Punkte ſeines Vaterlands, betrachtet der Dichter die Herrlichkeit der ihn umgebenden Natur und bewundert die darin waltende Güte Gottes. Allein ſo wie die Dämmerung über die Erde ſich verbreitete, vergegenwärtigt ſich ihm die Welt voll Qual und Laſter, wo der Menſch von Weh zu Weh fortgetrieben wird, bis zum Tode, und auch in dieſem ſtatt

Ruhe Marter ſeiner wartet. Doch Gott bildete, damit es an Geſchöpfen nicht fehle, denen er ſich offenbaren könne, freie Weſen, die Einen vollkommene Geiſter, die Andern Doppelbürger des Himmels und des Nichts. Er legte in ſie die Liebe, den Schmerz und das Gewiſſen und rüſtete ſie ſo aus gegen den Sturm des Lebens. Allein die Vermeſſenheit war der Fall der Geiſter: ſie wählten das Böſe und die Folge davon war das Uebel. Nun herrſchen Begierde und Leidenſchaft, und der Menſch, der von Gott weicht, weicht von ſeinem Glücke. Gleichwohl iſt Gott die Liebe: vielleicht wird einſt die Wahrheit uns reinigen und dort die Tugend herrſchen: wir werden einſt in ſeiner Gerechtigkeit ſeine Gnade und Weisheit erkennen. — Die ſchildernde Einleitung und die Klage über das Elend des Menſchen im erſten und die Darſtellung der Schöpfung und Ausſtattung des Menſchen im zweiten Buche ſind weniger knapp gedrängt, freier und durchſichtiger im Ausdrucke gehalten, und die der Wiſſenſchaft entnommenen Gedanken treten klarer und gefälliger hervor als in allen übrigen philoſophiſchen Stücken.

In dieſen, wie in den übrigen dichteriſchen Erzeugniſſen Hallers, welche in die Periode ſeiner Reife fallen, gebraucht er denſelben Vers, mit welchem ſeine erſte Dichtung beginnt. Denn zudem daß der Alexandriner längſt der für das erzählende und das Lehr-Gedicht allgemein gebrauchte Vers war, mußte Haller denſelben in ſeiner klangvollen Breite beſonders geeignet finden, um möglichſt viele Gedanken hineinzudrängen. Er wendet ihn daher in allen ſeinen größern, gedankenſchweren Gedichten an; und wenn er ſich in den Alpen durch die zehnzeilige Strophe noch eine neue Feſſel anlegte und ſich in der freien Fülle der Malerei hemmte, ſo gewannen dagegen die einzelnen Strophen durch die epigrammatiſche Abrundung der in jeder derſelben enthaltenen Gemälde wieder einen eigenthümlichen Reiz. Auch in den lyriſchen Stücken weicht er nie von der feierlichen Hebung des Jambus ab, bringt aber in die Strophen eine angenehme Abwechslung. Eine Ausnahme davon, nebſt einigen Strophen ſeiner Kantaten, macht nur die ſapphiſche Ode an Drollinger, worin er das erſte Beiſpiel der Anwendung eines antiken Versmaßes giebt, allein auch dieſes in Verbindung mit dem Reim. Denn mit richtigem Takte blieb er dem Reim getreu, ſo ſehr Bodmer deßhalb auf ihn ſchmollte, indem er darüber bemerkt: „Mir kam es immer vor, wenn man Hexameter machen wollte, wie ſie gemeiniglich ſind, ſo wäre die Arbeit zu leicht; und leichte Arbeit iſt auch in der Poeſie ſchlecht.“ Bei ſeiner genauen Kenntniß der alten Sprachen

TAYLOR INST. OXFORD

waren ihm die Schwierigkeiten der Anwendung ihrer Versarten in der deutschen ganz klar.

5. Aufnahme von Hallers Gedichten.

Die erste Ausgabe von Hallers Gedichten erschien im Jahre 1732 unter dem Titel „Versuch von schweizerischen Gedichten“, fast wider seinen Willen, da sein Gönner, Isaak Steiger, bei längerer Weigerung sich anschickte, eine der umlaufenden Abschriften zum Druck zu befördern. Die Gedichte wurden in seinem Vaterland gut aufgenommen; mit besonderem Jubel in Zürich, wo die Liebe zur schönen Literatur schon Wurzel gefaßt hatte, und wo namentlich Bodmer sein Entzücken über diese Leistungen des vaterländischen Dichters aussprach und Andern mittheilte und darauf an den Dichter selbst in einem lateinischen Briefe, worin er denselben nach Zürich einlud, schrieb: „Du wirst hier viele Anhänger finden, welche Deine edle und mannhafte Freiheit im Denken Dir gewonnen hat.“ Auch der alte Scheuchzer gab seinem in den Naturwissenschaften ihn bereits überflügelnden jungen Nebenbuhler herzlichen Beifall: diesen beiden folgten Gelehrte und Staatsmänner, so daß einige Theologen, welche anfangs zu mehreren Stellen, in denen sie materialistische Tendenzen finden wollten, bedenkliche Miene machten, schweigen mußten. Bodmer spricht gegen Hallers Freunde, Geßner und Wyß, den Wunsch aus, mit demselben in nähere Freundschaft zu treten; Bodmer bemüht sich eifrigst, diese Gedichte in Deutschland bekannt zu machen und die bedeutendsten Literaten dafür zu gewinnen, auch verheißt er zum voraus deren Beifall. Gottsched, der poetische Großrichter damaliger Zeit, sprach sich auf Bodmers Empfehlung anfangs günstig über Haller aus. Als aber die jungen Dichter in Hallers Fußtapfen zu treten sich bemühten und Deutschland dem Geist und der Gedankentiefe des Schweizers seine Bewunderung zollte; so versuchte die Gottsched'sche Schule zunächst der Haller'schen Poesie durch Parodien zu schaden. Allein da dieser Kunstgriff nicht verfangen wollte, und Breitinger unterdessen in seiner kritischen Dichtkunst das Wesen der Haller'schen Poesie näher entwickelt hatte, so traten Gottscheds Freunde nach einem versteckten Vorgange des Meisters selbst mit der Beurtheilung seiner Gedichte folgender Maßen auf: „Hallers Schreibart ist von großer Dunkelheit, seine Sprache ist voll seltsamer und unbekannter Wortfügungen;

er hat viele rauhe Wörter, Sylbenmaße und Reime; seine Schreibart ist eine Seuche, die den deutschen Geschmack ansteckt." Dann wird ihm der Rath ertheilt, „wenn er nicht mehr allzu philosophisch dichte, und allzu abgesonderte Begriffe mit wenig Worten ausdrücke, so werde er gewiß um die Hälfte deutlicher seyn." Zur Begründung obigen Urtheils wird fortgefahren: „Wir haben es daher auch für das Beste gehalten, eines von den Vorbildern und Mustern so mancher dunkler Gedichte mit dem Lichte der Critik zu beleuchten." So wenig sich gegen jenes Urtheil im Allgemeinen haben ließ, so schief und kleinlich war dann die Sylbenstecherei, mit welcher das Gedicht vom Ursprung des Uebels kritisirt wurde; daher es Breitingern nicht schwer fallen konnte, in der „Vertheidigung der Schweizerischen Muse" die Jämmerlichkeit der Gottschedianer mit eben so viel Witz als Gründlichkeit darzuthun. Wir erwähnen dessen, weil die Angriffe auf Haller jenem großen Streite zwischen Gottsched und den Schweizern die erste Veranlassung gaben. Vor diesem Streite hatte Sachsen unter dem Vortritte Gottscheds eine gewisse Herrschaft über die deutsche Schriftsprache behauptet: Haller fühlte, daß er vor diesem sächsischen Richterstuhle nicht bestehen könne, und nannte daher seine Gedichte schweizerische. Ohne nähere Erklärung glaubte er durch diese Bezeichnung für den Gebrauch schweizerischer Wörter, Formen und Wendungen entschuldigt zu sein. Erst als seine seichten Beurtheiler, in ihren Angriffen auf den Gehalt der Haller'schen Poesien zurückgewiesen, desto mehr an dem Buchstaben mäkelten, wurde Haller etwas ängstlich und unsicher, und begann in Göttingen mit Hülfe Werlhofs jene fleißige Verbesserung der Schreibart seiner Gedichte, jedoch erklärend, daß er oft lieber einen Sprachfehler, als einen matten Gedanken habe stehen lassen wollen. Bei Haller trafen freilich mehrere Umstände zusammen, welche ihn zum Geständnisse nöthigten: „Die deutsche Sprache ist mir fremde, und die Wahl der Wörter war mir fast unbekannt;" und an einer andern Stelle: „In meinem Vaterlande wird das Deutsche viel unreiner und fast seltener gesprochen, als das ganz fremde Französische". Zudem war Haller früher zu kurze Zeit in Deutschland gewesen, und gar nicht in denjenigen Gegenden, welche sich einer reinern Sprech- und Schreibart rühmten. Vorzüglich aber hatte Haller seine ganze Aufmerksamkeit der lateinischen*) Sprache zugewendet, diese mit solcher Liebe gepflegt

*) Auch die französische in Bern allgemein geredete Sprache war für Haller die zweite Muttersprache. Anmerkung eines Enkels von Haller.

und geübt, und darin eine ſolche Meiſterſchaft erlangt, daß ihm die deutſche dagegen allerdings etwas fremd war. Allein längſt rechnet es ſich die deutſche Literatur nicht nur zur Ehre an, Haller in die Reihe ihrer Dichter aufzunehmen, ſondern ſie ſtellt ihn an die Spitze der deutſchen Dichter neuerer Zeit, weil er der erſte war, der den Weg einer formellen Reimmechanik verlaſſend, für würdige und tiefe Gedanken eine würdige und ausdrucksvolle Sprache fand, und der deutſchen Poeſie durch ſein wiſſenſchaftliches Anſehen in den Kreiſen der Staatsmänner und Denker Eingang verſchaffte, welche ohne ihn theilnahmlos geblieben wären. Allein Hallers Dichterruhm blieb nicht auf Deutſchland beſchränkt, ſondern wurde in Verbindung mit ſeinen wiſſenſchaftlichen Verdienſten ein europäiſcher. Namentlich verſchaffte die franzöſiſche Ueberſetzung Bernhards von Tſcharner den Gedichten Eingang in Frankreich. So erlebte Haller ſelbſt dreißig Auflagen ſeiner Gedichte, worunter acht franzöſiſche, eine engliſche, eine italieniſche und eine lateiniſche. Hallers Dichterruhm dauerte ungeſchwächt beinahe ein halbes Jahrhundert: Gleim ſchrieb an Bodmer, daß in Berlin einige denkende Menſchen ſeien, die Hallers Gedichte aus dem Gedächtniſſe herſtellen könnten, wenn ſie verloren gingen. Und als Schiller von der Karlsſchule entfloh, begleitete ihn in ſeinem kleinen Bündel Haller und Shakespeare.

Zum Schluſſe der Charakteriſtik Hallers als Dichter dürfen wir des Verhältniſſes nicht unerwähnt laſſen, in welches er ſich ſchon in frühern Jahren zur Poeſie im Allgemeinen und zur ſeinigen insbeſondere ſtellte. Im Dienſte der Wiſſenſchaft zu arbeiten, war ihm eine große Aufgabe und eine heilige Pflicht: auf dieſem Gebiete verhieß ihm ſein Fleiß und ſein Scharfſinn entſchiedene Erfolge. Seine Poeſien aber betrachtete er als „mühſame Kleinigkeiten, bei denen dem Verfaſſer Mühe und Gefahr ſicher, bei den Leſern aber der Nutzen ſehr ungewiß iſt.“ Mit dieſer Anſicht nahm er ſchon in ſeinem achtundzwanzigſten Jahre von der Poeſie gleichſam Abſchied. „Nach dieſer Zeit aber griff ich niemals zur Feder, als wenn entweder ein dringender Affect ein Vergnügen fand ſich abzumalen, oder die Pflicht ein Gedicht von mir forderte.“ Seine Auffaſſung der Aufgabe des Dichters hat er vorzüglich in der Vorrede zu Werlhofs Gedichten und in dem Schreiben an den Freiherrn von Gemmingen über die Vergleichung von Hagedorns und Hallers Gedichten niedergelegt. Im erſtern Stücke heißt es: „Ein Dichter, der nichts als ein Dichter iſt, kann für die ent-

fernteſten Zeiten und Völker ein glänzendes Licht ſein. Aber für ſeine eigenen Zeiten, und für ſeine Mitbürger, iſt er ein entbehrliches und unwirkſames Glied der Geſellſchaft. Seine Gaben erwecken Verwunderung, aber ſie haben keinen Antheil an der allgemeinen Wohlfahrt; er kann für einige Stunden einen Leſer vergnügen, aber er vermehrt kein Glück und vermindert keine Sorgen und Schmerzen." Noch entſchiedener läßt ſich Haller im zweiten Stücke vernehmen, das zugleich eine merkwürdige Charakteriſtik ſeiner ſelbſt enthält: „Unſer Jahrhundert iſt geſellſchaftlicher, als alle vorhergehenden. Die beiden Geſchlechter ſehen einander mit der größten Freiheit; überall breitet ſich der Geſchmack zum Tanze, zu Schauſpielen, zu Luſtbarkeiten aus. In dieſer den Vergnügungen ſo gänzlich ergebenen Welt iſt die reizende Dichtkunſt nicht an ihrem Orte, ſie, die den herrſchenden Trieben noch mehr Zunder reicht. Des Menſchen Herz wird ohnedem der ernſtlichen Arbeiten leicht überdrüſſig, und hängt an dem ſinnlichen Vergnügen mit natürlichen Feſſeln. Je öfter, je reichlicher er ſich in dem angenehmen Tranke der Wohlluſt berauſcht, je weniger Geſchmack findet er an den ernſthaften Forderungen der Pflichten." In dieſer Anſicht war Haller um ſo ſicherer, nicht nur weil er in derſelben mit den größten Dichtern des Alterthums übereinzuſtimmen glaubte, ſondern weil er dieſelbe als Republikaner, als Volksfreund und als Philoſoph aus der Tiefe ſeines Herzens und ſeiner Lebenserfahrung ſchöpfte.

6. Hallers Aufenthalt in Göttingen.

Mit der Entfernung aus ſeinem Vaterlande ruhte Hallers Leier und auf fremder Erde entlockte er derſelben nur noch die Töne der Klage oder der Pflicht. Der Tod ſeiner Gattin rief ihm in Göttingen überall nur traurige Erinnerungen hervor, und weder die Gunſt des Königs und die Freundſchaft Münchhauſens, noch ſein Erfolg als Lehrer und ſein ſteigender Gelehrtenruhm beſchwichtigten die Sehnſucht nach dem Vaterlande. Denn ihm fehlte zur Erheiterung und Erhebung des Gemüthes jene freiere und trauliche Geſelligkeit, welche ihm die Heimat dargeboten hatte. Nur ein ununterbrochener Seelentauſch mit ſeinen vaterländiſchen Freunden milderte den Schmerz ſeiner Entfremdung. Bodmer machte in ſeinem edeln Eifer Hallers Zurückberufung zu einer vaterländiſchen Angelegenheit, und ſo wie er dieſe Abſicht in jener oben berührten Elegie öffentlich ausſprach, ſo veranlaßte er auch die Häupter

ſeines Standes ſchon ein Jahr nach Hallers Entfernung zur förmlichen Verwendung für ihn bei der Geſandtſchaft von Bern. Allein die Bemühung ſeiner Freunde daſelbſt blieb lange ohne Erfolg, bis es endlich ſeinem Gönner Iſaak Steiger wenigſtens gelang, nachdem Haller ſchon von allen Seiten vom Auslande mit Ehren überhäuft worden war, ſeine Ernennung zum Mitgliede des Großen Rathes der Republik Bern durchzuſetzen: eine Auszeichnung, die Haller höher achtete, als jeden andern Ruhm oder Gewinn.

Siebzehn Jahre dauerte Hallers Abweſenheit aus ſeinem nie vergeſſenen Vaterlande, dem zu dienen er ſtets vor allem bereit war. Allein während er ſo lange vergeblich der Erfüllung ſeiner Wünſche entgegen ſah, arbeitete er unterdeſſen auf dem Felde der Wiſſenſchaft mit der ungetheilten Kraft und Ruhe eines großen Geiſtes. Ohne der Arbeiten des Naturforſchers und Arztes zu gedenken, geben wir einen Ueberblick über ſeine allgemeine Thätigkeit zur Beförderung deutſcher Kultur. Ein bedeutendes Verdienſt Hallers iſt, wo nicht die Begründung der Göttingiſchen Gelehrten Zeitungen, doch daß er dieſem erſten allgemeinen Literaturblatte Deutſchlands durch die Uebernahme der Direction i. J. 1747 eine feſte Grundlage und eine Ausdehnung gab, daß kein Gebiet des Menſchengeiſtes von demſelben unbeachtet blieb. Getreu den Forderungen, welche Haller in der Vorrede zu der nur von ihm geleiteten Zeitſchrift an den Verfaſſer derſelben aufſtellt, blieb er gegen dreißig Jahre lang, nicht nur während ſeines Aufenthaltes in Göttingen, ſondern auch nach ſeiner Rückkehr nach Bern, dermaßen die Seele dieſer Zeitſchrift, daß der größte Theil der alle Gebiete der Literatur umfaſſenden Artikel aus ſeiner Feder hervorging*). Seine gründlichen und umſichtigen Urtheile ſind fortlaufende Beweiſe von der Univerſalität ſeines Geiſtes und ſeines Wiſſens. Bei ſeiner Vertrautheit mit allen Sprachen Europas, bei der Unermeßlichkeit ſeines Gedächtniſſes und bei der Klarheit ſeines Urtheils in allen Wiſſenſchaften ließ er keine Frage der Zeit und keine bedeutende literariſche Erſcheinung unberührt und eröffnete ſtets eine runde und ſichere Anſicht, ſo daß Herder, welcher ſonſt von dem mühſamen Fleiße Hallers beläſtigt, denſelben als den „geiſtvollſten Compilator des Jahrhunderts“ **) bezeichnen zu ſollen

*) Haller lieferte von 1745 bis zu ſeinem Tode über eilftauſend Recenſionen in obige Zeitſchrift.

**) „Nicht ganz mit Unrecht hat Herder meinen Großvater den „großen Compilator“ genannt, obwohl deſſen Genius gerade als Schöpfer, als Original zu wirken

glaubte, doch mit Johannes Müller darin übereinstimmt, daß „kein falscher Gedanke in ihm sei.“ Durchgeht man jetzt Hallers Urtheile in der Göttinger gelehrten Zeitung*), so staunt man über die Richtigkeit des Blicks und findet mit wenigen Ausnahmen, daß die unterdessen fortgeschrittene Wissenschaft Hallers Ansichten oder Vermuthungen nur entwickelt oder bestätigt hat. Wenn Haller als Dichter in der Form oft unsicher und unbeholfen war, so handhabt er dagegen seine Muttersprache in der Wissenschaft und in der Anwendung derselben auf das Leben mit der ruhigen Bestimmtheit heller Anschauung und sich selbst bewußter Denkkraft. So ist Haller nicht nur der erste, durch höhern Flug des Geistes ausgezeichnete Dichter, sondern zugleich auch, und in noch höherm Maße, der erste deutsche Prosaist, dessen Sprache rein und schön, als natürliches Abbild der Anschauung oder des Gedankens dahin strömt; sie ist fern von aller Mühsamkeit, so genau, klar und durchsichtig, so vollständig aus der Sache hervorgehend und derselben angepaßt, daß sie auch den wohlthuenden und überzeugenden Eindruck der Wahrheit und Lauterkeit, der Sicherheit und der Gründlichkeit erweckt**). Zum Institute der Göttingischen Anzeigen trat i. J. 1751 die königliche Gesellschaft der Wissenschaften hinzu, um Hallern die traurige Einsamkeit und Mühseligkeit seines akademischen Lebens zu mildern. Er war die Seele beider Anstalten und blieb auch nach seiner Rückkehr in das Vaterland Präsident der letztern. Was Haller durch dieselben leistete, darüber spricht sich ein Vierteljahrhundert später Herders unbefangenes Urtheil also aus: „Mitten unter den stürmischen Factionen brachte er ein schmales Blatt deutscher Kritik unter den Schutz einer Societät der Wissenschaften selbst und gründete ihm dadurch nicht nur

---

geeignet war. Die Ursachen waren zunächst die Zersplitterung der Kräfte, unvermeidlich in einer Republik wie Bern, wo man in der nämlichen Stunde einmal einen General zum Chorrichter, einen Chorrichter zum General gemacht; dann die gedrückte Lage des Mannes, dessen hervorragende Tugend der republikanischen invidia nicht entging, und der innerhalb des Vaterlandes wenig Aufmunterung fand, ohne welche kein Gelehrter Großes leistet, wenig Austausch der Ideen, wenig geistige Nahrung. Hallers physisches Leben war ein steter Kampf gegen Außen. Die Aufmunterungen kamen ihm von Seite der Erlach und Bonstetten.“

Anmerkung eines zweiten Enkels von Haller.

*) Die vorzüglichsten Artikel sind im Auszuge mitgetheilt in Hallers „Tagebuch seiner Beobachtungen.“ 2 Bände. 1787.

**) „Haller war vergleichbar beredter im mündlichen Vortrage.“

Anmerkung eines Enkels von Haller.

Unpartheilichkeit, Billigkeit und Gleichmuth, ſondern auch Theilnahme am Fortgange des menſchlichen Geiſtes in allen Weltgegenden und Sprachen. Seitdem ſind die Göttingiſchen gelehrten Anzeigen nicht nur Annalen, ſondern Beförderinnen und, ohne ein Tribunal zu ſein, conſulariſche Faſten und Hülfsquellen der Wiſſenſchaft worden, zu denen man, wenn manche einſeitige Kritik verſtummt iſt, wie durch libyſche Wüſten zum ſtillen kenntnißgebenden Orakel der Wiſſenſchaft reiſet, und dabei immer noch Hallers und ſeiner Nachfolger Namen ſegnet*)." So bedeutend in den Göttingiſchen Anzeigen Hallers Leiſtungen in den Fachwiſſenſchaften ſind, ſo haben doch ſeine Bemühungen gegen die ſittliche und religiöſe Revolutionierung ſeiner Zeit einen noch viel höhern Werth. Er iſt ein Feind des genial ſein wollenden Leichtſinns und der auffallenden Gedanken und daher trägt er das Banner gegen Voltaire, Helvetius, Rouſſeau ꝛc. voran. Allein bei aller ſittlichen Kraft und geiſtigen Schwere ſeiner Widerlegungen wird er nie herbe, nirgends gereizt; ſondern mit ruhiger Größe und Affektloſigkeit erfüllt er ſeine Pflicht in Vertheidigung der Wahrheit; ſeine Strenge löſt ſich daher häufig in den heitern Scherz der Verwunderung über die Unwiſſenheit oder Verkehrtheit eines großen Talentes auf. Mit völliger Unbefangenheit und wohlwollender Ehrlichkeit lobt er aber auch jede gute Eigenſchaft und jede Leiſtung ſeiner Gegner, ſo daß ſie an ihm einen gleich präciſen Lobredner wie Tadler finden. — Doch ungeachtet aller Unſchuld ging daher Hallern die Verläumdung von La Mettrie tief zu Herzen, welcher ihm ſein anonymes Buch „l'homme machine" zueignete, ſich dabei deſſen Freund und Schüler nannte und ſich ſpäter ſogar rühmte, gemeinſchaftlich mit ihm ausgeſchweift zu haben. Die Furcht, daß dieſe freche Lüge bei den Wohlgeſinnten Aergerniß und bei den Lockern Spott über ihn erwecken möchte, bewog Hallern ſich in einer öffentlichen Zuſchrift an Maupertuis, den Präſidenten der preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften zu wenden, deren Mitglieder auch Haller und La Mettrie waren, damit er dieſen zum Widerruf anhalte. Der Schmerz über den ihm unbegreiflichen Muthwillen, und die Beſorgniß, daß dieſe ihm aufgebürdete Schmach der Religion und den guten Sitten ſchaden könne, verſetzte Hallern in eine Gemüthsbewegung, welche der ſchönſte Ausdruck ſeiner reinen Herzenslauterkeit iſt.

---

*) S. Herder. Abtheilung für ſchöne Lit. und Kunſt. Bd. 7. Ideen zur Geſchichte und Kritik der Poeſie und bild. Künſte. 33.

7. Haller im Berner Staatsdienſte.

Haller war in Göttingen zu den höchſten Ehren und Gunſtbezeugungen gelangt, welche ein deutſcher Gelehrter erreichen konnte, er hatte als ſolcher einen europäiſchen Namen, er ſtand mit ſeinen Kollegen, unter denen Mosheim, Matthias Geßner und Michaelis, in gutem Vernehmen, und wußte durch den Adel ſeiner Geſinnung und durch die Milde ſeines Benehmens auch den Neid zu verſöhnen. Unter dieſen Umſtänden iſt es begreiflich, wenn er mehrere glänzende Berufungen nach dem Auslande ablehnte. Allein i. J. 1749 wurde ihm eine noch höhere, bisher in Deutſchland nicht erlebte Auszeichnung zu Theil. Friedrich der Große nämlich berief zu gleicher Zeit Voltaire und Haller an ſeinen Hof, um zugleich den geiſtreichſten und gewandteſten Schriftſteller und den gründlichſten Gelehrten und den tugendhafteſten und reinſten Charakter zu beſitzen, indem er auch darin den Beweis ablegte, daß trotz einer falſchen Erziehung und einer materialiſtiſchen Richtung, die ihm durch die Gewohnheit zum perſönlich leitenden Syſtem geworden war, er dennoch als Staatsmann gerne einer reinern Erkenntniß und einer beſſern Ueberzeugung folgte. Demnach wurde Haller (1749) unter der Zuſage einer überausgroßen Beſoldung nach Berlin geladen und ihm freigeſtellt, Titel und Rang nach ſeinen Wünſchen zu verlangen, ohne ihn zu irgend einer amtlichen Thätigkeit zu verpflichten. Hallers großer Name ſollte aber vorzüglich der neugegründeten Akademie zur Ehre gereichen. Zugleich ward ihm die Ausſicht eröffnet, daß ihn der König nebſt Voltaire und Andern zu den vertrauten Abendgeſellſchaften einladen werde; und ferner Hoffnung gemacht, daß er ſpäter die Direction des Medicinalweſens in der ganzen preußiſchen Monarchie erhalten werde. So lebhaft ihn dieſer ehrenvolle Ruf in Anſpruch nahm, und ſo ſehr er geeignet geweſen wäre, nicht nur als Gelehrter, ſondern auch als feiner Geſellſchafter zu glänzen, ſo überwog doch die Rückſicht, welche er gegen ſeinen damaligen Zögling, J. G. Zimmermann von Brugg ausſprach: „Denken Sie ſich einen Chriſten, denken Sie ſich einen Menſchen, der an die Religion Jeſu glaubt und ſie von ganzem Herzen bekennt, nach Potsdam, zwiſchen den König, Voltaire, Maupertuis und d'Argens!“ Um Hallern in Göttingen zu feſſeln, wurde die Gründung der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften beſchleunigt und ihm der Vorſitz übergeben und zugleich ein Adelsbrief ausgewirkt. Daneben opferte er das Anerbieten des großen Königs auch

dem Wunſche, in ſpätern Jahren ſeinem Vaterlande nützlich zu ſein und in demſelben zu ſterben.

Man hat dieſes Verlangen Hallers nach einer Staatsſtelle in Bern oft verkannt und als Schwäche ausgelegt, indem man nicht begreifen konnte, daß der Ruhm, der erſte Gelehrte ſeiner Zeit zu ſein, für ihn nicht einen weit höhern Werth haben ſollte, als eine Beamtung in einer kleinen Republik. Allein der gereifte Mann hing mit derſelben Liebe an ſeinem Vaterlande wie der Jüngling, das Schweizervolk und ſeine Sitten hatten für ihn noch den gleichen Reiz, und der Wunſch, frei im Schooße desſelben zu leben, war durch die Steifheit des Univerſitätslebens in ihm nur vermehrt worden. Kann er ſich doch ſelbſt bei der feierlichen Eröffnung der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften nicht enthalten, über die „Traurigkeit des akademiſchen Lebens“ Klage zu erheben. „Die Bemühung Jünglinge zu bilden, und das arbeitsvolle Amt eines akademiſchen Lehrers, erfordert eine einſame, ſtumme und gleichſam von aller Freundſchaft ausgeſchloſſene Lebensart. Von den Büchern geht man zu den Vorleſungen, von denſelben kehrt man wieder zu andern Arbeiten zurück, und der Tag verſtreicht unter ſtets angeſtrengten Seelenkräften; er wird durch keine Erholung, durch keinen andern Troſt gemildert, als denjenigen, den das Bewußtſein giebt, ſeine Pflicht erfüllt zu haben, einen Troſt, der für den Menſchen, das geſellſchaftlichſte der lebendigen Geſchöpfe, weder erfreulich noch unſchuldig genug iſt, auch ſo nah an die Eitelkeit gränzet, daß ein die wahre Glückſeligkeit liebender Mann keinen rechten Geſchmack daran findet, weil ihn die Erfahrung lehret, wie leicht ſich ein Gift in dieſen Becher miſchen kann.“ Dieſes Gift war an Haller in Göttingen nicht vorübergangen und machte ihm das Leben in der Fremde zum Ekel. Seine Heimat dagegen übte auf ihn immer denſelben Zauber aus. Bei ſeinen verſchiedenen Urlaubsreiſen nach Bern konnte er ſich nicht enthalten, ſeinen geliebten Bergen entgegenzueilen. Bei ſeinem erſten Beſuche in der Schweiz, i. J. 1739, eröffnet er die Beſchreibung ſeiner Reiſe*) mit der Erklärung: „Ich konnte den Anblick der Berge, welche ſich im Kranze um meine Vaterſtadt lagern, nicht ertragen, abgeſehen von dem ſüßen Verlangen nach den Pflanzen, welche ich auf denſelben als Jüngling ſo vielmal geſammelt hatte, von der unſchuldigſten Freude durchſtrömt.“ Als er mit dem ihn begleitenden Jugendfreunde in die höhern Berge kam: „Jene Gebirgsgegend empfahl ſich zwar nicht durch ihren Reich-

*) Alberti Haller Iter Helveticum. Anni 1739.

thum an Pflanzen, allein ſie erfriſchte die Seele wunderbar durch das ſüße Bild des Glückes, das aus der Freiheit entſteht.“ „Die wohlbebauteſten Landhöfe nehmen alle jene Hügel ein, welche freie, fröhliche, reiche und, wofern den Menſchen ſolches Schickſal zu Theil werden kann, glückliche Landleute bewohnen.“ „Das war eine ganz poetiſche Reiſe.“ Es war alſo nicht etwa nur die Herrlichkeit des Landes, welche Hallern an ſich zog, ſondern er war auch ebenſo ſehr für ſein Volk begeiſtert. Daher er in ſpäterer Zeit urtheilt: „Keine Auflagen, kein unumſchränkter Miniſter, kein ſtehendes Heer, und kein Schein eines zu befürchtenden Krieges. Welche Vorrechte! findet man ſolche an irgend einem Orte der Erde? So iſt das goldene Zeitalter geweſen: Ehrgeiz und Reichthum haben den übrigen Theil der Erde deſſen beraubt.“ — So war Haller der zerſtückelten Exiſtenz eines bloßen Gelehrten- und Bücherlebens müde, und ſehnte ſich nach einer Lage und einer Thätigkeit, wo er mit allen Kräften ſeiner Seele wirkſam ſein, wo er ſein Gemüth befriedigen, und das durch den einbrechenden Zeitgeiſt bedrohte Glück ſeines Vaterlandes ſchützen konnte. Sein Leben in der Fremde hatte zudem ſeine Geſundheit erſchüttert.

Als daher Haller im Frühling des Jahres 1753 ſeine älteſte Tochter ihrem Bräutigam entgegenführte*), griff er bei der eben ſtattfindenden Aemterbeſetzung zu Bern in das Loos und erlangte die beſcheidene Stelle eines Rathhausammannes**). Mit dieſer untergeordneten Stelle, der zufolge er nach einer ſpöttiſchen Bemerkung Bodmers die Thüre des Rathsſaales zu öffnen und zu ſchließen und bei feſtlichen Anläſſen in der Amtstracht vor dem Tiſch zu ſtehen und die Geſundheiten anzufangen hatte, eröffnete ſich für Hallern der Staatsdienſt. Es iſt begreiflich, wenn Bodmer, welcher eine literariſche Thätigkeit viel höher ſchätzte als politiſche Beamtungen, ſich über dieſe ſcheinbare Erniedrigung Hallers mit ſeinen Freunden ſeinen Scherz erlaubte. Haller ſelbſt dagegen, welcher mit aller Verehrung an den

*) Mehrmals iſt das alberne Gerücht wiederholt worden, Haller habe ſich plötzlich mit ſeiner Tochter von Göttingen entfernt, weil ein ungariſcher Graf dieſelbe habe entführen wollen. Allein Briefe des Bräutigams, eines Herrn von Jenner, an J. G. Schultheß, thun ſchon vier Monate früher der mit dieſem verabredeten Reiſe Erwähnung.

**) „Die Ammannſtelle war ſehr geſucht; ſie gab bei Regimentserneuerungen ein Präſentationsrecht. Ammann war, was jetzt Stimmenzähler, Saalinſpektor.“
Anmerkung eines Enkels von Haller.

politiſchen Einrichtungen Berns hing, konnte es nicht unter ſeiner Würde finden, die althergebrachte Laufbahn zum höhern Staatsdienſte durchzumachen. Denn Haller war für die Ariſtokratie, nicht nur aus Vorliebe für die Verfaſſung der Republik Bern, ſondern weil ihn die Geſchichte lehrte, daß ſo wie die Demokratie in den Republiken des Alterthums herrſchend wurde, die Zerſtörung des Staates damit verbunden war. Demnach machte er es ſich auch zur republikaniſchen Pflicht, ganz anſpruchlos und ohne Rückſicht auf ſeinen Gelehrtenruhm, wie jeder andere Bürger dem Staate von unten auf zu dienen. Doch bald öffnete ſich ihm eine angemeſſene Wirkſamkeit, als er Mitglied des akademiſchen Senates wurde, indem auf ſeinen Vorſchlag ein philologiſches Seminar in Bern errichtet ward. Wenn ihm die mit Karl Emanuel von Bonſtetten gemeinſchaftlichen Bemühungen zur Reform der Akademie von Lauſanne nicht gelangen, ſo war er dagegen glücklicher in Beförderung einer ſchönen Stiftung, zu deren Verwirklichung Haller weſentlich beitrug und deren innere Organiſation von ihm ausging, nämlich des neuen Waiſenhauſes in Bern. Als Hauptgrund der Nothwendigkeit einer ſolchen Anſtalt führt er das durch den Müßiggang in der Hauptſtadt eingeriſſene Verderben an und ſpricht ſich über die Urſache dieſes Verderbens im Namen der Committierten mit alter Freimüthigkeit aus: „Der patriciſche Hochmuth, die Einbildung zum Regieren geboren zu ſein, die Gemächlichkeit, ohne wahre Arbeit, allerley Beyſteuren zum Lebensunterhalte zu erhalten, ſind allerdings die Urſachen dieſes Verderbens.“ Wie wohl übrigens Haller mit ſeinem neuen Aufenthalte im Vaterlande zufrieden war, geht aus einem Briefe an Zimmermann hervor, nachdem er ſchon wieder ein Jahr in Bern verlebt hatte: „Ich habe dieſe Heiterkeit wiedergewonnen, welche mehr werth iſt, als das Vergnügen; nichts wiegt die Zufriedenheit auf, die ich fühle, Muße zu haben, darüber Herr zu ſein und zu ſtudieren ohne Hinderung und ohne davon niedergedrückt zu werden.“

Eine eigenthümliche und merkwürdige Thätigkeit erhielt Haller durch die Uebertragung der Direction der Salzwerke zu Ällen in der Waadt: denn hier konnte er beweiſen, welche Vortheile die Wiſſenſchaft für die praktiſche Geſchäftsthätigkeit und für die Landwirthſchaft darbot; auch eröffnete dieſe Stellung ihm als Schriftſteller ein neues Feld. Nachdem er nämlich durch mehrere Reiſen nach den Salzwerken und durch genaue Unterſuchung ihrer Umgebung ſich in den Fall geſetzt ſah, der Regierung

neue Vorschläge zur Ausdehnung und vortheilhaftern Bearbeitung derselben einzureichen, deren Scharfsinn und Gründlichkeit überraschten, wurde er für sechs Jahre, von 1758 bis 1764, mit der unmittelbaren Aufsicht und Leitung dieser Arbeiten beauftragt, wobei er die Zubereitung des Salzes sehr vereinfachte und die Kosten verminderte. Er wohnte während dieser Zeit in der größten Abgeschlossenheit in einem einsamen Gebirgsthale auf dem Schlosse von Roche. Zu diesem gehörte ein ausgedehntes, aber durch Versumpfung größtentheils nutzloses Gut. Auch da machte es sich der Naturforscher zur freudigen Aufgabe, seine Gelehrsamkeit zur Nachhülfe der Natur und zur Verbesserung der Landwirthschaft anzuwenden. Sowohl Hallers Beschreibung der Salzwerke zu Allen und der mit denselben vorgenommenen Untersuchungen und Verbesserungen, als sein Bericht über die Nutzbarmachung des sumpfigen Grundes zu Roche geben ein so lebendiges und anmuthiges Bild von Hallers einsichtsvollem und unverdrossenem Bemühen, daß man mit der größten Befriedigung den Gelehrten in den Gewerbsmann und den Landwirth verwandelt sieht. Nicht weniger anziehend sind seine meteorologischen Beobachtungen (aus seinem Thale) und die Beschreibung einer epidemischen Krankheit seiner Statthalterschaft, welch letzterer zufolge der Landvogt es nicht verschmähte, zum herumwandernden Dorfarzt zu werden*). Indem ein großer Gelehrter sich herabließ, in diesen Schriften die Wissenschaft populär und gemeinnützig zu machen, gab er den Anstoß zu ähnlichen Bemühungen Anderer und war somit einer der Hauptbeförderer jener gemeinnützigen Volksliteratur, welche besonders in der Schweiz so bedeutend und einflußreich wurde, und wesentlich dazu beitrug, dem Antheile der Schweizer an der deutschen Literatur eine allgemeine Beachtung zu verschaffen. Welche Befriedigung überhaupt aber Hallern diese volksthümliche Thätigkeit gewährte, der zufolge er sich angelegen sein ließ, den Gedanken und Ergebnissen wissenschaftlicher Erkenntniß die größte Verbreitung und die allgemeinste Anwendung auf das Leben zu verschaffen, geht daraus hervor, daß er auf die „Sammlung seiner kleinen Schriften" den größten Werth

*) „Ob ich gleich seit langer Zeit zu andern Beschäftigungen berufen bin, so hab ich doch niemals gelernt meine Ohren vor der Stimme der Menschlichkeit zu verschließen, und ich überließ mich ganz diesem Gefühle, unerachtet der Abneigung, die Arzneikunst anders als durch meine Räthe auszuüben, weil ich in dem verlassenen Zustande dieser Leute die Nothwendigkeit vor mir sah, welche niemand von der Pflicht lossprícht, die Feuersbrunst zu löschen." — Sammlung kleiner Schriften. 3ter Theil, S. 110.

unter allen ſeinen Werken legte. In dieſen drei Bänden nämlich waren außer den zuletzt genannten Schriften die populären Einleitungen zu verſchiedenen wiſſenſchaftlichen Werken von ihm oder Andern, einzelne praktiſche Aufſätze und Berichte und Auszüge aus Abhandlungen enthalten, welche die wichtigſten Fragen der Zeit erörterten. Dieſe kleinen Schriften charakteriſieren Hallern aufs genauſte und ſchönſte als Menſchen und Bürger und bilden zugleich einen Maßſtab für die Reife und Gründlichkeit ſeiner Wiſſenſchaft durch die allſeitige Klarheit, welche dieſelbe ſeinem Blicke in alle Gebiete des Lebens und Denkens verlieh. Denn außer den in dieſer Sammlung enthaltenen gemeinnützigen Schriften weiß Haller in kleinern, für ſich beſtehenden Abhandlungen oder in Vorreden einen Gegenſtand der Fachgelehrſamkeit, oder eine philoſophiſche Zeitfrage ſo lebendig und anziehend zu behandeln, daß die Theilnahme jedes gebildeten Leſers mitten in die Sache hineingezogen wird. So vereinigte er mit deutſcher Gründlichkeit die Lebendigkeit und Anmuth des Franzoſen und zugleich die ruhige heitere Würde des Alterthums. Als Muſter in dieſer Art nennen wir die Vorrede zu Buffons Naturgeſchichte, wo er gegen die Materialiſten, die nichts für wahr anerkennen wollten, als was die Sinne wahrnehmen, „den Nutzen der Hypotheſen“ durchführt, d. h. die Zuläſſigkeit der philoſophiſchen Principien, der Theorie, um auf dieſem Wege allmählig zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen. Ein zu gleicher Zeit entſtandenes (1751), die gleiche Richtung bekämpfendes Seitenſtück bildet die Vorrede zur „Prüfung der Sekte, die an allem zweifelt“, worin Haller mit aller Neuheit und Friſche des Unwillens über das einbrechende Verderben die „praktiſchen Folgen des Unglaubens“ ſchildert.

Haller hatte während ſeines Aufenthaltes in Roche zugleich auch die Befriedigung als Regent und Geſetzgeber nützlich zu ſein, indem er über ein Jahr lang von 1762 bis 1763 Stellvertreter des während ſeiner Amtsführung verſtorbenen Landvogts zu Ällen war. Dem zufolge ſammelte und ordnete er die Gewohnheitsrechte, welche in den verſchiedenen Diſtrikten jenes Amtes Gültigkeit hatten; und es erſchien dieſe Sammlung gedruckt unter dem Namen Code d'Aigle. Die anhängliche Dankbarkeit ſeiner Untergebenen, welche ſich nach ſeiner Rückkehr nach Bern durch eine mit dem Ausdrucke derſelben beauftragte Abordnung ausſprach, rechnete er zu den willkommenſten Ehrenbezeugungen, welche ihm in ſeinem Leben zu Theil geworden. Alle dieſe Arbeiten während ſeines Aufenthaltes in Roche hatten ihn nicht gehindert,

seinen großen wissenschaftlichen Unternehmungen obzuliegen, vielmehr forderten ihn die umgebenden Berge zu sehr angenehmen und erfolgreichen botanischen Streifzügen auf. Unter diesen Umständen gehörte sein dortiger Aufenthalt zu den schönsten Abschnitten seines Lebens. War er Deutschland und seinem Verkehr ferner gerückt, so stand er in desto lebhafterem wissenschaftlichen Briefwechsel mit den Gelehrten des Südens, namentlich beförderte die Nachbarschaft von Genf eine sehr vertraute gegenseitige Mittheilung mit Bonnet. Diesem theilt Haller auch das Vergnügen mit, das er über sein neues Lebensverhältniß empfindet. Wir heben einige dieser Mittheilungen aus, die, wenn sie nicht unmittelbar zur Literatur gehören, doch Hallers Wesen charakterisieren, aus welchem die Eigenthümlichkeit seiner literarischen Bestrebungen hervorging. Zuerst machte Haller die Eröffnung: „Nun ist mein Schicksal entschieden: ich habe mir die Direction der Salzwerke von Roche erwählt; ein für mein Alter mittelmäßiges Amt, aber verbessert durch die Muße und die Hoffnung, ganz mir selbst und meinen Studien anzugehören. Die Physiologie hat einen wesentlichen Antheil an diesem Plane; ich schmeichle mir, sie in dieser Einsamkeit zu vollenden."

— — — — — — — — — — — — — —

Nachdem er sich aber eingelebt, berichtet er: „Ich habe diesen Winter Moräste ausgetrocknet und viele kleine Arbeiten verrichtet, welche, ohne philosophisch zu sein, doch das Herrschaftsgut verbessert haben.... Alles unterhält mich und macht mir Vergnügen, und ich weiß nicht, ob ich mich je wieder mit dem unnützen und in der That thörichten Geschwätze der Städte versöhnen werde." Nachdem er dieser stillen Zurückgezogenheit schon beinahe vier Jahre genossen, schreibt er in ungeschwächter Freude: „Ich sehe alle Morgen der Sonne entgegen, die mich mit einem sanften aber innigen Vergnügen einer mäßigen und freiwilligen Arbeit entgegenführt. Ich sehe die Nacht mit der Befriedigung herankommen, die Ruhe der Belehrung folgen zu lassen. Ich liebe alles, was sich mir nahet, und finde mich glücklich, mit ein wenig Anstrengung das Elend einiger Familien zu vermindern, Prozesse zu beendigen, Feindschaften zu ersticken und die Thränen der Unglücklichen zu trocknen. Ich würde für den Beifall meines Jahrhunderts nicht gleichgültig sein; aber wenn ich desselben beraubt sein soll, so werde ich mich mit dem Guten trösten, das mir zu erweisen vergönnt ist. Ich habe zudem eine viel bessere Gesundheit als früher, und habe sie schätzen gelernt..... Ich bringe hier einen Theil meines Lebens köstlich zu,

die Wohlthaten des liberalſten Souverains zu verbreiten, Streitigkeiten zu ſchlichten, alte Prozeſſe zu entſcheiden, den Frieden und die Ordnung unter einem vernachläſſigten Volke wiederherzuſtellen. Ich habe nur ein Quintchen von Macht und wenige Jahre dieſelbe auszuüben; aber wie glücklich wäre das Menſchengeſchlecht, wenn ſeine Leiter die Annehmlichkeit, Gutes zu thun, fühlen könnten! Das hat mich veranlaßt, jene Pracht zu verabſcheuen, das Schooskind Voltaire's, welche das Herz verhärtet und es den Bedürfniſſen der Unglücklichen verſchließt, weil ſie die unſrigen ins Unendliche vervielfältigt. Lieber wollte ich die gutmüthige Einfalt unſerer Voreltern, ohne Induſtrie, allein ohne Bedürfniſſe." Mit Voltaire ſelbſt kam Haller in Berührung, als jener deſſen Verwendung gegen ein angebliches Libell in Anſpruch nahm, und unter Anderm in ſeiner leichten und verbindlichen Weiſe an Haller, als einen Philoſophen, appellierte. Haller, welcher gerade in dieſem Punkte keine Gemeinſchaft mit Voltaire an ſich kommen laſſen wollte, antwortete ihm aus Roche folgender Maßen: — — — „Si par Philosophe Vous entendés un homme qui s'applique à se rendre meilleur, à surmonter ses passions, et à éclairer un esprit révolté dès sa prémière jeunesse contre le joug de l'autorité, je ne refuserai pas ce caractère. Mais de tous les effets de la Philosophie celui que j'ambitionnerais le plus, ce serait sa tranquillité d'un Socrate vis-à-vis d'un Aristophane ou d'un Anytus. Exposé de tous côtés aux médisances et aux jugemens injustes, nous ne pouvons être heureux qu' à force d'insensibilité."

„Vous ignorez apparement que je suis cultivateur et que je me plais à lutter contre les mauvaises qualités du terroir: j'éprouve tous les jours qu'elles résistent à l'industrie de l'homme; mais qu'elles lui cèdent à la fin, ce sont des victoires innocentes que j'aime à remporter. Un marais desséché, sur lequel je ferais une récolte, une colline couverte d'épines qui rendrait de l'esparsette par mes soins, voilà les conquêtes que j'aime à faire, et je suis assez simple pour sentir redoubler ma satisfaction par là même, que je la vois dépendre de moi*)." (1759.)

Wohl mochte Voltaire bei Leſung eines ſolchen Briefes ſich zum

*) „In einer leichten Ironie, die in allen Briefen Hallers an Voltaire durchblickt, in der Meiſterſchaft, mit welcher er die franzöſiſche Sprache handhabt, würde man kaum den ernſten Phyſiologen errathen. In dieſem literariſchen Wettkampfe war der Sieg nicht auf Voltaire's Seite." Anmerkung eines Enkels von Haller.

gleichen Ausrufe veranlaßt finden, welchen er wiederholt hören ließ, als ihm eine Dame aus der französischen Uebersetzung von Hallers Gedichten vorlas: „Ah que cela est pitoyable!“ Für Hallern aber ist es ganz charakteristisch, wenn er dem französischen Hofmanne und Philosophen diese schweizerische Einfalt der Lebensweise und der Gesinnung als ernste Lebensaufgabe entgegenhielt*).

8. Hallers aufopfernde Thätigkeit.

Nach Hallers Rückkehr von Roche wurde er Mitglied mehrerer Oberbehörden, unter andern des großen Kirchenrathes, und die wichtigsten Verfügungen des Sanitätsrathes in dieser Zeit gingen von ihm aus. Namentlich aber wurde er für Staatsgeschäfte in Anspruch genommen und daher dem geheimen Rathe beigeordnet. In dieser Stellung war er mit dem Entwurfe aller wichtigen diplomatischen Akten beauftragt, vornämlich bei den Verhandlungen mit dem französischen Hofe während der Genfer Unruhen. Und als der Minister Choiseul den Hafen und die Stadt Versoir zu gründen unternahm, um für Frankreich am Genfersee einen blühenden Handelsplatz zu gewinnen, so war der große Namen Hallers die Zuflucht, der sich die Eidgenossenschaft durch Bern bediente, um diese Beeinträchtigung abzuwenden; und wirklich erreichte Haller durch seine Verbindungen und als eines der acht auswärtigen Mitglieder der Akademie der Wissenschaften von Paris, was einem schweizerischen Magistrate nicht gelungen wäre. Merkwürdiger Weise machte dieser berühmteste und einflußreichste Berner sich vergebliche Hoffnungen, seinen liebsten Wunsch zu erreichen, nämlich Mitglied des kleinen Rathes der Republik Bern zu werden. Allerdings wurde ihm die Erreichung dieses Ziels durch die bestehenden Staatsformen erschwert, aber ein noch größeres Hinderniß stellte ihm die patricische Eifersucht entge-

*) Revue Suisse. 1854. Septembre. Neuchatel. Alb. de Haller (fragment d'un cours sur l'histoire littéraire nationale) par Aimé Steinlen, p. 585—606. Wir erhalten hier eine vortreffliche Darstellung von Haller als Dichter und Schriftsteller. Ueber sein Verhältniß zu Voltaire wird dort S. 599 bemerkt: „Sa position scientifique et son immense réputation le disposaient assez peu à courber la tête devant l'idole du siècle: la résistance naturelle qu' oppose la fierté suisse à l'omnipotence française entrait aussi pour quelque chose dans sa froideur. Il était enfin frappé de la légèreté des doctrines des philosophes, de leur peu de solidité et de vraie pratique; et la prétention de ces hommes à se poser en arbitres des idées réligieuses et politiques révoltait sa conscience.“

gen*). Mit einer Geduld und Hingebung, deren Ursache nicht in ehrgeiziger Schwäche, sondern in seiner Vaterlandsliebe und seiner Bürgertugend gesucht werden muß, hielt Haller in ungewissen Verhältnissen aus, welche ihm nicht einmal ein genügendes Auskommen für seine zahlreiche Familie darboten. Wenn er sich daher in der ersten Zeit nach der Rückkehr in das Vaterland durch den Ruf zur Würde eines Kanzlers und Kurators der Universität Halle, womit ihn Friedrich der Große von Neuem beehrte, nicht bewegen ließ, so setzte ihn dagegen die Aufforderung Georgs III., der ihm schon als Kronprinz eine ausgezeichnete Gewogenheit geschenkt hatte, zur Rückkehr nach Göttingen unter den glänzendsten Bedingungen, wobei der König auch die Regierung von Bern um Unterstützung seines Wunsches anging, in lange und peinliche Unruhe. Denn sein Schwanken, ob er der Neigung seines Herzens, oder der Nothwendigkeit, für seine Kinder zu sorgen, folgen sollte, dauerte nicht weniger als fünf Jahre: da er nicht begreifen konnte, daß seine Mitbürger seinen bescheidenen Erwartungen, um ihn zu fesseln, nicht entsprechen würden. Er war zwar von Anfang an entschieden: „Wenn meine Mitbürger mir nur einige Freundschaft zeigen, ziehe ich dieselbe allen Annehmlichkeiten der Welt vor.“ Das ganze Spiel der Gemüthszustände Hallers während dieser langen Zeit der Unruhe spiegelt sich in seinen Briefen an Bonnet**). Als die zu seinen Gunsten erwarteten Schritte nicht erfolgen wollten, weiß er auch so den rechten Standpunkt zu finden: „Wenn es nicht sein kann, so werde ich anderswo fortkommen müssen. Und am Schlusse der Rechnung ist eine Akademie mein natürliches Vaterland; das ist der einzige Beruf, den ich gelernt habe. Ich habe nur mit dem Herzen und durch die natürlichen Ein-

*) „Es muß bemerkt werden, daß durch eine solche Beförderung alles wissenschaftliche und schriftstellerische Wirken ihm durchaus unmöglich geworden wäre. — Eine der Ursachen war, daß seine Tochter Mariane einem jungen Mann aus der zahlreichen und mächtigen Familie F..... eine Leidenschaft eingeflößt hatte, die jedoch ohne Erfolg blieb, weil eine Heirath bei dieser Familie nicht für vortheilhaft genug galt. Eben diese blieb fortan Hallern abgeneigt.“ Anmerkung eines zweiten Enkels von Haller.

**) Siehe das vortreffliche Werk: „Albert de Haller. Biographie. Par l'auteur des soirées de famille (Fräulein Chavannes). Lausanne“ — welches bereits die zweite Auflage erlebt hat. Allein dieser biographische Versuch berücksichtigt vorzüglich Hallers patriotisches und religiöses Verdienst, giebt also keine umfassende Uebersicht seiner geistigen Entwicklung, seiner Gedanken und seiner allgemeinen literarischen Thätigkeit. Eine genaue Biographie Hallers mit Aufsuchung seiner Briefe an seine nähern Freunde und mit Benutzung der Briefe seiner Freunde an ihn, wäre daher eine der schönsten und verdienstlichsten Aufgaben eines bernerischen Historikers.

sichten regiert, ohne daß ich mich in dieser Kunst habe unterrichten können." Allein wenn er seiner Hoffnungen gedachte, seine Projecte für die Akademie von Lausanne und für die waadtländische Kirche dennoch ins Leben zu setzen, so wurde er wieder ganz warm: „Wenn ich in meinem Vaterlande einiges Gewicht hätte, so würden mir die glänzendsten Entdeckungen weniger schmeichelhaft scheinen, als das köstliche Gefühl, meinem Geschlechte und den nachfolgenden Geschlechtern, welche aus demselben hervorgehen werden, wohl zu thun." Und als die eine seiner Bestrebungen sich in der That verwirklichte, indem für die Verbesserung der waadtländischen Pfründen jährlich 17000 Franken verwendet wurden, schöpfte er wieder neuen Muth ob dieser „wahrhaft seltenen Freigebigkeit in einem Zeitalter des Unglaubens und der Pracht." Als aber nach langen Prüfungen und schweren Erfahrungen der endliche Entscheid i. J. 1769 erfolgte, nahm ihn der Rath in lebenslänglichen Staatsdienst und creierte zu diesem Zwecke eine Stelle, welche nach Hallers Tode wieder eingehen sollte. Die Schadloshaltung aber für alle die glänzenden Anerbietungen des Auslandes bestand in 1000 Franken (nur eine kleine Anzahl von Stimmen hätte gerne 1600 Franken ausgesetzt —)! Auch so ist Haller zufrieden und schreibt an Bonnet: — — — „Nun ist Ihr Freund unveränderlich an Bern gefesselt und an den Wagen der Geschäfte gebunden, wo er den größten Theil seiner Muße verlieren wird, wenn das ein Verlust ist, dieselbe für sein Land anzuwenden." — — — Allein Haller hatte wenig Dank von Seite der Regenten für seine Aufopferung. Zwar wurde ihm die Ausfertigung der wichtigsten Depeschen zugewiesen, weil „der Styl der Kanzlei zu wenig fließend und zu trocken" war, allein er nennt es „eine schwere und unlustige Arbeit, wegen der Beurtheilungen, welchen diese Ausfertigungen unterliegen." Daher freut sich Haller der von seinen Geschäften erübrigten Studienzeit, nicht aber der Geschäfte selbst. In diesem Sinne schreibt er ein Jahr später an Bonnet: „Ich befinde mich sehr gut in meinem Kabinete, alles gelingt mir daselbst; alles unterrichtet mich und zwar in aller der Stille, an welche ich gewöhnt bin. Ich habe keinen Geschmack an den schreienden Versammlungen meiner Mitbürger; ich finde mich bei den Repräsentanten angeschwärzt; man sieht mich nur ungerne. Warum soll ich hartnäckig darauf beharren, den Steuermann eines Schiffes zu machen, dessen Mannschaft nach einem andern Hafen zielt als ich?"

Es ist nothwendig, diese Lebensverhältnisse und die sie begleitenden

Ansichten Hallers anzuführen, um seine geistigen Bestrebungen und die damit verbundene literarische Thätigkeit seiner letzten Jahre zu verstehen. Wir haben gesehen, wie er bereit war, jede wissenschaftliche Arbeit dem Staatsdienste und der Wohlfahrt seiner Mitbürger unterzuordnen; als man ihm aber absichtliche Hindernisse in den Weg legte, so that er zwar seinem Amte ferner ein Genüge, allein er versenkte sich wieder mit aller Liebe in die Einsamkeit seiner Studierstube, und verfolgte eine doppelte literarische Aufgabe. Auf der einen Seite arbeitete er an seinen großen wissenschaftlichen Unternehmungen fort; auf der andern aber wollte er als populärer Schriftsteller für Aufrechthaltung der Gesetze, der Sitten und der Religion wirksam sein, da der freudige Erfolg einer unmittelbaren Wirksamkeit im Staatsdienste ihm versagt war. Haller hatte eben vor dem Abschlusse seiner Lebensbestimmung die Geschichte der schweizerischen Pflanzen vollendet, ein Werk, das zwar durch die wissenschaftlichere Begründung seines Freundes Linné veraltet und an Vollständigkeit durch spätere schweizerische Naturforscher weit hinter sich gelassen worden ist; allein die Vorrede zu demselben, worin Haller eine Uebersicht der Gebirge, der Erdarten und der Pflanzen Helvetiens giebt, bleibt immer noch eine der frischesten und anmuthigsten Beschreibungen der schweizerischen Gebirgswelt und ihres Pflanzenwuchses*). Kurz zuvor war die Hauptarbeit seines Lebens erschienen, wodurch er sein wissenschaftliches Verdienst und seinen Ruhm auf das Dauerhafteste gegründet, nämlich seine Physiologie, worüber Troxler urtheilt**): „Nicht nur die erste wissenschaftliche Physiologie, sondern auch die erste Grundlage zu einer wahren Psychologie verdanken wir Schweizer und mit uns die Nationen unserm einzigen Albrecht Haller. Sie liegt in jenem geistigen Riesenwerke, das jetzt noch wie ein fester Dom gegen die empirischen Magazine und speculativen Luftschlösser unserer Tage glänzend absticht." Außerdem war Haller bis zu seinem Tode in seinen Berufswissenschaften ganz unendlich thätig: und wenn es auch größten-

*) Gaullieur in seinen anziehenden „Etudes sur l'histoire littéraire de la Suisse française" bezeichnet Haller als denjenigen, welcher den Anstoß zu den schweizerischen Gemälden gegeben, welche in der französischen Literatur mit besonderer Vorliebe ausgebildet wurden. S. 193: „Le créateur du genre, si l'on veut remonter aux origines, est, à vrai dire, le grand Haller, qui, dans son poëme des Alpes, dans ses opuscules botaniques, dans son histoire des plantes de l'Helvetie, se montre à la fois poëte, paysagiste et savant."

**) Troxler, Natur- u. Lebenskunde. Rede an die schweizerische naturforschende Gesellschaft. S. 39 ff.

theils nur Sammelwerke waren, so zeigten sich dieselben doch in ihrem Plane so gediegen und in der Ausführung so sorgfältig, daß sie auch heut zu Tage beständig noch ihren Werth behaupten. In den Mußestunden aber beschäftigten ihn seine politischen und religiösen Werke.

9. Hallers Schriften allgemeinen Inhalts.

Denn Haller gehörte zu jenen großen und starken Seelen, welche durch keine äußern Verhältnisse niedergedrückt und durch keine widerwärtigen Erfahrungen entmuthigt werden können. Obgleich ihm nämlich nur in geringem Maße vergönnt war, was er nach seinem Ausdruck „außer sich leben" nannte, um helfend und fördernd in das Dasein Anderer einzugreifen, so bewährte er doch unverdrossen jenen Sinn reiner Menschlichkeit, der ihn in der Jugend beseelt hatte. Kaum würde er als Regent weder sich befriedigt gefunden, noch den Verhältnissen entsprochen haben. Denn da er, wie er selbst sagt, nur dem Herzen nach Staatsmann war, so möchte der Spielraum, den ihm eine kleine Republik dargeboten hätte, mit seinen Bestrebungen in einem sehr ungünstigen Verhältnisse gestanden haben. Dagegen war er weit besser geeignet, als Schriftsteller zu wirken und der hereinbrechenden Fluth radikaler Grundsätze als ein fester Damm sich entgegenzusetzen. Noch besaß die deutsche Literatur kein Werk, welches auf eine anziehende und anregende Weise die Pflichten des Fürsten gegen das Volk behandelt hätte. Er unternahm es also, bei seiner Nation in die Fußtapfen von Fenelon und Montesquieu*) zu treten, um im Bilde eines edeln Fürsten den Segen desselben für sein Volk darzustellen. So entstand der erste seiner politischen Romane, „Usong," ein Spiegel für den Beherrscher einer unumschränkten Monarchie. Daß Haller seinen Helden in Asien wählte, kommt von der Vorliebe damaliger Zeit für morgenländische Sittengemälde her; auch eignete sich dieser Schauplatz für seine besonnene Vorsicht, der zufolge er alle individuelle Bezüglichkeiten auf damalige europäische Zustände vermeiden wollte. Freilich benimmt die Allgemeinheit der Gemälde und die Ueberschwänglichkeit der Tugenden dem Werke an praktischem Interesse. Dennoch lassen sich in Nuschirwani und Ismael Beziehungen auf die Kaiserin Maria

*) Steinlen p. 600: „Admirateur de Fénélon, il voulait encadrer ses leçons politiques dans un tableau; disciple de Montesquieu, il fondait tous ses principes sur l'histoire."

Thereſia und ihren eben damals hoffnungsvoll ſich entfaltenden Sohn nicht verkennen. Er ſelbſt konnte es ſich nicht verſagen, in der Perſon des chineſiſchen Weiſen Oel-fu Charakterzüge und Erfahrungen aus ſeinem eigenen Leben zu vereinigen, welche durch einen trüben Schatten eigener Betheiligung noch bezeichnender werden. Ueber den Zweck des Buches berichtet er ſelbſt: „Große Fürſten nehmen ſich vor, wie Väter zu herrſchen, und einige davon erfüllen die Abſicht. Vielleicht ſind eben dieſe Vermahnungen auf deutſch, noch nicht oft genug, nicht lebhaft genug gegeben worden. Vielleicht ruft die wiederholte Stimme der Wahrheit die Fürſten von der Jagd, von den Tänzen und der Muſterung zurück in den Verhörſaal, und zur Arbeit eines Fürſten.“ Der Kaiſer Joſeph II. mochte, als er Hallern in deſſen letztem Lebensjahre beſuchte, während er an Voltaire und dem Regimente von Bern vorüberging, mit dem Gefühle kommen, der Hoffnungen, welche der Schriftſteller in ihn geſetzt, nicht unwürdig zu ſein, und er ſcheint auch bei der Idealität ſeines Strebens einzelne Räthe Hallers nicht unbeachtet gelaſſen zu haben. Daß der Uſong in wenigen Jahren fünf deutſche und mehrere franzöſiſche und engliſche Auflagen erlebte, und außerdem in drei andere europäiſche Sprachen überſetzt wurde, liefert den Beweis, daß ein ſo mäßiges und die Fürſten ſchonendes Buch damals noch den öffentlichen Beifall gewinnen konnte. — Gleichgültiger wurde der folgende Roman, „Alfred,“ aufgenommen, worin die Beſtandtheile und Vorzüge einer conſtitutionellen Monarchie, und namentlich der engliſchen, ganz im Sinne von Montesquieu's politiſchem Syſteme, hervorgehoben waren: denn ſchon die unbedingte Verherrlichung König Georgs III. in der Zueignung ließ eine unbefangene Freimüthigkeit des Urtheils kaum erwarten. In einem noch engern Kreiſe blieb der dritte politiſche Verſuch „Fabius und Cato“ und doch iſt derſelbe das eigenthümlichſte der Erzeugniſſe Hallers dieſer Art. Hier handelte er nämlich von den Vorzügen der Ariſtokratie in einem mittelmäßigen Staate: er ſprach alſo Anſichten und Vorſchläge aus, welche ihm zunächſt am Herzen lagen, indem er die Schweiz und beſonders die eigene Republik Bern im Auge hatte. Rouſſeau's Schriften, gegen die er in den Göttingiſchen Anzeigen längſt die kräftigſte Oppoſitionsſtimme in Deutſchland erhoben, die Unruhen zu Genf, welche ihn mehrere Jahre beſchäftigt, und der Zuſtand benachbarter Demokratien, ſo wie die Folgen der Herrſchaft des Volkes in den griechiſchen Städten, waren für Haller die entſcheidenden Be-

ſtimmungsgründe, unter den republikaniſchen Verfaſſungen der Ariſtokratie den Vorzug zu geben, und er erkannte in dieſen Gründen „die Nothwendigkeit, daß Freunde des menſchlichen Geſchlechtes auftreten, um die Sache der Regierungen, die Rechte der Societäten, wider die unerſättlichen Anſprüche der Fürſprecher der Rechte einzelner Bürger, und wider die allgemeine Gleichheit der Menſchen zu vertheidigen.“ So erhob Haller, der mit der Klarheit ſeines Blickes das nahe Hereinbrechen der Revolution vorausſah, die letzte Stimme zur Rettung ſeiner geliebten Republik und wußte derſelben einen beſondern Nachdruck zu geben. Das Gemälde, dem er ſeine politiſchen Betrachtungen einflicht, bildet eine hiſtoriſch genaue Erzählung des zweiten puniſchen Krieges. Als der alte Fabius in der Erhebung des Scipio Gefahr für die Republik erblickte, ſtellte ihm Cato, der Jüngling, die Vortheile einer unbeſchränkten Beförderung des Verdienſtes entgegen; worauf jener zeigte, wie die Tugend oft die Urſache zum Ausſchluſſe von höhern Würden ſei, und wie ein freier Spielraum des Ehrgeizes dem Staate Verderben bringe. Dann legt der Verfaſſer Rouſſeau's politiſche Ideen in den Mund des griechiſchen Redners Karneades. Cato, der unterdeſſen gereifte Mann, weist derſelben Unſtatthaftigkeit nach und zeigt, wie wohlthätig für einen kleinen Staat die Herrſchaft der Edeln ſei. Offenbar der intereſſanteſte Theil des Buches ſind die Vorſchläge, welche er giebt, um ein billiges Gleichgewicht in der Ariſtokratie herzuſtellen. Zu dieſem Behufe verlangt er, daß alle Bürger der Hauptſtadt regimentsfähig ſeien, daß dieſelben einen Rath von wenigſtens dreihundert Mitgliedern bilden, daß dieſer Rath ſich ſelbſt wähle, daß er die Wahl für alle wichtigen Aemter habe, daß auch die Bürger der untergebenen Städte und der Landadel an der Herrſchaft Theil nehmen, daß den Bürgern, welche keinen Sitz im Rathe haben, das Recht zu Vorſtellungen geſtattet ſei, daß in Kriegsfällen und bei neuen Auflagen auch die Stimme des Volkes vernommen werde, daß für Befähigung zu einem Amte eine Prüfung ſtattfinde, daß in den Beamtungen ein Steigen von unten auf verlangt werde, und daß die hohen Würden wandelbar ſeien. Endlich greift er den ſpäter zu beſprechenden Gedanken Bodmers auf, dem zufolge künftige Regenten ihre Schule in zu dieſem Zwecke errichteten politiſchen Inſtituten durchzumachen hätten. — Es iſt merkwürdig, daß, ſo ſehr Haller der Ariſtokratie zugethan war, ſo daß er z. B., der ſelbſt Gutsherr war, allein im Großen Rathe zu Bern für den Fortbeſtand des Geſetzes ſprach, daß die „Löber“, eine

gewiſſe Abgabe beim Verkaufe herrſchaftlicher Güter, fortbeſtehe, — er dennoch die Schwierigkeit fühlte, die reine Ariſtokratie länger aufrecht zu erhalten, und dem zufolge Modificationen in die Verfaſſung bringen wollte, welche das Syſtem ſelbſt in ſeinen Grundfeſten erſchüttern und bald weitere Anforderungen nach ſich ziehen mußten. — Wir haben früher ſchon Hallers Verdienſte um die deutſche Proſa gedacht. Auch ſeine letzten deutſchen Schriften zeichnen ſich durch Würde und Wohllaut, durch Einfachheit und gedrungene Kürze aus. Allein noch deutlicher als in den frühern Schriften ſtellt es ſich hervor: es iſt nicht eine Sprache, die er dem deutſchen Genius abgelauſcht hat, ſondern ſie bewegt ſich in der ruhigen Majeſtät der lateiniſchen Sprache. Oft wird man daher die Angemeſſenheit des Ausdruckes erſt inne, wenn man manche Stelle in das Lateiniſche überſetzt. Eben weil ihm dieſe Sprache die geläufigere war, worin er ſich alſo mit aller Sicherheit und Schönheit ausdrückte, ſo findet er ſich häufig in der Wahl deutſcher Wörter und Wortformen ungleich und ſchwankend. Doch achtete Haller die deutſche Sprache und kannte ihre eigenthümlichen Vorzüge. Wenn er alſo vergeblich den Wunſch wiederholte, daß für wiſſenſchaftliche Gegenſtände allein die lateiniſche Sprache gebraucht werden ſollte, ſo wendete er gleichwohl auch der deutſchen die gründlichſte Sorgfalt zu, und ſo konnte es nicht anders ſein, als daß er die Klarheit und Kraft, womit er ſeine Gedanken durcharbeitete und abrundete, auch auf ſeinen deutſchen Ausdruck übertragen mußte. Zwar fällt in ſeinen größern Schriften, den Romanen namentlich, die etwas eintönige Feierlichkeit und Abgemeſſenheit auf, allein in ſeinen praktiſchen Aufſätzen und in ſeinen Göttingiſchen Anzeigen zeigt er eine völlige Freiheit und Angemeſſenheit. Daher darf mit Recht behauptet werden, daß in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch kein anderer deutſcher Schriftſteller eine ſo reine und zwangloſe Proſa ſchrieb, wie Haller.

10. Hallers religiöſe Schriften.

Namentlich herrſcht eine ſchmuckloſe Einfalt in allem demjenigen, was Haller über die Religion ſchrieb. Da er urſprünglich dem geiſtlichen Stande beſtimmt war und alſo auch ſeine frühere Erziehung dieſe Richtung beförderte, ſo mußte in Haller frühe ſchon eine religiöſe Geſinnung geweckt werden. Dieſe fand aber die beſte Nahrung in der eigenthümlichen Anlage ſeines Weſens ſelbſt: denn ſein ſtiller Ernſt,

seine sittliche Kraft und seine aufopfernde Humanität machten auch eine entschiedene Religiosität zur innern Nothwendigkeit. Dieser im Elternhause gepflegte Keim wurde namentlich gestärkt durch seinen großen Lehrer Boerhaave, der sich oft auf den berief, „der den Menschen besser kannte, als Sokrates.“ Allein Haller war ein zu freier und selbständiger Geist, als daß er sich durch Jugendeindrücke hätte leiten und fesseln lassen. Man thut ihm daher sehr Unrecht, wenn man seine Frömmigkeit zum Theil einer geistigen Befangenheit und einer hypochondrischen Aengstlichkeit beimessen will. Denn seine Gedichte sind der beste Beweis, daß es auch für Hallern eine Zeit gab, wo er gegen jede höhere Erkenntniß gleichgültig war, welche in der philosophischen Prüfung nicht bestand, und wo er, in der Unmöglichkeit, die Glaubenslehren mit der natürlichen Erkenntniß zu vereinigen, seine Ruhe in der allgemeinen Ueberzeugung eines philosophischen Deismus suchte. Diesen Skepticismus drückt besonders sein Gedicht über „Vernunft, Aberglauben und Unglauben“ aus. Denn nachdem er die Abwege des Aberglaubens wie des Unglaubens hervorgehoben, fährt er fort:

Unseliges Geschlecht, das nichts aus Gründen thut!
Dein Wissen ist Betrug, und Tand dein höchstes Gut.
Du fehlst, sobald du glaubst, und fällst, sobald du wanderst,
Wir irren allesammt, nur jeder irret anderst.

Am Ende ruft er seinem Freunde zu:

Wer will, o Stähelin! ist Meister des Geschickes,
Zufriedenheit war stets die Mutter wahres Glückes,
Wir haben längst das Nichts von Menschen-Witz erkennt,
Das Herz von Eitelkeit, den Sinn von Tand getrennt;
Laß albre Weise nur, was sie nicht fühlen, lehren,
Die Seligkeit im Mund, und Angst im Herzen nähren,
Uns ist die Seelen-Ruh und ein gesundes Blut,
Was Zeno nur gesucht, des Lebens wahres Gut.

Allein bevor Haller noch von schweren Schicksalsschlägen betroffen ward, welche allerdings auch auf seine religiöse Lebensansicht Einfluß hatten, gewann ihn Dittons Schrift, „Die durch die Auferstehung Jesu bewiesene christliche Religion“, für das Christenthum. Er berichtet daher in der Vorbemerkung zu dem in den kleinen Schriften enthaltenen Auszuge aus Dittons Werke: „Es sind 40 Jahre, daß ein längst in der Ewigkeit belohnter Freund mir rieth, im Ditton die Ueberzeugung der Wahrheiten der christlichen Religion zu suchen. Ich fand sie in solcher

Stärke, daß ich zu meinem eigenen Gebrauche, und zur bequemen Wiederholung des Beweises diesen Auszug für mich schrieb: und gesegnet wird die geringe Arbeit mir scheinen, wenn nur ein einziger Mensch die Kraft der Gründe so lebhaft fühlt, als ich sie gefühlt habe." Von diesem Zeitpunkte an, der schon in sein vierundzwanzigstes Lebensjahr fällt, gehörte die Vertheidigung der christlichen Religion zu Hallers Lebensaufgabe. Wenn er sich von der Poesie keine Waffen dafür reichen ließ, so geschah es eines Theils allerdings, weil ihm jener höchste Begriff von der Würde der Poesie noch fehlte, den erst Klopstock derselben geben sollte; andern Theils aber insbesondere, weil seine tiefe Pietät eine gewisse Scheu trug, in einer unbeholfenen Sprache von den göttlichen Geheimnissen zu singen. Dagegen trugen alle seine kritischen Arbeiten in der Göttinger gelehrten Zeitung, wie die wissenschaftliche, so auch die religiöse Weihe, und indem er auf dem ganzen Gebiete der Gelehrsamkeit, namentlich in Naturwissenschaft, Geschichte und Philosophie, beharrlich und mit der ganzen Macht seines Wissens gegen den Materialismus und den Unglauben ankämpfte, war sein Wort von großer Wirksamkeit. Allein Haller begnügte sich nicht nur mit einem beiläufigen Zeugnisse für das Christenthum, sondern er bethätigte seine Gesinnung auch in einläßlichern Arbeiten. So gab er schon im J. 1744 einen ausführlichen Bericht von der Thätigkeit der Mission auf der dänischen Kolonie Trankebar, um zu protestantischen Missionsversuchen in größerm Umfange aufzumuntern. Mit offener Entschiedenheit und mit einer überraschenden Kraft tritt er dann aber 1751 in der schon oben erwähnten Schrift „Zur Prüfung der Sekte, die an Allem zweifelt," auf: wo er eingangs erklärt: „Meine Absicht ist nicht aus einer bloß theoretischen Liebe zur Wahrheit entstanden, obwohl ich diese im geringsten nicht mißbillige. Aber meine vornehmste Rücksicht geht auf die praktischen Folgen des Unglaubens, auf das in unsäglicher Geschwindigkeit zunehmende Verderbniß, das aus der Aufnahme der Gottesverläugnung quillt." Wir entheben dieser ausgezeichneten Abhandlung eine feine, auch für unsere Tage noch beherzigenswerthe Bemerkung: „Es bleibt auch bey den verdorbensten Ländern, und in den Gemüthern der Freygeister selbst, noch viel Gutes, das eigentlich dem Christenthum zu verdanken ist. Sie treffen, selbst wenn sie groß und mächtig sind, eine Menge guter Einrichtungen und Anstalten schon gemacht an, die sie umzustoßen bedenklich finden, und deren guter Nutzen für den Staat gar zu augenscheinlich ist. Sie

sind selber, von der Erziehung, aus dem Lesen guter Bücher, noch voll von moralischen Begriffen, deren sie sich so wenig, als der epikuräische Lukretius, entschütten können. Die Scham zwingt sie, sich zu verstellen, und der noch nicht genugsam erleuchteten Welt nicht zu früh zu erkennen zu geben, daß die Freygeisterey die Religion des Lasters sey."

Der Ernst der höhern Jahre bestimmte endlich Hallern in den „Briefen über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung" (1772)*) zu einer ausführlichern Arbeit. Die unmittelbare Veranlassung war, wie er selbst berichtet, das Todtbett eines der Häupter der Bernerschen Republik, eines Freundes von Haller, an welchem ein Geistlicher letztern aufforderte, „in Zeiten, da das Christenthum in seinen wesentlichen Theilen so häufig angegriffen werde, die Gründe seiner Ueberzeugung an den Tag zu legen". Eine innere Aufforderung fand er in der Betrachtung, daß, wenn „ein Laye über den Glauben schriebe, wenn er dabey nichts als die allerunläugbarsten Begebenheiten zum Grunde seines Vortrags legte, wenn er sonst in einem langen Leben seine Liebe zur Wahrheit, auch mit seinem größten Nachtheil, thätig bezeugt hätte," seine Arbeit nicht ohne Nutzen sein könnte. Ferner fand er, „daß die Gottesgelehrten und auch die frommen Christen, Gott etwas zu sehr in seinem Verhältnisse gegen den Menschen betrachteten, und ihn daher oft zu klein, ihnen selbst zu ähnlich vorstellten, fast wie einen Schutzgeist einer Erde oder eines Volkes. Mich hat die Kenntniß der Natur gelehrt, höher von Gott zu denken ꝛc." Um seiner Arbeit eine populäre Haltung zu geben, kündigte Haller dieselbe nur als eine Fortsetzung der letzten Reden Usongs an, und entsprechend dem daselbst erwähnten Vermächtnisse des Vaters an seine Tochter giebt er nun seinen Briefen diese gemüthliche Gestalt. So sehr er sich verwahrt, daß man in dem Vater nicht ihn suchen solle, so theilt er doch in den Briefen seine eigenste Erfahrung mit**), indem er unter Anderm sagt: „Dein Vater hat in einem langen, einem bemühten Leben die ihm freygebliebenen Stunden auf die Erforschung der Wahrheit gewendet, und diese wichtigste der Wahrheiten ist

*) Auberlen hat diese Briefe 1858 aufs Neue mit einer einleitenden Charakteristik Hallers herausgegeben; und Hundeshagen hat in den Prot. Monatsblättern, Juni 1858, „Zur Erinnerung an A. v. H.", den Hauptinhalt der Briefe hervorgehoben.

**) Wirklich waren diese Briefe zunächst seiner ausgezeichneten Tochter Charlotte, Frau Zeerleder, gewidmet, welche den Anlagen und Neigungen nach dem Vater am nächsten stand. Frl. Chavannes schöpfte im 7. Cap. von Hallers Biographie über Fr. Z. aus Familienmittheilungen.

alle Jahre ihm heiterer, verehrungswürdiger, unzweifelhafter geworden, ſo wie er ihre Gründe näher eingeſehen hat.“ Und das Schlußwort enthält folgende Herzensergießung.: „Weiſere Menſchen, Männer, die glücklich genug ſind, einen größern Theil ihres Lebens den wichtigſten unter allen Wahrheiten zu leihen, könnten dieſe Vorſtellungen bündiger, ſchlüſſiger, lebhafter vortragen. Nimm du, meine Geliebte, ſie von deinem dem Grabe ſich nähernden Vater, als die reichſte Gabe ſeiner Liebe an, die er vollkommener geben würde, wenn ſein Vermögen größer wäre. Sie iſt die Frucht ſeines Nachdenkens, ſeiner uneingenommenen Beſtrebung nach der Wahrheit, ſeiner zwingenden Ueberzeugung. Auch er, dein Vater, hat gezweifelt, hat geirrt, ſein Herz hat gewünſcht, daß Gott nicht ſo heilig, daß die Sünde nicht ſo verwerflich wäre. Auch er iſt verdorben, er iſt ein Knecht der Sünde geweſen. Aber Gottes Gnade hat ihn ergriffen, er ſieht nunmehr ohne feiges Zittern ſein nahes Grab, er ſieht jenſeits desſelben die Hoffnung, die ihm zur Ewigkeit winket, zu welcher weder der Tod durchdringen, noch die Sünde ſich einen Weg bahnen kann.“ — Gerade weil dieſe Schrift auch für unſere Zeit ihrem ganzen Inhalte nach bedeutend iſt, ſind überſichtliche Auszüge kaum möglich. Ueber Plan und Abſicht des Werkes ſpricht ſich Haller in ſeinen Briefen an Bonnet folgender Maßen aus: „Mes petites lettres sont écrites pour mes concitoyens. Je n'ai visé qu'à prouver maintenant, et par l'accord de l'histoire et des prophéties, que Jesus Christ n'a été, en effet, que celui que les prophètes avaient annoncé; que par conséquent, il faut en croire ses paroles; qu'il s'est manifestement attribué des qualités divines et qu'il est mort pour les hommes.“ „Ce que je n'avais pas espéré, les Lettres sur la Révélation, ont été reçues très favorablement, mieux qu'Usong, par mes concitoyens: la jeunesse même les a lues; je souhaite qu'elle en profite; c'est pour elle que j'ai écrit.“ Allein dieſe Schrift erreichte weit mehr, als das beſcheidene Ziel, welches der Verfaſſer ſich vorgeſteckt hatte, denn es wurde dieſelbe in mehrere europäiſche Sprachen überſetzt, und übte ſowohl durch ihre innere Klarheit und Wärme, als durch die Perſönlichkeit des Verfaſſers ein großes Gewicht aus*).

*) Steinlen p. 604: „Les arguments particuliers de Haller sont de même nature que sa manière générale de penser. Toujours le fait, la réalité; bien rarement un raisonnement abstrait. L'ouvrage abonde en idées aussi simples que frappantes et profondes.“

Zum Schlusse über Hallern, als religiösen Volksschriftsteller, dürfen wir der Fragmente aus seinem geheimen „Tagebuche“ nicht vergessen, welche von 1736 bis 47, und von 1772 bis wenige Tage vor seinem Ende nach seinem Tode auszugsweise herausgegeben worden. Dieses Tagebuch ist die treuste Bestätigung dessen, was Haller öffentlich bekannt, und das vollständigste Zeugniß für eine in seinem ganzen Leben sich gleichbleibende Gesinnung. Man hat seine immer wiederkehrenden Selbstanklagen und seine Zweifel an seiner Begnadigung einer hypochondrischen Aengstlichkeit und einer kleinlichen Todesfurcht beimessen wollen. Allein es liegt dieser demüthigen Selbstprüfung zunächst das reine Gefühl der hohen Würde und Bestimmung zum Grunde, wozu der Mensch von Gott ausersehen ist; und in dem reuevollen Bekenntniß seiner Fehler offenbart sich das Sehnen und Ringen nach höherer Vervollkommnung. Auch wird niemand diesen Geständnissen die tiefe Wahrheit und Redlichkeit absprechen können, wenn Haller über die Anfechtungen des Weltsinnes, der Liebllosigkeit, der Ehrsucht trauert. Doch eben in den letzten leidenvollen Jahren Hallers, da nach seinem eigenen Ausdrucke „die Seele mit der traurigen Empfindung des Verwesens ihres Körpers beschäftigt war“, tritt uns aus seinem Tagebuche bisweilen die Macht des im Glauben ruhenden Friedens hervor, indem er sich z. B. über die Vereitelung seiner letzten Hoffnung auf „weltliche Größe“ beruhigt, oder die Heilsamkeit seiner Leiden erkennt. In der letzten Stelle des Tagebuches, die seinen Abschied von der Welt ausspricht, nachdem das Urtheil der Aerzte ihm den nahen Tod angekündigt, erwartet er mit gefaßter Ergebung „den fürchterlich feierlichen Augenblick.“ Es mag hier nicht unerwähnt bleiben, daß man auch noch in jüngster Zeit zur Ehre der religiösen Gesinnung Hallers seine letzten Aeußerungen in Abrede stellen zu sollen meinte. Es wird nämlich erzählt, er habe bis auf den letzten Augenblick den Schlag seines Pulses mit den Worten beobachtet: il bat, il bat, il bat — und endlich ausgerufen: plus! den Augenblick andeutend, wo derselbe stille stand. Allein wie einfach und natürlich ist es, daß der bis an den Rand des Grabes thätige Naturforscher die Aufgabe seines Lebens bis zum letzten Augenblick und in der Beobachtung seiner selbst verfolgte; vielmehr kann man in dieser Aufmerksamkeit auf die Lösung des letzten Geheimnisses dieses Lebens einen Beweis der Gelassenheit des Sterbenden nicht verkennen.

11. Hallers Charakter.

Nachdem wir Hallers eigenthümliche Bestrebungen und Leistungen in den verschiedenen Gebieten der Literatur erörtert, haben wir noch einen zusammenfassenden Rückblick auf seine Persönlichkeit und auf sein Verhältniß zu seinen Zeitgenossen im Allgemeinen zu werfen. Haller hat sowohl bei seinen Zeitgenossen als bis auf unsere Tage unter allen Schweizern die ungetheilteste, andauerndste und am weitesten verbreitete Anerkennung gefunden. Er war zwar kein erfindungsreicher oder mit glänzenden und kühnen Gedanken hochbegabter Genius; ihm stand keine die Masse blendende und hinreißende Beredtsamkeit zu Gebote; er war nicht darauf bedacht, weder seiner persönlichen Individualität eine besondere Bedeutsamkeit beizumessen, noch Aufsehen zu erregen. Allein seine Größe bestand darin, den einmal festgehaltenen Gedanken, die liebgewonnene Aufgabe nach allen Richtungen zu verfolgen und zur möglichsten Klarheit und Nutzbarkeit zu bringen. Wissenschaft und Gelehrsamkeit war ihm stets nur Mittel zu einem höhern Zwecke; oder Antrieb oder Ziel des wissenschaftlichen Strebens mußte ihm wenigstens eine gemüthliche Befriedigung gewähren. So entzündete ihn die Liebe zu seinem Vaterlande zur Beschreibung von dessen Pflanzen; und so sehr er der ausübenden Arzneikunst abgeneigt war, so ließ er doch die unaufhörlichen Konsultationen einer sehr großen Zahl von Aerzten aller Länder nie ohne Antwort. Sein Herz, wie er selbst sagt, machte ihn zum Dichter und zum Staatsmanne, d. h. durch Belehrung und Begeisterung zu wirken und für die unmittelbare Wohlfahrt des Volkes thätig zu sein. Als Letzteres ihm nicht, wie er wünschte, gelang und er daher vier Jahre vor seinem Tode seine Staatsstellen niederlegte, blieb er gleichwohl bis ans Ende Präsident der in schönster Blüthe befindlichen ökonomischen Gesellschaft, welche alle vorzüglichen Berner in ihrer Mitte zählte und für Landwirthschaft und Kultur des Volkes besonders wirksam zu werden versprach. Hallers Vorschlägen maß B. V. von Tscharner, in der feierlichen Lobrede, welche er im Namen der Gesellschaft auf deren Präsidenten hielt, beinahe jeden Erfolg in den Unternehmungen derselben bei. Aus seinem Herzen erwuchs auch die innige Gottesfurcht; daher erscheint er sein ganzes Leben hindurch als ein unermüdlicher Vorkämpfer gegen den Materialismus der Naturforscher und Geschichtschreiber, der Philosophen und Belletristen; daher war es ihm mitten in seiner wissenschaft-

lichen Thätigkeit ein großes Anliegen, in Göttingen eine reformirte Kirche zu stiften, welche Stiftung er vorzüglich durch freiwillige Beiträge aus der Schweiz und aus Holland bewerkstelligte; daher begegnen wir in der Kraft seiner Jahre unter seinen kritischen Arbeiten dem Ausspruche: „Die Religion ist immer das Einzig-Nothwendige des Menschen. Ihre Wirkungen gehen bis in die Ewigkeit fort, und dies Bedürfniß nimmt beständig zu; denn einst bleiben doch alle Arbeiten hinter uns.“ Allein während Haller durch Wissenschaft und Religiosität mit einem universellen Blicke Welt und Menschheit umfaßte, so fühlte er sich doch nach Art und Gesinnung seinem innersten Wesen nach als Deutscher und vertheidigte bei jedem Anlasse mit bescheidener Unbefangenheit die Würde und Ehre deutscher Nation, ihrer Sprache und ihrer Schriftsteller. Eine noch unberührte Seite, wo sein Herz, wie sein Geist und seine Gelehrsamkeit sich in gleich vortheilhaftem Lichte zeigen, bilden Hallers Briefe, von welchen leider nur eine kleine Zahl zur öffentlichen Kenntniß gekommen und über welche Johannes Müller urtheilt, Haller habe nirgends mehr Geist gezeigt und er selbst habe nie eine größere Mannigfaltigkeit wichtiger Gedanken beisammen gesehen. Der sonst vorsichtige und abgemessene Haller eröffnete seinen vertrauten Freunden das Innerste seiner Seele und zeigte sich ganz einfach und naiv, offen und wahr. Den längsten und ununterbrochensten Briefwechsel führte er mit seinen Jugendfreunden Joh. Geßner (von 1728 bis 77) und Sam. Engel von Bern (1737 bis 77); in seinen reifern Jahren vorzüglich mit den Schweizern Bonnet, Tissot, Zimmermann, König ꝛc. und mit den Göttinger Freunden Münchhausen und Werlhof, welch Letzterem Haller vor Allen das innigste Vertrauen geschenkt zu haben scheint. Während die sämmtlichen Briefe an Haller, größtentheils von ihm selbst geordnet, auf der Bibliothek in Bern aufbewahrt sind, scheinen seine eigenen meistens zerstört oder verloren zu sein. Daß aber die wenigsten dieser Briefe die Literatur beschlugen, geht daraus hervor, daß der Briefwechsel mit den damals lebenden deutschen und schweizerischen Schöngeistern nur gering war. So erwiederte er Bodmers warmes Entgegenkommen etwas kurz, kühl und ausweichend, so daß dieser seine Empfindlichkeit darüber gegen seine Freunde nicht unterdrücken konnte und Hallers Zurückhaltung einem Mangel an Freimüthigkeit beimaß. Allein Haller erscheint dem rührigen, kecken, unternehmenden Zürcher gegenüber als entschiedener Berner. Denn so wie Haller im geselligen Leben durch seine hohe Gestalt, durch den durchdringenden und seelenvollen Blick

ſeiner ſchönen Augen, und durch ſeine einnehmende Beredtſamkeit imponierte, ſo daß, als er einſt in Lauſanne mit Voltaire geſellſchaftlich zuſammentraf, die Gunſt der Frauen ſich entſchieden auf ſeine Seite wendete: ſo befliß er ſich auch als Schriftſteller und Gelehrter einer gemeſſenen Würde und Vornehmheit, welche in ihrer gleichmäßigen Feierlichkeit bisweilen etwas ungelenk und ſteif, nie aber weder anmaßend und herausfordernd, noch nachläſſig und unbedacht erſchien. Dem zufolge iſt es auch begreiflich, wenn Haller ſich alle Mühe gab, nicht in Bodmers literariſche Streitigkeiten verwickelt zu werden, ſo wie er es ſich zur Regel machte, leidenſchaftlichen Angriffen und harten Urtheilen ein ruhiges Schweigen entgegenzuſetzen. Indem Haller ſich ſolchermaßen immer mehr auf ſich ſelbſt zurückzog, und mit zunehmenden Jahren auf ſein Studierzimmer ſich abſchloß, nur im Briefverkehr mit den alten Freunden ſich aufſchließend, wurde er der neuen Richtung der deutſchen Literatur in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ferner gerückt, allein ſein Ruhm war feſt gegründet; ſo daß Leſſing von ihm ſagen konnte: „Haller gehört unter die glücklichen Gelehrten, welche ſchon bei ihrem Leben eines ausgebreitetern Ruhms genießen, als nur wenige erſt nach ihrem Tode theilhaft werden. Dieſes Vorzugs hat er ſich unwiderſprechlich durch überwiegende Verdienſte würdig gemacht, die ihn auch noch bei der ſpäteſten Nachwelt eben ſo groß erhalten werden, als er jetzt in unpartheiiſchen Augen ſcheinen muß. Sein Leben beſchreiben, heißt nicht, einen bloßen Dichter, oder einen bloßen Zergliederer, oder einen bloßen Kräuterkundigen, ſondern einen Mann zum Muſter aufſtellen.“

II. Drollinger und Spreng.

1. Drollinger.

Nachdem Haller seine Studien vollendet und große Städte und die größten Gelehrten Europas besucht hatte, brachte er noch ein glückliches Jahr unter den Gelehrten Basels zu, wie er selbst sagt — „gleichsam durch den Genius des Ortes von einem wundersamen Eifer beseelt." Denn Basel hat sich zu allen Zeiten durch ein treues Zusammenhalten und den edeln gegenseitigen Wetteifer seiner wissenschaftlichen Männer bemerkenswerth gemacht. Wir haben oben gesehen, wie Haller in Basel wieder zum Dichten angeregt wurde und wie diese Anregung von Drollinger ausging. Ohne etwas von dieser Einwirkung zu wissen, fällt die Verwandtschaft dieser beiden Dichter auf, welche gleichsam auf dem gleichen Boden großgezogen wurden. Denn Karl Friedrich Drollinger*) (1688—1742), obgleich in Durlach geboren, hielt sich doch von früher Jugend an in Basel auf. Spreng sagt daher in seiner Gedächtnißrede auf Drollinger von dieser Stadt: „Sie kann sich berühmen, daß sie ihn großgezogen, gelehrt und aufgestellt; diese ist vorzüglich berechtigt, ihn, als ihr Schooßkind, sich zuzueignen und Ihren Drollinger zu nennen. Billig mag er also der erste schweizerische Dichter heißen." Denn Spreng sagt von Haller: „Er sang später, obschon er der Welt durch frühern Druck bekannt worden." Beide Dichter, Haller und Drollinger, betraten eine neue Bahn, indem sie von den englischen Dichtern ihren Poesien einen tiefern Gehalt geben lernten, und beide wetteiferten mit einander in kräftiger und gedrungener Sprache.

*) K. Fr. Drollinger. Akad. Festrede von Wilh. Wackernagel, 1771, wo nebst der Charakterisierung dieses Dichters zugleich die Stellung der Schweiz zur deutschen Literatur im Anfange des 18. Jahrhunderts in klarer Uebersicht gegeben ist.

Beide sind vorzugsweise philosophische Dichter, mit dem Unterschiede jedoch, daß der Eine Gegenstände mehr aus dem Gebiete des sittlichen, der Andere mehr aus demjenigen des religiösen Lebens wählt. Beide sind Naturdichter: Drollinger nicht so neu und die Natur in großen Beziehungen auffassend wie Haller, aber doch nicht mehr wie Brockes nur ein Naturmaler, sondern von der Anschauung der Natur zu höhern Betrachtungen übergehend. Allein Drollinger hat das eigenthümliche Verdienst, daß er ohne Vorgänger der religiösen Ode die Würde der alten Sprache und zugleich den Schmuck der Poesie zu geben verstand und daß er in reinen Versen Hohheit mit Ungezwungenheit verband. Drollingers Sprache ist nicht nur weicher und fließender, sondern auch seelenvoller und wärmer als diejenige Hallers, während der Gedankengang eben so klar und übersichtlich ist. Seine Ode „Lob der Gottheit", welche 1733 in den „Beiträgen" der deutschen Gesellschaft zu Leipzig erschien, brachte ihn in Verbindung mit Gottsched und dadurch zur ehrenvollen Aufnahme in jene Gesellschaft. Diese Ode zog auch die Aufmerksamkeit Bodmers auf den bescheidenen Mann, daher Drollinger von dieser Zeit an in unausgesetzter Verbindung mit den Zürchern stand und namentlich seine fernern Versuche dem Urtheile und der Verbesserung Bodmers unterwarf. Bodmers Ermunterung gab ihm auch den Muth, sich zur Veröffentlichung seiner Gedichte zu entschließen. Spreng erhielt den Auftrag, die Verbesserung nach den Sprachregeln und der Rechtschreibung vorzunehmen und die Herausgabe zu besorgen. Der Beauftragte entledigte sich nach dem Tode des Dichters seiner Aufgabe auf eine etwas willkürliche und selbstgefällige Weise, namentlich fügte er der von Drollinger gebilligten Auswahl einen zweiten Theil von „Leichen- und Trost-Gedichten" bei, wodurch der Dichter in eine sonderbare Stellung zu dem Spotte kommt, den er selbst über die Lobgedichtschreiber ausgießt. Denn Drollinger wollte nur mit einer auserwählten kleinen Zahl von Gedichten bei dem Publikum erscheinen, würdig seines ersten Auftretens.

Was den Inhalt der „Drollingerschen Gedichte" (vom Jahr 1743) betrifft, so bilden jene Ode auf Gott und die beiden andern „Ueber die Unsterblichkeit der Seele" und „Ueber die göttliche Fürsehung" einen Cyklus, welcher die poetische Behandlung der höchsten religiösen Ideen auf dieselbe Weise versucht, wie Haller die poetische Lösung der seine Zeit beschäftigenden philosophischen Fragen in einen innern Zusammenhang bringt. Vergebens hat man die Einflüsse früherer Dichter auf

Drollinger nachzuweiſen verſucht: denn er ſchöpfte aus einer höhern Quelle und ſtellte ſich kein geringeres Ziel als die Nachahmung der Pſalmen, daher er im Eingange ſeines Lobes der Gottheit fleht:

Und fülle mich mit jenem Triebe,
Der deinen David einſt entflammt!

Demnach verſuchte er auch die freie Bearbeitung einiger Pſalmen. — Allein eben ſo glücklich wie in der inhaltsſchweren Ode iſt Drollinger auch in den verſchiedenen Gattungen des ſcherzhaften Gedichtes. In dieſer Beziehung iſt der Einfluß Boileau's nicht zu verkennen, indem Drollinger von dieſem franzöſiſchen Dichter namentlich eine leichte und ſinnige Handhabung des Witzes und der Laune ſich aneignet und darin ſeine Mäßigung beweist. Beſonders giebt ſich in ſeinen Urtheilen über deutſche Poeſie nicht weniger Einſicht und Geſchmack kund als bei Bodmer, allein die Sprache ſteht ihm beſſer zu Gebote. Ueber die Tyrannei des deutſchen Reimes, namentlich des Alexandriners, ſpricht er ſich mit den Zürcher Kritikern übereinſtimmend aus. Fernere Proben eines gewandten und zwangloſen Scherzes geben auch ſeine Sinngedichte, die einzigen, worin ſich eine Spur des Hinblicks auf die norddeutſchen Dichter jener Zeit entdecken läßt. In einigen kleinen proſaiſchen Stücken iſt die leichte Anwendung der Proſa bemerkenswerth; namentlich in der „Klage des Buchſtabens i wider den Buchſtaben e“ iſt ſowohl die Sprachkenntniß als beſonders die anmuthige Handhabung der Volksſprache in ſo früher Zeit überraſchend, ſo daß dadurch Drollinger auch zu den früheſten beſſern Proſaiſten des vorigen Jahrhunderts gehört.

2. Spreng.

Mit Drollingers Namen verbunden iſt Johann Jakob Spreng (1699—1768), Profeſſor der deutſchen Beredtſamkeit und Dichtkunſt in Baſel, desſelben Freund und einziger Schüler in der Poeſie. Spreng iſt beinahe von gleichem Alter mit Bodmer und nahm ſich dieſen in Beförderung deutſcher Sprache offenbar zum Muſter. Allein ſein großer Eifer war nicht mit zutreffendem Geſchick und Glück begleitet wie bei Bodmer; denn er war von den äußern Verhältniſſen eben ſo wenig als von den Gaben des Geiſtes in gleichem Maße wie jener begünſtigt. Zuerſt als Pfarrer bei einer Waldenſer-Gemeinde in Würtemberg lebend, mochte er nöthig haben, ſeinem armen Pfründlein durch die Feder nachzuhelfen; allein indem er alle möglichen Potentaten beſang und daher

ſchon i. J. 1724 als kaiſerlich gekrönter Poet figurierte, hat man dieſen Lorbeerkranz nicht hoch anzuſchlagen. Bewerkenswerth iſt, daß Spreng, Bodmers Anſtoße folgend, bei ſeiner feierlichen Bekränzung eine deutſche Rede über die Beſchaffenheit und die Säuberung der ſchweizeriſchen Schreibart hielt. Er iſt überhaupt voll guter Vorſätze und Pläne, aber die Ausführung hält immer nicht Schritt. Schon frühe klagt er daher über Abnahme ſeiner Glut, hofft aber von Drollingers Anregung,

Daß Rauracis wohl einſt den erſten deutſchen Schwan,
Den Tellens Land erzeugt, an mir bewundern kann.

Sprengs Hauptwerk iſt die Bearbeitung der „Pſalmen Davids“ für den Kirchengeſang (1741). Es iſt ein vieljähriges Werk und verdiente den Vorzug, welcher demſelben von mehrern Kirchen der Schweiz vor den Lobwaſſerſchen Pſalmen zu Theil wurde. Er iſt gewandt im Gebrauch einer gereinigten deutſchen Schreibart und ſeine Verſe fließen weich und leichtverſtändlich dahin. Allein er begnügt ſich zu ſehr, vom gefälligen Klange der Verſifikation ſich fortziehen zu laſſen, thut häufig dem natürlichen Ausdrucke um des Verſes willen Gewalt an und bleibt in Kraft und Beſtimmtheit des Gedankens allzu weit hinter der Sprache ſeines hohen Vorbildes in den Pſalmen zurück. Dieſe weſentlichen Mängel hinderten indeſſen Spreng nicht, von ſich ſelbſt Großes zu denken; denn in ſeiner allerdings vortrefflichen Charakteriſtik der geiſtlichen Dichter Opitz, Riſt und Schmolke ſtellt er ſich ſelbſt als einen neben ſie, welcher dieſelben übertroffen zu haben meint. Allein ſeine eigenen geiſtlichen Lieder ſind keine Belege für dieſe gute Meinung von ſich ſelbſt. Er hatte nämlich ſchon dem Pſalmenwerke „Auserleſene, geiſtreiche Kirchen- und Haus-Geſänge, theils verbeſſert, theils neu verfertigt“ — beigefügt. Dabei ſtellt ſich nun heraus, daß er weder in Bearbeitung älterer Geſänge glücklich iſt, noch daß ſeine eigenen Lieder ſich für ſpätere Zeiten Anerkennung zu verſchaffen vermocht haben. Denn die Gedanken ſind erkünſtelt und phraſenhaft; was ſich namentlich in ſeiner einſt belobten Ode auf den „Meſſias“ kund thut. — Im Jahre 1748 erſchien ein erſter Theil „Geiſtlicher und weltlicher Gedichte.“ Hier kommt eine Reihe von Pſalmen in neuer Bearbeitung vor, ferner eine Auswahl ſeiner mit der Pſalmenüberſetzung erſchienenen geiſtlichen Geſänge, Andachten aus dem Franzöſiſchen; auch verſucht er ſich in franzöſiſchen Oden und Pſalmen nach J. B. Rouſſeau's Vorbild. Seine „Heldengedichte“ ſchwingen ſich nicht höher hinauf, als zur Verherrlichung irdiſcher Machthaber; und auch die Themata ſeiner „Ver-

miſchten Oden" ſind Lobpreiſung zahlreicher Gönner und Freunde. So iſt begreiflich, daß ein bereit liegender zweiter Theil ſeiner geſammelten Gedichte im Pulte liegen blieb.

Wenn demnach Sprengs Poeſien von den Wellen der Zeit völlig verſchlungen worden, ſo verdient doch ſein redliches Streben die Anerkennung der Geſchichte. Beſonders bilden ſeine Bemühungen für deutſche Sprache eine bemerkenswerthe Seite. Zu dieſem Behufe ſtiftete er nämlich in Baſel eine deutſche Geſellſchaft, zu deren Mitgliedern unter Andern auch noch Iſaak Iſelin gehörte, und ſuchte dieſelbe in Verbindung mit ähnlichen Vereinen in Zürich und Bern zu bringen. Einige Zeitſchriften, welche er in gleicher Abſicht zur Beförderung der deutſchen Sprache unternahm, machten freilich wenig Glück, und Zürcher und Berner ſpotteten darüber. Auch das Intereſſe für altdeutſche Literatur, worin er wieder mit Drollinger, dem einſichtigen Ordner der im markgräflichen Hofe zu Baſel niedergelegten Schätze des badiſchen Archives, zuſammentraf, theilte er ebenfalls mit Bodmer, und widmete, von dieſem ermuntert, einen Theil ſeines Lebens der Sammlung eines ſchweizeriſchen Idiotikons. Von einer vortrefflichen Seite zeigt ſich Spreng endlich in ſeinen Briefen an Bodmer, worin er dieſem mit edler Freimüthigkeit die Fehler ſeiner Kritik vorhält, aber freilich kein Gehör fand.

III. Bodmer.

1. Bodmers Jugend und Bildung.

Johann Jakob Bodmer wurde i. J. 1698 zu Greiffenſee geboren, wo ſein Vater Pfarrer war. Im väterlichen Hauſe waltete eine patriarchaliſch fromme Stille: denn die Briefe der Seinigen geben das Bild eines ſchönen, in Gott heitern Friedens, der von der Welt weder berührt noch geſtört wurde. Das gleiche Gepräge friedlicher Stille trug das Gelände, in dem Bodmer ſeine erſte Jugend verlebte: er freute ſich im Blick auf den ruhigen „Landſee," die Alpen, den herrlichen Wald, die heitern Hügel und die alten Burgen. Daher vergegenwärtigte er im höchſten Alter ſich und ſeinen Freunden dieſe lebhaften Bilder ſeiner Kindheit. Einſam in Wald und Feld herumzuſtreifen, im See zu baden, oder noch lieber mit den Schlittſchuhen über denſelben hinzufliegen, war ſeine höchſte Luſt. Jugendgeſpielen hatte er keine, oder nur vorübergehend. Daher verſenkte ſich der lebhafte Knabe früh in die Bücher. Vor allen zog ihn die Bibel an, indem ihn vornämlich die Erzväter und Helden und die Wunder der Propheten erfüllten; im neuen Teſtament feſſelte ihn hauptſächlich die Offenbarung. Bald auch nahmen ihn Ovids Verwandlungen und alte Heldenromane in Anſpruch. Ueber ſolchen Unterhaltungen kamen freilich die grammatikaliſchen Studien zu kurz. Allein als er nach Zürich verſetzt wurde und bald mit Jakob Zimmermann und Heinrich Meiſter eine Freundſchaft ſchloß, die nur durch den Tod getrennt wurde, ging ihm allmählig das Licht für die Alten auf. Stets aber feſſelte ihn das Wunderbare und Abenteuerliche am meiſten und darum warf er ſich mit Eifer auf das Studium der Dichter, unter denen Virgil und Homers Odyſſee ihn vorzüglich anzogen: ſo wurde ihm im Intereſſe für den Inhalt auch die Sprache bald leicht und geläufig. Neben den Alten

aber übte die romanhafte Poesie fortwährend ihren Reiz auf den Jüngling aus, wofür er im Hause seines Oheims, des Vaters des nachherigen Bürgermeisters Orelli, hinlängliche Nahrung fand, indem er hier in die deutsche poetische Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts eingeführt wurde. Die Bekanntschaft mit dem Telemach gewann ihn für die französische Sprache. Die deutsche aber sollte er erst durch Opitz kennen und lieben lernen. Diesen Dichter führte er Jahre lang in der Tasche; daher seine Mitschüler den Namen dieses Dichters auf ihn übertrugen und dem einsamen Romantiker oft zuriefen: „Opitz, komm hinter dem Ofen hervor!“ Bei diesem Hange auf der einen, und bei der starren Schulweisheit seiner Lehrer auf der andern Seite, mußte Bodmer dem Wunsche seines Vaters, daß er sich dem geistlichen Stande widme, wenig entsprechen. Dazu kam, daß schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts durch den Einfluß französischer und englischer Philosophen und namentlich durch die Universität Leyden, wo ein großer Theil der jungen Schweizer studierte, ein kritischer Geist unter den denkenden Köpfen sich verbreitete, der um so tiefere Wurzeln faßte, als die damaligen Schulen demselben keine Waffen der Wissenschaft, sondern nur Eifer und Verbote entgegenzusetzen wußten. Schon damals traten daher die besten unter den Studiengenossen Bodmers in eine engere Verbindung zusammen, wo sie auf dem Wege freier Forschung ihre eigenen Wege gingen. Von dieser Zeit her schreibt sich die treue und aufopfernde Freundschaft des drei Jahre jüngern J. J. Breitinger für Bodmer. Diese Verbrüderung stärkte die Jünglinge von frühe an, in der Wissenschaft eine selbständigere und kühnere Bahn zu gehen, als man dessen bisher in Zürich gewohnt war. Bei Bodmer bedurfte es eines geringen Anstoßes, der ihm durch die Bekanntschaft mit Bayle gegeben worden zu sein scheint, um über sein Leben zu entscheiden und ihn von der Theologie abzuziehen. Die dadurch dem Vater verursachte Betrübniß scheint zwischen Vater und Sohn eine dauernde Entfernung und Entfremdung veranlaßt und diesen in religiösen Dingen zu einer desto rücksichtslosern Entschiedenheit gebracht zu haben.

Nun sollte sich Bodmer, obgleich widerstrebenden Herzens, der Handlung widmen und daher nach einem Aufenthalte in Genf in Oberitalien eintreten. Der Eintritt in die Welt gab dem bisher schüchternen Jünglinge Kraft und Selbstgefühl, daher sind seine Mittheilungen aus dieser Zeit an die Freunde voll frischer, gedankenreicher Kühnheit. In schönen lateinischen Gedichten, welche am besten beweisen, wie tief

er von den Alten durchdrungen war, ſpricht er ſein Heimweh nach der Wiſſenſchaft aus und ſeine Betrübniß, ſeine Freunde nicht nach Deutſchland begleiten zu können, das er, zum großen Nachtheile ſeiner Bildung, nie ſehen ſollte. Dagegen benutzte Bodmer den Aufenthalt in Italien zu ſeiner geiſtigen Entwicklung auf die beſte Weiſe. Freilich haben Uebelberichtete, und unter dieſen ſelbſt der Bodmern vieljährig naheſtehende Wieland, in ſpätern Tagen ihr Bedauern ausgeſprochen, daß derſelbe in Italien, ſtatt mit „frommen Aſcetikern“, ſich nicht mit den großen Dichtern jenes Landes bekannt gemacht. Allein ſeine eigenen Briefe aus Italien an die Freunde geben das beſtimmte Zeugniß, mit welch heiterem und freiem Auge er daſelbſt in das Leben geſchaut. Denn nicht nur nennt er unter den wenigen Büchern, deren er habe habhaft werden können, den Taſſo, ſondern er macht ſich namentlich über die „ſpitzfindige Scholaſtik finſterer Jahrhunderte“ luſtig, welche in Italien als allgemeine Lehrweiſe gelte. In zierlichem Franzöſiſch entwickelt er den Freunden ſeine heitere Lebens- und Glaubensanſicht; unter Anderm: „Iſt es nicht der Zweck unſerer Religion, lernen recht zu thun und an das Evangelium zu glauben; ſich der Tugend zu weihen und das Laſter zu haſſen? Warum das nicht einfach ſagen? Wozu ſo viel Galimathias?“ Zugleich aber ſpottet er auch des höfiſch lügenhaften Weſens der franzöſiſchen Dichter. Auf einer Reiſe von Lugano nach Mailand und Genua geht er gleichgültig an den Büchern der ambroſianiſchen Bibliothek vorüber; ſpricht dagegen ſein Entzücken aus über die daſelbſt befindlichen Werke deutſcher Kunſt, die Gemälde von Holbein und Dürer. Einem italieniſchen Liebesliede aber, womit er ſeine Freunde nach einem vierteljährigen Aufenthalte in Italien überraſcht, fügt er in einem ſcherzhaften Briefe die ausdrückliche Bemerkung bei: „Wenn ich nicht weiſe geſchrieben, ſo habe ich doch galant geſchrieben wie Anakreon.“ Dieß mag genug ſein, um Bodmers früheſte Richtung gegen die Hinneigung zu einem finſtern Zelotismus zu vertheidigen. Unterdeſſen aber hatten die Seinigen hinlängliche Gelegenheit, ſich zu überzeugen, daß von ſeiner kaufmänniſchen Thätigkeit wenig zu hoffen ſei, und daher ließen ſie ihn in die Heimat zurückkehren.

Wenn Bodmer ſeine Zeit im Auslande mit ihm widerſtrebenden Geſchäften zugebracht und wenn es dem ſchüchternen Jünglinge nicht vergönnt geweſen, die Bekanntſchaft irgend einer bedeutenden und ihn fördernden Perſönlichkeit zu machen, ſo hatte ſich wenigſtens unterdeſſen

ſein Urtheil geſchärft und ſein Blick für das Leben ſich geöffnet. In Folge ſeines Geſchäftslebens und ſeines Umgangs mit den praktiſchen Italienern hatte er ſich von einer unbeſtimmten Leſerei und vom ſcheuen Vergraben in den Büchern frei gemacht und ſich über die bloß ſchulmäßige Gelehrſamkeit erheben gelernt. Dazu hatte namentlich auch die Bekanntſchaft mit Addiſon*) und Montaigne beigetragen, welche ihn den erſten Blick in das menſchliche Herz thun lehrten. In dieſem Sinne wünſchte er ſich unter ſeinen Mitbürgern eine neue Laufbahn zu eröffnen, indem er nicht nur die Wiſſenſchaft populariſieren, ſondern das Nachdenken über das öffentliche, bürgerliche und geſellige Leben wecken und anregen wollte. Dabei wählte er ſich als beſonderes Fach die Geſchichte aus, namentlich die vaterländiſche; und um zu dieſem Behufe die Einſicht in die öffentlichen Angelegenheiten zu gewinnen, ſo ſchlug er den gewöhnlichen Weg ein, um ſich für öffentliche Geſchäfte vorzubereiten, er beſuchte nämlich die Kanzlei. Zugleich trug er ſich mit dem Plane, eine Buchhandlung zu errichten, ſowohl um ſich eine ökonomiſch unabhängige Lage zu verſchaffen, als um ſeine geiſtigen Beſtrebungen zu verwirklichen. Denn ſchon jetzt darf nicht verſchwiegen bleiben, daß Bodmern von der Handlung her die berechnende Spekulation geblieben war und daß dieſelbe lange Zeit mehr oder minder ihren Einfluß auf ſeine literariſchen Beſtrebungen und Unternehmungen ausübte. Allein ehe er ſich zur Ausführung dieſer Pläne in Zürich niederließ, übte er ſich in ſeinem heimatlichen Greiffenſee in mancherlei philoſophiſchen und poetiſchen Verſuchen und hatte im Sinne als Erſtlinge ſeiner Muſe „Gedichte eines Unbekannten“ herauszugeben. Daraus geht hervor, wie irrig der Vorwurf iſt, als wenn Bodmer erſt in ſpäter Zeit und wohl gar aus Eiferſucht zum Dichter geworden wäre. Allein wie wenig dieſe unterbliebene Herausgabe ſeiner Jugendgedichte zu bedauern iſt und wie tief die ſchulmäßige Auffaſſung der Poeſie in ihm geſteckt, geht daraus hervor, daß Bodmer ſchon damals fand, ein Poet ſei nach ſeinem Begriff kein ſo großer Zauberer, und daß, weil er viele Stellen aus den Alten und den Franzoſen nachgeahmt, er ſeine Gedichte mit Anmerkungen und Parallelſtellen ausrüſten wollte. Dagegen be-

*) S. Bodmers Apollinarien, herausgeg. v. F. Stäudlin. Tüb. 1783.

Addiſon hatte mein Herz; mit ihm, in ſeinen Papieren
Ging ich aus meinem Winkel und that die erſten Beſuche
Bei den handelnden Menſchen, den Bürgern, denen vom bon ton,
Denen die in der Maſk' in der Kirch', im Rathhaus erſchienen.

wies er ſchon damals in einer kurzen Charakteriſtik der zu jener Zeit bekannteſten Dichter ein richtiges Urtheil, und ſchon damals zeigt ſich die erſte Spur des Strebens, das er ſich allmählig zur Lebensaufgabe gemacht: „Ich möchte gern den Gout der Deutſchen verbeſſern, wenn es möglich wäre; — ich wollte daneben auch, daß die Franzoſen von den Deutſchen vortheilhafter urtheilten und nicht länger Urſache hätten, ihnen den bel esprit abzuſprechen, ſonderbar den Schweizern nicht....“ Zu eben dieſer Zeit hatte ſich bei ihm auch ſchon die Anſicht über den Reim gebildet, welche er ſein ganzes Leben feſthielt und verfocht: „Ich will alle Kräfte meiner Eloquenz und Authorität anſpannen, damit eine Bill aus der Canzley des Parnaſſe, signé Apollo, ausgewirkt werde, welche die Reime für eine Pedanterey erklähre, und alle Poeten von ihrer uſurpierten Herrſchaft frey und ledig ſpreche.“

Wenn die Spekulation, wie ſchon bemerkt, eine der Triebfedern war, welche Bodmern bei ſeinen literariſchen Plänen leitete, ſo ſind nichts deſto weniger ſeine Briefe an die Freunde Beweiſe, mit welch ernſter Sorgfalt er ſich auf ſeine erſte literariſche Unternehmung vorbereitete. Dieſe nämlich ſollten die Diskurſe der Maler ſein. Den Anſtoß dazu hatte ihm zwar eine aus Italien mitgebrachte franzöſiſche Ueberſetzung des engliſchen Zuſchauers von Steele gegeben, allein er ruhte nicht, ſich den Gedanken nach allen Seiten ſo auszubilden, bis ſeine ganze Lebensanſicht und Eigenthümlichkeit damit verwoben war. Zwar hatten ſeine Freunde ſchon vor ſeiner Rückkehr aus Italien ſich mit der Herausgabe einer neuen Zeitſchrift beſchäftigt, allein ſie kamen mit ihren Gedanken nicht über die Gränzen einer handwerksmäßigen Gelehrſamkeit hinaus; Bodmer dagegen wußte ihnen den Blick auf ein neues Feld und ein freieres Ziel zu eröffnen, indem er ſie einlud, mit vereinter Kraft das Laſter und die Ignoranz zu bekämpfen und vor allem aus das Publikum an das Denken zu gewöhnen, indem ſie ſich vorzüglich an den Bürgerſtand wendeten und auch das weibliche Geſchlecht zu gewinnen trachteten. Heinrich Meiſter, welcher mit den guten Köpfen unter den Bernern in Verbindung war, rieth ſeinem Bodmer, nach Bern zu kommen, um dieſe für ſeinen Plan zu gewinnen. Allein Bodmer antwortete ihm: „Ihr würdet wenig Ehre mit einem Freund aufleſen, der ſo geartet iſt, wie ich: Ich thue das Maul nicht gern auf; es thut mir weh, wenn man mich hart anſchaut, und ich werde confus in meinen Diſcurſen, wenn mir Leuthe von Authorität und Anſehen widerſprechen.“ Dieſe Sonderbarkeit Bodmers iſt bezeichnend, indem ſie

auf seine ganze geistige Richtung und Thätigkeit nicht ohne einen verengenden Einfluß blieb.

2. Die Diskurse der Maler.

Mit dem Jahre 1721 begann die Herausgabe der Diskurse der Maler. Diskurse hießen die einzelnen Abhandlungen, weil die Herausgeber Bodmer und Breitinger nebst Johannes Meister, welcher indessen nur der Sekretair der Verhandlungen war, sich wöchentlich in regelmäßiger Sitzung versammelten und ihre eigenen Arbeiten oder die eingesandten der Freunde besprachen und verbesserten oder einzelne Artikel in jugendlich muthwilliger Fröhlichkeit gemeinschaftlich ausarbeiteten. Maler nannten sie sich, weil sie in naturgetreuen Sittengemälden auf die gesellschaftlichen und sittlichen Zustände zunächst ihrer Vaterstadt einwirken wollten, daher unterzeichneten sie sich mit dem Namen eines berühmten Malers, Bodmer führte gewöhnlich denjenigen des Rubens. Ihr Bemühen, die bessern Köpfe der Schweiz allmählig für ihren Zweck zu gewinnen, gelang ihnen nur in geringem Maße, daher fast sämmtliche Arbeiten von Bodmer und Breitinger herrühren, nur einzelne hingegen von Zellweger und Lauffer, Zollikofer und H. Meister. Um sich einiger Maßen gegen die Strenge der Censur und die Amtsmiene der Magistraten zu schützen, stellten sie sich unter die Obhut eines einflußreichen Protektors. In der Ankündigung erklärten die jungen Männer, daß sie den englischen Zuschauer zum Muster nehmen, und die Absicht haben, „die Tugend und den Geschmack in ihren Bergen einzuführen. Sie schreiben nicht für den größen Haufen, sondern für einen engen Cirkel politer Menschen, ihr Object sei der Mensch. Die Bücher von den Sitten der Menschen in deutscher Sprache seien rar und in fremden Sprachen verborgen: ihr Unternehmen sei daher kühn, groß und wohlgemeint, und verdiene die Beihilfe aller derjenigen Personen, welchen das Interesse der deutschen Musen und des Vatterlandes angelegen sei.“ Ihre Arbeiten umfaßten demnach vorzüglich drei Punkte, Moralphilosophie, Geschichte und Literatur. Allein namentlich in Betreff des ersten Gegenstandes und des Hauptzweckes entsprechen die Aufsätze der zuversichtlichen Kühnheit nicht, mit welcher sie aufgetreten waren. Wir sehen die Sittenmaler mit gehemmtem und beschnittenem Flügel in oft gewundenen und verhüllten Betrachtungen dahinschweben, indem ihr Tadel nur die Oberfläche und die Außenseite berühren durfte, wie z. B. die Pedanterei, die

Klatſcherei, die Kleidertracht, die Koketterie, die Leckerhaftigkeit u. ſ. w. In mehrern allgemeinen Gedankenentwicklungen, wie über die Todesfurcht, die Freundſchaft zeigt ſich dagegen ein tieferer, anſprechender Gehalt. Namentlich aber entfaltet Breitinger unter Anderm in ſeiner Abhandlung über den Mißbrauch der Wiſſenſchaft in Beziehung auf die Kritik der Bibel eine Klarheit und Gediegenheit nebſt einem Scharfſinn, wodurch er ſich vortheilhaft über den leichtern Ton erhebt, von dem Bodmer nicht frei iſt und der bei den Freunden oft in Leichtfertigkeit überſchlägt. Wenn Bodmer im Allgemeinen einen derben und ſchwerfälligen Witz ſpielen läßt, ſo fehlt es doch bisweilen nicht an ſchönen und feinen Zügen, worin ſich ein freier und glücklicher Naturſinn kundgiebt. So zeigt er ſich z. B. in einem Geſpräche zwiſchen der Nachtigall und der Lerche über die Armſeligkeit des Menſchen auf eine auffallende Weiſe als Vorläufer Rouſſeau's. Er läßt die Vögel ihren Naturtrieb und ihre Werke denen der Menſchen entgegenſetzen und über deren Wiſſenſchaften ſich luſtig machen. „Dieſe Natur, dieſe Neigungen, Künſte und Wiſſenſchaften, von welchen die Menſchen ihre Bücher machen, ſind nicht diejenigen, welche ſie in der Geburt von dem Schöpfer empfangen haben; ſondern ſie haben dieſelben von der Auferziehung, der Gewohnheit, dem Caprice, der ungeförmten Phantaſie, die ihnen gleichſam eine neue Natur, Paſſionen, die ganz außgelaſſen ſind, Künſte und Wiſſenſchaften erfunden haben, die ſie ſo wenig nöthig hätten, als wir, wenn ſie dem Inſtinkt der puren Natur folgeten.“ — Allein nur ungern und widerſtrebend hielten ſich die Freunde in den Schranken dieſer Allgemeinheiten. Dagegen wäre Bodmer auf der Fährte der Geſchichte viel eher im Falle geweſen, einen eigenthümlichen Gang zu gehen, wenn es nicht mit den nächſten Abſichten der Zeitſchrift und noch mehr mit der politiſchen Gebundenheit ſeiner Zeit im Widerſpruch geweſen wäre. Denn in einem Briefe an Breitinger aus jener Zeit ſchreibt er: „Unſere Hiſtorienſchreiber ſind unter die einfältigſte Art zu zählen, welche nichts Eigenes haben; von welchen nichts weiter prätendiert wird, als die Sorgfalt und der Fleiß, zuſammenzuleſen was zu ihrer Wiſſenſchaft gelangt, und Alles getreulich, ohne Gefährde und unerleſen zu regiſtrieren.“ Dann fährt er mit der richtigſten Einſicht fort die Hauptpunkte hervorzuheben, worüber er in einer Geſchichte der Eidgenoſſenſchaft Aufſchluß verlange, nämlich über die urſprüngliche Verfaſſung der drei Länder, über ihr Verhältniß zum Reiche in den verſchiedenen Zeiten, über das alte Kriegsweſen. — Später läßt er an ſeine Freunde die Aufforderung ergehen, damit ſie ſich mit ihm

Mühe geben, Sittenbilder aus allen Kantonen über die eigenthümlichen Gewohnheiten und Gebräuche des Schweizerlandes zu erhalten. Aus Ungeschick und Furcht damaliger Zeit wurde nicht entsprochen. Denn von Anfang an hatten manche dem Unternehmen der Jünglinge mit Bedenken zugesehen: Lauffer unter andern, der vorsichtige Weltmann, welcher sonst seinen jungen Freunden vielfach mit gutem Rathe bei der Hand war, erklärte ihnen am Ende ebenfalls, „der Zwang, in dem man in der Schweiz lebe, hindere ihn, viele Diskurse zu schreiben. Zudem könne man ohne Schilderung der Politik und Religion keine vollständigen Sittenbilder machen; allein er möchte um den Preis der Folgen nicht homme d'esprit sein." — So in die Enge getrieben und vom ursprünglichen Ziele verrückt, machte sich die muntere Gesellschaft viel mit dem Frauenzimmer zu schaffen, indem sie aussprach, „eine ihrer vornehmsten Sorgen sei, daß sie die Imagination des Frauenzimmers bereinige, und ihm einen Ekel vor dem Gothischen Geschmack beibringe." Die Satyre jedoch, welche dabei gehandhabt wurde, war weder leicht noch fein. Indessen gab dieses Bestreben den Verbundenen eine größere gesellige Freiheit, so daß sie ihre literarischen Sitzungen allmählig in peripatetische Unterhaltungen umwandelten und ihre Diskurse im Platze (dem bekannten Spaziergange Zürichs) spazierend ausbildeten, daher sie sich etwas darauf zu Gute thaten, daß einer derselben „mitten in einem Kranze aufgeweckter blühender Mädchen entworfen worden." Unter diesen ersten schwachen Bemühungen, bei dem schönen Geschlechte ihrer Vaterstadt ein höheres geistiges und literarisches Interesse zu erwecken, ist das merkwürdigste Zeugniß das Verzeichniß einer Bibliothek für Damen. Dasselbe enthält unter 35 Titeln nur 10 deutsche gegen 25 französische. Sie haben ihren Damen noch keine andern deutschen Bücher zu empfehlen als die Schriften von Opitz, Canitz und Besser; sie müssen sogar noch Gotthard Heideggers Acerra Philologika und seine Schrift von den Romanen hinzunehmen; dagegen sind sie genöthigt, an französische Uebersetzungen von Virgil, Horaz, Terenz u. s. w. zu verweisen.

Unter solchen Umständen blieb den jungen Männern allein auf dem Felde der schönen Literatur eine freie Entfaltung ihrer Ansichten und ihrer Gesinnung möglich; daher sind auch die Leistungen des Malers der Sitten allein von dieser Seite von Interesse und Bedeutung: dieses Verdienst aber kommt ausschließlich Bodmern zu, indem alle dahin einschlagenden Artikel ihn zum Verfasser haben, einen einzigen über die Fabel ausgenommen, wo Breitingers ordnende Klarheit mithalf. Doch

auch hier begegnen wir nur noch sehr unentwickelten Gedanken, deren Werth jedoch darin besteht, daß sie schon die ganze, nachmals berühmte Kritik der Schweizer im ursprünglichen Keime enthalten. Das größte Verdienst war, daß die Zürcher Maler den Muth hatten deutsch zu schreiben, mit möglichster Vermeidung der damals zur allgemeinen Mode gehörenden Beimischung fremder Wörter, und daß sie sich, durch Lauffer darin ermuntert, von den andern Freunden nicht abwendig machen ließen, wie z. B. Rodolf, der selbst ein geschliffenes Französisch schreibend, „das Deutsche zu keiner Darstellung tauglich" findet; und eben so wenig durch Zellweger, der sich gegen seine Berner Freunde öftern Scherz über den harten und gezierten Styl der Zürcher herausnimmt. Dagegen weiß Bodmer gar gut, daß die Sprache allmählig durch „die Reden politer und witziger Männer klar und rein werde, und daß sie sich mit guten Wörtern, die bei ihrer jetzigen Vernachlässigung durch den allgemeinen Gebrauch des Lateinischen fehlen, bei fortgesetztem Schreiben in derselben bereichern werde." Allein eben weil er einsieht, daß nur die mit der Natur übereinstimmende Wahrheit der Sprache einen Werth hat, so eifert er vornämlich gegen die leeren Wortspiele der Hoffmannswaldau'schen Schule, und sein gesunder Sinn giebt seinem Urtheil feste Zuversicht: „Hoffmannswaldau ist der erste gewesen, der die falschen Imaginationsspiele und die ungemessenen, unvollkommenen und ohne Ende zurückkommenden Metaphoren von einigen grotesquen Italienern angenohmen hat. Lohenstein hat geholffen mit seiner pedantischen Gelahrtheit und seinen zusammengeflickten kleinen Sentenzen die Rede verdunkeln, und sie in Phebus und Galimathias einzukleiden. Neukirch ist ihr Affe und glaubet, daß in diesem unvernünftigen Geschwätze, das sie machen, die Hohheit der Poeste bestehe." Dagegen hofft er, das Publikum zu überzeugen, daß alle Poeste nur darin bestehe, daß man natürlich schreibe. — Unter diese falschen Wortspiele zählte der unmusikalische Bodmer dann freilich auch den Reim, der „ein Erbe der barbarischen Poeterei unserer Alten sei, einen schlechten Einfall nicht gut mache; dagegen den Gedanken hemme und die besten Ausdrücke entkräfte." Mit dieser verständigen Auffassung der Poesie steht auch Bodmers Verehrung für Opitz in genauster Verbindung; daher er erklärt: „Wir haben beschlossen, Opitz für den größten Poeten Deutschlands zu erheben, dieweil wir finden, daß er der größte Philosophus dieses Landes gewesen." Allein während Bodmer Opitzens korrecte Sprache und seine klaren Gedanken hoch schätzte, wußte er mit richtigem Takte zu unterscheiden, daß

die Poesie in etwas ganz Anderem als in logischer Planheit bestehe, indem er erkannte, daß die Quelle derselben die Phantasie sei. Daher er den Grundsatz aufstellt: „Eine Imagination, die sich wol cultiviert hat, ist eines von den Haupt-Stücken, durch welche sich der gute Poet von dem gemeinen Sänger unterscheidet, maßen die reiche und abändernde Dichtung, die ihr Leben und Wesen einzig in der Imagination hat, die Poesie von der Prosa hauptsächlich unterscheidet." Beim eigenen gänzlichen Mangel an Phantasie und origineller Schöpfungskraft zeigte also doch Bodmer schon in frühester Zeit jene vielseitige Empfänglichkeit und jenen natürlichen Scharfsinn, welche sein Urtheil unbefangen und gesund machten. Allein auf diese Auffassung der Erfordernisse zur Poesie hatte ihn vornämlich das Studium der Franzosen geführt, und von ihnen hatte er gelernt, daß die Poesie ein Gemälde sein müsse. Daher findet sich schon im Sittenmaler jene Vergleichung der Poesie mit der Malerei. „Die Natur ist in der That die einzige und allgemeine Lehrerin derjenigen, welche recht schreiben, mahlen und ätzen; ihre Professionen treffen darinne genau überein, daß sie sämmtlich dieselbe zum Original und Muster ihrer Werke nehmen, sie studieren, copieren, nachahmen." — Aus dieser Werthschätzung der Naturgemälde ging dann auch die Vorliebe für die Fabel hervor, indem Bodmer und Breitinger von der Ansicht ausgingen, „die ganze Natur sei eine Schule, in welcher uns der Schöpfer unter mancherlei Emblemen unsere Pflichten vorhalte; zudem haben die Thiere eine gewisse Gattung von Sprache; sie können sich klagen, freudig stellen, einander liebkosen, zu Hülfe rufen; sie schmeicheln, drohen, bitten uns." Besondern Werth aber legten sie darauf, daß „der gute Geschmack in der Fabel nicht nur eine nüchterne Moral, sondern auch die physischen Eigenschaften der Dinge anzutreffen suche." Wir werden später sehen, welche glückliche Anwendung letztere Auffassung in ihrer Schule fand.

Indem diese kritischen Ausspräche dem Sittenmaler einen historischen Werth gaben, verloren sie sich doch allzusehr unter der Menge bedeutungsloser Abhandlungen oder versteckter, kleinlicher, matter Satyren, da sie die Censur immer mehr in die Enge trieb und jede freie Entfaltung muthiger Wahrheit und Kraft unmöglich machte. Indessen muß man gestehen, die Arbeiten der Maler waren im Durchschnitt zu unreif, zu jugendlich unbesonnen, oft auch für die damaligen Zeiten in sittlicher oder religiöser Beziehung zu anstößig, als daß nicht die Censur ohne Bedenken manches hätte unterdrücken dürfen. Wie sehr jedoch die

jungen Talente in ihrer Entwicklung durch dieſen Zwang gehemmt wurden, zeigen am beſten die gleichzeitigen Briefe der Freunde, und namentlich diejenigen Bodmers, indem ſich darin viel mehr geiſtige Eigenthümlichkeit, naiver Witz und Gedankenreichthum kund geben, als in den Diskurſen. Lange ſuchte ſich die Geſellſchaft durch Spott über die oft albernen Bemerkungen des Cenſoren-Collegiums ſchadlos zu halten, und namentlich jubelte ſie, als der Verleger durch ein halbes Dutzend Zuckerſtöcke die vom Antiſtitium ausgehenden Donnerkeile zu beſchwichtigen wußte. Allein endlich wurde ſie der geringen Theilnahme des Publikums und jener Plackereien müde und Bodmer ſchloß die Schrift mit einem Scherz. Er läßt nämlich den Albrecht Dürer in eine Stadt kommen, wo er ein Gemälde verfertigen ſoll. Allein gleich anfangs wird er ein vorzügliches Kunſtwerk anſichtig, wobei er vernimmt, daß der Meiſter desſelben für einen ſeltſamen Phantaſten gegolten und im Spital geſtorben ſei. „Als unſer guter Albrecht dieſes vernahm, gab er gleich Befehl, daß ihm ſein Pferd wieder zugeführt würde, und indem er ſich darauf ſchwang, ſagte er: Wenn hier die Verdienſte nicht beſſer erkannt werden, ſo arbeite euch wer da will; ich reite wieder davon.“ — Wenn Bodmer ſein erſtes literariſches Unternehmen zu rechter Zeit und mit guter Art aufzugeben wußte, ſo hatte er hingegen wenig Geſchick gezeigt, die geiſtigen Kräfte in der Schweiz für ſich zu gewinnen und zu gemeinſamer Thätigkeit zu vereinigen. Denn daran hinderte ihn nicht nur die früher erwähnte Schüchternheit und Unbeholfenheit, ſondern noch mehr verdarb ſein zu ungebundener Hang zur Satyre. Er verletzte nämlich gleich anfangs durch einen Streich gegen die Pedanten, wo der Witz gering, aber die perſönliche Abſicht unverkennbar war, zwei ſeiner Mitarbeiter, Hagenbuch in Zürich und Altmann in Bern. Daher entfernte ſich Letzterer von den Zürchern und gründete für Bern eine abgeſonderte „Gelehrten-Cotterie.“ Wenn die Leiſtungen derſelben unbedeutend waren, ſo verdienten doch ihre Bemühungen für eine reinere Sprache Anerkennung und keineswegs den zankſüchtigen und muthwilligen Spott, den Bodmer oft über ganz gute Gedanken und Ausdrücke ergehen ließ. Durch dieſe Gegenüberſtellung war in literariſchen Dingen ein gutes und zuſammenſtimmendes Vernehmen mit Bern auch für ſpätere Zeiten ſehr erſchwert. Allein Bodmer fühlte bald dieſen Verſtoß ſo ſehr, daß er ſelbſt nach einigen Jahren öffentlich erklärte: „Es iſt wahr, daß der Verfaſſer die meiſtenmahle auf den rechten Weg ge-

rathen, aber er beschimpfte auch nicht selten die Bernischen Blätter auf eine Manier, welche vielmehr eine Begier zu spotten, als das Abgeschmackte zu verbessern, an den Tag legte."

Gleichwohl sollten die Diskurse der Maler auf eine andere Weise ihren Weg machen und ihre Belohnung finden. Denn Bodmer, im Gefühl mit seinen Freunden nicht Gewöhnliches geleistet zu haben, und namentlich in Betreff der ausgesprochenen Ansichten über die deutschen Dichter damaliger Zeit, begann schon bei diesem Anlasse seine wohlberechnete Geschäftigkeit zu entfalten, um angesehene Stimmführer in Deutschland für sich zu gewinnen. Daher wurden die Diskurse zunächst an den Philosophen Christian Wolf in Halle geschickt, welcher nicht ermangelte, sich durch höfliches Lob und leisen Tadel dankbar zu erzeigen. Ferner wußte ihm sein Buchhändler in Leipzig zu berichten, daß der Hofpoete König „in den größesten Assembleen bey Hofe jederzeit mit großem Ruhme von ihrer Arbeit spreche." Dadurch veranlaßt, trat Bodmer in unmittelbare Verbindung mit dem Schwaben entstammten Ulrich König. Der richtige Takt, mit dem der allem lebendigen Verkehr mit Deutschland entrückte Bodmer die guten Eigenschaften der Canitz, Besser und König herauszufinden wußte, indem diese statt der Schulpoesie einen reinern Geschmack und Welt- und Menschenkenntniß in die deutsche Dichtung zurückführen wollten, — dieser Takt darf ihm um so höher angerechnet werden, als er für ihre Fehler nicht blind war und Freimüthigkeit genug besaß, sich darüber auszusprechen. Dieß hinderte indessen nicht, daß König, der Hofpoet, und der freisinnige Schweizer sich in einen dauernden Bund gegen die philisterhafte Plattheit und die Schulfuchserei vereinigten. Auch dem höher stehenden Brockes empfahlen sich die Diskurse der Maler dermaßen, daß er findet, es seien dieselben „mit so vielem Geist, Gelehrsamkeit und tugendhaften Absichten angefüllt, daß er gegen die Verfasser alle mögliche Hochachtung hege, unerachtet er darin kein gar zu vortheilhaftes Urtheil von seinen eigenen Gedichten angetroffen." Er bedauert, daß er „so braven Leuten zu mißfallen das Unglück gehabt." Somit war es den jungen Schweizern durch ihr erstes literarisches Auftreten gelungen, ihrem Urtheile Geltung zu verschaffen und bedeutende Verbindungen mit den damaligen beiden Mittelpunkten der deutschen Literatur, mit Sachsen und Hamburg, zu knüpfen, welche für die Zukunft für sie von großer Wichtigkeit wurden.

3. Bodmers Freunde.

Nachdem Bodmers erſter Verſuch, auf Leben, Sitten und Denkungsart ſeiner Mitbürger einen unmittelbaren Einfluß auszuüben, aus Mangel an eigener Reife und Durcharbeitung und durch den lähmenden Zwang der Cenſur mißlungen war, wendete ſowohl er als Breitinger ſich wieder den ſtrengern wiſſenſchaftlichen Studien zu, um durch gründliche Vorbereitung das einmal gewonnene Anſehen ihres Urtheils über deutſche Literatur zu ſichern und wirkſamer zu machen. Denn wenn auch der fleißige und ſcharfſinnige Breitinger eine Reihe von Jahren ſich größtentheils auf philologiſche und theologiſche Arbeiten legte, welche ihm in dieſen Fächern einen bleibenden Ruhm geſichert haben, ſo ſtand er doch ſein ganzes Leben ſeinem Freunde in deſſen ſchönwiſſenſchaftlichen Bemühungen zur Seite und gab ſowohl in Arbeit als in anhänglicher Treue den Beweis einer ſo zarten, innigen und aufopfernden Freundſchaft, wie ein ſolcher in der Gelehrtengeſchichte ſelten iſt. Denn zu jeder ausdauernden Hülfe und Mitwirkung bereit, trat er doch immer gerne hinter ſeinem rührigen, vordringlichen, ruhmbegierigen Freunde zurück, und was noch mehr war, bot er ſein ganzes Geſchick auf, um deſſen Blößen und Verſtöße zu decken: daher er auch den reizbaren und bisweilen unbeſonnenen Freund nie preisgab, ſondern alle Anfeindungen und Widerwärtigkeiten mit ihm theilte, beſtand und durchfocht. Auch Breitinger war ein geſelliger Mann, welchem jedermann wohl wollte, der ihn näher kannte, und welcher zugleich durch Milde, Vorſicht und Gleichmuth Freund und Feind Achtung einflößte. Daher hielt er manches Verhältniß für ſich aufrecht, welches ſein rückſichtsloſerer Freund geſtört hatte. Gleichwohl hatte er als Geiſtlicher manche Widerwärtigkeit zu beſtehen, welche ihm die Befangenheit jener Zeit zuzog. Denn ſchon während der Herausgabe der Diskurſe wollte ihm die fernere Theilnahme an denſelben durch den Antiſtes unterſagt werden, bis er dieſen durch den Muth und die geiſtige Ueberlegenheit ſeiner perſönlichen Vertheidigung in die Enge trieb und entwaffnete. Allein er zeigte ſich namentlich in ſeinen religiöſen Anſichten als ein Mann von der tüchtigſten Geſinnung, indem er ſein ganzes Leben hindurch und bei aller Mannigfaltigkeit ſeiner verſchiedenen Beſtrebungen den Kern einer feſten und lautern chriſtlichen Frömmigkeit nie verleugnete. Wenn ſein Altersgenoſſe und Freund, Joh. Jakob Zimmermann, nach Bodmers Urtheil in Zürich

der erste gewesen, welcher „die dem Evangelium so nachtheilige Lehrweise abgelegt, daß es die philosophische Untersuchung nicht aushalten möge"; und wenn derselbe in seinem Aufsehen erregenden Werke — „Apologie der fälschlich des Atheismus verdächtigten Gelehrten" die im Namen der Religion begangenen Sünden aller Zeiten aufgedeckt und unter Anderm die Gläubigkeit von Jakob Böhme, Paracelsus und Christian Wolf nachgewiesen: so war dagegen Breitinger vorsichtiger und zurückhaltender und zeigte sich bei aller Vorliebe zur philosophischen Prüfung, in religiösen Dingen weniger eifrig aufzuklären als zu befestigen. Wie Haller sich berufen fühlte, die höchsten Resultate der Naturwissenschaft zur Vertheidigung der christlichen Wahrheiten zu benutzen; so ergiebt sich bei Breitinger ein ähnliches Bemühen, die philosophische Kritik und Sprachkunde im Dienste der Religion zu verwenden, daher er schon sehr frühe als ein vorzüglicher Kämpfer gegen die Voltaire'schen Ansichten auftritt. Nichts desto weniger wurde er in mehrere harte Streitigkeiten verwickelt, als er sich verpflichtet fühlte, die Irrthümer einer frommen Unwissenheit entschieden und freimüthig aufzudecken. Allein ungeachtet seiner zurückhaltenden Besonnenheit gehörte Breitinger unter die ersten jener freisinnigen Zürcher, welche sich der Bande enger Vorurtheile entledigten und Talent und Bildung auch unter den verschiedensten Gestalten hochschätzten. Als er daher in frühester Zeit Vikar im Thurgau war, trug er kein Bedenken in einen dauernden Freundschaftsbund mit Zollikofer und Zellweger, den Bekennern einer freigeistischen Philosophie, einzugehen, die er auf dem benachbarten Schlosse Alten-Klingen kennen lernte, das einem gefeierten Sänger der alten Zeit den Namen gegeben*). Denn die fröhlichen und geistreichen Lebemänner wußten die strengern Ansichten und Grundsätze ihrer beiden Freunde in Zürich eben so sehr zu ehren, als diese die gesunde Lebenserfahrung, den tiefern Blick in menschliche und bürgerliche Verhältnisse und die vielfache Gelehrsamkeit jener zu benutzen verstanden. Mit diesem Streben nach einer freiern Bildung im Allgemeinen mag in Verbindung zu bringen sein, daß Breitinger sich manches Jahr mit dem Plane trug, Deutschland zu besuchen, um dort seine Studien fortzusetzen und Verbindungen anzuknüpfen; ein Plan, dessen Ausführung auch Bodmern sehr am Herzen lag, während er nach seiner Eigenthümlichkeit sich nicht bewogen fand, seine heimatliche Zurückgezogenheit zu verlassen.

*) S. Walther von Klingen, acad. Programm von Wilh. Wackernagel. 1845.

Wenn der fleißige, ſtätige Breitinger dem beweglichen, vielthätigen, von Einem zum Andern eilenden Bodmer einen Gedanken feſthalten, ergründen und nach allen Seiten ausbilden half und ſomit deſſen Gedankenreichthum die philoſophiſche Gründlichkeit hinzufügte: ſo war Bodmer ſo glücklich, einen zweiten Freund zu beſitzen, der ſich ihm durch ſeine Weltkenntniß und heitere Lebensphiloſophie als Rathgeber und Führer nicht weniger förderlich erwies, nämlich den Doktor Laurenz Zellweger in Trogen*). Dieſer war ſechs Jahre älter als Bodmer und hatte zu dieſer Reiſe vor ihm voraus, daß er ſeine Jugend zu Lyon verlebt, wo ſein Vater ſich niedergelaſſen hatte. Sein Aufenthalt in Leyden und Paris hatte ihn zum ausgezeichneten Arzte gebildet und einen großen wiſſenſchaftlichen Eifer in ihm geweckt, allein bei ſeinem lebhaften und muntern Weſen ihn auch gewöhnt, das Leben frei und leicht zu nehmen, ſo daß es ſeines edeln und gewiſſenhaften Sinnes bedurfte, wenn er durch die Sophiſtik frivoler Freunde nicht weit über die Gränzen ſittlicher Grundſätze und einer weiſen Lebensphiloſophie hinausgeriſſen werden ſollte. Offenbar ſagten der tiefere Gehalt und das ernſtere Streben ſeiner neuen Freunde in Zürich ſowohl ſeiner edeln Natur als ſeinem Wiſſensdrange beſſer zu, als der kecke Cynismus und die Freigeiſterei ſeiner ſchweizeriſchen Univerſitätsfreunde; allein dennoch ſehen wir ihn lange zwiſchen beiden ſchwanken, und er kann ſich nicht enthalten, auch nachdem die Korreſpondenz und die literariſche Verbindung mit den Zürchern längſt eingeleitet iſt, ſich wiederholt bei den Bernern über derſelben Steifheit und Affektation luſtig zu machen. Allein der empfängliche und enthuſiaſtiſche Bodmer klammerte ſich ſo feſt und treu an den geiſtreichen Mann voll Mutterwitz und jovialer Laune an, ſchloß ſich ihm ſo offen und ergeben auf und trug ihm eine ſo warme und ſchwärmeriſche Verehrung entgegen, daß Zellweger ſich immer näher zu dieſem Freunde hingezogen fühlte. Die rechte Innigkeit konnte der Freundſchaftsbund jedoch erſt erhalten, als Zellweger i. J. 1723 nach Zürich kam und die Beiden ſich von manchen Seiten in der Gleichheit des Weſens und der Geſinnung begegneten. Denn auch Zellweger war beim erſten Zuſammentreffen ſchüchtern und redete wenig, allein im traulichen Kreiſe belebte er ſich bald und ließ ſeinen muntern Appenzeller-Witz ſpielen. Dadurch fühlte ſich Bodmers

*) Denkmal Hr. Dr. L. Zellweger von der Helvetiſchen Geſellſchaft errichtet durch Dr. J. C. Hirzel. 1765. Mit Zellwegers Bildniß.

satyrische Ader und seine kühne philosophische Freimüthigkeit frisch und kräftig angeregt, denn er hatte den Mann gefunden, dem er seine innersten Gedanken ohne Rückhalt aufschließen durfte, und der den oft wenig abgemessenen Ausdruck augenblicklicher Erregung gehörig zu fassen wußte. Indem sie übereinstimmten in der Bewunderung der Schönheit und Lebenstüchtigkeit der Alten, im furchtlosen Bekenntniß philosophischer Denkfreiheit und eines vernunftmäßigen Glaubens und in der Ueberzeugung von den engen und für die Länge unhaltbaren Zuständen ihres Vaterlandes, trafen sie sich nicht weniger in treuer Anhänglichkeit und Thätigkeit für ihre Heimat und im unermüdlichen Forschen nach den Wegen geistiger Erhebung. Allein Beiden war es Bedürfniß, unterdessen durch eine bald scherzende, bald geißelnde Satyre sich über den engen Geist der Gegenwart zu erheben. Während nämlich ihre bis zum Tode ununterbrochen fortdauernde häufige Korrespondenz hauptsächlich philosophische Gegenstände umfaßt, enthält sie zugleich auch einen fortlaufenden Kommentar zur Politik ihrer Zeit, wo Zellweger dem oft stürmischen Reformeifer Bodmers das kühlere und begütigende Zusehen und Lächeln des Weltmanns entgegenstellt. Ein äußeres Band des Verkehrs war ein beständiger Handel und Tausch mit Büchern, indem eine auserwählte Bibliothek für Zellweger der Stolz seines hölzernen Hauses war. Er schrieb einen nach Montaigne's und Charrons Styl gebildeten französischen und einen geistreich naiven deutschen Brief: allein um Bücherschreiberei bekümmerte er sich nicht und ließ sich nur zuweilen von Freunden irgend eine Mittheilung abnöthigen, welche dann sowohl Geist als Kenntniß beurkundet. Ein Hauptzug beider Freunde war, in charakterfester Selbständigkeit und Unabhängigkeit durch das Leben zu gehen, nicht durch Meinungen, Menschen oder Verhältnisse gebunden, und in zwangloser Freiheit sich der Wissenschaft zu widmen. Wenn daher bei Bodmer die Prätention, das Nachbild einer antiken Freundschaft aufzustellen, unverkennbar ist, so offenbart sich dagegen in der Gesinnung treugemeinte Aufrichtigkeit, und deßwegen ist auch wohl die „Ode an Philokles," in welcher Bodmer seinen Freund besingt, die schönste und gefühlteste seiner Poesien. Wir kommen auf dieselbe später zurück, schalten aber hier das Charakterbild Zellwegers ein. Nachdem der Dichter einleitend das geliebte Land und Volk von Appenzell, des Freundes ehrwürdigen Vater, den Landammann, und dann des Sohnes Heilkunde gepriesen, fährt er fort:

Doch kennt er nicht allein die Tiefen des Körpers,
Er ſieht ihn durch bis in die innerſte Seele,
Sieht der Gedanken Weſen in ihm entſtehen,
Und mit ihm erwachſen.

Wer kennt ſo gut als er die Schwäche des Menſchen,
Die Ohnmacht ſeines himmelſtürmenden Stolzes,
Die Hölle, die des Aberglaubens Geſpenſter
Für Thoren erbauen?

Noch mehr halt ich auf ſein freundſchaftliches Herze,
Das meine ſchwerſten Sorgen mit mir getheilet,
Als ich die ſchönre Hälfte von meinem Leben
Frühzeitig verloren.

Ihm darf ich meiner Seele Innerſtes zeigen,
Den ſtärkſten ſo, wie den unreifſten Gedanken,
Er bringet den zu ſeiner Zeitigung nahe,
Den hebt er noch höher.

Wir haben oft auf des Gaberius Höhen,
Im Angeſichte des Camors und des Meßmers,
Die Häupter freier Staaten und die Monarchen
Gelehrt und gezüchtigt.

Dieſes Mannes Winke und Rathſchläge übten ſtets einen großen und wohlthätigen Einfluß auf Bodmern aus und leiteten ihn in Allem, was Leben und geſellſchaftliche Verhältniſſe anging, ſicher und gut; freilich, was die ſchöne Literatur betraf, begab er ſich des Urtheils und beſcheidete ſich, einzelne Fingerzeige abgerechnet, gegen ſeinen Freund, einer zu nachſichtigen und unbedingten Verehrung. Gleichwohl hatte er ſchon auf Sprache und Haltung der Diskurſe bedeutend eingewirkt, indem er theils auf einen natürlichen und reinen Ausdruck drang, theils die Freunde zum Bemühen um eine leichte und ſcherzhafte Einkleidung vermochte. Namentlich aber hatte Zellweger das Verdienſt, Bodmern auf das Studium der engliſchen Dichter hinzuweiſen, und er gab ihm zuerſt Milton in die Hand.

4. Miltons Einfluß auf Bodmer.

Milton beſaß alle Eigenſchaften, um für Bodmern Ideal zu ſein. Ihm war jene maleriſche, plaſtiſche Schönheit eigen, welche Bodmer an Virgil bewunderte und worin er die weſentlichſte Eigenſchaft der Poeſie

ſetzte. Milton befriedigte Bodmers religiöſes Gefühl, indem er ſein Epos der heiligen Geſchichte enthob; und er ſagte wieder ſeiner philoſophiſchen Kritik zu, indem er ſeinen Gegenſtand kühn und frei behandelte, dagegen aber in Betreff der ſittlichen Hoheit unantaſtbar ſich erwies. Milton zog Bodmern an durch ſeine bilder- und gedankenreiche Erhabenheit, und noch mehr durch das idylliſch Liebliche und anſchaulich Menſchliche ſeiner Gemälde. Ein eigenthümliches Intereſſe gewährte dem durch manche Unfreiheit der vaterländiſchen Zuſtände verletzten Jünglinge der in Verfolgung und Noth ergraute Republikaner, ſowie Milton wieder als ſtrenger Puritaner den der beſtehenden Kirche vielfach widerſtrebenden Bodmer feſſelte: und wie mußten die ſchönen Gemälde vom Urzuſtande der Menſchheit den für Natureinfalt ſchwärmenden und für die Verbeſſerung der geſellſchaftlichen Zuſtände begeiſterten Bodmer entzücken. Ohne vorher einen engliſchen Proſaiker geleſen zu haben, warf ſich nun Bodmer mit glühendem Eifer auf Miltons verlornes Paradies und überraſchte den Freund mit der Nachricht, daß er an einer Ueberſetzung desſelben arbeite. Man begreift, daß dieſelbe Bodmern bei der mangelhaften Kenntniß der engliſchen Sprache und bei der Unbeholfenheit in Handhabung der deutſchen Proſa anfangs nur ſehr unvollkommen gelingen konnte. Meint er doch ſelbſt, ſeine erſte Bearbeitung des verlornen Paradieſes (1732) ſei ſchweizeriſch, allein die zweite (1742) deutſch und die dritte (1769) poetiſch herausgekommen*). Es wäre daher unbillig, ſowohl das Ueberſetzertalent als die Sprache Bodmers nach der erſten Ausgabe Miltons beurtheilen zu wollen, denn gerade durch eine Vergleichung der vier von ihm ſelbſt beſorgten, jedesmal verbeſſerten Ausgaben, welche im Laufe von achtundvierzig Jahren erſchienen, zeigt ſich, wie ſorgfältig und achtſam Bodmer der Ausbildung der Sprache gefolgt war. Es ſtellt ſich vielmehr ſeine Sprache in den ſpätern Ueberſetzungen des verlornen Paradieſes von der günſtigſten Seite dar, indem ſie allmählig ſchwungvoll und reich an bezeichnenden, ſehr gut gebildeten Ausdrücken wird; andere freilich ſind häufig zu eigenmächtig erfunden und zuſammengeſetzt, ohne genugſame Berathung der Volksſprache. Und wenn der Diktion der Rhythmus fehlt, ſo rührt das weniger von undeutſcher Beimiſchung der ſchweizeriſchen Mundart her, als weil dieſelbe an ſich oft hart und willkührlich war.

*) Handſchriftliche Briefe Bodmers an Zellweger auf der Bibliothek in Trogen, welche auch ferner, ohne genannt zu werden, oft als Quelle dienen.

Es ist nöthig, bei Milton noch etwas länger zu verweilen, weil durch ihn bei Bodmer eine neue Periode beginnt, indem derselbe auf dessen ganze künftige Richtung bestimmend einwirkte. Denn Bodmer war unschlüssig, für welche literarische Thätigkeit er sich entscheiden solle, und die bald darauf, im Jahre 1725, erlangte Professur der eidgenössischen Geschichte und Politik schien seine Kräfte von dieser Seite in Anspruch nehmen zu wollen. Allein Milton zog ihn auf eine andere Bahn. Er nahm erstlich seine Zeit und sein Herz so ganz in Anspruch, daß auch die Briefe aus dieser Periode großentheils in milton'scher Erhabenheit daherschreiten: er war nämlich überzeugt, er mache durch seine Uebersetzung Deutschland seit langem zuerst wieder mit ächter Poesie bekannt; dann wurde er in der Vertheidigung des verehrten Dichters veranlaßt, seine ganze Theorie der Dichtkunst wesentlich auf die Grundanschauungen Miltons aufzubauen; und endlich führte ihn der siegreiche Kampf für diese milton'schen Grundsätze und das Hineinleben in milton'sche Sympathien dahin, daß er sich selbst den Uebergang zum Dichter leicht machte. Es ist daher merkwürdig, zu beobachten, in welche enge Beziehung Bodmer bei der Einführung Miltons sich mit dessen Person und mit den Motiven des Dichters setzt und wie er sich mit demselben identificiert. Denn überall blickt es hindurch, wie Bodmer in der Charakteristik Miltons zugleich sich selbst zeichnet und für sich selbst spricht. Wenn die folgenden Mittheilungen der dritten Ausgabe enthoben sind, so geben sie nichts desto weniger die ursprünglichen Gesichtspunkte an, welche Bodmern in der Auffassung Miltons geleitet. Indem er Milton als Bürger schildert, bemerkt er: „In den Bewegungen, welche die englische Nation gegen Karl I. erregete, erwies sich Milton als einen Anwalt von allen Arten der Freiheit, der Kirchenfreiheit, der häuslichen und der bürgerlichen Freiheit; die Liebe zur Freiheit war die beliebteste Neigung seiner Seele. Er war ganz und gar ein Republikaner, und dachte von dem gemeinen Wesen, wie ein Grieche oder Römer, mit welchen er vollkommen gute Bekanntschaft hatte.... Er fürchtete vor allen Dingen die geistliche Sklaverey, und trat darum zu Cromwell und den Independenten, unter welchen er eine größere Gewissensfreiheit erwartete." Ueber Miltons Gedicht selbst läßt sich Bodmer also vernehmen: „Gleichwie es ein Meisterstück des poetischen Geistes ist, und kaum ein höherer Gipfel ist, auf welchen sich das Gemüthe des Menschen erheben kann, so kann man aus den Würkungen, die es thut, einiger Maßen abnehmen, auf welchen Grad der Geschmack am Vortrefflichen bey gewissen Personen, Classen

der Menschen, und ganzen Nationen gestiegen ist. Das Schicksal, welches das verlohrne Paradies hier oder dort empfangen hat, ist das Schicksal, welches die Gaben des freiesten Geistes, die schönste Weisheit, und die würdigste Tugend allda empfangen." Miltons Verhältniß zur Bibel wird also bezeichnet: „Der Verfasser zeigt sich durch das ganze Werk als einer der gründlichsten Leser und der gerührtesten Bewunderer der heiligen Schrift. Er ist der Bibel unendlich mehr verbunden als Homer und Virgil und allen andern Büchern. Nicht nur seine Hauptfabel, sondern alle seine Episodien sind auf die heilige Schrift gegründet. Die Bibel hat ihn nicht allein mit den vortrefflichsten Einfällen versehen, seine Gedanken erhöhet und seine Einbildungskraft angefeuert, sondern auch seine Sprache sehr bereichert, seinem Ausdrucke eine gewisse Festlichkeit und Majestät mitgetheilt, und ihm manche von seinen auserlesensten und glücklichsten Redensarten angewiesen. Darum kann man wohl von ihm diese heiligen Schriften hochachten lernen. Wir sind überzeugt, wer wahren Geschmack und einiges Genie hat, wird dieses Gedicht für das beste unter den Werken der Neuern, und die Bibel für das beste unter allen Werken der Alten erkennen." — Obgleich Bodmer schon im Jahre 1724 die in der Literargeschichte bedeutende Orell'sche Buchhandlung gründete, der ein im Geschäfte betheiligter Verwandte den Namen gab, so zeigte er doch von Anfang an die immerfort beobachtete kaufmännische Klugheit, sich vor gewagten Buchhändlerunternehmungen zu hüten. Seine Uebersetzung Miltons machte daher die Runde durch Deutschland, um einen Verleger zu finden; da sie indessen unverrichteter Sache zurückkehrte, wagte er die Herausgabe derselben erst im Jahre 1732. — In der gleichen Absicht, Deutschland mit den englischen Volksdichtern bekannt zu machen, gab Bodmer einige Jahre nachher, die zwei ersten Bücher von Butlers Hudibras heraus (1737). Er fühlte es selbst, daß der burleske Ton des Originals in seiner schwerfälligen Uebersetzung verloren ging, allein er wollte vielmehr durch seinen Versuch nur die Aufmerksamkeit auf diesen Dichter lenken. Daneben aber fesselt ihn vornämlich die Tendenz des Werkes, von dem er mit besonderm Beifall bemerkt: „Die Hauptabsicht desselben ist, die Feuerbläser in der Kirche und dem Staate durchzuhecheln, welche unter dem Vorwand der Religion den König Carl ermordet, ein eigenmächtiges Reich eingeführet, und Gleichßnerey, Heucheley, und Schwermerey auf den Thron gesetzet." Auch zu dieser Arbeit wurde Bodmer durch Zellwegern veranlaßt.

5. Anfang der Streitschriften der Zürcher.

Während Bodmer so allen Fleiß darauf verwendete, die deutsche Nation mit den englischen Dichtern bekannt zu machen, hatte Breitinger sich bewogen gefunden i. J. 1723 seinen „Gestäupten Leipziger Diogenes" als eine Art Nachläufer der Maler-Diskurse herauszugeben. Es war nämlich in Leipzig unter dem Titel des „Leipziger Spectateur" eine schlechte Nachahmung der Zürcher Maler erschienen, deren Blößen Breitinger aufdecken wollte, indem er eine Theorie der Eigenschaften aufstellte, welche der Autor einer solchen Volksschrift haben müsse, und nachwies, wie sehr dieselben dem Leipziger in Vergleich mit den Zürchern fehlen. Merkwürdiger Weise ging also die erste der zürcherschen Streitschriften unmittelbar nicht von dem streitfertigen Bodmer, sondern von seinem zurückhaltendern Freunde aus*). Ferner machte Breitinger zu gleicher Zeit den verdienstlichen Versuch, für die Schweiz eine Literatur-Zeitung zu gründen, unter dem Titel: „Neue Zeitungen aus der Gelehrten Welt, zur Beleuchtung der Historie der Gelehrsamkeit" (1725). Dieselbe wollte nebst einer Uebersicht der hauptsächlichsten Erscheinungen in deutscher und französischer Sprache namentlich eine vollständige Nachricht über die literarischen Erscheinungen der Schweiz geben. Das Bemerkenswertheste darin ist eine kühne Vertheidigung des eben aus Halle verbannten Philosophen Wolf gegen die Angriffe der damaligen Theologen. Das Unternehmen hatte jedoch das gleiche Schicksal, wie ähnliche in neuerer Zeit, es scheiterte an der Kleinheit und Getheiltheit der Schweiz.

Zu den fernern Nachahmungen der Zürcherschen „Mahler" gehörten in jener Zeit der „Patriot" und die „Tadlerinnen", welche in

*) Das Verhältniß zwischen „Gottsched und den Schweizern" ist von schweizerischer Seite noch nie mit Benutzung des im Bodmer'schen Nachlasse vorhandenen Materials historisch behandelt worden. Die bisher zu Gebote stehenden Quellen, Jördens Lexikon und Manso's 8. Band der Nachträge zu Sulzers Theorie der schönen Künste hat Gervinus mit mehr Fleiß und Urtheil benutzt als jeder Andere. Seither ist Th. W. Danzels „Gottsched und seine Zeit" — 1848 — herausgekommen. Der Verfasser hatte damals seine Arbeit über Bodmer schon vollendet: er lernte aus Danzels Werk sehr viel; sah sich aber zu keinen Veränderungen in seiner Darstellung veranlaßt. Er glaubt vielmehr dadurch entschuldigt und berechtigt zu sein, mit Hülfe der unbenutzten Quellen die Stellung der Schweizer zur deutschen Literatur in ausführlicher Uebersicht und aus neuen Gesichtspunkten zu beleuchten.

den beiden Mittelpunkten des damaligen geistigen Lebens in Deutschland, jener in Hamburg, diese in Halle und Leipzig erschienen. Mit letzterer Wochenschrift eröffnete Gottsched seine literarische Laufbahn, und trat in der Wahl der Gegenstände und in der nach Witz sich bemühenden Schreibart völlig in die Fußtapfen der Zürcher ein, ohne ihre Originalität zu erreichen. Schon hier entwickelte Gottsched einen seiner Kunstgriffe, um sich überall Anhang und Gönner zu verschaffen, daß er mit Lobeserhebungen nach allen Seiten nicht karg war; und so erhielten auch seine schweizerischen Vorgänger ihr gebührendes Theil. Allein er bewies in seinem anerkennenden Urtheile über diese zugleich auch Unbefangenheit und Offenheit, indem er sich folgender Maßen ausspricht: „Vor wenigen Jahren haben sich in der Schweiz etliche muntere Köpfe gefunden, die einen guten Anfang zu öffentlichen Beurtheilungen gemacht haben. Sie haben die gebundene Beredsamkeit vorgenommen, und in manchem großen Poeten und Redner Schweizer gewiesen, die vorhin niemand bemercket hatte. Sie haben dieses auf eine so sinnreiche Art gethan, daß sich kein Vernünftiger des Lachens enthalten kann, wenn er es lieset. Und es ist nicht zu sagen, was sie bereits an verschiedenen Orten vor gutes gestiftet. Ein einziges hat diesen geschickten Männern noch gefehlet, nemlich das Vermögen sich in einer reinen hochdeutschen Schreibart auszudrücken. Ihr Vaterland hat sie gehindert, daß sie in Worten und Redensarten die Richtigkeit nicht beobachten können, die sie in ihren Gedanken und Vernunftschlüssen erwiesen. Dieses sollte aber bey einem öffentlichen Beurtheiler der Scribenten von Rechtswegen sein. — — Es wäre also nichts mehr zu wünschen, als daß sie ihre Schrift noch einmahl übersehen, und mit Beyhülffe eines rechten Kenners der Zierlichkeit unserer Muttersprache alle diejenigen Stellen, die mehr nach der Schweiz, als nach Deutschland schmecken, ausbessern mögten. Daß es ihnen leicht sei, ihre eigenen Fehler zu erkennen, haben sie schon selbst gewiesen.“ — Weichmann, der Herausgeber des Hamburger Patrioten, welcher sonst den Zürchern ebenfalls seine Achtung bezeugte, vertheidigte ihnen gegenüber den Vers und wollte es nicht in der Ordnung finden, daß sie einige wenige Dichter nur rühmten, und neben diesen alle andern nur tadelten. — Allein die zürcherischen Kunstjünger fühlten sich schon zu sehr, als daß sie von, wie sie glaubten, ihnen Nachstehenden ein, wenn auch gerechtes, Urtheil hingenommen hätten. Wie daher Breitinger im „Gestäupten Leipziger Diogenes“ angefangen hatte, so schrieb nun Bodmer die „Ankla-

gung des verderbten Geſchmacks oder Anmerkungen über den Hamburgiſchen Patrioten und die Halliſchen Tadlerinnen", worin er mit richtigem Takte die Blößen beider Schriften aufdeckte und dort den in niedrige Spaßmacherei ausartenden Witz und hier die unklaren Begriffe über Poeſie, namentlich die unzulänglichen Erklärungen vom Sinnreichen und Scharfſinnigen geißelte. Bodmer ließ ſich in aller Stille Gottſcheds Rath geſagt ſein und ſuchte wirklich in Leipzig die nachhelfende Feder auf, um ſeine Schrift von Sprachfehlern zu reinigen, ſo wie er dieſelbe in Leipzig gedruckt wünſchte. Allein die Handſchrift, deren rückſichtsloſer und ſcharfer Ton Bedenken erregte, kam daſelbſt in mehrere Hände und auch in Gottſcheds, und ſo wurde der Druck nicht nur hintertrieben, ſondern auch die Handſchrift ſelbſt zwei volle Jahre vorenthalten, ſo daß ſie erſt i. J. 1728 zu Zürich erſchien, bevorwortet durch ein Schreiben an König, worin er die gegenwärtige Schrift als die Frucht der mit dieſem gemeinſchaftlichen Anſchläge erklärt, um damit „der Deutſchen Luſt an Critiſchen Schrifften zu probieren." Gegen die ihm von Leipzig her vorgerückte Grobheit, eine Bezeichnung, die wirklich nicht unverdient war, ſucht ſich Bodmer alſo zu rechtfertigen: „Die Worte müſſen fallen, wie die Gedanken urtheilen, und keines vergebens hingeſetzet werden. Stellet das Urtheil eine Sache als häßlich, lächerlich, gering oder abgeſchmackt vor, ſo müſſen Worte geſucht werden, die Haß, Hohn, Verachtung, Eckel gegen dieſelbe erwecken. Von dergleichen Aufrichtigkeit iſt die Höflichkeit entfehrnt, ſie verſtellt, verkehrt und verkleiſtert die Wahrheit, ſo offt es wehe thut ſie zu hören; Ein Höfflicher darff mit herausſagen der Wahrheit weder beſchämen, noch betrüben, noch erzörnen, noch erſchröcken, noch auslachen. Er muß freundlich thun, wenn er zörnt, und lachen, wenn er traurig iſt." Man ſieht alſo, Bodmer rechnet ſich ſeine „aufrichtige Grobheit" zur Ehre an, indem er rückſichtsloſe Freimüthigkeit als ein Vorrecht und als ein charakteriſtiſches Merkmal des Schweizers betrachtet: man darf ſich alſo nicht wundern, wenn dieſes an ſich löbliche Beſtreben leicht zum Mißbrauch umſchlug.

Dieſe polemiſchen Gelegenheitsſchriften, in denen „die Zürcher mit überſtrömendem Selbſtgefühl ihren Beruf zu erkennen gaben, Deutſchland über das Weſen der Poeſie aufzuklären", machten ihnen die Nothwendigkeit eines gründlichern Studiums dieſes Gegenſtandes fühlbar. Sie gingen daher an die umfaſſende Arbeit einer deutſchen kritiſchen Dichtkunſt, von der ſie ſchon 1727 den erſten Theil erſcheinen ließen.

Dieß war das erste Werk solcher Art in Deutschland; allein so neu und theilweise anziehend die Behandlung war, so fand es doch nicht den erforderlichen Eingang, der die Verfasser zur Fortsetzung ermuntert hätte. Der Titel des Buches ist: „Von dem Einfluß und Gebrauch der Einbildungskraft; zur Ausbesserung des Geschmacks: Oder genauere Untersuchung aller Arten Beschreibungen, Worinne die auserlesenste Stellen der berühmtesten Poeten dieser Zeit mit gründlicher Freyheit beurtheilt werden." Am Ende der Vorrede sind die beiden Zürcher mit ihren Anfangsbuchstaben als Verfasser bezeichnet, und wirklich ist das Ganze dermaßen in Einem Ton und Geist durchgearbeitet, daß man aus den einzelnen Theilen keinerlei Verschiedenheit herausmerkt. Offenbar gehört die Grundauffassung und die Feststellung der Hauptgesichtspunkte Bodmern an, dagegen aber scheint Breitinger sein Ebenmaß und seine ausführende Klarheit hineingebracht zu haben: sehr oft fühlt man daher die Ueberarbeitung eines Bodmer'schen Gedankens durch Breitingern heraus. Um die Identität recht bestimmt hervorzuheben, spricht darum der Verfasser auch nur in der Einzahl. Statt der Vorrede geht dem Werke ein Schreiben an Christian Wolf voran, worin er in dankbarer Erkenntlichkeit ausspricht, wie er die Grundsätze der „Beredtsamkeit", worunter er zunächst die Poesie begreift, aus seiner Philosophie abgeleitet. „Denn auch die Beredtsamkeit gehört mit zur Philosophie, weil sie die Gedancken und Begriffe von den Dingen deutlich und kräftig ausdrücken lehrt, wodurch die Wahrheit erst ihr wahres Licht und den rechten Nachdruck bekömmt." Ueber den Zustand der deutschen Kritik vor Bodmer erhalten wir folgendes anschauliche Bild: „Was unsere Deutschen insonderheit anbetrifft, so sind ihnen fast alle Arten critischer Aufsätze über Wercke der Beredtsamkeit noch etwas unbekandtes, und diejenigen, welche über Beredtsamkeit überhaupt geschrieben haben, halten sich einzig bei der äußerlichen Form der Rede auf, und richten nicht mehr aus, als daß sie mit leeren Sinnen lange schwatzen lehren: die Figuren der Rede sind ihre Rhetorick, und die Lexica der Bey-Wörter versehen ihnen die Kunst, Beschreibungen zu machen. Erst jüngst haben sie sich unterstanden, absonderliche Stellen zu critisieren: Aber es fehlet ihnen an der critischen Wage, sie urtheilen nicht auf einen gewissen Fuß; sondern auf gerathe hin, ehe sie noch die Grundsätze der Beredtsamkeit gelegt haben." „Es ist fürwahr eine Thorheit zu hoffen, daß dergleichen Critick-Verfasser den Geschmack verbessern werden, und daß die wahre und philosophische Wohlredenheit von diesen Anführern werde hergestellt

werden: Vielmehr ist nichts anders zu erwarten, als daß diese Leute, die von ihnen unterrichtet werden, allein lernen werden, aus dem Gedächtnisse machinalische Schlüsse zusammenzufügen und aus gesammelten Gemein-Büchern ein mannigfaltiges verworrenes Gewebe durch einander zu knüpfen; daß sie die Gedancken von dem Reime entlehnen werden, und sorgfältiger für die Lage und den gemessenen Fall der Sylben seyn, als den Verstand ihrer Worte; daß sie mit Sachen ohne Gewicht, aber die mit gefirnißten, klingenden und verstiegenen Red-Arten die unmündigen Leser betriegen, ihre Papiere anfüllen werden. Wenn sie über die geringsten Gattungen Gedichte, über die Hochzeit- und Todten-Lieder, über die Sinngedichte, Cantaten und Sonette hinaufsteigen werden, wird das Epische Gedicht und die Tragödie Romantische Helden- und Opern-Sänger, und die Comödie Hans Würste aufführen." — Den Ernst ihres Strebens und die Gründlichkeit ihrer Studien bezeugen die Zürcher dann ferner in folgender Weise: „Was mich betrifft, so ist mein Geist mit einer so großen Liebe für die gründliche Wahrheit eingenommen, welche ohne höfliches Beding verwirfft, was sich mir nach einer genauen Untersuchung nicht als wahr erzeiget: Ich verstehe die Ceremonie nicht zuvor um Verzeihung zu bitten, ehe ich die Wahrheit heraus sage: Ich habe mich niemal bekümmert ob ein wol erwogenes Urtheil mein eigen, oder von andern gebilligt würde; Ich halte für verächtlich eine Meinung durch Practicken geglaubt zu machen, welche ich nicht mit wol befestigten Gründen andern beybringen kan; und verlange nicht, daß jemand eines von meinen Urtheilen annehme, dessen er nicht überführt ist: schäme mich auch nicht eine Meinung abzulegen von deren Ungrund ich überzeugt worden. Diese Gemüths-Art habe ich zu meinem lange bedachten und spät entschlossenen Vornehmen gebracht, alle Theile der Beredtsamkeit in mathematischer Gewißheit auszuführen, und den wahren Quellen sowol des Ergötzens, das uns gute Schrifften geben; als der Kaltsinnigkeit, in welcher uns schlimme Schriften stehen lassen, nachzuspühren." Dann wird der Inhalt der fünf Bücher angegeben, wovon das erschienene Werk das erste enthielt, und ausdrücklich bemerkt, daß die Eintheilung sich auf die verschiedenen Kräfte der Seele gründe. Das Werk selbst enthält eine Zusammenstellung und kritische Vergleichung der bedeutsamsten poetischen Gemälde der vorzüglichsten deutschen Dichter von Opitz an. Die Gemälde werden in äußere und innere eingetheilt, und von jenen hervorgehoben die verschiedenen Beschreibungen der Schlange, der Jungfrau,

des Morgens, des Krieges, des Sturmes, der Pest und des Todes. Bei den Charaktergemälden wird den Deutschen durch die Alten und die Engländer nachgewiesen, wie arm jene gegen den Geist und den Reichthum dieser seien. Diese Prüfung ist mit gesundem Sinn und kräftiger Laune behandelt, und so wollten die Verfasser im weitern Verlauf eine vollständige Kritik sämmtlicher deutscher Dichter aufstellen. Man sollte in derselben „eine hinlängliche Anweisung finden, wie der gute Geschmack erlangt und der schlechte verbessert werden könne, und sie erwarteten von ihrer Arbeit die Wirkung, daß unphilosophische, gedankenlose und seichte Köpfe in Zukunft sich scheuen würden, das Publikum mit ihren schlechten Schriften zu belästigen, indem dieses nunmehr in den Stand kommen würde, die Schlechtigkeit derselben sogleich zu erkennen."

Der geringe Eingang, den das erste Buch dieser Schrift fand, schreckte die Zürcher von der Fortsetzung derselben ab, und veranlaßte sie, den Gegenstand derselben überhaupt längere Zeit ruhen zu lassen. Nur gab Bodmer einige Jahre nachher noch seinen „Brief-Wechsel von der Natur des Poetischen Geschmackes" mit dem italienischen Grafen Conti heraus (geschrieben 1729, erschienen 1736), worin er gegen diesen durchführt, daß die Schönheit der Poesie nicht nur von einem allgemeinen poetischen Geschmack abhänge, welcher nur eine blinde Empfindung sei, sondern daß sich die Regeln der Wohlredenheit unter „allgemeine, in der Natur des Menschen und der Dinge gegründete Haupt- und Grundsätze müssen bringen lassen." Leibnitz habe dem „mechanischen System der Wohlredenheit von der Metaphora, das die Cartesianische Philosophie aufgebracht, und zugleich der unbestimmten Empfindung einen tödtlichen Streich beigebracht, er habe diese ihres so lange Zeit wider Recht gebrauchten Richter-Amts entsetzet, und allein zu einer mitwirkenden und gelegentlichen Ursache des Urtheils der Seele gemacht." Zugleich spricht sich Bodmer hier deutlicher als in den frühern Schriften über seinen Vorsatz und sein vermeintliches Vermögen aus, durch seine kritischen Bemühungen Dichter zu bilden. „Fassen wir es so, daß eine geübte, fertige und selbst in den kleinsten Stücken behutsam-gehende Ueberlegung der Empfindung des poetischen Geschmackes vorgehen solle, und geben wir derselben das Richteramt über die Streitigkeiten der Redner und Poeten auf, so wird die Geschicklichkeit im Beurtheilen mit der Geschicklichkeit im Schreiben in einem Paar gehen. Der Criticus wird eben so viel Verstand zum Beurtheilen, als der Poet Witz zum Schreiben bringen. Wer andere in der Kunst

zu ſchreiben unterrichtet, wird ſelbſt darinne vortrefflich ſeyn. Auf dieſe Weiſe werden die Schrifften der jetzt-lebenden zu der Vollkommenheit, die wir in den Wercken der Alten bewundern, nähern, weil ſie denn nach einerley Gründen werden geſchrieben ſeyn." Seine Anſicht über die Verwandtſchaft zwiſchen Poeſie und Malerei hat ſich bei ihm unterdeſſen folgender Maßen ausgebildet: „Die ganze Redekunſt und Poeſie iſt eine Nachahmung, eben wie die Mahlerey, die Muſik, die Bildhauer-Kunſt." „Die Urſache des Ergetzens rührt nicht unmittelbar von der Empfindung, ſondern von der Ueberlegung her, von welcher die Empfindung eine bloße Folge iſt. Denn das Ergetzen entſteht nicht von der bloßen Vorſtellung nach dem Leben abgeſchilderter Bilder und der Empfindung, die von ihnen entſpringt. Dieſes Ergetzen aber kann keine andere Urſache haben, als die Harmonie und vollkommene Uebereinſtimmung der Bilder mit der Sache, die ſie vorbilden; und dieſe Uebereinſtimmung muß nothwendig ihren Grund in der geſchickten Verknüpfung, Zuſammenſetzung und Ebenmaße der Wörter, Figuren und Gleichniſſe haben, welche ohne Ueberlegung und Vergleichung der Bilder mit dem Urbilde nicht können entdeckt werden." — Zudem enthält die Schrift viele gute und richtige Bemerkungen über die Natur der Empfindungen und Leidenſchaften.

Gleichwohl fanden die beiden Zürcher mit dieſen kritiſchen Verſuchen unter den Deutſchen wenig Beachtung; und ſelbſt der Hofpoete König, welcher Gottſched haßte und die Schweizer gegen denſelben insgeheim aufgeſtachelt hatte, gerieth beim offenen Kampf ins Gedränge und desavouierte ſie. Die beiden Freunde ließen daher dieſen Gegenſtand für eine lange Reihe von Jahren beinahe ganz fallen und wendeten ſich ſtrengern wiſſenſchaftlichen Arbeiten zu, wobei ſich Breitinger auf dem philologiſchen und theologiſchen Gebiete, namentlich auf letzterm, ein dauerndes Verdienſt erwarb. Bodmers Thätigkeit dagegen ſchloß ſich unmittelbar der Aufgabe ſeines Amtes als eines Profeſſors der eidgenöſſiſchen Geſchichte und Politik an. Daher verengte ſich auch für dieſe Jahre ſeine frühere, nach allen Seiten angeſponnene Korreſpondenz und beſchränkte ſich mehr auf ſeine ſchweizeriſchen Freunde. Auch in dieſem vorübergehenden Beſtreben bewies Bodmer, daß ihn ein tiefer Gedanke leitete. Wir haben nämlich geſehen, welch ein geringſchätziges Urtheil er über die ſchweizeriſchen Geſchichtſchreiber ſeiner Zeit fällte, indem die Erinnerung an die große Vorzeit der Eidgenoſſen bei ſeinen Zeitgenoſſen getrübt und das Bewußtſein der alten Volksrechte

und der Muth zur Behauptung derselben allmählig entrückt worden war. Nun gab er zu gleicher Zeit, während der Basler Dr. J. Rud. Iselin Tschudi's Chronik zu Tage förderte, im „Thesaurus der Schweizergeschichte" (1735) eine sorgfältige Sammlung der ältesten lateinischen Chroniken heraus, um die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande neu zu beleben. Dabei war es nicht zufällig, daß er den „Richtbrief," die älteste Verfassung Zürichs, und Frickarts Zwingherren-Streit zu Bern darin aufnahm, indem es Muth brauchte, solche den damaligen Regenten mißbeliebige Urkunden zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Allein früher schon bereitete Bodmer eine Zeitschrift vor, welche nicht nur Gegenstände der ältern Geschichte behandeln, sondern namentlich auch die Gegenwart beleuchten sollte. Für dieses Vorhaben suchte er namentlich Dr. J. Christoph Iselin in Basel zu gewinnen, und so erschien die „Helvetische Bibliothek" (1736—1744), welche freilich weit hinter dem zurückblieb, was Bodmer beabsichtigt hatte, indem die Mithülfe sehr kärglich blieb, trotzdem, daß Bodmer in der Vorrede versichert, daß die Verfasser mehr als zwanzig Hände haben. Das Werthvollste und Eigenthümlichste darin ist Bodmers Lebensbeschreibung von Felix Hemmerlin*), jenes „Meister Hämmerli," dessen Andenken in der östlichen Schweiz noch im Munde des Volkes geehrt wird. Er behandelte diesen Gegenstand mit jener Wärme, mit welcher er sich sein ganzes Leben stets der Verfolgten angenommen, um die Hoffnung des Märtyrers zu erfüllen, „der mit dem Vertrauen gestorben, die Nachkommen werden von seiner Unschuld Zeugniß geben." Auf das letzte, spätere, in den vierziger Jahren erschienene Heft werden wir nachher wieder zurückkommen.

6. Bodmers Gedichte.

Unterdessen waren Hallers Gedichte erschienen und hatten eine Aufnahme gefunden, wie solche den kritischen Schriften der Zürcher über die Poesie nicht von ferne zu Theil geworden. Bodmer war von den ersten gewesen, welche den tiefsinnigen und kühnen Landsmann mit Freuden begrüßt, und er fühlte in Folge seiner vielseitigen Empfänglichkeit und seiner unbefangenen Würdigung der Verdienste Anderer ganz

*) Felix Hemmerlin, neu nach den Quellen bearbeitet von Dr. B. Reber. Zürich 1846. Eine jener gründlichen Monographien, wie solche seit längerer Zeit aus dem Schooße der historischen Gesellschaft zu Basel hervorgehen.

wohl, daß eine solche Ausübung der Poesie viel wirksamer sei, als alle seine Regeln über dieselbe. Daher sah sich auch Bodmer zur Nachahmung Haller's veranlaßt und ermuntert; allein in sehr richtiger Würdigung seines Vermögens versucht er sich nur in einem Gebiete, wo er längst heimisch war. Nachdem Haller dem philosophischen Gedichte in Deutschland eine neue Bahn gebrochen, durfte Bodmer sich nicht bedenken, in den Fußtapfen eines großen lateinischen Dichters, die Entwicklung der deutschen Poesie selbst zu besingen. Das Gewicht seines Vorgängers vermochte ihn sogar, die Abneigung gegen den Reim zu besiegen und sich des Alexandriners zu bedienen, mitten indem er denselben bekämpfte. Bemerkenswerth ist Bodmers Verhalten gegen seine gereimten Gedichte. Denn indem das bedeutendste derselben anfangs ohne seinen Namen erschien und alle zusammen erst mehr als zehn Jahre nach ihrer Entstehung durch einen jüngern Freund herausgegeben wurden, — „Kritische Lobgedichte und Elegien, von J. G. Schultheß besorgt," 1747 — bezeugte er damit für diese frühere Zeit, daß seine Lebensaufgabe sich auf einem andern Felde bewege und daß er nicht als Dichter angesehen und beurtheilt werden wolle. Allein da die meisten dieser Dichtungen in die Mitte der dreißiger Jahre fallen, so ist hier der Ort, einen nähern Blick auf dieselben zu werfen. Das erste, „die Wohlthäter der Stadt Zürich" (1733), ein nach Form und Inhalt gleich werthloses Gelegenheitsgedicht, verdient höchstens eine historische Beachtung. Dagegen von bleibender Bedeutung in der deutschen Literatur und daher auch in neuester Zeit in vollem Werthe anerkannt*) ist sein „Charakter der deutschen Gedichte" (1734), weßwegen wir dessen Inhalt einläßlicher zu berühren haben.

Dieses Gedicht war von ganz neuer Art und erregte großes Aufsehen sowohl durch die Sicherheit und Kühnheit des Urtheils, als durch die philosophisch übersichtliche Darstellung der Entwicklung der deutschen Poesie, vorzüglich aber durch die glücklichen und bezeichnenden Skizzen, in welchen er vermittelst weniger, kecker Pinselstriche mehrere, bisher als Muster verehrte Dichter für immer ihres Nimbus beraubte. Offenbar schwebten Bodmern bei diesen Gemälden die Satyren Hallers vor, und wie dieser seine republikanische Kühnheit gegen die Verderbniß der Großen seiner Vaterstadt an den Tag gelegt, so wollte jener sich die

*) Gervinus beruft sich im dritten Theile seiner Literaturgeschichte wiederholt auf die vortreffliche Zeichnung der Dichter nach Opitz.

gleiche Palme des Ruhmes dadurch erringen, daß er die Unnatur und Geistesarmuth der deutschen Dichterschule seiner Zeit geißelte. Was diese Strenge für die Deutschen Verletzendes hätte haben können, wurde durch den warmen Eifer für das deutsche Geistesleben sogleich wieder gut gemacht: denn das Gedicht beginnt mit dem Aufruf an die deutschen Dichter:

Auch Deutsche können sich auf den Parnassus schwingen
Und nach des Südens Kunst geschickt und feurig singen.

Nachdem dann der Dichter die Muse angerufen, daß sie ihn vor Schmeichelei und falscher Höflichkeit bewahre, geht er zum Ursprung der deutschen Poesie in die älteste Zeit zurück, schildert den Bardengesang, die Dichtkunst der Mönche und die Entstehung des Reimes. Dann fährt er fort:

Von Hohenstaufens Haus — — —
Entsprang aus finstrer Nacht der ungewohnte Stral
Und schimmerte von dar durch Deutschlands weiten Saal.

Darauf theilt er der Windsbeckin Rath an ihre Tochter mit, weist auf den schnellen Verfall hin, über den sich nur Brand und Fischart noch erhoben. Mit Erasmus und der Buchdruckerkunst (von Luthern schweigt er) kehrte auch die Poesie und der Geschmack in den Norden zurück:

— — — Nachdem man von den Alten
Desselben wahre Spur und rechtes Maaß erhalten.
Gemach legt' auch die Sprach ihr wüstes Wesen ab,
Und wuchs izt schöner auf, nach Richtschnur, Maaß und Stab:
Doch langsam und mit Müh, immaßen der Gelehrte
Das ewige Latein mit mehrer Frucht verehrte:
Als wenn das Deutsche ganz an Wiz und Anmuth leer,
Für weiblichen Verstand und Handgeschäfte wär.

Endlich zeigte Opitz, daß es der deutschen Sprache an Reichthum und Kraft nicht gebreche, wie dieselbe erhaben sein und wieder erdwärts lenken könne: daher sein Geschick in allen Gattungen. Deßwegen sah ihm eine große Zahl von Dichtern nach; allein

Sind die Gedanken wahr, so sind sie auch gemein.
— — —
An Wörtern sind sie mehr, als an Gedanken reich.
Fern ist's, daß selbige sich in einander senken;
Sie geben auch nichts heim zu fühlen und zu denken.

Nachdem er dann des Andreas Gryphius gedacht und wie es ſeinen Trauerſpielen an innerer Handlung und Einheit fehle, kommt er auf Hoffmannswaldau, der ſich frech und unbedacht von Opitz entfernte.

Metaphern pflanzet er aus metaphoriſchen Worten;
Hier wird er ungereimt und unerträglich dorten. —
Iſt ſtets an Tropen reich, wenn er ſie ſtets vergeudet,
Und ohne Ziel und Maaß das Ding und Wort verkleidet.
Er hüllet die Begriff' in Gleichniß und Figur,
Als einen Kerker ein, verbirgt uns die Natur
Und haßt die Deutlichkeit, die uns nichts Fremdes bringet.

Von Lohenſtein wird berichtet, er brauche ſeine Gleichniſſe nicht, um zu verdeutlichen, ſondern um ſeine Gelehrſamkeit zu zeigen, und die Helden ſeines Trauerſpiels zeigen nur Lohenſteins gelehrte Schulfigur.

Und was er nur berührt muß Moſch und Ambra werden,
Er gräbt ſich Erz und Stein aus einer fremden Erden;
Schifft, wie ſonſt Günther that, auf Dielen über Meer,
Und holt ein Gleichnißwort aus Miſſiſippi her,
Sucht Feuer in der See, und Waſſer in den Flammen,
Packt ſein Excerptenbuch in einen Reim zuſammen,
Sein vollgeſtopfter Vers iſt matt und ohne Kraft,
Und wo er hoch ſich dünkt, da iſt er ſchülerhaft.

Dann wird Poſtels Verworrenheit und Amthors Schwulſt und Wind gezüchtigt. Bodmer entblödet ſich ſogar nicht, mitten in ſeinen Verſen eine Stelle aus deſſen Ueberſetzung von Virgils Aeneis einzuſchalten und dann ſeine eigene, verbeſſerte folgen zu laſſen. Das waren lange die herrſchenden Dichter:

Geputztes prächtigs Volk in güldenem Gewand,
Das mehr durch äußern Schein, als durch Verdienſt, bekannt.
Doch die verſaurte Stirn ſchien von verlornen Sorgen
Und Schulgelehrſamkeit manch tiefen Falt zu borgen.

Indeſſen fehlt es doch nicht an Kunſt, Geſchmack und ſchöner Rede, und nun ſkizzirt Bodmer Canitz, Günther, Beſſer, König u. ſ. w. Auch Gottſcheds wird mit Lob erwähnt. Ferner wird mit beſonderm Ruhme Brockes gedacht, doch eben ſo freimüthig gefragt, ob er die Natur nie mit falſchem Putz betrogen, und die Bewunderung derſelben durch proſaiſchen und anmuthloſen Vortrag verhindere. Endlich werden die jung aufblühenden Dichter ermuntert, nach neuen Dichtungsarten zu ringen, die noch kein Deutſcher getroffen. Noch bleibe Molière's Lorbeer unberührt: man ſtelle die Sitten der Menſchen dar, laſſe ſich aber aus

Begier nach Beifall zu Poſſen verleiten. Auch die Liebe ſtelle ſich dem Dichter in einem neuen Lichte dar,

Wann er bei Seite ſetzt der Liebe irdſchen Brand,
Ihr äußerliches Thun und wandelbaren Stand,
Wann er die Liebe malt, die im Verſtand entſpringet,
Die nur ein Weiſer fühlt, der ſich zum Himmel ſchwinget,
Wo du der Schönheit Quell und ew'ger Brunnen biſt,
Von dem die weibliche ein bloßer Ausfluß iſt.

Hier ſchon alſo die volle Theorie jener ſpäter ſo berüchtigten und gegeißelten himmliſchen Liebe! — Eines der folgenden Stücke, „die Entzauberung, eine Ekloge" betitelt, ein mattes Schäfergedicht, ohne Feinheit und Anmuth, ſoll ein ſolches Muſtergedicht ohne Liebesgeſchichte ſein. — Allein wenn ſich irgend einmal in Jemanden die glücklichſte Vereinigung der Kräfte zuſammenfinde, ſo werde derſelbe das Meiſterſtück der Poeſie, das Epos, beginnen. Als empfehlenswerthe Gegenſtände aus dieſem Gebiete giebt er an Hero und Leander, das ſchiffbedeckte Meer, die Verſchiedenheit der Geiſter und vor allen Kolumbus. Als unerläßlich aber verlangt Bodmer, damit das Gedicht nicht menſchlich und gemein ſei, ſondern geoffenbaret erſcheine, daß der Dichter Geiſter einführe. — Dieſer äſthetiſch-kritiſche Reimverſuch iſt zur ganzen Beurtheilung Bodmers um ſo wichtiger, als derſelbe ſein poetiſches Glaubensbekenntniß enthält, indem er ſpäter die darin ausgeſprochenen Grundſätze theils als Kritiker entwickelt und vertheidigt, theils als Dichter bethätigen und mit denſelben eine neue Bahn betreten will.

Eine Fortſetzung dieſes Stückes bildet die „Drollingeriſche Muſe", in Drollingers Todesjahre (1742) verfaßt. Bodmer ſchätzt ſich glücklich, daß in einer Zeit, wo wenige Dichter ſind und viele den Namen tragen, lobenswerthe Werke erſcheinen, und läßt ſich dann weitläufig über die unangenehme Nothwendigkeit des Tadels aus. Hierauf frägt er, wo jetzt der Dichter lebt, der durch künſtleriſche Freiheit das Herz rühre, nicht bloß die Werke der Natur kenne, ſondern auch in ihre Geſetze eindringe und der die Empfindungen über Welt und Menſchen im rechten Schlaglichte zu malen verſtehe. Dann wird Haller genannt und Hagedorn, der Sänger der Fröhlichkeit:

Wovon er nur erzählt, das krieget plötzlich Sitten;
Annehmlichkeit und Reiz wächst unter ſeinen Tritten.

Endlich Drollinger, der ſich nicht begnügt, todte Stoffe zu beleben, ſondern in einen Kreis von fühlenden, denkenden und handelnden Weſen

verſetzt. Dieſe ſind faſt allein Dichter und würdig des Tempels des Ruhms, wo Opitz als Meiſter auf goldenem Stuhle ſitzt. Allein er erlaubt noch folgenden jungen Dichtern am Eingange des Tempels zu ſtehen: Schlegel, Baumgarten, Roſt, Sukro, den Schülern Hallers, ferner Gleim, dem Sänger der Mädchen, und Lange und Pyra.

Wenn Bodmer in einer Art von Dichtung gedankenreich und eigenthümlich war, wo die verſtändige Kombination und der Witz vorwalten durfte, ſo konnte es ihm dagegen in einer andern nicht gelingen, wo es das Herz, die zarte Empfindung galt. Wir begegnen daher nicht nur keinem Liebesklang, ſondern vielmehr jener ſchon erwähnten „Entzauberung“. Dagegen veranlaßte ihn der Tod eines hoffnungsvollen Knaben, ſeines noch allein übrig gebliebenen Kindes, zu wiederholten dichteriſchen Verſuchen. Da der Tod dieſes Sohnes in dasſelbe Jahr fiel, da Hallers Mariane ſtarb, ſo begreift man leicht, daß er auch im Ausdrucke ſeines Schmerzes dieſem nachſtrebte: rechtete er doch ſogar in dem an Hallern gerichteten Trauergedichte mit dieſem über die Größe des Schmerzes. Doch weit entfernt von jener ſeelenvollen Wahrheit in Hallers berühmter Trauer-Ode ſucht Bodmer in der „Elegie, Trauer eines Vaters“, durch die leidenſchaftliche Beredtſamkeit im Sinne der ovidiſchen Trauergeſänge ſich mit jenem zu meſſen. Allein ungeachtet der wahren und tiefen Trauer, die er empfand, bleibt das ſorgfältig und wohlberechnet angelegte Gedicht nur ein kaltes, künſtliches, ausgeklügeltes, aus vielfachem philoſophiſchen Kram zuſammengeflicktes Schauſtück. Während im erſten Theile ein Aufwand von Grübelei in allen möglichen Gründen gegen die Ergebung ausgelegt wird, erhebt ſich im zweiten der Troſt nicht über die kühle Abſtraktion des Alterthums. Wie rührend kontraſtieren mit dieſer antiken Nüchternheit, mit dieſer nach einem Haltpunkte umhergreifenden Aufklärung die glaubensſtarken Troſtbriefe ſeines alten Vaters, ſeiner Mutter und ſeiner ſinnigen Schweſter, über deren zuſammentreffendes Verſtändniß er freilich längſt hinausgerückt war. Wenn „die gerechtfertigte Trauer“ noch matter und geſuchter, und „das Mitleiden des Leidenden“ an Hallern eine nicht weniger unpoetiſche Klügelei iſt, ſo hat hingegen „der ehliche Dank“ an ſeine Gattin für den nun beweinten Sohn in ſofern ein näheres Intereſſe, als Bodmer hier durch die poeſieloſe, faſt verletzende Dürre in Auffaſſung des ehelichen Verhältniſſes ſich eigenthümlich charakteriſiert.

Wenn Bodmern bei ſeinem ſpröden und zerſetzenden, unruhigen

und phantasieloſen Weſen der Zauber der Liebe fremd war, ſo haben wir dagegen ſchon geſehen, wie die Freundſchaft zu ſeinem Leben gehörte. Daher athmet auch im letzten Stücke der Sammlung, in der ſchon angeführten „Odean Philokles", ſeinen Zellweger, eine ſonſt ungewohnte Wärme und eine männliche Innigkeit des Gefühls. Daher nicht nur das trefflich gezeichnete Charakterbild des geliebten Mannes, ſondern auch eine eben ſo lebendige, anmuthige und eigenthümliche Darſtellung des Landes und Volkes, welches den Freund hervorgebracht. Wie ſehr mußte es den nach Natur und Freiheit verlangenden Bodmer freuen, von dieſem Volke zeugen zu können:

Hier ſchämet ſich der Menſch noch nicht vor dem Menſchen,
Und hat noch nicht gelernt, ſein Herz zu verbergen,
Hier zeigt ſich das Bedürfniß und das Gefühl
Des menſchlichen Herzens*).

Leider gelang es dem Dichter auch da nicht, bis zum Ende ſeinen höhern Flug zu behaupten. Dagegen iſt bemerkenswerth, daß, wenn Bodmer in allen vorigen Gedichten in einem bequemen und nachläſſigen Alexandriner ſich hingehen läßt, und ſomit auch darin hinter dem an einem mannigfaltigen und zweckmäßig gewählten Versbau reichen Haller zurückbleibt, er wenigſtens für den Gegenſtand dieſes letzten Gedichtes einen kräftigen antiken Vers findet und regelrecht durchführt.

7. Bodmer und Gottſched.

Es iſt nun der Ort, auf den Urſprung und den Verlauf des berühmten Streites zwiſchen Gottſched und den Schweizern einzugehen. In Folge desſelben maß man Bodmern lange das Verdienſt bei, der Wiederherſteller des guten Geſchmackes in Deutſchland geweſen zu ſein, und man ließ daher mit ſeinem Auftreten eine neue Periode in der deutſchen Literatur beginnen. Allein in neueſter Zeit hat ſich das allgemeine Urtheil in der Geſchichte gegen ihn gewendet, und man war bemüht, ihn des lange behaupteten Ruhmes zu berauben, ſo daß er mit dem nun günſtiger beurtheilten Gottſched ungefähr auf die gleiche Linie zu ſtehen kam. Denn überſchaute man Bodmers Werke, ſo trat aus der ganzen Maſſe derſelben kein befriedigendes hervor. Der zuſammengeflickte, ſchwerfällige, abenteuerliche Noah mit der Fluth der noch übler

*) Dieſelbe Geſinnung ſpricht Bodmer noch in den ſpäteſten Tagen aus, indem er im Helvetiſchen Almanach die friſcheſte und anmuthigſte Schilderung von dieſem an geiſtiger Empfänglichkeit vorzüglich begabten Bergvolke der Schweiz giebt.

gerathenen Nachfolger war geeignet, ſein Dichterverdienſt bedeutend herabzuſtimmen; und wenn ſich unter der Menge ſeiner kritiſchen Schriften keine einzige finden wollte, die ſorgfältig angelegt und wiſſenſchaftlich durchgeführt worden wäre und zu klar ausgeſprochenen Ergebniſſen und Anhaltspunkten geleitet hätte, ſo mußte auch das Anſehen des Kritikers ſehr verlieren. Rechnet man noch vollends, welche nicht nur ſchiefe, ſondern feindſelige und anmaßende Stellung er der neuern Literatur gegenüber, ſeit dem Auftreten Leſſings und Herders, einnahm, ſo mußte man an ſeiner Befähigung, für die Wiederherſtellung der deutſchen Literatur Weſentliches beigetragen zu haben, noch mehr zweifeln. Dagegen mußte in dem Grade, als Bodmer ſank, Gottſched gewinnen. Wenn dieſer allerdings ein blöder Dichter war, ſo war doch ſeine Sprache fließend; dagegen konnte man ſeinen vielen Schulbüchern Gelehrſamkeit und praktiſche Brauchbarkeit nicht abſprechen, und er hatte zudem ein unläugbares Verdienſt um das deutſche Theater. Dabei machte man noch obenein die Entdeckung, daß er mit Bodmern die gleichen Tendenzen theilte für Reinhaltung der deutſchen Sprache, für Erhebung des Opitz gegen den Lohenſtein'ſchen Schwulſt, für Anwendung des philoſophiſchen Denkens in der Poeſie, für moraliſche Belehrung durch dieſelbe. — Wir werden uns bemühen, uns weder für noch gegen den Einen oder Andern von einem Vorurtheile leiten zu laſſen, ſondern uns nur ſorgfältig beſtreben, alle Thatſachen und Aufſchlüſſe, welche uns über Bodmern zu Gebote ſtehen, in ihrer Reihenfolge zuſammenzuſtellen und zu beleuchten, um einen Beitrag zur richtigen Würdigung jener Zeit zu liefern. Wir werfen zuerſt einen Blick auf den Kampfplatz, auf die Verhältniſſe und Mittel der beiden Kämpfer. Gottſched war ein Preuße: er trat zuerſt als der Herold ſeines Lehrers Pietſch auf und hatte ſo die ganze Königsberger Schule auf ſeiner Seite. Nach Leipzig übergeſiedelt und in Menckens Hauſe aufgenommen, welcher der Begründer der erſten deutſchen gelehrten Zeitung und der Stifter der deutſchen Geſellſchaft zu Leipzig war, wurde Gottſched durch dieſen in günſtige Verhältniſſe eingeführt und rückte ſpäter in jenen beiden Inſtituten als ſein Nachfolger ein. Indem er bei jeder Gelegenheit den Opitz feierte, gewann er auch die ſchleſiſche Schule für ſich und angelte auf gleiche Weiſe nach der Gunſt der Hamburger. Er wurde nicht müde, Sachſen als das Land der feinen Sitte und der reinen Sprache anzupreiſen und jede blöde Erſcheinung ſeiner Anhänger und Schüler maßlos zu loben; und eben ſo wenig ſtand er an, ſeinem Leipzig in

Sachen des Geschmacks ein eben so tonangebendes Urtheil beizumessen, wie Paris es für Frankreich hatte. Indem er ferner sowohl durch unermüdliche Thätigkeit als durch sein einschmeichelndes Wesen vermittelst seiner Schüler und zahlreicher Korrespondenten nach allen Seiten Kolonien deutscher Gesellschaften anlegte, welche mit der Leipziger in enger Verbindung standen, streckte er seinen Arm nicht nur von der Nordsee bis zum Oberrhein aus, sondern gewann auch in Wien und in der Schweiz lange Zeit Anhang. Die damaligen deutschen Universitäten endlich, ausschließend mit den Fachwissenschaften beschäftigt, waren nicht geeignet, seiner Herrschaft irgend eine Gränze zu setzen, während er dagegen den höchsten Aufwand und die zierlichste Künstlichkeit seiner Poesie aufbot, die Großen zu preisen und den Hofpoeten Weihrauch zu streuen, wie es namentlich auch gegen König geschah, bis er dessen nicht mehr zu bedürfen glaubte. — Bodmer dagegen lebte in einem Lande, das von jeher, und besonders zu seiner Zeit, dem literarischen Verkehre Deutschlands ferne stand und das für deutsche Literatur nur geringe Theilnahme zeigte; in einem Lande, dem ebensowohl ein Mittelpunkt für geistige Bestrebungen fehlte, als ein Organ, durch welches er auf das Publikum hätte wirken können; in einem Lande endlich, dessen rauhe Sprache ihm unüberwindliche Schwierigkeiten darbot, welchen er durch keinen lebendigen Umgang, sondern nur allmählig durch mühsame Studien zu begegnen vermochte. Ferner kannte Bodmer Deutschland selbst nicht, es mußten ihm daher die literarischen Zustände desselben in manchen Beziehungen dunkel bleiben, und zwar um so mehr, als es ihm lange Zeit an jeder persönlichen Bekanntschaft mit deutschen Schriftstellern gebrach. Daher kam es, daß niemand sich fand, der mit ihm gemeinschaftliche Sache machen wollte, niemand, der sich seiner entschieden annahm. Zudem waren seine ersten Bemühungen zur Reinigung der deutschen Literatur mißglückt und vergessen, während sein Gegner selbst in Bern und zum Theil in Basel Anhang fand. So stand Bodmer beim Beginn des Kampfes gegen Gottsched in unläugbarem Nachtheile; und wenn er daher am Ende dennoch den Sieg errang, so lohnt es sich der Mühe, genau auseinander zu setzen, auf welche Weise ihm derselbe unter so ungünstigen Verhältnissen gelungen ist.

Wir haben gesehen, wie es Bodmer in der Anklagung des verderbten Geschmacks nicht an Beziehungen auf Gottsched fehlen ließ, zwar ohne denselben zu nennen. Daher denn auch Gottsched im „Biedermann", welcher an die Stelle der Tadlerinnen trat, mit seinen Zurecht-

weisungen über die rauhe Sprache und die Unhöflichkeit der Schweizer fortfuhr. Sonst war Gottsched nicht der Mann sich um einzelner Sätze willen in einen weitläufigen Streit einzulassen. Denn im Bewußtsein einer seltenen und umfassenden Gelehrsamkeit war es ihm vornämlich darum zu thun, sich durch dieselbe Ansehen, Wirksamkeit und Geld zu verschaffen. So wie er sich daher die mannigfaltigsten fremden Gedanken aneignete und dieselben verarbeitete, so nahm er es auch mit abweichenden Ansichten nicht genau, wofern man nur im Allgemeinen zu ihm hielt. Im Jahre 1730 wurde er Professor der Philosophie und Dichtkunst und in demselben Jahre erschien sein „Versuch einer critischen Dichtkunst vor die Deutschen", das erste Handbuch dieser Art, welches seine Brauchbarkeit durch vier bald auf einander folgende Auflagen bewährte. So war Gottsched im Fall, zugleich durch Wort und Schrift sich als poetischen Lehrmeister zu bethätigen. Seine kritische Dichtkunst ist einfach, ungezwungen und für jene Zeit ziemlich gefällig geschrieben. Gottsched will übrigens in derselben gar nicht eigenthümlich sein, sondern nennt eine lange Reihe von alten und neuen Schriftstellern, aus denen er seinen Versuch zusammengefaßt, den er, wie er versichert, „gewiß nicht aus seinem Gehirn gesponnen." Ausdrücklich werden die Diskurse der Maler genannt, welche ihn zur gründlichen Untersuchung der poetischen Schönheiten geführt, und namentlich werden Bodmers dahin einschlagende Schriften mehrmals gelobt. Man muß sich daher nicht wundern, wenn Gottsched in manchen Ansichten über die Poesie mit den Zürchern zusammentrifft, weil er nicht anstand, im Ganzen zu ihren den Alten enthobenen Grundsätzen und ihren Folgerungen sich zu bekennen. Dagegen bleibt ihm das selbständige Verdienst, ein größeres Publikum zuerst auf den Werth der altdeutschen Dichtung aufmerksam gemacht zu haben, so wie er die ersten Proben eines wohlgebauten Hexameters in deutscher Sprache gab (worauf er sich im Verfolg nicht wenig zu Gute that) und überhaupt über Vers und Reim viel richtiger und umsichtiger fühlte und urtheilte als die Schweizer. Allein so bald es sich um eine tiefere Auffassung der Poesie handelte, oder sowie er den Horaz und die Franzosen verließ und sich erkühnte, eigenthümlich zu sein, so gab er stets große Blößen und zeigte sich seicht und oberflächlich. So wenig klar Bodmer in seinen frühern Schriften sich über das Wesen der Poesie und über den Einfluß der Einbildungskraft auf dieselbe ausgesprochen hatte, so war er doch in der Beurtheilung der Dichter mit richtigem Takte zu Werke gegangen. Allein Gottsched hatte ihn so wenig verstanden,

daß er nach alter franzöſiſcher Mode fortfuhr, das Weſen der Poeſie in die genaue Nachahmung der Natur zu ſetzen und daher zu behaupten, „die größte Geſchicklichkeit in der Nachahmung beweiſe auch die größte Fähigkeit zur Poeſie.“ Das Studieren iſt ihm folglich das Haupterforderniß „poetiſche Geiſter zu formieren.“ „Denn das muß man nothwendig wiſſen, daß es mit Einbildungskraft, Scharfſinn und Witz bei einem Poeten nicht ausgerichtet iſt; ſondern es gehört zu dem Naturelle auch die Kunſt und Gelehrſamkeit. Weil ein Poet alſo Gelegenheit hat von allen Dingen zu ſchreiben; ſo muß er zum wenigſten von allem was wiſſen, in allen Theilen der unter uns blühenden Gelahrtheit ſich ziemlicher maßen umgeſehen haben.“ Ferner verwirft Gottſched in den Dichtungen Alles, was nicht „glaublich und wahrſcheinlich“ iſt; und demnach läßt er ſich beigehen, in dieſer Beziehung „die Gedichte der größten Meiſter ſcharf zu prüfen“ und in vielen Stellen bei Homer und Virgil, Taſſo und Arioſt, Camoens und Milton, und nicht nur bei Sophokles, ſondern ſogar bei Voltaire „weder Wahrſcheinlichkeit noch Ordnung,“ ſondern „eine unglaubliche Menge verlorenen Verſtandes“ herauszufinden. Natürlich iſt Gottſched auch gegen die Aufnahme ſowohl alter als neugebildeter Wörter in die Poeſie, indem er findet: „Man kan alle ſeine Gedanken gar leicht in üblichen und gewöhnlichen Redensarten zu verſtehen geben;“ — obgleich er wohl einſieht, daß man „einem Poeten nicht alle neue Wörter verbieten kann.“ Dann wird dieſer Natürlichkeit zu Gefallen auch gegen die Wortverſetzung geeifert (wobei wieder die Alten ſchlecht wegkommen) und geſagt: „Ich bleibe alſo bei unſerer alten Regel, ein Poet müſſe eben die Wortfügung beibehalten, die in ungebundener Rede gewöhnlich iſt.“ Man hat Gottſcheds Streben nach dem Natürlichen damit vertheidigen wollen, daß man hervorhob, er habe dabei vorzüglich das Drama im Auge gehabt, während hingegen die Zürcher das Wunderbare für das Epos in Anſpruch nahmen. Allein auch darin erhob ſich Gottſched nicht über die herrſchenden Anſichten ſeiner Zeit; denn während er in den Kapiteln über das Drama nur die hergebrachten Sätze überliefert, iſt auch ihm das Epos der Gipfel aller Poeſie. Er beginnt daher den Abſchnitt vom Heldengedicht: „Nunmehr kommen wir an das rechte Hauptwerk und Meiſterſtück der ganzen Poeſie ꝛc.“; er ſucht auch ſeine Beiſpiele von Verſtößen gegen die Natürlichkeit ſelten in Dramen, ſondern hauptſächlich in Epen auf. Nicht weniger auffallend tritt ſeine geringe Kenntniß der Alten in der Ueberſetzung der Dichtkunſt des Horaz hervor, welche er

seinem Werke statt einer Einleitung voranstellte, und wo ihm nachgewiesen wurde, daß er statt des Originals eine französische Uebersetzung nachgebildet. Allein am schlagendsten zeugt Gottsched gegen sich selbst, indem er in dürren Worten bekennt, wie fremd ihm die Würde der Poesie war, wie z. B.: „Da ich die Poesie allezeit für eine Brodt-lose Kunst gehalten, so habe ich sie auch nur als ein Neben-Werck getrieben.“ Gleichwohl entblödet er sich nicht, als Muster für die verschiedenen Dichtungsarten lauter eigene Erzeugnisse aufzunehmen, welche unter allen Formen und Gestalten nur Gelegenheitsgedichte zur Verherrlichung seiner Gönner und Freunde sind. Als Grund giebt er freilich an: „Ich hatte mir die Regel gemacht, gar keine lebenden Dichter zu tadeln oder zu critisiren.“ Vollends aber setzte Gottsched seinem poetischen Berufe durch die Zueignung seiner Dichtkunst die Krone auf. Diese nämlich findet an einen Kammerherrn statt, wobei es ganz ausdrücklich heißt: „Es ist den größesten Leuten niemahls gleichgültig gewesen, ob ihre Leibesgestalt wohl oder übel abgeschildert gewesen.“ — — — „Dieses Buch enthält unter andern auch diejenigen Regeln, darnach sich alle Verfasser der Lobgedichte, und folglich auch diejenigen werden zu achten haben, die sich künftig an Dero hohes Lob machen dörften.“ — — — „Da nun die Absicht dieses Buches auch diese hauptsächlich ist, den Großen dieser Welt geschickte Herolde ihrer Thaten zu verschaffen:“ — so tröstet er sich, daß er durch dasselbe, wenn nicht unmittelbar, doch mittelbar zur Verewigung seines Patrons beitragen könne.

Den Zürchern mußte diese flache und niedrige Auffassung der Poesie mißfallen und sie mußten sich durch ein Werk, das ihre langsamen und schrittweisen Bemühungen zur Hebung der deutschen Poesie mit Einem Zuge überholen wollte, gestoßen fühlen. Allein sie waren zu klug und fühlten das Nachtheilige ihrer Stellung zu gut, als daß sie vorschnell ihre Stimme gegen Gottsched erhoben hätten. Auch ließ es dieser nicht fehlen, diejenigen zu begütigen, welche damals in Deutschland die einzigen waren, deren Widerrede er zu befürchten hatte, und setzte sich demnach mit Bodmern in Briefwechsel. Ein großes Ansehen und auch ein wesentliches Verdienst erwarb sich Gottsched im Jahre 1732 durch die Begründung der „Beyträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredtsamkeit,“ für welches Unternehmen er die besten Kräfte des nördlichen Deutschlands gewann und daher dasselbe für deutsche Sprache und Literaturgeschichte werthvoll machte. Von dieser Zeitschrift berichtet Bodmer: „Die richterlichen Sprüche in diesem

Werke haben etliche Jahre nach einander das Schicksal der poetischen Schriften bei den Deutschen regiert." „Die Zürcherischen Kunstrichter können sich rühmen, daß sie von den Verfassern dieser Leipziger Beyträge eine lange Zeit hochgehalten worden. Diese gedenken ihrer selten, daß sie dieselben nicht sich selbst an die Seite setzen." Als daher im Jahre 1732 Bodmers Uebersetzung des Milton erschien, so fällte Gottsched darüber folgendes Urtheil: „Hr. Prof. B. hat eine solche Stärcke unserer Sprache gewiesen, daß man sagen könnte, daß Milton durch diese Verdollmetschung noch mehr Kraft und Nachdruck gewonnen habe, als er in seiner Muttersprache besitzt. Indessen hat es ihm aus Bescheidenheit beliebt, sich über den Mangel genugsamer Kundschaft in unserer Sprache zu beschweren, der doch in Absehen auf die Stärcke seiner überall prächtigen und erhabenen Ausdrückungen gewiß nirgends zu spüren ist." Indessen konnte er es doch nicht lassen, neben Bodmers Uebersetzung auf eine verschollene alte aufmerksam zu machen, und in einem gleichzeitigen Briefe an den Zürcher bemerkt er: — — — „Ich wünsche ehestens das versprochene Werk zur Vertheidigung Miltons zu sehen. Ich gestehe, daß ich begierig bin, die Regeln zu wissen, nach welchen eine so regellose Einbildungskraft, als des Miltons seine war, entschuldigt werden kann." Sehr bezeichnend ist ein Brief Gottscheds, aus dem wir sehen, daß Bodmer denselben durch Clauder, seinen Sprachbereiniger in Leipzig, hatte ermuntern lassen, lieber bei der Dichtkunst zu bleiben, als sich in die Philosophie zu vertiefen. — — — „Das Lob solcher Kenner kann Niemanden, und am wenigsten mir gleichgültig seyn. Allein ein Poet und weiter nichts zu sein, nährt bey uns den Mann nicht. Wir können nicht alle Professoren der Poesie werden; und der Ausgang hat es letztlich gewiesen, daß ich die Logick und Metaphysick zu lehren bestimmt gewesen. Ich habe also nicht vergeblich mein philosophisches Buch (seine Weltweisheit) herausgegeben: denn hält es gleich nicht viel besonderes in sich, so hat es doch bei Hofe seine Wirkung gehabt, wo man auf solche Proben sieht." Gleichwohl wünscht er sich Glück, daß er auch den Titel eines Professors der Poesie nicht habe fahren lassen, denn durch beides zusammen erst habe er in Leipzig einen festen Fuß bekommen. In Folge fortwährender Verbindung und gegenseitiger Artigkeiten rückt Gottsched endlich mit dem Antrage heraus, Bodmern als Mitglied für die deutsche Gesellschaft in Leipzig zu gewinnen. Dieser nahm nach Hallers neulichem Vorgange die Ernennung an; wobei Gottsched „versichert, daß er die Schweiz glücklich

ſchätze, indem ſie jetzo ſolche Geiſter beſitze, die ganz Deutſchland trozen können.“ Er erſuchte Bodmern darauf, ſeine Charaktere deutſcher Gedichte in die Beyträge aufnehmen zu dürfen, nachdem er bei der Erſcheinung derſelben ihm ſowohl „die ſcharfſinnige Art der Beurtheilung, als die critiſche Einſicht gelobt, daraus ſie gefloſſen; und ſich dabei ſehr verbunden findet, daß jener ihn, da er keinen rühmlichen Carakter haben konnte, auch keines verwerflichen werth geſchätzt habe.“ Er geht ſelbſt in ſeiner Beſcheidenheit ſo weit, daß, nachdem er Bodmern einige überſendete „Kleinigkeiten“ von ihm ſelbſt und andern empfiehlt, er hinzufügt: „Hier möchte es mit Haller heißen:

Ganz Leipzig quillt von nüchtern Schreyern,
Die Gaſſe tönt von feilen Leyern,
Davon der beſte Name ſtinkt*).“

8. Gründliche Arbeiten der Zürcher.

Dem Vorhergehenden zufolge darf man ſich nicht wundern, wenn die Zürcher in Gottſched die Geſinnung und den Charakter eben ſo wenig als den Schriftſteller achteten. Auch hatte er es, ungeachtet aller Höflichkeit und alles Lobes, wiederholt an kleinen Tücken nicht fehlen laſſen, ſo unter andern indem er ſie mit der Entdeckung überraſchte, daß in Betreff des „Urſprungs deutſcher Kritik ihnen Werenfels den Rang abgelaufen.“ Allein die Zürcher waren zu würdige Männer und faßten ihre Aufgabe zu ernſt, um Gottſcheden eine kleinliche und perſönliche Kritik entgegenzuſtellen. Vielmehr iſt es bemerkenswerth und wahrhaft bedeutend, wie dieſelben in aller Stille Jahre lang arbeiteten, um durch gründliche, auf ein denkendes Publikum berechnete Werke ihren Anſichten Eingang zu verſchaffen, wobei ſie im beſſern Selbſt-

*) Eine ähnliche Gottſched'ſche Naivetät findet ſich in Leonhard Meiſters „Meiſterianis.“ Deſſen Oheim, Heinrich Meiſter, war i. J. 1727 Hofprediger in Baireuth und hatte die Uebergabe einer Ode Gottſcheds an den Markgrafen übernommen. Voll Dank für dieſe Gefälligkeit ſchreibt nun der Magiſter unter Anderm: „Inskünftige werde ich mir die Zeilen:

D'un poête flatteur l'ame basse et servile
Est toujours pour les Grands en louange fertile —

zur Lehre dienen laſſen. — Ich wäre es wohl zufrieden, daß die mittelmäßigen Poeten aus der Republik verbannt würden, wenn ich nicht ſelbſt mit darunter begriffen wäre.“

gefühl Gottscheden geflissentlich ignorierten. Ehe sie indessen mit ihren Arbeiten vorrückten, hatten sie die Befriedigung, daß das berühmte Buch von Liskow, „Die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten" — 1738 — erschien, welches in Ton und Streben so genau mit ihnen zusammentraf. Sie besorgten daher einen neuen Abdruck dieser Schrift und begnügten sich beiläufig, Gottsched einem Verzeichnisse elender Scribenten im Anhange einzuverleiben, womit sich Liskow nachher einverstanden erklärte. Sie selbst traten endlich mit drei der längst vorbereiteten Werke zugleich auf, welche unter einander im engen Zusammenhange waren und ihre Gedanken auf einmal vollständig darlegen sollten. Wie man auch den Antheil der Zürcher an der Wiederherstellung der deutschen Literatur würdigen möge: darüber ist jedermann einig, daß mit dem Erscheinen dieser Schriften im Jahre 1740 für die deutsche Literatur eine neue Periode beginnt; es muß daher auf den Inhalt derselben näher eingetreten werden. Zwei dieser Werke, und darunter das entscheidende, sind von Breitinger; daher man in neuerer Zeit geneigt ist, diesem beinahe das ausschließende Verdienst der Begründung der poetischen Kritik beizumessen. Allein auch bei diesen Erzeugnissen, wie wir schon bei frühern Arbeiten uns überzeugt haben, kann die Thätigkeit und das Verdienst der beiden Freunde nicht getrennt werden. Offenbar gingen sowohl der Anstoß als die Grundgedanken sämmtlicher Werke von Bodmer aus; allein die philosophische Bildung, Klarheit und Formgewandtheit Breitingers machten diesen zur Ausarbeitung der gemeinsam durchgeprüften Gedanken fähiger. Wirklich beweisen auch eine Menge noch vorhandener gewechselter Zettelchen die Gemeinschaft der Arbeit; und im letzten derselben aus dieser Zeit spricht sich Breitinger also aus: „Ihr werdet sehen, daß ich mich Euerer zufälligen Gedanken so viel möglich bedient, und darauf gebauet habe; aber zugleich, daß ich meine Kritick Systematischer ausgeführet, und viele neue Anmerkungen habe einfließen lassen." Bodmer hinwieder giebt in seiner Vorrede zu der Abhandlung Breitingers von den Gleichnissen Aufschluß über seinen Antheil an dieser Arbeit, welcher gleichmäßig von dieser wie von allen übrigen Schriften Breitingers gilt: „Die vergnügtesten Stunden, so ich in einigen von denen jüngst verflossenen Jahren gezehlet habe, waren diejenigen, welche mir der Verfasser gegenwärtigen Werckes verschaffet hat, indem er mir dasselbe von seinem ersten und rohen Saamen bis zu seiner Zeitigung in allen denen verschiedenen Graden des Wachßthums gewiesen, durch welche es hat fortgehen müssen.

Es war die beſtändige Materie unſerer Unterredungen, wenn ich mit dieſem meinem wertheſten Freunde an dem Geſtade der Lindemag oder der Siel einſam geſpazieret, da ich denſelben durch meine Fragen und Einwürffe zu vielen ausführlichen Erklärungen vermocht, oder zu Unterſuchungen gantz neuer Abſchnitte ſeiner Materie veranlaſſet, und ihn überhaupt aufgemuntert habe, daß er die Luſt dieſe Arbeit zu vollenden, unter der Menge ſeiner ordentlichen Amtsgeſchäfte nicht verloren hat; Womit ich verdienet habe, daß er mir die letzte Aufputzung desſelben, was vornehmlich die Sprache anbelangete, überlaſſen hat. Ich ſehe mich derowegen als den Pflegevater dieſes critiſchen Werckes an."

Die früheſte, längſt angekündigte dieſer Schriften iſt Bodmers „Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poeſie und deſſen Verbindung mit dem Wahrſcheinlichen, in einer Vertheidigung des Gedichtes J. Miltons von dem verlohrnen Paradieſe." Da der Verfaſſer zugleich Addiſons Abhandlung von den Schönheiten des Milton beifügte, worin dieſer den Engländer über Griechen und Römer erhebt, geht aus der Vergleichung hervor, wie viel feiner und vorurtheilsfreier Bodmer ſeinen Lieblingsdichter gewürdigt, indem er ſich wohl hütet, demſelben vor den Alten den Vorzug zu geben, ſondern nur befliſſen iſt, denſelben durch Parallelen mit dieſen zu vertheidigen. Dieſe Vertheidigung miſcht Gottſcheden nur von ferne ein (deſſen Name kommt nur im Regiſter vor), ſondern wendet ſich unmittelbar an die Tonangeber der poetiſchen Dürre, die Franzoſen, und namentlich gegen Voltaire. In der Vorrede aber werden die Urſachen angegeben, warum Milton den Deutſchen noch nicht bekannt ſei, unter andern vorzüglich „ihre Neigung zu den philoſophiſchen Wiſſenſchaften und abgezogenen Wahrheiten: dieſe macht unſere Deutſchen ſo vernünftig und regelrecht, daß ſie zugleich matt und trocken werden." Die Abhandlung ſelbſt erhielt Leben und Wärme, weil es nicht nur eine Vertheidigung der poetiſchen Grundſätze Miltons, ſondern der Bibel ſelbſt gegen die Angriffe der Franzoſen galt. Wenn daher Voltaire überhaupt die Gemälde von Dingen verwirft, die nicht in die Sinne fallen, ſo thut hingegen Bodmer dar, daß Milton die Engel als wirkliche Weſen, welche durch die Schrift bezeugt werden, auch habe ſchildern dürfen und können. Wenn Voltaire ferner gegen die Engel einwendet, daß ſie dem Leſer fremd und unbekannt ſeien und er an ihnen keinen Antheil nehme, ſo rechtfertigte Bodmer dieſelben durch die Sympathie des Menſchenherzens für dieſe höhern Freunde. Wenn Voltaire ſich auf den Spott der Gebildeten über den Sündenfall

ſtützt, ſo weist Bodmer jenen Grund zurück, indem er jene Gebildeten den Abſchaum einer Nation nennt. Den nochmaligen Vorwurf, daß geiſtliche Weſen nicht ſollten mit irdiſchen Körpern bekleidet werden, widerlegt Bodmer mit folgender Hauptſtelle ſeiner Schrift: „Der Dichter verleiht den Engeln die Sichtbarkeit vermittelſt einer Art Schöpfung, die der Poeſie eigen iſt. Das ſichtbar werden der Engel iſt für die Einbildung nicht ohne Wahrheit, es hat nämlich dieſelbe Wahrheit, welche die möglichen Dinge haben, und dieſe nimmt die Phantaſie ſtatt der eigentlichen Wahrheit und Würcklichkeit, welche die Engel, ob ſie gleich unſichtbar ſind, eben ſo wohl haben, als die Dinge aus der unſichtbaren Welt. Dieſe Art der Schöpfung iſt das Hauptwerck der Poeſie, die ſich eben dadurch von den Geſchichtſchreibern und Naturkündigern unterſcheidet, daß ſie die Materie ihrer Nachahmung allezeit lieber aus der möglichen als aus der gegenwärtigen Welt nimmt. Der Dichter thut mit den Engeln nicht mehr, als wenn er Gegenden, Flüſſe ꝛc. mit Vernunft und Gedanken begabt; er darf es, weil ſie ſichtbare Geſtalt angenommen. Daſſelbe thaten Dante und Taſſo." Indem alſo Bodmer das Weſen der Poeſie, welche durch die ſeichte Aufklärung und platte Weltverſtändigkeit der Franzoſen aus der Literatur wie aus dem Gemüthe allmählig verſcheucht worden, gegen die Begriffe der Zeit rechtfertigt, weiß er mit zartem und tiefem Gefühle die eigenthümlichen Schönheiten Miltons hervorzuheben und namentlich das Vortrefflichſte derſelben, die idylliſchen Gemälde des Paradieſes, wobei er mit tiefem pſychologiſchem Blicke den Urſprung der Vorſtellungen und Empfindungen der erſten Menſchen entwickelt.

Das Hauptwerk der Zürcher — Breitingers Critiſche Dichtkunſt, mit einer Vorrede von Bodmer, iſt eine durchaus ſelbſtändige Arbeit; denn wenn Gottſched den Zürchern vorwerfen wollte, daß Breitingers Werk eigentlich nur eine weitere Ausführung ſeines Buches ſei, ſo zeigt eine flüchtige Vergleichung die Grundloſigkeit dieſes Vorwurfs, indem beide Schriften nur dasjenige gemein haben, was Gottſched aus den frühern Verſuchen der Zürcher ſich angeeignet hatte. Breitinger überträgt die ſchulmäßige, ſyſtematiſche Behandlung der Philoſophie durch Wolf auf die Kritik, oder was wir Aeſthetik nennen würden, und führt wie jener Alles in gleicher Breite und Umſtändlichkeit aus. Allein er hat ſich die Anſichten der Alten und der Neuern über die Poeſie gründlich zu eigen gemacht, zeigt überall Verſtand, Maß, Umſicht und beſcheidenes Urtheil, beweist eine durch-

weg gleichmäßige Bearbeitung und eine sichere Beherrschung des Gegenstandes, und bewährt sich als leichten, gewandten, vielseitigen Arbeiter; daher das Werk einen folgerichtigen, bündigen innern Zusammenhang an den Tag legt. Bodmers Vorrede, welche eine Rechtfertigung der Kritik im Allgemeinen enthält, sticht durch Härte und Unbeholfenheit merklich gegen das Werk selbst ab. Im ersten Theile, welcher unter dem Namen der poetischen Malerei von dem Wesen der Poesie handelt, leitet Breitinger mit der zu jener Zeit beliebten Vergleichung zwischen Poesie und Malerei ein, entwickelt dann aber im zweiten Abschnitte seinen Begriff der Poesie, wobei er die Phantasie in ihr volles Recht einsetzt und als den eigentlichen Quell poetischer Schöpfung und Auffassung feststellt, folgender Maßen: „Ich nenne die Poesie eine poetische Mahler-Kunst, weil dieses lebhafte und Hertz-bewegende Schildern das eigenthümliche Werck der Dicht-Kunst ist. Die Poesie ist ein beständiges Gemählde, denn der Poet ist sowohl, wenn er den Lauf und Zusammenhang der Begebenheiten erzehlet, als wenn er sich verweilet, das Verwunderſame in den Gegenständen und Handlungen ausführlich zu beschreiben, immer bemühet, die Bilder, die ihm seine glückliche Phantasie lehret, mit solchem Nachdruck und Klarheit, solcher Lebhaftigkeit und Empfindlichkeit vorzustellen, daß das Gemüthe dadurch eben so stark entzündet wird, als durch die sichtbare Vorstellung eines lebhaften Gemähldes. Die poetischen Schildereyen empfangen ihr rechtes Licht, und ihren erforderlichen Nachdruck daher, wenn die glücklich gewählten Gedanken und Begriffe des Poeten nach ihren wichtigsten, erhabensten und beweglichsten Umständen, unter angenehmen, fremden Bildern und Figuren vorgestellet, und dadurch ganz sichtbar und sinnlich gemachet werden.“ „Die Historie suchet, als Zeugin, von der Wahrheit zu unterrichten; die Poesie aber als eine kunstvolle Zauberin auf eine sinnliche, und unschuldig-ergetzende Weise zu täuschen.“ Mit wahrer Theilnahme sieht man dieses Forschen und Ringen mit Sprache und Gedanken, um über einen abhandengekommenen Begriff zur Klarheit zu gelangen und denselben von Neuem ins Leben zu rufen. Namentlich bezeugt folgende Stelle, welche tiefe Empfindung Breitinger für die Poesie hatte: „Das poetisch Schöne ist ein hell leuchtender Strahl des Wahren, welcher mit solcher Kraft auf die Sinnen und das Gemüthe eindringet, daß wir uns nicht erwehren können.“ Wenn zwar Breitinger dem Vorwurfe nicht entgeht, die Aufgabe der Poesie zu enge gefaßt und ebenfalls den Maßstab moralischer Zweckdienlichkeit

angelegt zu haben, so läßt sich dann doch wieder nachweisen, daß die Ansicht der Zürcher so befangen nicht war, wie man gewöhnlich voraussetzt; dafür spricht unter andern folgende Stelle: „Die Poesie war in ihrem Ursprunge und rechten Gebrauche zur Verehrung Gottes, zur Besserung des Nebenmenschen und zu einer unschuldigen Aufmunterung und Belustigung des Gemüthes gewiedmet: Aber so bald diese edle Gabe des Himmels durch den schädlichen Mißbrauch entweyhet worden, ward sie nach und nach zu einem schändlichen Werkzeuge der Laster gemachet. — Was die kleinern Gattungen der Lyrischen Gedichte betrifft, so kann man nicht immer fordern, daß sie allemahl großen Nutzen schaffen, allermassen sie zu einer unschuldigen Kurtzweil dienen, und daher genug ist, wenn sie nur den vornehmsten und Hauptzweck der Poesie, nehmlich das Ergetzen, gewähren. Alleine die großen Hauptstücke der Poesie, als die Epopee, das Trauerspiel, die Komödie, die Satyre, anbelangend, ist unstreitig, daß diese Gattungen Gedichte nicht das bloße Ergetzen, sondern die Besserung des Willens zum Zwecke haben." Im Folgenden freilich, wo Bodmer über die poetischen Stoffe und die Behandlungsweise derselben sich aussprechen will, berührt er zwar wohl das Richtige, bleibt aber in dieser schwierigen Auseinandersetzung auf einem mühsamen, im Zirkel sich herumdrehenden Standpunkte hängen. Das Neue, die Erfindung nämlich, ist ihm das hauptsächlichste Merkmal der schöpferischen Einbildungskraft, und dieses findet er im Wunderbaren, daher sagt er: „Je neuer, unbekannter, je unerwarteter eine Vorstellung ist, desto größer muß auch das Ergetzen seyn. Nun aber kann nichts neueres seyn, als das Wunderbare, das uns durch das bloße Ansehen entzücket und mit Verwunderung erfüllet, und folglich ist auch nichts angenehmer." Dieser Ansicht fügt er dann aber sogleich die aus der richtigen Auffassung der Aufgabe des Dichters hervorgehende Bemerkung hinzu: „Die verwundersame Neuheit in den Vorstellungen lieget eigentlich nicht in den Sachen, die uns vorgestellet werden, sondern in den Begriffen dessen, der von einer Vorstellung nach seiner Empfindung urtheilet: das ungleiche Urtheil über das Neue hängt also theils von Persönlichkeit und Verhältnissen, theils von der Fähigkeit und dem Maaß der Erkenntniß ab." — Um sich aber mit der Hervorhebung des Wunderbaren in der Poesie nicht bloßzustellen und der Anforderung der Gegner an das Natürliche ein Genüge zu thun, muß sich Breitinger nun Mühe geben, dieses Wunderbare mit dem Wahrscheinlichen in Einklang zu bringen, daher er folgenden Gesichtspunkt aufstellt: „Die eigen-

thümliche Kunst des Poeten besteht darinnen, daß er die Sachen, die er durch seine Vorstellung angenehm machen will, von dem Ansehen der Währheit bis auf einen gewissen Grad künstlich entferne, jedoch allezeit in dem Maaße, daß man den Schein der Wahrheit auch in ihrer weitesten Entfernung nicht gäntzlich aus dem Gesichte verliehret. Folglich muß der Poet das Wahre als wahrscheinlich, und das Wahrscheinliche als wunderbar vorstellen, und hiemit hat das poetische Wahrscheinliche immer die Wahrheit, gleichwie das Wunderbare in der Poesie die Wahrscheinlichkeit zum Grunde." — Dieses vorausgesetzt, kommt der Kritiker dann weiter auf die Zulässigkeit der allegorischen Figuren, und mit der Begriffsbestimmung der Allegorie hat er ferner den Uebergang zur Fabel gefunden, worin er, wenn auch in der Definition der Fabel unbestimmt und ungenügend, doch Mittel, Umfang und Zweck derselben sehr richtig trifft. Die Fabel mußte den Zürchern von der höchsten Wichtigkeit sein: einerseits weil sich darin die poetische Erfindung und Malerei bethätigen konnte, und anderseits weil dieselbe für diejenige Didaktik, welche ihnen zunächst am Herzen lag, die Belehrung über die kleinern Lebensverhältnisse, die Entwicklung bürgerlich republikanischen Sinnes, sich besonders eignete. Wenn sie dieselbe, wohl irrthümlich, mit dem Epos vermengten, so ist ihr Irrthum um so verzeihlicher, weil nachher Grimm, von den gleichen Gesichtspunkten ausgehend, in ihre Fußtapfen trat*). Folgender Maßen entwickelt also Breitinger seine Theorie der Fabel: „Die Fabel ist in ihrem Wesen und Ursprung betrachtet nichts anders, als ein lehrreiches Wunderbares. Durch eine unschuldige List soll die bittere Wahrheit verhüllt und annehmlich gemacht werden. Die Fabel ist demnach nichts anders, als eine Erinnerung, die unter die Allegorie einer Handlung versteckt wird, sie ist ein historisch-symbolische Morale. Die Lehre ist die Seele der Fabel, da die Erzählung nur der Cörper davon ist." Sehr bemerkenswerth ist, mit welch gesundem Natursinn und richtigem Gefühl das eigenthümlich Anziehende, der Körper der Thierfabel aufgefaßt wird, und wie nahe Breitinger in dieser Beziehung mit Lessing zusammentrifft, welcher das Interesse an der Thierfabel in die „allgemein bekannten und unveränderlichen Charaktere der Thiere" setzt. „Es wird erfordert, daß die Handlungen und Reden, die den Thieren und leblosen Dingen in der symbolischen Erzehlung zugeschrieben werden, auch wahrscheinlich seyen: Es sind aber dieselben wahrscheinlich, wenn sie mit unsern Begriffen, die wir von der Natur, dem Wesen, und der

*) S. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung. Bd. 1. Reinhart Fuchs.

Fähigkeit ſolcher Dinge haben, und mit dem ordentlichen Laufe und den eingeführten Geſetzen der Natur übereinſtimmen. Man muß den natürlichen Charakter der Thiere nicht aus der Acht laſſen, ihre Anſchläge müſſen ihren natürlichen Begierden und Neigungen weder zuwider, noch von denſelben allzuweit entfernt ſeyn." Wenn übrigens Verhältniſſe und Richtung die Zürcher zur epiſchen Poeſie leiteten, ſo muß man ihnen doch ſo viel laſſen, daß ſie auch das Weſen des Dramas nicht verkannten; während daher Gottſched in dieſem Abſchnitte ſeiner Dichtkunſt nur überlieferte Sätze ſchulmäßig aufwärmte, haben jene die Sache in wenigen Zügen richtig aufgefaßt und bezeichnet: „Das Geheimniß der Poeſie beſteht darinnen, daß ſie den verſchiedenen Gemüthszuſtand nicht bloß hiſtoriſch beſchreibet und erzehlet, ſondern die Perſonen wirklich auf den Schauplatz bringet und ihnen ſolche Reden und Handlungen beileget, wie es der Gemüthscharakter, der ihnen angedichtet wird, und die Umſtände, in welche ſie der Poet nach ſeinem Belieben geſetzet hat, erfordern. Darum iſt der dramatiſche Theil der Poeſie auch der vornehmſte und beweglichſte, weil er die vollkommenſte Art der Nachahmung iſt."

Im erſten Theile der kritiſchen Dichtkunſt entwickelten alſo die Zürcher den Begriff und das Weſen der Poeſie; im zweiten aber wurde „die poetiſche Mahlerey in Abſicht auf den Ausdruck und die Farben abgehandelt", alſo die poetiſche Sprache erörtert, ebenfalls mit einer Einführung von Bodmer. Wenn der erſte Theil ſich durch richtige Beobachtung und philoſophiſche Gründlichkeit im Allgemeinen empfahl, ſo hat der zweite nicht weniger Werth durch eine für jene Zeit ganz neue und ſelbſtändige Sprachforſchung, welche in einzelnen Abſchnitten durch Sachkenntniß, Präciſion und Scharfſinn ſehr anziehend und bemerkenswerth iſt. Denn es zeigt ſich in den ſpeciellen Unterſuchungen über den Werth und die Bedeutung der Wörter eine gegen die ausholende und herumgreifende Breite der theoretiſchen Abſchnitte vortheilhaft abſtechende Sicherheit und Gedrängtheit. Sehr gerne begegnet man an der Spitze der Unterſuchung der an den Zürchern ſonſt bezweifelten Einſicht: „Kein Werk, das für die Ergetzung des Leſers geſchrieben worden, hat ſich jemals ohne die Schönheit eines geſchickten Ausdruckes lange beym Anſehen erhalten können." Mit beſonderer Lebhaftigkeit und Wärme aber rückt Breitinger gegen den platten Purismus zu Felde, der mit ekler Willkühr eine Menge von „Machtwörtern" der frühern Sprache aus der Poeſie verbannen wollte; er ſagt daher in dieſer Beziehung eben ſo ſchön als treffend: „Der

cörperliche Theil (die Form) der Wörter ist gantz flüchtig und hinfällig; hingegen der geistliche Theil derselben (die Grundbedeutung) ist, wie die Seelen der Menschen, unsterblich. Die Bedeutungen der Wörter sind gewisse Begriffe und Vorstellungen in den Gedanken, diese aber können niemals gänzlich verloren gehen." „Man kann mit Recht kein Wort als alt und verlegen verwerfen, so lange man in einer Sprache nicht ein anderes gleichgültiges aufweisen kann, welches dienet, den Begriff desselben in einem gleichen Lichte vollkommen auszudrücken." „Kein Wort aus einer Sprache kann verloren gehen, es sey denn, daß die bei einer Nation einbrechende Unwissenheit und Trägheit auch die Gedanken und Begriffe selbst, die einmal nationalisiert gewesen, schändlicher Weise verwahrlose." Man begreift den Unwillen des Verfassers, wenn er sich unter andern nachstehender verfolgter Ausdrücke annehmen muß, als: frommen, sich weiden, sich ausmergeln, auflohen, lechzen, abmerken, unterjochen, verpicht, betreten, verlustig werden, einheimisch machen, behagen, Mißbehagen, Mißton, Mithafte, Unbill u. s. w. In dem vortrefflichen Abschnitte von der Uebersetzungskunst heben die Zürcher vornämlich die Vortheile hervor, welche durch die Uebertragung klassischer Werke in die deutsche Sprache für diese entstehen, und bevorworten somit eine Thätigkeit, worin sie sich unverkennbare Verdienste erwerben sollten. Indem Breitinger gegen das Ende dem malerischen Ausdrucke noch einmal das Wort redet, faßt er die Eigenthümlichkeit der poetischen Sprache folgender Maßen kurz zusammen: „Da die Poesie auf die Entzückung der Phantasie, und auf die Erweckung derjenigen Lust losgehet, die das menschliche Herz in der Bewegung und dem Kampfe der Leidenschaften unmittelbar findet, so wird dasjenige, was bey dem Redner nur ein Nebenwerk und ein Mittel ist, seinen Zweck zu befördern, sein einziger Zweck und sein Hauptwerck. Seine Erzehlung muß als ein sichtbares Gemählde die Sachen nicht bloß erzehlen, sondern zeigen, und das Gemüthe in eben diejenige Bewegung setzen, als die würckliche Gegenwart und das Anschauen der Dinge erwecken würde. Dazu ist die gemeine und gewohnte Art zu reden viel zu schwach: Sein gantzer Ausdruck muß darum gantz neu und wunderbar, d. i. viel sinnreicher, prächtiger und nachdrücklicher seyn."

So unentwickelt und mangelhaft Breitingers Werk sein mag, so enthielt es doch das Ergebniß der Einsicht und Gelehrsamkeit seiner Zeit über Dichtkunst und Aesthetik im Allgemeinen und blieb von unbestrittenem Ansehen, bis zwanzig Jahre später Lessing eine neue Bahn brach.

Allein selbst Lessing gedenkt seines Vorgängers stets mit Achtung, nennt ihn einen großen Kunstrichter und bekennt, von ihm gelernt zu haben und in Prüfung seiner Gedanken weiter gekommen zu sein, und er giebt ihm dadurch den höchsten Beweis der Anerkennung, daß er den Lehren desselben seinen Laokoon entgegenstellt. Zu nicht minderer Ehre gereicht den Zürchern, daß Winckelmanns Ansichten über die Kunst unmittelbar aus denselben Grundsätzen herfließen, daher Gervinus ihn theilweise den Schüler der schweizerischen Aesthetiker nennt*). Ueberhaupt ist sehr zu beachten, daß die Zürcher Schule einen bedeutenden Einfluß auf die Kunst ausübte, indem durch ihre Anregung nicht nur ihre Mitbürger, wie namentlich Salomon Geßner und Martin Usteri, sowohl als Dichter wie als Maler, ihre Richtung erhielten, sondern auch noch in späterer Zeit Künstler wie Tischbein und Philipp Hackert unter ihrer Einwirkung standen.

Von weit geringerm Werthe als die Dichtkunst ist Breitingers „Kritische Abhandlung über die Gleißnisse", indem dieser magere Stoff in einem dicken Buche mit ermüdender Weitschweifigkeit durchgeführt wird. Die ganze Arbeit bezweckt vornämlich die Hervorhebung der malerischen Schönheiten der Alten und die Vergleichung, in wiefern die Deutschen denselben nachgefolgt. Besonders einläßlich wird daher Homer geprüft und namentlich in einem trefflichen Abschnitte eine Schilderung des Lebens und der Sitten der homerischen Zeit gegeben. Der Grundgedanke und die Absicht des Werkes spricht sich aber am klarsten in folgender Stelle aus: „Ich muß meinen Landsleuten das gebührende Lob nicht vorenthalten, daß sie den übermäßigen Pomp der Lohensteinischen Schreibart aus ihren Schriften größtentheils verbannet haben, dabey aber will ich auch nicht verschweigen, daß einige dagegen so seicht, dürr und trocken geworden, und in eine so niedrige Plattheit verfallen sind, als ob sie alles Zutrauen zu ihren eigenen Kräften verloren hätten, und nicht hoffen dürften, sich mittelst der bescheidenen Anwendung der Figuren, Metaphoren und Gleichnisse höher zu erheben als die gemeine Schreibart steigen mag. Sie gehen nicht, sondern kriechen vielmehr mit einer zaghaften Behutsamkeit, obgleich nach einer gemessenen Bewegung im Staube einher; ihre Poesie ist nicht besser als eine abgezehlte und reimende Prosa. Darum wäre mir es lieb, wenn ich ihnen einen neuen Muth einflößen, und sie bereden könnte, daß die Gleichnisse, wenn sie

*) Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung, Bd. 4. S. 434.

neu, wohl erfunden und geſchickt ausgeführt ſind, wenn ſie daneben am rechten Orte ſtehen, uns nicht anderſt als wohl gefallen können; ferner daß der Mangel und die Kargheit, inſonderheit in Lehrſchriften, was die gemeldeten Stücke anbetrifft, eben ſo viel Eckel bringet, als die Verſchwendung; endlich daß dieſer Mangel allezeit einen froſtigen und witzloſen Kopf verräth."

Dieſe Stelle iſt überhaupt bezeichnend für die Art und Weiſe, wie die Zürcher ſich über die Gottſched'ſche Schule ausſprachen. Denn wenn auch Breitinger den Leipziger Ariſtarchen mehrmals beiläufig widerlegt hatte, ſo zollte er ihm doch auch wieder eben ſo unbefangen ſeinen Beifall und war offenbar mit Behutſamkeit und Schonung bemüht, jeden perſönlichen Zuſammenſtoß zu vermeiden. Auch war es klar, daß Breitinger mit ſeiner Dichtkunſt die Gottſched'ſche nicht ausſtechen wollte, indem er die Aufgabe verſchmähte, ein Schulhandbuch zu ſchreiben. Allein innerlich gedrungen, nach Vermögen zu wirken, daß die armſelige Gottſched'ſche Poeſie ſich nicht fernerhin als Regel aufſtelle, und im ruhigen Vorſatz, dieſer gegenüber Deutſchland für eine beſſere Poeſie zu wecken und empfänglich zu machen, konnte Breitinger gegen Gottſched kaum rückſichtsvoller ſich benehmen. Dagegen konnte er freilich nicht umhin, Gottſcheds Schützlinge ſcharf zu zergliedern, was beſonders gegen Schwarz, den unglücklichen Ueberſetzer der Aeneide, und gegen den elenden Triller geſchah, und zwar bisweilen nicht ohne eine merkbare zerfleiſchende Luſt. Wenn indeſſen der oft derbe Ton der Schweizer in Deutſchland theilweiſes Mißfallen erregte, ſo nahm dagegen ihre gedankenreiche Kritik die aufſtrebenden Geiſter in lebhaften Anſpruch und erregte ſelbſt in Gottſcheds nächſter Umgebung Zweifel über ſeine Autorität.

9. Gottſched und ſeine Schüler.

Gottſched fühlte ſich nämlich offenbar zu ſchwach, gegen die von den Schweizern aufgeſtellten Grundanſichten über die Poeſie in einen Kampf ſich einzulaſſen, und brachte es ebenſo wenig über ſich, das Richtige ihrer Lehren anzuerkennen. Er nahm daher ſeine Zuflucht zu kleinlichen Künſten und ſuchte durch kurze, wegwerfende Urtheile das Publikum zu täuſchen. So fertigte er Breitingers kritiſche Dichtkunſt nur mit dieſen wenigen Worten ab: „In dieſem Buche ſind einige Materien, die zur Dichtkunſt überhaupt gehören, ſehr weitläufig, andere

aber gar nicht berührt. Dagegen ſind einige Capitel eingeſchaltet, die man hier gar nicht ſuchen würde; darinn ein par unſerer berühmteſten Poeten angegriffen werden. Vielleicht geben wir mit der Zeit noch ausführliche Nachricht davon." Ein ander Mal höhnt er Bodmers geäußerte Hoffnung, daß Breitingers Dichtkunſt zur Aufnahme Miltons beitragen werde, auf gleiche Weiſe: „Künftige Dinge ſind ungewiß und wir wollen ihm alſo nicht alle Hoffnung abſprechen. Allein nach vielen Wahrſcheinlichkeiten, die wir hier beſſer als in der Schweiz haben können, zu urtheilen, ſollte man eher das Gegentheil glauben; indem dieſe neue Dichtkunſt vielleicht noch ein Buch bedürfen wird, welches ſie anpreiſe und beliebt mache." Ueber die Milton'ſche Ueberſetzung wird; im Gegenſatz zu dem frühern Lobe, anfangs mit Geringſchätzung und bald mit bitterm Tadel geſprochen. Gottſched giebt ſich das Anſehen, für die Selbſtändigkeit Deutſchlands zu ſtreiten, und will daher „den eigenmächtigen Zürcheriſchen Kunſtrichter zurückweiſen, welcher die Deutſchen zwingen will, ein ausländiſches Buch zu bewundern." Dieſer Hochmuth und dieſe Unredlichkeit mußte die Zürcher gleicher Weiſe erbittern. Dazu kam noch die ſehr einladende Gelegenheit zum Spotte, welche Triller darbot. Es giebt in der deutſchen Literatur nicht leicht einen geiſtloſern, abgeſchmacktern und affectiertern Schriftſteller als dieſen Triller, ſo daß es kaum zu begreifen iſt, wie ſich die Schweizer mit ihm einlaſſen konnten. Allein wenn Haller ihn ſeiner Freundſchaft würdigte, und Gottſched ihn unter die „berühmteſten Dichter" zählte, ſo war für die Zürcheriſche Satyre zu viel Aufforderung, ſolch einen Gefeierten zu züchtigen. Triller gab eben neue äſopiſche Fabeln (1740) heraus und begleitete dieſelben mit einer geharniſchten Vorrede gegen die Schweizer, welche er zwar, auf Erneſti's Zureden, nicht drucken ließ, allein in Abſchriften herumbot. Freunde in Leipzig ermangelten nicht, dieſe Schrift in die Hände der Zürcher zu bringen. Nun gab Bodmer dieſe Schrift, unter dem angenommenen Namen eines Konrektors Erlebach, mit beißenden Anmerkungen verſehen heraus, und zugleich ſchrieb Breitinger eine kurze Vergleichung zwiſchen ſeiner und Gottſcheds Dichtkunſt. Und ſomit kam der vieljährige Streit in vollen Zug. Wenn die Veranlaſſung dazu von Seite der Zürcher eine Art Nothwehr war, ſo kann dagegen nicht geläugnet werden, daß die beiden Freunde zur literariſchen Fehde nur zu bereitwillig waren, indem ſich Bodmer auf ſeinen Witz und Breitinger auf ſeinen zerſetzenden Scharfſinn nicht wenig zu Gute that. Auch iſt es eine bekannte Erfahrung, daß ſchüchterne und zurückgezogene

Menſchen mit der Feder leicht keck, ſtreitluſtig und übermüthig werden. Zudem fühlten ſich die Zürcher als Schweizer, welche in Folge freier und mannigfaltiger bürgerlicher Verhältniſſe einem vielſeitigen Lebensverkehre näher ſtanden, gegen die Leipziger Schulmagiſter zu ſehr im Vortheile, um deren ſchwache Seiten nicht ſcharf aufzufaſſen und bloßzuſtellen. Dazu bot ſich ihnen bald die günſtigſte Gelegenheit dar. Denn Schwabe, Gottſcheds treuer Schildknappe, gab mit dem Jahre 1741 eine neue Zeitſchrift, die „Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes," heraus, welche eine Sammlung origineller deutſcher Geiſtesprodukte ſein ſollte, und in ſofern einen Werth hat, als die erſten Erzeugniſſe der beſſern Leipziger Schule, wie Gellerts, Zachariä's, Elias Schlegels, Spaldings, Käſtners darin niedergelegt waren. Allein die Borniertheit der eigentlichen Herausgeber ſprach ſich ſchon in dem ausdrücklich hervorgehobenen Plane aus, „die Franzoſen (gegen welche dieſe Schrift beſonders gerichtet war) in der Geringſchätzung alles Fremden nachzuahmen;" daher an die Spitze eine Vignette mit einem an der Pfote ſaugenden Bären nebſt dem Motto geſetzt wurde: „Sich ſelbſt genug!" Was demnach von Gottſcheds nächſten Freunden ausging, war über die Maßen blöde, und bald konnten ſie es nicht laſſen, wider den Zweck der Monatſchrift, in derſelben die Kriegsfahne aufzupflanzen, um, im Gefühle ihrer Unfähigkeit, den Gegnern auf wiſſenſchaftlichem Boden Stand zu halten, dieſelben durch Spott zu erniedrigen: und ſo erſchien der „Dichterkrieg", ein langes, proſaiſches Epos, worin Bodmer unter dem Namen Merbod wegen deſſen anmaßender Grobheit und abenteuerlichem Geſchmacke verhöhnt wird. Indem Dreyer in Hamburg oder Schwabe in dieſem Stücke Bodmers Styl nachahmen wollte, wurde er ſo hochtrabend, leer und langweilig, daß er Jedermann mißfiel.

Ehe wir auf die Schritte Bodmers gegen dieſe Kriegserklärung neuer Art eingehen, iſt es der Mühe werth, deſſen Gemüthsſtimmung kennen zu lernen, wie ſich dieſelbe zu dieſer Zeit in den Briefen an Zellweger aufſchließt. Wiederholt hatte Bodmer dem Freunde ſeine Freude über die Werke ausgedrückt, welche er mit Breitinger in den frühern Jahren in aller Stille vorbereitete, und ſeine Hoffnung von der Wirkung derſelben. Allein als nun dieſelben erſchienen waren, ohne einen entſcheidenden Einfluß auf das deutſche Publikum auszuüben und ohne Gottſcheds Anſehen für den Augenblick merklich zu erſchüttern, wurde Bodmer faſt muthlos und er ſchrieb an Zellwegern: „Wir ſehen uns verlaſſen, allein, beinahe verrathen." Unter dieſen

Umständen verlor er auch die Hoffnung, auf dem Wege des Buchhandels Bedeutendes zu wirken und zog sich daher von demselben zurück, „weil er sich nicht gern mit der Krämerei belade.“ Zu eben derselben Zeit lehnte er auch die Aufforderung ab, der deutschen Gesellschaft in Bern beizutreten, „weil solche Gesellschaften leicht zu Faktionen werden und die Sachsen und Niederdeutschen auf den Wahn gerathen möchten, daß wir ihnen diese schweizerische Gesellschaft entgegensetzen wollen.“ Wir sehen daraus, daß Bodmer weit entfernt war, durch Machinationen seinen Gegnern Abbruch zu thun, um so weniger, weil er immerhin den Glauben an den Sieg des guten Geschmackes nicht aufgeben konnte, und daher seinem Freunde die Hoffnung aussprach, daß gleichwie die Reformation des Glaubens in der Schweiz zuerst sich angebahnt, so auch die Vereinigung der Poesie daselbst ihren Anfang nehmen könnte. Er ermunterte sich also von Neuem, um seine Bemühungen in einer regelmäßigen Zeitschrift fortzusetzen, und begann daher die „Sammlung kritischer, poetischer und geistvoller Schriften“ (1741—1744). Gleich die ersten Stücke enthielten eine sehr ruhige, klare und gründliche Nachricht von dem Ursprung und Wachsthum der Kritik bei den Deutschen von Opitz bis auf die neuesten Zeiten, um zu beweisen, daß Bodmer und Breitinger die Kritik unter den Deutschen zuerst wieder hergestellt. Diese übersichtliche und unbefangene Abhandlung ist für die Literaturgeschichte von bleibendem Werthe, und es ist nur zu bedauern, daß er sich aus der würdigen Haltung derselben herausheben ließ. Allein leider kam ihm Gottscheds muthwillige Herausforderung im Dichterkriege zu erwünscht und eröffnete seinem Hang zur Satyre ein zu günstiges Feld, als daß der vielfach Gereizte sich nun länger hätte zurückhalten sollen; und leider gaben Gottsched und seine Parthei dem leicht beweglichen, einmal aufgestachelten Bodmer bald durch ihre Anmaßung, bald durch ihre Tücke und bald durch ihre Unbeholfenheit immer wieder neuen Anlaß, dieselben zu züchtigen und zu zerfleischen. Wenn es aber Bodmers Satyren an Witz und treffender Wahrheit nicht fehlte, so war er doch zu heftig und in der Form zu nachlässig, als daß Unbetheiligte des lang hingezogenen Streites nicht hatten müde werden sollen. Daher kam es auch, daß seine Absicht, in dieser Sammlung für deutsche Schriftsteller eine schönwissenschaftliche Zeitschrift zu gründen, mißlang und er fast allein stand, indem auch Breitinger nur in geringem Maße mitwirkte.

Um indeſſen eine Probe jenes Witzes zu geben, vermittelſt deſſen Bodmer ſeinen Gegner ſo gänzlich beſiegte und für ein Jahrhundert zum Geſpötte machte, mag ein Auszug aus jenem Stücke folgen, welches er dem Dichterkrieg entgegenſtellte, nämlich dem „Complot der herrſchenden Poeten und Kunſtrichter," unter dem Namen Henrich Effinger. Gottſched wälzt ſich ſchlaflos auf ſeinem Bette und klagt der beſorgten Gattin ſeine Noth, wie er bisher in aller Gemächlichkeit gedichtet und der Schrecken ſeiner Feinde geweſen, wie ihm aber jetzt die Schweizer hart auf dem Nacken liegen. „Seine geſchickte Freundin richtete ihn mit troſtvollen Worten auf. Aengſte dich nicht ohne Noth, mein Freund, es iſt noch lange nicht an dem, daß die Deutſchen von den Schweizern werden lernen wollen, wie ſie ſchreiben ſollen. Sie werden es lieber von dir lernen: Sie haben die erſten Eindrücke ſchon von dir empfangen. Deine Art zu denken, deine Verſtandes- und Einbildungskräfte ſtimmen mit ihrer Fähigkeit, mit ihren Gemüthsgaben, am beſten überein. Es iſt keine ſo leichte Sache, ihnen den Kopf in ein anderes Gelenke zu ſetzen. Sie können ſich von dem Ergezen nicht ſo leicht entwöhnen, das ihnen geläufig iſt. Wer hat mehrere und ſtärkere Proben von ihrer Geduld in Händen, als du ſelber in dem Beifall findeſt, den ſie deinen Schriften noch täglich geben; dieſe iſt dir davor gut, daß ſie von den Schweizern noch nicht bekehret worden. — — — Endlich kanſt du dich damit ſtärken, daß deine Ehre an die Ehre ſo vieler anderer Scribenten gebunden iſt. Du kanſt nicht alleine fallen. Dein Fall würde hundert andrer Fall nach ſich ziehen. Und dieſes führet mich auf den Gedanken, daß wohl der beſte Rath ſeyn würde, wenn du die herrſchenden Poeten Deutſchlandes in einen Synodus zuſammenberiefeſt, damit ſie gemeinſchaftlich berathſchlageten, mit was vor Mitteln ſie die neue Dichtkunſt unterdrücken, und den herrſchenden Geſchmack beym Anſehen erhalten wollten." — Gottſched folgte dieſem Rathe und erließ Mahnungsſchreiben an die Häupter der Dichter in den verſchiedenen deutſchen Provinzen. König lud er aus Mißtrauen nicht ein und Brockes kam nicht; dagegen ihrer gegen hundert, begleitet von Buchhändlern, Buchdruckern, Zeitungsſchreibern ꝛc. „Die Dichter ſetzten ſich auf Bänke, aber Schottged nahm ſeinen Sitz auf einer Catheder. Der Anblick ſo vieler großen Männer, des Ausbundes der Geiſter Deutſchlandes, die ihn theils bewunderten, theils fürchteten, hatte ihn mit Stolz und Muth erfüllet; er eröffnete die Urſache dieſer Zuſammenkunft mit folgenden Worten. Niemand unter

euch, herrschende Poeten, wird mir diesen höhern Sitz mißgönnen, der bedenket, daß der föderste Rang mich nur zuföderst stellet, wie die spitzigen Pfeile der Critik, die wir in reinem Deutsch Schmähsucht und Zankluft heißen, von allen Seiten auf mich losgedrückt werden. Ich habe diesen Sitz auch nur darum so dreist eingenommen, damit ich mit meiner Brust die Stiche und Schläge auffienge, die einem andern unerträglicher seyn würden, welcher nicht so gut als ich mit der Unempfindlichkeit, wie mit einem Panzer von dreyfachem Ochsenleder bewapnet wäre. Bisdahin haben wir unsere Schriften nach Regeln verfertiget, welche wir selbst gemacht hatten; unser Gehorsam gegen dieselben war freywillig, wie der Grund, worauf sie gebauet waren, nur unsere Willkür und freyer ungebundener Wille war. Der Maßstab des Schönen und Angenehmen lag in unserer Empfindung, und diese ward von unsern eigenen Affekten und keiner anderer Menschen erwecket. Daran hatten wir unser Vergnügen; wir fanden unser Glück bey uns selbst, und hatten nicht nöthig, es an etwas Fremdes außer uns zu binden. Wir hatten das Lob, den Ruhm, den Beyfall und die Bewunderung in unserer Gewalt, und theilten sie mit freyem Willen denjenigen aus, die uns eben so viel davon zurückgaben. Künftig soll dieses alles aufhören. So scheint es. Denn man will uns eine neue Dichtkunst, neue Regeln dessen, was schön, angenehm, geistreich, neu und wunderbar heißen soll, auferlegen. Nach diesen Gesetzen will man uns richten, in die wir doch niemals gewilligt haben. Man meint sie zwar damit zu behaupten, daß sie aus der Natur des Menschen, und der Dinge hergeholet wären, und daß sie sicher zu dem wahren Endzweck der Poesie führten. Aber was thut es uns, daß sie aus der Natur des Menschen hergeleitet worden, nachdem sie nicht aus unserer Natur hergenommen sind? Und daß dieses nicht sey, giebt uns unsere Abneigung dagegen, genugsam zu verstehen. Für den Endzweck der Poesie sind uns unsere Regeln auch gut genug; maßen wir aus der Erfahrung wissen, daß unsere Leser sich an denen Schönheiten, die ihren Ursprung unserm freyen Willen zu danken haben, belustigen, daß sie in unsern Gedichten finden, was sie darinnen suchen; daher wir zu gleicher Zeit auch unsere Absicht dabey erreichen, allermaßen sie uns für Lieder, Häuser und Güter, Aemter und Weiber, geben. Das sind die Sachen, die izo auf dem Spiele stehen, und es ist um dieselben geschehen, wenn wir die Herrschaft verlieren, wenn wir uns des willkürlichen Urtheiles von dem, was Geschmack sei, berauben lassen; wir müssen dann den Beyfall, den

wir bisdahin unter uns getheilt hatten, bey andern ſuchen, welche nicht geneigt ſind, uns denſelben zu geben, oder doch den theuren Preis darauf ſetzen, daß wir ihn durch die Beobachtung ihrer ſchweren und uns unerträglichen Regeln gewinnen müſſen. Können wir dieſes nicht, ſo werden ſie uns durch ihre critiſchen Ausſprüche, alle Schönheit, allen Witz abſprechen. So viel Witzes, Geiſtes, Geſchmackes ſie dann uns wegnehmen, eben ſo viel muß ihnen als ein Erb von uns zufallen. Ich kenne euch beſſer als daß ich fürchten ſollte, ihr würdet euern ungelenkigen Geiſt unter dem Joche der Critik biegen können; euer Eifer für den herrſchenden Geſchmack, der vielmehr unter euerer, als ihr unter ſeiner Herrſchaft ſtehet, geſtattet es euch nicht: Und ihr habet noch Muthes genug, die Hoheit deſſelben mit des Feindes oder euerer eigenen Schande zu verſiegeln. Unſere Gegner ſind voll Haſſes und Stolzes; ſie geben und verlangen kein Quartier. Ihr ſehet und empfindet, wie übel ſie uns ſchon zugerichtet haben. — — — Das Glück, das ihnen ein wenig günſtig geweſen, hat ſie unverſöhnlich gemacht, Freund und Feind gelten ihnen gleich, ſie ſchonen weder Lebendige noch Todte. Niemand iſt ausgedungen. Welcher von uns ſieht ſeinen Nahmen in ihren beißenden Regiſtern; wer iſt ohne ein paar Ohrfeigen davon gekommen? In dieſer anwachſenden Gefahr laſſet uns vor allen Dingen unſren abſonderlichen kleinen Fehden, womit wir nur uns ſelber durch innerliche Zertheilungen ſchwächen, einen Anſtand geben, laſſet es Frieden und Einigkeit unter uns ſein, damit wir uns den verderblichen Anſchlägen unſrer gemeinen Feinde mit gemeinſchaftlichem Rath und vereinigter Macht wiederſezen. Wir wollen Lob und Tadel, Ehre und Schande, Schönheiten und Fehler, mit einander gemein haben. Eines Ruhm ſoll Aller Ruhm, eines Schmach Aller Schmach ſein. Wenn einer getroffen wird, ſollen Alle ſchreyen, Alle ſollen den Streich empfinden, und rächen. Hierzu wollen wir uns erſtlich mit feyerlichen Ceremonien verbinden, hernach wollen wir Rath halten, mit was vor Mitteln wir dem Feinde am meiſten Abbruch thun, wie wir ihn unterdrücken, und die mit uns gebohrene Freyheit ungetadelt nach unſerm Kopfe zu ſchreiben behaupten wollen. — Darauf ſchwuren ſie bei den furchtbaren Nahmen Moraths, Skelpos und Kirchneus (Amthor, Poſtel, Neukirch), daß ſie ihren Geſchmack, der allein untrüglich urtheilete, um keinen Erweis, um keine Vernunftſchlüſſe, auch um keine Spötterey der ſatyriſchen Critik ändern wollten. Bei der Anfrage trat Hekenei (Heineke) auf und ſchlug vor, die Schweizer mit Vergeſſenheit zu bedecken. Auch Tirller (Triller)

will, daß dieſelben keine Widerlegung verdienen. Allein der muthige Jüngling Waſchbe (Schwabe) findet, ſie haben ſelbſt ſchon zu laut geſchrien und den Mund zu weit aufgethan; er ſchlägt vor, die Schweizer auf alle mögliche Weiſe zum Gelächter zu machen. Worauf Schottged antwortet, daß ſchon alles von ſeinem erſchaffenden Wize erfunden ſey, um ihre Gegner mit Schande zu bedecken, und legt ſeine Entwürfe zu ihrer Vernichtung vor. Werzaſch (Schwarze) findet noch nicht genug, ſondern will, daß man die Grundſätze der Schweizer auf den Kopf ſtelle, und das wolle er übernehmen. Seine Rede wurde durch das Beyfallsgetümmel bedeckt, und ſie beglückwünſchten einander über den künftigen Untergang der Schweizer. Da erhob ſich eine Dunſtgeſtalt, der herrſchende Geſchmack, und rieth ihnen, höflich zu ſein und den Gegnern den Geiſt des Widerſpruchs vorzuwerfen; ihre Gedanken mit ungeheuren Vorſtellungen zu verſpotten; und ſich der Critik zu bemeiſtern. Trunken giengen die Dichter aus einander."

Dieſe wenn nicht ſehr geiſtreiche, doch bezeichnende und dramatiſch gehaltene Ironie wurde gut aufgenommen und brachte die Lächer auf Bodmers Seite. Dadurch fühlte ſich dieſer ermuntert in der genannten Zeitſchrift unter dem Titel „Echo des deutſchen Witzes" mit ſeiner ſatyriſchen Kritik fortzufahren, wobei er ſich unter Anderm namentlich bemüht, das Recht und die Würde der Kritik gegen den Vorwurf der Grobheit und Ungerechtigkeit darzuthun. „Ich habe mich beredet, daß die Critik niemals unhöflich und unbeſcheiden ſeyn könne, ſo lange ſie gerecht iſt. Die Kritik muß ihre Abſicht von dem äußerlichen Range, Anſehen und Credit, und andern dergleichen Vorzügen gänzlich abkehren, ſie muß nur auf das innerliche Vermögen des Geiſtes, Verſtandes und Witzes ſehen, und ihre Beurtheilung auf die Wahrheit gründen. Geiſt, Verſtand und Witz aber ſind nicht an einen gewiſſen Rang oder an gewiſſe Aemter in der Welt gebunden; ſie werden nicht angeerbt, ſie können nicht mit Geld erkauft, noch wie Titel und Ehrenſtellen verliehen oder verpachtet werden. Es iſt keiner gezwungen, ſeinen Geiſt und Verſtand durch öffentliche Schriften auf die Probe zu ſetzen, und es kann einer ein ehrlicher und nützlicher Patriot, ein kluger Staatsmann, ein erfahrener Arzt, und doch daneben ein ſchlechter Reimheld, ein matter Dichter, ein elender Scribent ſeyn, gleichwie es hingegen nicht unmöglich iſt, daß einer bey einem ſchlechten äußerlichen Credit und Anſehen, ein geiſtreicher Poet, Redner oder Schriftſteller ſeyn kann. Aber wenn einer ſich durch offene Schriften freywillig zum Lehrer des

menschlichen Geschlechtes aufwirft, und den Nahmen eines geistreichen Schriftverfassers affectiert, so muß er von der gerechten Critik erwarten, daß sie ihm den verdienten Rang unter den Scribenten anweise." Eine solche Sprache war damals neu und kühn und Bodmer durfte sich auf sein Vaterland etwas zu Gute thun, welches ihm solche Freiheit gewährte. Nun erlebte Bodmer bald die Freude, daß der scharfsinnige Liskow*) und der boshafte Rost sich öffentlich gegen Gottsched erklärten, und nahm es nicht allzu genau, wenn Letzterer, abenteurend und leichtfertig, sich bald veranlaßt sah, um ein Unterkommen in der Schweiz nachzusuchen**). — Doch ein noch weit willkommnener Fund für Bodmern war die Annäherung und bald enge Freundschaft mit den beiden jungen Hallensern, Pyra und Lange, deren Erster den Erweis schrieb, daß die „Gottschedianische Sekte den Geschmack verderbe." Diese beiden waren die Stifter der Anakreontischen Schule, welche als Dichter den Reim verließen und jenen Odenton anstimmten, der Langen theilweise in einer würdigen und warmen Sprache nicht übel gelang, daher ihn Bodmer in seiner Ode an Philokles zum Muster nahm. Von ganzem

*) In der Vorrede zu Heineckens verdeutschtem Longin findet sich folgende Stelle Liskows: „Nach der Meinung dieser Herren ist Breitinger nichts gegen Gottsched. Man darf sich darüber nicht verwundern: denn ihren Gottsched verstehen sie. Sie können ihn lesen, ohne dabei zu denken. Seine Regeln sind leicht, und die Beispiele, die er giebt, von der Art, daß auch der ärgste Stümper nicht verzagen darf. Breitinger hingegen ist ihnen zu hoch. Wenn sie ihn lesen, so müssen sie nachdenken, und wenn sie nachgedacht haben, so machen sie doch keine andere Entdeckung, als die traurige, daß sie und sogar ihr Meister nimmer Poeten gewesen sind, noch werden können."

**) Das Bild, welches Bodmer in der „Drollingerschen Muse" von Rost entwirft, gehört zu den besten Skizzen desselben.

Ein Schäfer, jung an Jahren,
An Witz und Listen alt, an Schalkheit wohlerfahren,
Der in der Schönen Herz verwegne Blicke schickt,
In finstre Gründe dringt, und was er da erblickt,
Durch eine Busch verbirgt, woran die Blätter weichen,
Und einen vollen Blick dem kühnen Auge reichen.
In seinen Versen strömt der Jugend frisches Blut,
Und jede Zeile brennt in unbewachter Glut.
Ihr spröden Schönen flieht, flieht zarte Schäferinnen,
Sonst wird euch diese Glut in Mark und Adern rinnen.
Ein Satyr kömmt mit ihm, der eine Geißel trägt,
Womit er peitschend spielt, und lachend Wunden schlägt.
Der Dummheit Patriarch hat seine Streich' empfunden,
Doch, statt des Blutes, floß nur Schande von den Wunden.

Herzen stimmte damals noch Bodmer der schwärmerischen Freundschafts- und Liebespoesie der beiden Jünglinge bei, daher er nach Pyra's Tode derselben Lieder herausggab (1745), zu derselben Zeit, als er sogar die von Opitz selbst unterdrückten freien erotischen Lieder wieder ans Licht hervorziehen zu sollen glaubte. Die Wuth, mit der die Gottschedianer den armen Pyra noch im Tode verfolgten, schlug sehr zu ihrem Nachtheil aus; weßhalb Bodmer der getrosten Hoffnung lebte, daß es mit Gottsched nun so viel als aus sei. Daher ließ er diesen im „Strukaras oder die Bekehrung" ein Sündenbekenntniß ablegen, worin derselbe urkundlich Punkt für Punkt seine bekannten Mängel und Verstöße gegen den Geschmack und die Poesie aufführt, der Nation Abbitte thut und dem Schreiben und Dichten für immer absagt. Dagegen wird er Buchbinder und bindet nur Schriften gegen seine eigenen Werke, was ihn ganz vergnügt macht.

10. Bodmers Sieg.

Wenn in der Sammlung der kritischen Schriften der Zürcher der Streit mit Gottsched einen unverhältnißmäßig großen Raum einnimmt, so begegnet man doch wieder andern Arbeiten, in welchen Bodmer neu und bahnbrechend war. Namentlich findet sich eine Abhandlung, „Von den vortrefflichen Umständen für die Poesie unter den Kaisern aus dem schwäbischen Hause" (1742), welche die erste Nachricht und Empfehlung der Minnesänger und zugleich eine einsichtsvolle Charakteristik jener Zeit und ihrer Poesie enthält. Als Fortsetzung dazu kann betrachtet werden die fernere Abhandlung „Von der Poesie des fünfzehnten Jahrhunderts", worin er vorzüglich Sebastian Brand und Fischart hervorhebt, und diejenige „Von dem Zustande der deutschen Poesie bei Ankunft des Mart. Opitz." Freilich muß man gestehen, daß auch hier keinerlei ausgebildete und durchgeführte Ansichten sich vorfinden, sondern daß Bodmer nur im Umsehen einige Blicke thut und einige Gedanken hinwirft, welche so lose und unfertig gedacht als geschrieben sind. Was dagegen von schönwissenschaftlichen Versuchen vorkommt, ist mit wenigen Ausnahmen kläglich und ein nicht zu verkennender Beweis, daß die Zürcherische Kritik lange für die nächste Umgebung von geringer Wirkung blieb. Daher klagt auch Bodmer seinem Freunde Zellweger, daß ihm seine Satyren Verdruß machen, und daß die Mehrheit in Zürich dieselben mißbillige. Denn der praktische, nach schnellen Resultaten

ſtrebende Sinn der Schweizer wendet ſich von jedem hartnäckigen literariſchen Gezänke bald mit Mißmuth ab. Bodmer fand daher gerathen, die Zeitſchrift mit 1744 zu ſchließen, indem Gottſched nun genug gezüchtigt ſei; während er dagegen ſeinem Freunde geſtehen mußte, Gottſched ſei in den Augen der Menge faſt Sieger*). In dieſem Gefühle führte daher auch Gottſched eine neue Auflage ſeiner Dichtkunſt mit dem Jubel ein: „Und meine Dichtkunſt lebet noch; ſie lebet, ſag ich!“ Zudem hatte Gottſched das Vergnügen, zwei Briefe aus der Schweiz mittheilen zu können, in deren einem die Grobheit und Anmaßung der Zürcher gerügt, und im andern die Theilnahmloſigkeit der Schweiz an dem Kriege gegen die deutſche Nation verſichert ward. Ueberdieß fügte er ferner hinzu, daß wer Breitingers Dichtkunſt in der Abſicht kaufen wollte, um Gedichte machen zu lernen, der werde ſein Geld zu ſpät bereuen, zumal dieſelbe doppelt ſo ſtark und folglich doppelt ſo theuer ſei als die ſeinige: was Leſſing**) einen unverſchämten Kniff nannte. Allein in unempfindlicher Keckheit begnügte ſich Gottſched mit ſolchen Künſten. Als daher der Philoſoph Meier in Halle zur Vertheidigung ſeines Lehrers Baumgarten die Urſachen des verdorbenen Geſchmackes der Deutſchen unterſuchte und eine derſelben in Gottſcheds Dichtkunſt finden wollte, bekümmerte ſich Gottſched um Meier eben ſo wenig als um Bodmer, lobte die glatten, fließenden Verſe ſeiner Dichter und die Deutlichkeit der Proſaiſten ſeiner Schule nach wie vor, und war zufrieden, daß immer noch ein großes Publikum ſeine Zeit- und Schulſchriften kaufte. Unterdeſſen war es für die Gottſchedianer ein großer Aerger, daß all ihrem Geſchrei zum Trotz Hallers Gedichte die ihrigen weit überflügelten; daher rückten ſie immer unverholener gegen dieſelben zu Felde und ſpotteten über ihre dunkeln Gedanken und ihre ſchweizeriſch-ſolöciſmiſchen Ausdrücke. Wie hätten die Zürcher ſchweigen ſollen, da ſie

*) Es hat ſich die irrige Angabe verbreitet, als ob Wieland aus den kritiſchen Streitſchriften der Zürcher eine Auswahl getroffen und herausgegeben. Indem man daher die Sammlung der zufälligen Stücke einer Zeitſchrift in ihrem ungeordneten Gemiſche als eine gefliſſentliche Auswahl des Beſten aus derſelben betrachten zu müſſen glaubte, konnte das Urtheil nicht anders als ungünſtig ausfallen. Allein dieſe vermeintliche ſpätere Ausgabe war nichts als eine Aufwärmung der liegen gebliebenen Exemplare, von Bodmern ſelbſt eingeleitet.

**) Noch im Jahre 1755 nahm Leſſing in ſo weit Parthei gegen Gottſched für die Schweizer, daß er ſich auf die Verwendung von Geßner und Gleim zur Herausgabe der „Ankündigung einer Duncias für die Deutſchen“ brauchen ließ, daher Gottſched dieſelbe mit aller Gewalt auf Leſſings Rechnung ſetzte.

mit ihrem großen Landsmanne ſich ſelbſt und ihre Grundſätze ſiegreich vertheidigen konnten? Daher tritt auch Breitinger wieder hervor mit ſeiner „Vertheidigung der Halleriſchen Muſe“ (1744), durch den Drang der Umſtände, durch die Macht der Ueberzeugung getrieben, indem er ſich eingangs alſo ausſpricht: „Man kann es dermahlen der Wahrheit nicht füglich überlaſſen, den Irrthum durch die Stärke ihres eigenen Lichts zu beſiegen. Sie hat zwar eine unüberwindliche Gewalt über die Menſchen, wenn ſie von ihnen erkannt wird: aber der Irrthum weiß ſich ſo geſchickt in ihre Geſtalt zu verwandeln, daß man ihn leicht für die Wahrheit anſieht und ehret. Ueberdem begünſtigt die Kurzſichtigkeit der Leute dieſe Täuſchung nur zu ſehr. Daher muß man ihm die Larve von dem Geſichte reißen und ihn in ſeiner eigenen Farbe zeigen, damit er Abſcheu erwecke, — eine Abſicht, die ſich ohne Mühe und Kampf nicht erreichen läßt.“ — Beide Freunde vereint gaben ferner die „Critiſchen Betrachtungen über die deutſche Schaubühne“ (1743) heraus, da Gottſched und ſeine Frau nebſt ihren Nachtretern in ihrer „Deutſchen Schaubühne nach den Regeln der Alten“ in unerſchöpflicher Fabrikation theils eigener, theils überſetzter Stücke nicht müde wurden, und Gottſched meinte namentlich in ſeinem ſterbenden Cato ein deutſches Original- und Muſterſtück geliefert zu haben. Die Zürcher wieſen nun ſchlagend nach, wie dieſes Stück in dem, was es Gutes enthalte, nur aus Stellen der frühern dramatiſchen Bearbeiter dieſes Gegenſtandes, Addiſon und Deschamps, zuſammengeflickt ſei, wie aber das Eigenthümliche darin der Geſchichte und der Menſchennatur widerſtreite. Nicht weniger überzeugend thaten dieſe genauen Kenner der Alten die Unfähigkeit Gottſcheds dar, das Trauerſpiel der Alten zu verſtehen und zu überſetzen. Auf dieſes hin ſchickte Elias Schlegel, der einzige vorzügliche Dramatiker unter Gottſcheds Mitarbeitern, der erſte, welcher in ſeinen Stücken deutſches Weſen und deutſchen Charakter hervorhob, Bodmern ſeine Schauſpiele zur Beurtheilung zu, obgleich er ſich noch Gottſcheds Freund nannte; worauf ſich mit ihm und ſeinem Bruder Adolf, dem Vater der berühmten Romantiker, ein freundſchaftlicher Verkehr entſpann, der bis zum Tode dauerte. Noch früher trat auch Hagedorn, der feine, fröhliche Weltmann, deſſen Bedeutſamkeit Bodmer ſchon beim erſten Erſcheinen ſeiner Gedichte erkannt hatte, mit dieſem in ein näheres Verhältniß, freilich, wie die Schlegel, ohne an dem Streite Theil zu nehmen, ſondern bisweilen zur Milde mahnend. Allein Hagedorn

ehrte Bodmers vielseitige Kenntnisse und wurde von ihm näher in die italienische Literatur eingeführt, so wie er Bodmern von den Engländern Kunde gab. Noch enger verband sich Bodmer zu gleicher Zeit mit dem heitern Gleim, dessen von Liebe überfließender Mund den gemessenen Schweizer damals noch um so weniger störte, weil Gleim bisweilen seinen Witz gegen Gottsched spielen ließ: daher Bodmer mit ihm bisweilen nur darum schmollte, weil er denselben nicht zu größerer Schärfe aufstacheln konnte. Während diese deutschen Freunde Bodmers Kämpfen aus der Ferne zusahen und bisweilen ihr glimpfliches Bedenken einmischten, ließ es auch Zellweger nicht fehlen, mitten unter den Verherrlichungen seines Freundes, bald Ernst, bald Scherz anzuwenden, um denselben in seinem Eifer zu mäßigen; als aber Alles nicht fruchten wollte, rückte er endlich einmal als derber Alpensohn heraus, daß ein Bauer oder ein Kuhhirt dem Menschengeschlechte wahrhaftig nützlicher sei als ein Kritiker. Allein wenn auch Bodmer sich bisweilen einige Zeit zurückhalten ließ, so brachte ihn jedoch jene Bethätigung der Gegner wieder in Harnisch, und so sehen wir den unruhigen Mann immer wieder im Kampfe mit einem Feinde, den er so oft vernichtet zu haben behauptete. Allein diese verschiedenen Angriffe, welche alle sich in einer oft schwerfälligen Satyre bewegen, bieten zu wenig Abwechslung dar, als daß dieselben einzeln genannt zu werden brauchten*).

Neben den Bodmerschen Streitschriften und nach dem Schlusse der Sammlung der kritischen Schriften bildete sich in Zürich eine längst vergessene, aber für die damaligen Zeiten sehr beachtenswerthe literarische Zeitschrift, nämlich die „Freymüthigen Nachrichten"**), welche von 1744 bis 1763 erschienen. Es konnte nicht fehlen, daß auch hier die beiden berühmten Zürcher mitwirken mußten, wenn das Unternehmen gelingen sollte, und wirklich nehmen Bodmers Artikel über deutsche Sprache und Literatur darin die eigenthümlichste Stellung ein. Diese Zeitschrift zog, mit Ausschluß der speciellen Fachwissenschaften (Theologie und Philologie z. B., worin sonst in Zürich Namhaftes geleistet wurde, fanden nur in so fern eine einläßliche Behandlung, als die dahin einschlagenden Werke von allgemeinem Interesse waren), alles das-

*) Diese Schriften finden sich einzeln in Jördens Lexikon Deutscher Dichter und Prosaisten unter Bodmer, und im 8. Bande der Charaktere der vornehmsten Dichter von Manso aufgeführt.

**) Freymüthige Nachrichten von neuen Büchern und andern zur Gelehrtheit gehörigen Sachen, 1744—63. Zürich, Heidegger und Co.

jenige in ihren Kreis, was den Mann von Bildung im Allgemeinen anſprechen konnte, daher wurden nicht nur die ſchönwiſſenſchaftlichen Schriften Deutſchlands, ſondern auch alle bedeutenden Erſcheinungen der Franzoſen, Italiener und Engländer, ferner Philoſophie und Naturwiſſenſchaft beſprochen, und zwar meiſtentheils mit Vielſeitigkeit und Gründlichkeit: was für die Bildung und die geiſtige Bedeutſamkeit Zürichs in jener Zeit ein ſehr günſtiges Zeugniß an den Tag giebt. Während die meiſterhaften Einleitungen der erſten Jahrgänge von Breitinger verfaßt ſind, beklagt ſich ſonſt Bodmer über deſſen geringe Mitwirkung. In den folgenden Jahrgängen ſtand vorzüglich der Buchhändler Sal. Wolf der Redaction vor. Urſprünglich war die Zeitſchrift für die Schweiz beſtimmt, in der Vorausſetzung, daß, „da ſich in den reformierten Kantonen etwa tauſend Gelehrte annehmen laſſen, man den Abſatz für die Schweiz auf 200—300 Exemplare berechnet habe.“ Allein beim Schluſſe des erſten Jahrganges vernehmen wir, daß die Herausgeber ſich in dieſer Erwartung getäuſcht, und daß dagegen der Fortbeſtand des Unternehmens durch die von Deutſchland her kommende Aufmerkſamkeit geſichert ward. Der ganzen Haltung nach erſieht man, daß die Zeitſchrift allmählig die höher geſtellte, gebildete Welt in Anſpruch genommen haben und alſo auf dieſe berechnet geweſen ſein muß. Daß übrigens das Ganze gar nicht nur Bodmers Anſichten und Beſtrebungen ſich bequemte, geht daraus hervor, daß die ſpätern Jahrgänge bisweilen Artikel lieferten, welche mit den ſeinigen, mehrmals über denſelben Gegenſtand, in mehr oder weniger entſchiedenem Widerſpruche ſtehen. Indeſſen finden ſich manche Artikel von Bodmer, welche zu ſeinen beſten kritiſchen Arbeiten gehören und ſowohl ſeiner Gründlichkeit als ſeinem Scharfſinne Ehre machen*). Die Freimüthigen Nachrichten geben unter Anderm eine ſehr günſtige Probe von Bodmers richtigem Urtheile und ſeiner Wahrheitsliebe in Betreff der „Bremiſchen Neuen Beyträge“ (1745—49). Dieſe gingen von ehmaligen Schülern und Mitarbeitern Gottſcheds aus, welche, unzufrieden mit den Beluſtigungen der Gottſchedianer, die ſo manche lahme Streitſchrift und ſchlechte Verſe lieferten, eine beſondere Monatſchrift gründeten und frei von Streit und Partheiweſen, nach Hagedorns

*) Ein Theil derſelben wurde nachher im Archiv der ſchweizeriſchen Kritik, 1. Bändchen, 1768, geſammelt; indeſſen nicht gerade das Beſte, weil nur die Abhandlungen über das Epos herauskamen, dann aber das Werk nicht fortgeſetzt werden konnte.

Vorbild, ſtrenge Kritik üben, ſich über das Mittelmäßige erheben und für Freundſchaft und Tugend begeiſtern wollten. Gärtner, Cramer, die Schlegel, Rabener, Ebert, Zacharia, Gellert, Schmidt und endlich Klopſtock bildeten den ſchönen Bund. Bodmer, der durch Hagedorn mit dieſen vielverſprechenden Jünglingen in Bekanntſchaft kam, war freilich etwas ungehalten, daß ſie von ihm ſchwiegen, als wäre er nicht vorhanden, daher er ſich unter der Hand eine kleine Demonſtration nicht verſagen konnte; allein die Freimüthigen Beiträge gaben bald ſein Intereſſe und ſeine Anerkennung in Betreff dieſer neuen Erſcheinung kund, denn er fühlte ſogleich, wie ſich dieſe Schriftſteller frei über Gottſched weghoben, und er berichtet daher an ſeine Freunde in Halle: „Der gute Geſchmack ſteht doch in Leipzig in guten Händen .... Wir müſſen jedermann, der es gut meint, und aufrichtig handelt, Recht wiederfahren laſſen.“ Wiederum hatte er die Befriedigung, daß einzelne dieſer aufſtrebenden Geiſter, wie Gellert und Rabener, ſich ihm freundlich zuwendeten, und das Gedicht über die „Vortrefflichkeit der Dichter, die ſchwer zu leſen ſind,“ war offenbar eine Erklärung zu Gunſten der Schweizer. Denn es findet ſich darin folgende Stelle:

Wo iſt des Sprachrechts Sitz? Wes Beiſpiel ſoll man wählen?
Der Sachſe kann ſo oft, als ſelbſt der Schweizer fehlen.
Wenn niemand klagen kann: ſo iſt die Mundart frey,
Ein ungewohnter Ton iſt keine Barbarey*).

So war es Bodmern in der Mitte der vierziger Jahre gelungen, daß er die beſten Köpfe Deutſchlands zu Freunden gewonnen hatte, ungeachtet ſie ſeine literariſche Streitſucht mißbilligten. Allein dieſelben ehrten dabei ſeine Kenntniſſe, ſeine Geſinnung und ſeinen Muth. Denn ſo gering die unmittelbaren Ergebniſſe des Streites angeſchlagen werden mögen, da die Theorie der Zürcher zunächſt keine poetiſchen Werke in Deutſchland hervorrief, ſo fühlten ſie doch dankbar die würdige Stellung, welche von Zürich aus für die Dichtung und den Dichter vorbereitet wurde. Vorher hatte Deutſchland lange Zeit nur zwei Klaſſen von Dichtern geſehen, nämlich Hofpoeten und Schulpoeten: jene, an die Stelle des abgedankten Hofnarren tretend, in ſteifem Ceremoniel und lähmender Unterwürfigkeit verkommend; dieſe auf dürren Gemeinplätzen ſich herumtreibend und ſeelenloſe Schulſtücke zuſammenflickend: beide

*) Neue Beyträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes. Jahrg. 1746. S. 106.

um Gunſt und Brod ſingend. Beide hatten die deutſche Poeſie zum nichtsnutzigen Zeitvertreib herabgewürdigt und den gebildeten Weltleuten zum Spott und Ekel gemacht; beide hatten die Poeſie zum handwerksmäßigen Gewerbe erniedrigt und dieſelbe durch zunftmäßige Geſellſchaften und deren literariſche Organe eingezwängt; beide hatten derſelben die nationale Kraft und Selbſtändigkeit und den freien Adel geraubt; beide hatten die Sprache durch nüchterne Abglättung abgeſchwächt und durch die Verbannung der alten Kraft ſowohl als des Volkstons verdünnt und verarmt; beide hatten ihr alle Macht auf Leben und Gemüth entzogen und ſie um jenen veredelnden Einfluß auf das Volksleben gebracht. Dieſes Verderben jedes guten Geſchmacks war durch die damaligen Hof-, Gelehrten- und Schulverhältniſſe ſo feſtgebannt, jedes Beikommen ſo ſchwer, daß es eines ſeltenen Muthes und einer rückſichtsloſen Beharrlichkeit bedurfte, um dieſes Netz, das den deutſchen Geiſt umſtrickt hielt, zu zerreißen. In Deutſchland fand ſich damals nicht leicht der geeignete Mann. Am Fuße der Alpen ſollte derſelbe erſtehen, durch Haus und Heimat für jede Art von Freiheit begeiſtert und doch wieder in der Schule ſtrenger Zucht und Ehrbarkeit erzogen; ihm gab ſein freies Land den Muth rückſichtsloſer Wahrhaftigkeit und die Willenskraft für eine den Altvordern ähnliche Streitbarkeit gegen die Feinde geiſtiger Freiheit. Erfüllt nicht nur vom Buchſtaben, ſondern vom Leben und Hochgefühl der Griechen und Römer, und noch mehr gehoben von der Majeſtät der heiligen Schriften, hatte er einen Sinn für das Große, Erhabene und Schöne. Frühe Neigung zum Alterthum ſeines Volkes hatte ihn zu deſſen Sprache und Sitten mit Liebe hingezogen, er forſchte emſig nach deſſen glänzenden Zeiten und ſchöpfte daraus die Hoffnung auf das neue Wiedererwachen eines urkräftigen Geiſtes. Die Dichter ſollten ihm die Herolde der Nation ſein, die Lehrer der Fürſten und Völker, durch Freundſchaft und Begeiſterung für Tugend eng und ſtark verbunden. Mit jugendlicher Friſche glaubte er an die Zukunft der deutſchen Nation: er unterdeſſen wollte den Weg bahnen für die künftig ſich erhebenden Geiſter. Er lauſchte daher achtſam auf jeden Klang, um denſelben als eine Stimme der neuen Zeit zu begrüßen: mit feinem Sinne wog er jede jugendliche Kraft und ſuchte dieſelbe an ſich heranzuziehen und zu heben. Wenn auch anſpruchvoll und ruhmbegierig, behielt er doch feſt ein höheres Ziel im Auge. Im Gefühl, für eine große Wahrheit, für den Ruhm des deutſchen Geiſtes zu kämpfen, ließ er ſich weder irre machen, noch ermüden: er

blieb einer einmal ergriffenen Lebensaufgabe treu. Die niedrige Gesinnung seiner Gegner ließ ihn ihre Gelehrsamkeit, ihre praktischen Verdienste vergessen. Dieser charaktervolle Muth, die sittliche Würde und die gesellschaftliche Selbständigkeit, welche er für den Dichter in Anspruch nahm, war es, welche die bessern Schriftsteller Deutschlands, die selbständigen Köpfe, die Leben und Dichtung mit freiem Blicke überschauten und über die alte Pedanterei sich erhoben, auf seine Seite brachten und ihm deren Anerkennung und Verehrung gewannen. Diese wußten, was es auf sich hatte, das Richteramt über die Literatur dem an Ort, Würden und Personen gebundenen Richterstuhle zu entziehen: in Ehrung der sittlichen und wissenschaftlichen Thatkraft, welche das literarische Zunftwesen aufgehoben, gönnten sie daher dem unerschrockenen Kämpfer gerne den Titel des Wiederherstellers der deutschen Literatur. Es ist wirklich sehr zu beachten, daß sämmtliche deutsche Freunde Bodmers keine Professionsgelehrte waren, sondern als unabhängige Männer oder als Geschäftsleute sich den schönen Wissenschaften widmeten. Zu dieser Klasse gehörten auch die frühern Dichter, welchen er seine besondere Aufmerksamkeit schenkte und die er durch genaue Ausgaben bei den Freunden deutscher Dichtung wieder auffrischen wollte. Es war also nicht zufällig, daß er gerade die Dichtungen zweier Diplomaten und Zöglinge der großen Welt, nämlich des von Canitz und Wernike herausgab; besonders findet er in letzterm „bey einem mächtigen Witze eine sehr feine und tiefe Einsicht in das menschliche Herz und die Sitten, und beynahe die erste deutsche Kritik." Beide Zürcher wollten vor Allem Opitz durch eine neue kritische Ausgabe ehren, welche sie ganz so wie die alten Klassiker behandelten. Allein auch in dieser Arbeit wurden sie durch die leichtfertige Fabrikation der Gottschedianer durchkreuzt. Lessing bemerkt daher darüber Folgendes: „Daß die vortreffliche schweizerische Ausgabe des Opitz durch die Dazwischenkunft der elenden Trillerschen ins Stocken gerathen, ist ein wahrer Verlust für die deutsche Literatur." Diesem ersten Bande des Opitz wurde zugleich der H. Anno beigefügt, das erste von den Zürchern herausgegebene altdeutsche Gedicht, welches denn sofort von Triller auf die ungereimteste Weise lächerlich gemacht werden wollte.

Um die Mitte der vierziger Jahre hatte Bodmer ferner die Befriedigung, die Diskurse der Maler unter dem Titel: „Maler der Sitten" (1746), von Neuem herauszugeben, wobei er indessen das Werk in eine neue Form goß, manche frühere Aufsätze ganz verwarf und eine

nicht geringe Zahl neuer hinzufügte. Die bedeutendste der neuen Arbeiten mag diejenige sein, welche unter dem Titel: „Klagen über die sächsischen Kunstrichter," das Recht verficht, in der Schreibart die schweizerische Nationalität nicht zu verläugnen. Unter Anderm heißt es: „Die Frechheit dieser Sprachverderber ist so groß, daß wir in dreißig Jahren, wofern niemand ihrem Unternehmen Einhalt thut, eine von den abgeschmacktesten Sprachen haben werden. Alles geht darauf los, sie matt, nervenlos, weitläufig, unbestimmt, zu machen; wozu ich noch setze, hart und unbiegsam. Man giebt die Regel, daß die fremden Wörter ausgemustert werden sollen; sie auf eine abergläubige Art in Obacht nehmen, nennt man geschickt schreiben; damit verfällt man auf Umschreibungen, auf übelpassende Ausdrücke, auf Verwechselung der Wörter, auf andere schädliche Mittel mehr, nur damit man dieser unumschränkten Regel ein Genügen thue. Man machet neue, theils zusammengesetzte, theils abgeleitete Wörter, welches ich gewissermaßen lobe; aber niemand betrachtet zuvor, ob diese Wörter geschickt und bequem seyen, ob sie tonreich, biegsam, kurtz seyen; welches doch Eigenschaften sind, ohne welche ein solches Wort zu nichts dienen kann, als die Sprache zu verstellen; denn was nicht gelenke, tönend, kurtz ist, das ist zum Gebrauche nichts nütze." Dann wird dargethan, wie die alleinige Herrschaft des meißnischen Dialektes, mit Ausschluß der Benutzung der übrigen Mundarten, Armuth in die Schriftsprache bringen müsse, und wie die schweizerische Aussprache eine eigenthümliche Fülle von Lauten enthalte und namentlich der Rechtschreibung sehr zu statten komme. „Ich füge nur noch dieses hinzu, daß die Schweitzer und alle die deutschen Völcker, welche sich der meißnischen Mundart unterwürfig machen, zu gleicher Zeit sich der Hoffnung begeben müssen, daß sie jemahls die Schreibart erwischen werden, welche man in Frankreich die naise nennt. Denn wie wird derjenige naif, das ist, in der Sprache der Empfindungen schreiben können, der das Sächsische, so wie etwann das Lateinische aus den Büchern erlernen muß? — Man kan nicht sagen, daß die deutsche Sprache in Deutschland, oder nur in einigen Provinzen Deutschlands allgemein sey; denn wie kan sie da allgemein seyn, wo unter den verschiedenen Ständen und Classen der Einwohner keine Gemeinschaft ist; wo der hohe Adel nichts mit dem geringern, der geringere nichts mit dem neuern, dieser nichts mit den Bürgern, die Bürger mit den Bauern nichts gemeinschaftliches haben, wo einer den andern ausschließet, vermeidet, wo jeder einen Stand für sich ausmacht, und in seinem Kreise

bleibt. Wie kan unter ihnen die Sprache cirkulieren, wie können die Wörter und Redensarten der einen zu den andern überkommen, und von ihnen genutzet werden? Muß nicht die schweitzerische Sprache, wo die Freyheit alle Einwohner unter einander so genau verbindet, daß sie solche beynahe zu seines gleichen machet, dadurch allgemeiner, gleichmäßiger werden? Muß sie nicht so viel weiter ausgebreitet, und für so viel mehrere Leute brauchbar werden, je mehrere Arten Leute daran arbeiten?" Daraus ersehen wir, wie frühzeitig vor allen Andern und wie richtig Bodmer den Werth der Volkssprache für die Schriftsprache aufgefaßt, und es wird sich später ergeben, wie fruchtbar und glücklich diese Lehre von seinen Schülern angewendet worden. Am Ende schließt Bodmer freilich seinen Aufsatz mit der Aufmunterung an die Schweizer, sich durch Reinigung und Erweiterung ihres Dialektes eine selbständige Sprache zu schaffen, wie die Holländer. Darauf warnten ihn die deutschen Freunde, wie Hagedorn, Liskow, vor einem solchen Beginnen. Allein damit konnte es Bodmern nicht Ernst sein; auch beharrte er nicht ferner darauf: denn seine Landsleute, deren besondere Eigenschaft und Richtung eben in der vielseitigen Aneignung der Sprachen und Denkweisen der sie umgebenden großen Völker besteht, waren schon zu weit über diesen Partikularismus hinaus, daher Haller sich so sehr bemühte, seinen Gedichten allmählig das deutsche Bürgerrecht zu erwerben.

11. Bodmer der Geschichte zugewendet.

Bodmer fühlte indessen bei seinen bisherigen Bemühungen wohl, daß es zur Belebung der Poesie nicht genüge, theoretische Schriften über dieselbe zu verfassen; er gab sich daher Mühe, durch seine Anleitung Dichter zu bilden. Er selbst hatte bisher in richtiger Würdigung seiner Kräfte nur gelegentlich in Poesien sich versucht, dagegen immer gehofft, daß von ihm erweckt, junge Dichter sich erheben werden. Für diese zunächst war er schon 1741 zur Zeichnung des Planes eines Epos geschritten — „Grundriß eines epischen Gedichtes von dem geretteten Noah." Als Einleitung dazu bemerkt er, daß die Schönheit eines epischen Werkes insbesondere in der Zeichnung, dem Grundrisse und der Zusammenordnung des Ganzen bestehe, daß also die Anlage des Gedichtes die Hauptsache sei und der Dichter sich weniger um die sorgfältige Ausschmückung des Einzelnen zu bekümmern habe. Alle dichterischen Schönheiten müssen also der Einbildungskraft ihre Ent-

stehung verdanken. Wer die Gabe der Erfindung besitze, dem werde auch die Kunst nicht entstehen, den Stoff geschickt zu verarbeiten. Glückselig der Poet, bei welchem die Erfindungsgabe und das Ordnungstalent einander die Hand reichen! Wir sehen daraus, wie sich Bodmer schon zum Voraus in der Theorie über seine schwache Seite hinweghilft, indem er das Gelingen eines poetischen Werkes von der Wahl des Gegenstandes und der Anordnung abhängig macht und die Ausführung für untergeordnet hält. Nach Miltons Vorgang konnte er auch über den Kreis, dem dieser poetische Gegenstand zu entheben sei, nicht unschlüssig sein. Daher er also argumentiert: „Eine Materie aus der wahren Religion hat vor einem Gedichte, das auf die heidnische Mythologie gegründet ist, den Vortheil der Wahrscheinlichkeit in seinen wunderbarsten Erfindungen. Hierzu kommt, daß die wahre Religion eine andere Hohheit, eine andere Würde, eine andere Majestät, sowohl in den himmlischen und höllischen Vorstellungen, als in den Wahrsagungen und feyerlichen Solennitäten mit sich führt, als die Heidnische thun würde." Zudem hält er die Schweizer für besonders geschickt und berufen, sich die Natur des heiligen Landes zu vergegenwärtigen: „Der Eindruck, den unsere Alpen, und die Firsten der Alpen, und die Ungewitter, die darüber fahren, auf unsere Gemüther machen, sind schon mächtig, uns zu den Bildern von Hermon und Libanon emporzuheben." Um aber den poetischen Stoff vor dem Vorwurfe der Ueberschwänglichkeit und Unwahrscheinlichkeit zu retten, der den Milton betroffen, soll derselbe nicht himmlisch sondern menschlich sein. Der Noah bot Bodmern vorzüglich drei Seiten dar, welche genau mit seiner Lebensanschauung und seinen Bestrebungen zusammenhingen: das Strafgericht über das Geschlecht vor der Sündfluth sollte ihm Gelegenheit bieten, die Laster seiner Zeit zu zeichnen; der Patriarch selbst und sein Haus, eine schöne Unschuldswelt darzustellen; und Noahs Nachkommen, die Entwicklung der Künste und Wissenschaften zu schildern! Die Sammlung der kritischen Schriften, welche diesen Grundriß enthielt, wies dann wirklich das erste biblische Epos der Bodmer'schen Schule auf, den David, welches indessen schon eine Warnung hätte sein können, wie wenig ein geeigneter Stoff dieser Art das Gelingen sichere.

Gegen Ende der vierziger Jahre wurde in dem unabhängigen Republikaner der Entschluß vollends fest, sich von Staatsgeschäften und Aemtern fern zu halten. Zwar gelangte Bodmer schon 1737 in den Großen Rath; allein zu schüchtern, um als Redner aufzutreten, konnte

seine Wirksamkeit in demselben nur gering sein. Eine, wie es schien, sehr angemessene Aufgabe wurde ihm dagegen zu Theil, indem die Regierung ihn, den Professor der vaterländischen Geschichte und Politik, beauftragte, die Schweizergeschichte von Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zu schreiben. Allein nachdem er die ersten Jahre ausgearbeitet und der seine Arbeit beaufsichtigenden Kommission eingereicht hatte, wurde er der Fortsetzung enthoben, ohne daß man ihm seine Handschrift zurückstellte; denn Bodmer war zu freimüthig und zu rücksichtslos, um im Sinne seiner Obrigkeit zu schreiben. Er tröstete sich indessen leicht über diese Entziehung des Vertrauens, indem er an Zellweger schrieb: „Die Materie ist zu mager, und ihrer Natur nach nicht so beschaffen, daß etwas Großes und Schönes daraus zu machen wäre. Wo noch in einem Canton etwas Interessantes gehandelt worden, so sind die Leute, welche die beste Wissenschaft davon haben, damit zu hinterhältig und furchtsam. In der Zeit, daß ich vergebens nach Materialien werbe, wollte ich einen Roman geschrieben haben, welcher vielleicht mehr Gewisses hätte, vielleicht auch nützlicher wäre, als eine solche erbettelte und doch arme Geschichte." Bald darauf zerfiel er auch mit dem einflußreichen Statthalter Füßli, welcher bisher sein Gönner gewesen und sich beim ersten literarischen Auftreten der jungen Zürcher als ihr Beschützer gezeigt hatte. Nun wendete sich Bodmer ungetheilt der Wissenschaft zu, und berichtete daher in dieser Zeit dem unter unfreiwilliger Geschäftslast seufzenden Haller mit frohem Selbstgefühl, er sei seit Jahren sein eigener Herr und alle seine Geschäfte seine freie Wahl. Denn ganz im Gegensatze mit Hallers patriotischer Hingebung bestärkten sich Bodmer und Zellweger voll stolzer Unabhängigkeit in der Geringschätzung jeden Staatsdienstes. Dagegen sollte er sich in den Staatsgeschäften nicht vergeblich umgesehen haben; denn er trug auf eine neue und eigenthümliche Weise, die Art und Kunst diplomatischer Unterhandlung auf die Wissenschaft über, indem er sich allmählig eine Schule literarischer Agenten heranbildete. Die deutsche Gesellschaft in Bern hatte sich nämlich auch unter der dortigen Studentenschaft verzweigt, und bald waren die Studenten in Zürich diesem Beispiele gefolgt. So bestand schon 1744 in Zürich eine deutsche Gesellschaft, die wachsende genannt, deren Mitglieder J. Caspar und Salomon Hirzel, zwei Ulrich, J. Georg Schultheß, Schinz, Landolt, Bullinger, J. C. Heß waren, und welche Bodmer zu ihrem Patron erbeten hatten. Als nun diese jungen Freunde allmählig die deutschen Universitäten bezogen, oder nach

Vollendung ihrer Studien auf Reisen sich ausbildeten, bevollmächtigte Bodmer mehrere derselben als literarische Unterhändler und Gesandte, um durch sie namentlich eine Vereinigung der Zürcherischen Kunstrichter mit den Musen an der Elbe zu bewerkstelligen. Im Jahre 1747, in ebendemselben, als es ihm gelang, J. Georg Sulzer, einen seiner getreuesten Schüler und Verehrer, nach Berlin zu versetzen, empfahl er J. C. Hirzel in der ersten derartigen Mission an alle Dichter Norddeutschlands. Hirzel hatte alle Eigenschaften, um als Stellvertreter Bodmers seinem Meister Ehre zu machen. Er wurde daher in Berlin von Gleim, Ramler, Spalding und Sack, in Leipzig von Gärtner und Gellert gefeiert; vor Allem aber brachte er glückliche Tage mit Hagedorn, Kleist und Klopstock zu. Bodmer war entzückt über die Berichte seines Abgesandten, und sah sich bald im Fall, durch dessen Bruder eine neue Rundreise veranstalten zu lassen. Noch besser gelang es ihm, indem er 1749 den rührigsten und entschlossensten seiner Schüler, J. Georg Schultheß, den Herausgeber seiner kritischen Gedichte, nach Deutschland senden konnte, welcher sich die Aufgabe, mit der ihn Bodmer betraute, zum Hauptziel seiner Reise machte, und daher keine bedeutende Stadt Norddeutschlands, wo literarische Freunde und Genossen zu finden waren, unbesucht ließ. Der gewissermaßen officielle Charakter, in welchem Schultheß reiste, macht es erklärlich, daß der schweizerische Jüngling in Berlin der Stifter eines literarischen Klubbs sein konnte, der nach dem Muster desjenigen seiner Vaterstadt gebildet, die ersten Geister Deutschlands, Lessing an ihrer Spitze, in sich faßte, und dessen sämmtliche Mitglieder ihm bleibenden Dank wußten. In solcher Weise begrüßte ihn auch Hagedorn: „Ich sehe Ihnen mit Verlangen entgegen, in Ansehung Ihrer eigenen Verdienste, Ihrer Freundschaft mit Bodmer und Ihrer Schweizerschaft, wenn ich so sagen darf." Schultheß sollte auch der Herold sein, der Klopstock Bodmern zuführte.

Bodmers Verhältniß mit Klopstock*) bildet einen neuen Abschnitt in seinem Leben und theilt seine literarische Thätigkeit gleichsam in zwei verschiedene Hälften. Vor der Bekanntschaft mit Klopstock ist Bodmer vorzugsweise Kritiker, der das dichterische Talent belehren und befruchten möchte und daher nur bisweilen anonym einen dichterischen Versuch wagt. Allein von Klopstock entzündet ringt er, bereits fünfzig Jahre

*) „Klopstock in Zürich im Jahre 1750—1751" ist hier größtentheils aufgenommen, jedoch so, daß Einzelnes verkürzt ist und einige Abschnitte ganz weggelassen sind, weil jene Ausführlichkeit über Klopstock dieser Aufgabe nicht entsprochen hätte.

alt, endlich ſelbſt noch nach dem Dichterkranz. Es iſt daher bemerkenswerth, die allmählige Entſtehung dieſes ſpäten Dichtermuthes und die Reihe der Eindrücke, welche denſelben erzeugten, genau und im Einzelnen zu verfolgen.

12. Bodmers Theilnahme und Bemühungen für Klopſtock.

Klopſtock war das ſpäteſte Mitglied jenes ſchönen Freundſchaftsbundes, der ſich in den Bremiſchen Beiträgen ſein Organ gebildet; allein mit Verehrung und Bewunderung ſchauten bald die Freunde alle zu dem kühnen Jüngling empor und verfolgten, durch ihn angeregt, ein höheres Ziel. Zugleich aber ſahen ſie wohl ein, daß für den Dichter des Meſſias von den Höfen der deutſchen Fürſten, wo man an franzöſiſche Artigkeiten oder Gottſched'ſche Lobſpenden gewöhnt war, nichts zu hoffen ſei. Gärtner wendete ſich daher zunächſt an Hagedorn, unter deſſen Schutz und Leitung ſich die Verbündeten geſtellt hatten, damit derſelbe durch ſeine amtlichen Verbindungen mit England dem jungen Dichter zu einer Unterſtützung von Seite des Königs verhelfe. Allein Hagedorn findet, zufolge ſeines Briefes an Bodmer im Frühlinge 1747, die Proben des ihm mitgetheilten Gedichtes zu fremdartig und ſonderbar; der Inhalt iſt ihm zu ſchwer; er befürchtet noch größere Anfechtung als bei Milton und namentlich die Anſchuldigung der Ketzerei. Er wagt alſo nicht zu dem Gedichte zu ſtehen und daher auch nicht den Dichter zu empfehlen; dagegen giebt er Gärtnern den Rath, ſich an Bodmern zu wenden, und verheißt bei dieſem ſeine Fürſprache. Das Urtheil dieſes verehrten Mannes mußte Klopſtocks Freunde herabſtimmen und entmuthigen. Erſt nach längerm Zögern ließen ſie daher die drei erſten Geſänge des Meſſias im Jahrgang 1748 der Bremer Beiträge erſcheinen. Allein es iſt ein großer Irrthum, dem zufolge man gewöhnlich glaubt, es habe das erſte Erſcheinen des Meſſias wie ein elektriſcher Schlag gewirkt. Vielmehr blieb dieſe neue Gattung von Poeſie völlig unbeachtet und die Kritik beobachtete darüber ein tiefes Schweigen. Dieſes Verhalten des Publikums machte nun ſogar Klopſtocks nächſte Freunde und Bewunderer irre, ſo daß Sulzer in Berlin von einigen derſelben das Urtheil vernahm, Klopſtock habe etwas unternommen, das über ſeine Kräfte ſei; ſie werden ihn daher nicht ermuntern, mit dem Gedichte fortzufahren. Ja ſie ließen ſelbſt merken, daß es ſie reue, den Anfang gedruckt zu haben.

Allein der ablehnende Hagedorn hatte Gärtnern den Rath gegeben, sich an Bodmern zu wenden, und bei diesem seine Fürsprache verheißen. Gärtner hatte daher eine handschriftliche Probe des Messias an den Zürcherischen Kunstrichter eingesandt, wobei er mit seinem Urtheile sehr zurückhielt und sich wohl hütete, dem Kritiker gegenüber jenen Ton anzuschlagen, mit dem die Freunde zuerst die neue Schöpfung begrüßt hatten. Er schreibt nämlich an Bodmer, daß sie bloß in der Absicht ein Bruchstück drucken lassen, um das Urtheil der Kenner zu erfahren. Bodmer gerieth in das höchste Entzücken und verkündete seinen Jubel alsobald seinen Freunden, um ihnen den Triumph mitzutheilen, daß „ein Dichter lebe, auf dem Miltons Geist ruhe." Er ist namentlich von dem Inhalte des Gedichtes erfüllt und „dankt dem Himmel für den Ruhm, welchen er der deutschen Muse zugedacht, indem der Dichter das Werk der Erlösung besinge." In einem Briefe aus jener Zeit spricht er unter Anderm seine Freude also aus: — — — „Vor allem wird die Menschenliebe des Erlösers auf dem höchsten Grade der Liebenswürdigkeit hervorleuchten. Die Menschheit wird in einer Würde vorgestellt werden, welche den Rath der Erschaffung rechtfertiget, und den Leser in eine so hohe Gemüthsverfassung setzet, die ihn vor das Angesicht Gottes nähert. Die Stunden sind schon vorhanden, in welchen alle diese Dinge in die Erfüllung kommen sollen. Die große Seele, die sie empfangen und an das Licht bringen soll, ist wirklich mit einem Leibe bekleidet, sie arbeitet wirklich an dem großen Werke. Ich könnte Ihnen den Namen melden, der izt noch so dunkel und so schwer auszusprechen ist, der doch in die späteste Nachwelt erschallen soll; ich könnte Ihnen den unansehnlichen Ort nennen, wo er den Großen, den Glücklichen, und dem Pöbel unbemerkt, auf Verse von einem Inhalt sinnt, der weit über die Großen, über die Glücklichen, und über den Pöbel weg ist*)." Unterdessen hatte Bodmer an Gärtner seinen vollen Beifall über das Gedicht und seine warme Theilnahme für den Dichter ausgesprochen und alles Mögliche für denselben zu thun verheißen. Klopstock befand sich nämlich damals in engen Verhältnissen als Hofmeister zu Langensalza, welche indessen durch seine Liebe zu Fanny versüßt wurden. Einsam, fern von allen Freunden, von einer Liebe gequält, deren Erfolg sehr ungewiß war, von seinem Vaterlande ohne Beachtung und Ermunterung und daher in tiefe Traurigkeit versunken, mußte ihn das Wohl-

*) Archiv der schweizerischen Kritik. 1768.

wollen, die begeisterte Freundschaft des schweizerischen Republikaners, des berühmten Schriftstellers, mächtig ergreifen und zu innigem Danke verpflichten. Zudem war unter den damaligen Schriftstellern, keiner, mit dem Klopstock in Studien und Bestrebungen so zusammenstimmte wie Bodmer. Beide hatten den Anstoß von Milton empfangen; für Beide war dieser mehr als Homer; Beide behielten das deutsch Vaterländische, das antik Klassische und das christlich Universelle gleich fest im Auge; Beiden war die moralische Schönheit der Endzweck aller Poesie, daher ein gleicher Eifer für die Tugend und die Erhabenheit der Gesinnung, und darum trafen auch Beide im Hasse gegen die Franzosen und namentlich Voltaire's zusammen. Wie Klopstock sich ein Lebenswerk vorsetzte, das ein Symbol der Erlösung und Befreiung des gedrückten Menschen sein sollte, so schwärmte auch Bodmer für Zurückführung der Unschuld der Sitten und der Freiheit der Völker. Beide endlich schöpften ihre Sprache wie aus den Klassikern so auch aus der alten deutschen Volkssprache und pflanzten daher Liebe für Volkspoesie; Beide aber waren gleich entschieden in der Vorliebe für die antike Versform.

Im Gefühle dieser innern Gemeinschaft und der daraus hervorgehenden Verehrung schrieb daher Klopstock seinen ersten (lateinischen) Brief an Bodmer vom 10. Aug. 1748*): „Schon lange würde ich an Sie geschrieben haben, mein theurer Bodmer, hätten mich nicht immer die großen Lobeserhebungen abgeschreckt, mit denen Sie mich in einem Briefe an Gärtnern überhäuft haben. Ich sah, wie Sie mich Neuling auf die Schwelle des Olympus setzten, und erröthete. Die Abstattung des Dankes hätte den Schein auf mich werfen können, als ob ich mich dessen würdig hielte, wofür ich dankte. So wie ich Sie für aufrichtig halte und glaube, daß Ihnen Alles, was Sie gesagt, von Herzen geht, eben so möchte ich Sie bitten, auch mich dafür zu halten und versichert zu sein, daß die Bescheidenheit, mit der ich von mir selbst rede, nicht geheuchelt ist. Und nun kein Wort mehr davon! Ihr Urtheil über mich mögen Sie vor dem Richterstuhle der Kritik verantworten. Jetzt — hören Sie mich an, wie ein Vater seinen Sohn — muß ich Ihnen sagen, daß ich Sie nicht nur verehre, sondern daß ich Sie liebe, und daß Sie, so wenig Sie es selbst wissen mögen, die größten Verdienste um mich haben. Ich war ein junger Mensch, der

*) Isis, eine Monatschrift von deutschen und schweizerischen Gelehrten. 1. Bd. Zürich, 1805. S. 355 u. ff.

seinen Homer und Virgil las, und sich schon über die kritischen Schriften der Sachsen im Stillen ärgerte, als mir Ihre und Breitingers kritische Schriften in die Hände fielen. Ich las, oder vielmehr ich verschlang sie; und wenn mir zur Rechten Homer und Virgil lag, so hatte ich jene zur Linken, um sie immer nachschlagen zu können. O, wie oft wünschte ich damals Ihre versprochene Schrift vom Erhabenen schon zu besitzen, und wie wünsche ich es jetzt noch! Und als Milton, den ich vielleicht ohne Ihre Uebersetzung allzuspät zu sehen bekommen hätte, mir in die Hände fiel, loderte das Feuer, das Homer in mir entzündet hatte, zur Flamme auf und hob meine Seele, um den Himmel und die Religion zu besingen. Wie oft habe ich das Bild des epischen Dichters, das Sie in Ihrem kritischen Lobgedichte aufstellten, betrachtet und weinend angestaunt, wie Cäsar das Bild Alexanders. Das sind Ihre Verdienste um mich, freilich noch schwach genug dargestellt. Doch, wenn Sie wollen, können Sie noch Größeres an mir thun. Der Messias ist kaum angefangen. Habe ich so gesungen, daß ich Ihren Beifall verdiente, so werde ich fernerhin noch Größeres singen. Aber es fehlt mir an Muße. Und da ich von sehr gebrechlichem Körper bin, und, wie ich vermuthen kann, mein Leben nicht hoch bringen werde, so ist meine Hoffnung, den Messias vollenden zu können, sehr klein. Es wartet meiner irgend ein lästiges Amt; wie wollte ich unter dessen Druck den Messias würdig besingen können? Mein Vaterland bekümmert sich nicht um mich, und wird sich auch ferner nicht um mich bekümmern. Aber hören Sie meinen Plan, nach dem ich, unter Ihrem Schutze, mein Mißgeschick zu überwinden hoffen darf." Nun bittet er Bodmern um die Verwendung bei dem diesem bekannten van Haaren, damit durch dessen Vermittlung der Prinz von Oranien ihm einen Jahrgehalt aussetze; und schließt diese Angelegenheit: „Ich möchte mein Glück nicht Fürsten, ich möchte es Bodmern zu danken haben." Endlich macht er ihn noch mit seiner Liebe bekannt und wie er ohne sein „heiligstes" Mädchen nicht glücklich sein könne. „Ich beschwöre Sie demnach bei den Schatten Miltons und Ihres seligen Knaben, bei Ihrer großen Seele beschwöre ich Sie, machen Sie mich glücklich, mein Bodmer, wenn's Ihnen möglich ist!"

Von nun an trägt Bodmer seinen Klopstock auf dem Herzen, wie ein Vater seinen Sohn, und bietet in seiner ganzen Vielthätigkeit Alles auf, um den Jüngling zu fördern. Zu diesem Zwecke geräth er auf einen merkwürdigen Einfall. Er will nämlich nicht eben den Brautwerber machen,

allein Klopſtocks Fanny die heilige Pflicht ans Herz legen, dem Dichter des Meſſias durch ſeelenvolle Theilnahme zur Vollendung ſeines großen Werkes behülflich zu ſein. Der ernſte Mann richtet daher an das junge Mädchen im Herbſte 1748 einen Brief, der in ſeiner andringlichen und hyperboliſchen Weiſe für die Schreibart Bodmers zu charakteriſtiſch iſt, als daß wir denſelben nicht mittheilen ſollten*). „Ich kenne Sie nicht mehr, als daß ich weiß, daß der Poet des Meſſias Sie zur Vertrauten und Richterin ſeines Werkes gemacht hat. Dieſes iſt genug, mir einen unbetrüglichen Begriff von Ihren Tugenden zu machen, und mich in meiner Unruhe wegen des Meſſias aufzurichten. Die geringſte Sache kann mir nicht gleichgültig ſeyn, welche den Meſſias angeht; wie ſollte mir gleichgültig ſeyn können, was für eine Perſon der Dichter zu ſeiner Vertrauten, zu ſeiner irdiſchen Muſe bei dem Werke der Erlöſung gewählt hat. Ein ehrfurchtsvoller Schauer überfällt mich, wenn ich gedenke, was für eine herrliche Rolle das Schickſal, Mademoiſell, Ihnen zugedacht hat. Sie ſollen den Poeten mit den zärtlichſten Empfindungen von himmliſcher Unſchuld, Sanftmuth und Liebe beſeelen; Sie ſollen ihm einen Geſchmack der Freundſchaft mittheilen, die macht, daß die ewigen Seelen von himmliſcher Freundſchaft erzittern; Sie ſollen ſeine Seele mit großen Gedanken anfüllen: ein jedes Glück zu verachten, das pöbelhaft iſt, weil es nur irdiſch iſt, und eine jede Weisheit zu verwerfen, die kein Gefühl für die Liebe und Tugend hat. Dieſes Alles ſollen Sie thun, damit ſein Herz in den Vorſtellungen der liebenswürdigen himmliſchen Perſonen nicht erſchöpft werde! Wiewohl ich ihn ſtark am Gemüthe ſehe, ſo wird er doch herrlicher emporſteigen, wenn er von Ihnen unterſtützt wird. Das iſt das himmliſche Vorrecht der Tugend, daß ſie die Herzen der Jünglinge durch Blicke, durch ſüße Reden, durch kleine Gunſtbezeugungen zu erhabenen Unternehmungen geſchickter macht. Dadurch bekommen Sie an dem Werke der Erlöſung Antheil. Die Nachwelt wird den Meſſias nie leſen, ohne mit dem zweiten Gedanken auf Sie zu fallen, und dieſer Gedanke wird allemal ein Segen ſeyn! Wenn ich die Nachwelt ſage, was für eine Menge von Geſchlechtern verſtehe ich, die auf einander folgen werden! Ganze Nationen, die ihre Luſt am Meſſias finden, und, neben der Luſt, göttliche Gedanken und Empfindungen darin lernen werden,

*) S. Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Geßner, aus Gleims literariſchem Nachlaſſe von W. Körte. Zürich, 1804. S. 98 u. ff.

welche sie mit dem Mittler vereinigen, und zu dem versöhnten Gott erheben: Nationen werden Ihnen dann nicht das Gedicht auf den Messias allein, sondern die Seligkeit mitdanken, welche sie durch das Gedicht gefunden haben. Welche Last von Glückseligkeit ist daran gelegen, daß der Poet das große Vornehmen vollende! Wie kostbar ist sein Leben Welten, die noch nicht geboren sind! Was für eine Verantwortung liegt auf denen, die ihn durch unwitzige Geschäfte, durch widrige Sorgen, durch stumme Wehmuth in seinem Umgange mit der himmlischen Muse stören, die das göttliche Gedicht dadurch an seinem Wachsthum verzögern. Wenn das Werk der Erlösung durch den Poeten nicht zu Ende gebracht würde, so würd' es bei mir einen Kummer verursachen, als wenn dem Satan seine finstere Entschließung gelungen wäre, den Messias zu tödten, und die Befreiung des Menschengeschlechts zu hintertreiben."

„Der Poet hat sich und sein Werk in gute Hände vertraut, da er sie Ihrer Aufsicht, Mademoisell, vertraut hat. Es ist nicht möglich, daß Sie nicht mit einem sorgfältigen, wachenden Auge auf dasselbe schauen. Da Dieselben die Freundin seiner Seele sind; da Sie in dem vertraulichen Umgange mit ihm öfters Ihre Gedanken mit seinen Gedanken von dem großen Messias vereinen, so ist Ihre Person und Ihr Leben mir so schätzbar, als er selbst, oder als ihm selbst; und es wäre ein Verbrechen gewesen, wenn ich Ihnen diese Empfindungen nicht in einigen Zeilen entdeckt hätte." Allein dieser Brief hätte kaum bewirkt, was Klopstocks unsterblichen Oden an Fanny nicht gelungen war: er übergab daher denselben nicht. — Am gleichen Tage schrieb Bodmer auch an Haller nach Göttingen, damit die Engländer auf Klopstock, als den Nachfolger Miltons, aufmerksam werden. In dieser Absicht soll Haller dem Prinzen von Wales und andern Hohheiten Exemplare der ersten Gesänge übermitteln, ob sich irgend ein Reicher fände, der die Kosten für eine erste Auflage des Messias hergäbe und den Gewinn dem Dichter überließe. Bodmer fügt hinzu: „Sie dienen damit mir, dem Poeten, der jetzigen deutschen Welt, der Nachwelt, dem Messias, der durch dieses Werk in seiner liebenswürdigsten Gestalt verherrlicht wird." Auch Heinr. Meister, damals in Erlangen, wurde angegangen, um irgend eine Hülfsquelle für Klopstock auszumitteln. Ferner meldet Bodmer dem jungen Freunde, daß er der Evangelist des Messias werden und in der Sprache des Tasso Kunde von demselben geben wolle; während er zugleich den jungen Bernhard Tscharner von

Bern, den Ueberſetzer von Hallers Gedichten, auffordert, durch eine Ueberſetzung den Meſſias bei den Franzoſen einzuführen.

Solches that Bodmer, ehe ſich irgend Jemand in Deutſchland für Klopſtock bemühte. Denn Anfangs ſchwieg man ziemlich lange zu deſſen überraſchender Erſcheinung. Der junge Leſſing erwies ſich in ſeiner zerſetzenden Kritik der erſten Verſe des Meſſias ſogleich als ſcharfſinnigen und feinen Denker, allein er ſtellte ſich gerade der Empfindung entgegen, welche Klopſtocks Dichtung den eigenthümlichſten Werth gab. Es war daher ein ſehr ungerechter Spott, den Leſſing nachher in einem bekannten Epigramm über Bodmer ergoß, indem der Schluß desſelben eben gar nicht paßt:

Sein critiſch Lämpchen hat die Sonne jüngſt erhellet,
Und Klopſtock ward durch ihn, wie er ſchon ſtand, geſtellet.

Denn Klopſtock ſtand damals keineswegs, als ſich Bodmer ſeiner zuerſt mit ungetheilter Wärme annahm, vielmehr lauſchte er begierig auf jede Stimme des Beifalls und bat Bodmern förmlich um ſchnelle Mittheilung ſeiner Recenſion, freilich mit der Beifügung eines eigenthümlichen, ſpeciellen Grundes: „Vielleicht daß das liebe, göttliche Mädchen die Trophäen anlächelt.“ Denn gerade als Klopſtock ob einer immer hoffnungsloſer werdenden Liebe in tiefe Schwermuth verſank, gereichte es ihm zum großen Troſte, daß er in den Schooß eines ſo würdigen Freundes zugleich auch den ganzen Schmerz ſeiner Liebe mit den Gedanken über den Meſſias niederlegen durfte, wie er es damals gegen keinen ſeiner jüngern Freunde vermocht hätte. Wie wenig er aber in der damaligen Zeit noch des Beifalls im Vaterlande gewiß war, geht aus der fernern Bemerkung hervor: „Aber haben Sie nicht bei Ihren Zweifeln ſelbſt noch ein zu gütiges Vorurtheil für unſere Nation? Ich glaube, daß man ſie oft aufwecken müſſen wird, ehe ſie nur merken, daß ein Meſſias da iſt*).“ Wirklich war auch das erſte volle Zeugniß des Beifalls und der Bewunderung für den Meſſias in Deutſchland durch Bodmer veranlaßt, nachdem man dort das Gedicht beinahe ein Jahr lang unbeachtet gelaſſen hatte. Bodmer hatte nämlich den ſchon erwähnten Philoſophen Meier in Halle zur Beurtheilung des Meſſias aufgefordert. Kaum aber hatte dieſer, auf eine freilich ſehr ſteife und oberflächliche Weiſe, dieſem Rufe Folge geleiſtet, als die Gottſchedianer mit Wuth den Feldzug gegen Klopſtock eröffneten und das

*) Fernere Briefe Klopſtocks in der Iſis. 1. S. 363.

Urtheil des größern Publikums irre machten. Um so mehr lag daher Bodmers warme Freundschaft seinen nächsten Freunden an, das Ihrige zur Verherrlichung Klopstocks beizutragen. So erschienen die „Zufälligen Gedanken" über den Messias von Pfarrer Heß von Altstetten, einem der Vertrautesten Bodmers, worin derselbe auf eine zwanglose und anmuthige Weise von den Gefühlen und Gedanken Rechenschaft giebt, welche das Gedicht in ihm erweckte. Man hat freilich finden wollen, daß dieses übermäßige Lob der Bewunderer dem Dichter mehr geschadet als genützt. Daß indessen Klopstock selbst es nicht so faßte, sondern dafür dankbar war, geht aus seinen Briefen an Bodmer hervor. Allein auch Heß behielt so viel freies Urtheil, um nicht Alles göttlich zu finden: er führt daher unter Anderm, was ihm nicht gefällt, an — „daß mein Dichter so gar viel auf das Weinen hält. In der That, er weinet nicht nur selbst bey allen Anlässen, in der Freude und im Leide, sondern er läßt auch alles weinen, was ihm vorkommt: Gott, Engel, Menschen, Teufel, ꝛc. Alles muß ihm weinen, und dieses so oft, daß in seinem Werke des Weinens kein Ende ist, daß bald keine einzige zärtliche Empfindung ohne Weinen ausgedrückt wird." Um den Posaunentönen der klopstockischen Herolde etwas dämpfend entgegenzutreten, hauptsächlich aber, um jene Gefahr des Ketzergerichtes, vor dem gleich anfangs Hagedorn bange war, durch die Hervorhebung der Lächerlichkeit dieser Auffassung zu beseitigen, bediente sich der Satyriker Waser in Winterthur des Scherzes. Er schrieb nämlich „Briefe zweier Landpfarrer" über die Messiade und machte seine Sache so gut, daß nicht nur neuere Literarhistoriker seinen Scherz für baaren Ernst nahmen, sondern daß selbst Bodmer sich anfangs über die tiefere Absicht der Satyre täuschen ließ. Er schreibt nämlich darüber an Zellweger: „Ein paar unbekannte Landprediger haben mir und Heß in Altstetten ein paar Briefe in die Hände gespielt, in welchen sie seltsame und predigermäßige Einwürfe gegen die Messiade machen." Das Erstaunen nämlich, mit dem die Bornierten die Messiade aufnahmen, ist unter Anderm in folgenden Stellen der Briefe trefflich gezeichnet: „Es ist klar, daß der Autor sagen muß, er halte dasjenige, was er so zur Historie der Erlösung hinzugeflickt habe, entweder für wahr oder für unwahr. Wenn er es für wahr ausgiebt, so ist er gewiß der allergrößte Schwärmer und Fanaticus, der jemal in der Welt gelebt hat; denn woher will er doch sein Propheten-Amt erweisen? Hat er denn ein Gesicht oder einen Traum gehabt, darinne sich Gott der Herr

ihm unmittelbar geoffenbaret hätte? Zwar thut er gerade bey Anfang ſeines Buchs ein kurzes Gebet an den Heiligen Geiſt, und bittet ihn, er wolle ſeine Dichtkunſt, die er gleichſam als ein wirkliches Weſen, wie eine Heydniſche Göttin vorſtellt, ausrüſten mit jener tiefſinnigen, einſamen Weisheit, „mit der du," (ſagt er) „forſchender Geiſt! die Tiefen Gottes durchſchaueſt; alſo werd' ich durch ſie Licht und Offenbarungen ſehen." Und dann fährt er drauf eben ſo getroſt zu, als wenn er erhört worden wäre. Aber er wird doch wohl denken, daß ihm kein vernünftiger Menſch auf ſein bloßes Wort glauben wird. So lang er ſich aber nicht beſſer legitimirt, bleibt er ein elender Fantaſt; ein Menſch, der, kurz zu ſagen, in den Spital gehört. In Ewigkeit wird er es aber nicht können. Würde er aber ſagen, wie ich, lieber Herr Gevatter! es viel ehender vermuthe, daß es nur Dichterey ſey und von ihm ſo erſonnen und geſchrieben worden, damit die Hiſtorie des Evangeliums deſto lieblicher und angenehmer zu leſen ſey, ſo wäre ja die Antwort wieder parat: Wie darf Er ſo gottlos und frech ſeyn, und Lügen erdichten? Denn daß es ſein eignes, elendes Hirngeſpinſt ſey, bekennt er ſelber; und wie darf er beſonders ſo frech ſeyn, und dasſelbe ohne einiges Zeichen der Unterſcheidung dem Chriſtenvolk vorlegen; aus dem was er erſinnet, und aus dem was er aus der Heiligen Schrift von Wahrheit noch beybehalten, einen unbeſonnen Miſchmaſch machen, und ſeine elenden Dichterpoſſen eben ſo gut für Wahrheit darlegen, als das ewige unlügenhafte Wort Gottes? Denn ſo iſt es, lieber Herr Gevatter! Da wird in ſeinem Buch Licht und Finſterniß, Chriſtus und Belial, alles unter einander gewurſtet; der Leſer ſoll eines ſo gut glauben als das andere; kein Jota, kein Pünktli zur Unterſcheidung. Er erzählet einem zum Exempel nicht nur die Wahrheit, daß unſer Heiland ganze Nächte durch im Gebet verharret, ſondern er ſagt auch precis, was er gebetet, und was ihm der himmliſche Vater zur Antwort gegeben habe. Nicht nur weiß er, daß eine Höll und Teufel ſeyen, und was die Schrift ſonſten offenbaret, ſondern er kennt die böſen Geiſter und nennet ſie alle mit Namen. Er ſagt auch beſonders wo, wann und wie ſie eine Verſammlung gehalten, den Rath Gottes zur Erlöſung der Menſchen zu hintertreiben; item, was ein jeder böſer Geiſt in der teufeliſchen Verſammlung geredet, und wie er ſich gebehrdet habe, alles haarklein bis auf die geringſten Umſtände; nicht anders, als wenn er hinter dem Ofen geſeſſen wäre, und alles da ruhig in ſein Schreibtäfelein hätte aufzeichnen können. Alles aber, ſage ich noch

einmal, mit dem was die Heilige Schrift Wahres sagt, so vermengt und verbunden, als ob es eben so wahr wäre, als die Wahrheit selber."

Bodmer selbst lieferte seine Beiträge zur Kundmachung der Messiade auf verschiedene Weise. Außer mehrern gedruckten Briefen enthalten hauptsächlich die Freimüthigen Nachrichten eine weitläufige Anzeige und Kritik der ersten Bücher des Messias, welche indessen zu beifallsreich und in den Ausstellungen zu äußerlich waren, um von der Eigenthümlichkeit der Klopstock'schen Schöpfung den rechten Begriff zu geben. Dagegen ist ein Stück der „Neuen kritischen Briefe" für Bodmer sehr bezeichnend. Bodmer nämlich denkt sich Klopstock so gerne als einen von ihm Erweckten und Gebildeten und führt daher in poetischer Darstellung einen Dichterjüngling die verschiedenen Stadien des Unterrichtes und der Anregung hindurch, bis er zum Messiassänger gereift ist. Und Klopstock macht ihm wirklich die Freude, dieses Bild auf sich zu beziehen und ihm darüber zu melden: „Mit dem jungen Menschen, auf dessen Angesicht alle Scenen aus dem Milton so lebhaft sich vorgestellt haben, stehe ich auch in einiger Bekanntschaft; er läßt Ihnen sagen: Dann (wann Bodmers Hoffnungen erfüllt sein werden) sollen erst meine Freunde und die Engel mein Grab mit Lorbern und Palmen umpflanzen." — Als sich immerhin der Mäcen für Klopstock nicht finden wollte, schlug Bodmer eine Subscription vor, welche jedoch Klopstocks Freunde aus Mißtrauen gegen das deutsche Publikum mißriethen. Als alle Mittel fehl zu schlagen schienen, wurde Bodmer dennoch nicht müde, obgleich ihm Klopstocks Art und namentlich seine ihm unbegreifliche Liebestiefe viel zu denken gab. Er schrieb daher gegen Ende des Jahres 1748 Folgendes an Zellweger: „Klopstock ist ein sonderbarer Liebhaber: er hat nicht das Herz gehabt, meinen Brief an seine Geliebte derselben zuzustellen, ungeachtet ihr Bruder, der sein Vertrauter ist, es ihm gerathen. Er schreibt Oden an sie, die ein Seraph einem Seraph schreiben dürfte: hernach hat er das Herz nicht, sie ihr zu übergeben. Er muß von einem melancholischen Temperamente sein, so melancholisch, so traurig schreibt er. Er hat an einen Freund eine Ode geschrieben, in welcher er sich vorstellt, daß er alle seine Freunde und seine Geliebte selbst überlebet hätte: es kann kein Zustand traurigter vorgestellt werden. In dieser Ode sind etliche Zeilen für mich, die ich nicht für die Souverainetät im Lande Appenzell geben wollte; sie lauten:

Wenn der, den ich nie sah, der dennoch ein redlicher Freund war,
Und von der Vorsicht geführt,
Mit großmüthigem Herzen mein Schicksal ändert' und umschuf,
Wenn mein Bodmer auch stirbt,
Und noch weinend zum Haupte des Sohns sein senkendes Haupt legt,
Ebert, was sind wir alsdann*)?.

Würde dieser Poet nicht durch seine göttliche Geliebte daheim behalten, so wollte ich ihn in mein Haus nehmen, daß er seinen Messias bei mir in der stillesten Ruhe vollendete."

13. Bodmers Noachide.

Unterdessen war Bodmer aus einem Beschützer Klopstocks zugleich dessen Schüler geworden. Längst nämlich hatte es ihn geschmerzt, daß keiner seiner jüngern Freunde (er hatte hauptsächlich auf Schultheß oder Hirzel gerechnet) sich von ihm zum Dichter hatte bilden lassen, um den Plan des Noah auszuführen. Als er nun aber in Klopstocks Messias alle Anforderungen, welche er an ein episches Gedicht that, erfüllt sah, und als sich ihm darin die erwünschteste Form zu leicht scheinender Handhabung darbot, so machte sich endlich Bodmer selbst, ungeachtet er „den Punkt der Mittagshöhe bereits beschritten hatte," mit jugendlichem Muthe ans Werk. Er meinte, das einfach Menschliche, die Anschaulichkeit und die Anmuth des patriarchalischen Lebens müsse den von ihm gewählten Gegenstand anziehend machen und demselben auch neben Klopstocks Gedicht die gehörige Anerkennung verschaffen. Eine der spätern Vorreden giebt folgende Charakteristik dieses Werkes: „Die Noachide ist nicht olympisch, nicht ätherisch, sie ist irdisch und hat kaum die Kühnheit, sich aus dem körperlichen, sinnlichen Weltall in die Gegenden zu schwingen, wo über den Orion und Sirius hinaus die reinen, leiblosen Intelligenzen schweben. Die Personen sind nicht über die Würde oder die Empfänglichkeit der Erschaffenen, und wenn es Geister von höherer Natur sind als der menschlichen, so erscheinen sie in körperlicher Gestalt und lassen sich zu den freundschaftlichsten Diensten der Menschen herunter. Ob sie gleich Patriarchen sind, Lieblinge Gottes, von Gott außerordentlich begünstiget, und sie verdienen diese Ausnahme durch ihr göttliches Leben, so ist ihre Gemüths- und Denkungsart doch den irdischen natürlichen Menschen nicht unerreichbar; die mehrern sind

*) Klopstock unterdrückte nachher diese Verse.

an Kopf und Herz Charakter, welche wir in den Jahrbüchern aller Jahrhunderte und aller Nationen nach der großen Flut erblicken. Was sie von den Menschen der folgenden Jahrhunderte unterscheidet, ist etwas von der ursprünglichen Einfalt des Lebens; es ist, wenige Bedürfnisse, einige Künste und viel Mangel an Kenntnissen. Wer aus den Geschichten, die Moses geschrieben hat, oder aus Homers Gedichten mit der Einfalt der uralten Völker bekannt ist; noch mehr, wer selbst Einfalt der Sitten, des Gemüthes hat, wird in der Noachide sich mit sanftem Gefühl in die Gesellschaft von Menschen gebracht sehen, die wie die Familien der beyden Erzväter so sanft mit seinem Geist übereinstimmen*)." Um einen Begriff von dem Grundrisse dieses Gedichtes zu geben, ist die Angabe des wesentlichen Inhaltes desselben nothwendig.

Sipha bewohnt mit seinen drei Töchtern die verschlossenen Berge des Paradieses. Der Felsen öffnet sich Japhet, dem Sohne Noahs, er findet die Mädchen und wird von ihrer Schönheit und Tugend entzückt. Diese führen den Jüngling zu ihrem Vater, welcher in ihm den Sohn seiner Schwester Milka begrüßt. Siphas Wohnung liegt in der Mitte eines herrlichen Gartens, von Cedern erbaut, reich an Gold, Tapeten und musivischen Fußböden. Als Japhet sich wundert, daß er so einsam auf diesen Höhen wohne, erzählt Sipha, wie er nach Noahs Auszug nicht mehr habe in Eden leben mögen und wie er mit seinen fünfzig Söhnen in die Ebene gezogen. Hier trafen sie zum Feste des Sonnengottes ein und Siphas Söhne wurden in Liebe zu den fünfzig schönen Töchtern des Sonnenpriesters entzündet. Sie zwangen den Priester, ihnen die Töchter zu Gattinnen zu geben. Allein auf den Rath des Vaters ermordeten in der Nacht die Priesterinnen der Sonne die Jünglinge, welche den Sonnengott entweiht hatten. Der verlassene Sipha mit seinem Weibe wurde von Gott in das Paradies geführt, wo ihm Jemina drei Töchter schenkte. Am Abend kehrt Japhet nach Hause zurück, in das Thal am Fuß der Berge des Paradieses. Noah war unterdessen von einer fünfzigtägigen Reise in die Heimat zurückgekommen. Ein Engel hatte ihn über die Erde geführt, um die Gräuel der Völker zu sehen, unter denen überall Knechtschaft, Wohllust und Mord herrschte. Als der Engel dieses vor dem Throne Gottes verkündet, beschließt der Herr den Untergang dieses Geschlechtes. Noahs Söhne gehen darauf „unter verliebten Gesprächen" zu der paradiesischen Höhe,

*) Ausgabe der Noachide vom Jahre 1781.

finden die Töchter Siphas mit Gesang beschäftigt und sprechen ihr Entzücken aus. Diese entschließen sich mit den Söhnen Noahs in das Thal zu ziehen. Während Noah der Ankunft des Freundes am Altare wartet, thut ihm Gott das Nahen der Sündflut kund und seine Begnadigung. Die Wanderer langen an und die Töchter erzählen unter Anderm Leben und Tod ihrer Mutter. Die Eltern vereinigen Söhne und Töchter und die Neuvermählten besuchen die verschiedenen Stätten des Paradieses. Unterdessen ziehen die Riesen heran und rüsten sich zum Sturme gegen den Garten Gottes; aber hervorbrechendes Feuer treibt sie zurück. Nun wollen sie durch Menschenopfer den Zweck erreichen, allein Noah, gesandt Buße zu predigen, kommt dazu, und vor seinem Worte stürzt die aufgebaute Treppe zusammen. Darauf kommen die verworfenen Geister überein, den Riesen zu helfen, mit einem Luftschiff den Berg Gottes zu ersteigen. Aber ein Engel fängt in einem unsichtbaren Netze die höllischen Geister auf und bannt sie in den Meeresgrund, und die schiffenden Riesen fallen herunter. Der Engel, Noahs Begleiter, berichtet diesem, daß, ehe die Flut komme, jemand der Seinigen sterben werde. Jetzt bestellt der Engel zwei der entronnenen Riesen, die Balken für die Arche zu zimmern. Unterdessen besuchen Noahs Söhne mit ihren Frauen die heiligen Stätten des Paradieses, wo Eva erschaffen ward, wo Adam, wo der verdorrte Baum der Versuchung stand. In der Erzählung vom Sündenfalle läßt der Dichter den Adam aus Liebe und Mitleid in den Apfel beißen, um mit Eva das Loos des Todes zu theilen. Während ihres Umherwandelns sehen sie das fliegende Kriegsschiff und seinen Sturz. Auch die Alten kommen hinauf und die Söhne Noahs beginnen den Bau der Arche, während die Frauen Früchte sammeln. Nach Vollendung der Arche wird das Versammlungszimmer der Menschen mit Tapeten geschmückt, den Werken eines göttlichen Meisters, welche die Geschichte der Zukunft enthalten, die Kaiser und Päbste. Endlich naht sich der Sonne allmählig ein Komet, welcher mit seinem Dunstkreise die Erde übergießen soll. Nun erhält Sipha den Befehl zum Todesgange nach dem Gebirge. Er stirbt: Trauer der Seinigen. Diese verlassen das Paradies. Noah stößt in eine ihm vom Engel überreichte Posaune, und nun kommen die Thiere zur Arche, wo jede Gattung ihr Zimmer findet. Darauf erscheint der Tag nicht mehr und der Komet zieht die Wasser des Oceans empor. Mannigfaltige Scenen der sündigen Menschen, in denen der Tod sie ereilt; die Riesen dagegen bauen, um sich zu retten, ein Wolkenschiff. Allmählig hat die Flut

alle Höhen erreicht. Unterdeſſen ſchifft die Arche ruhig dahin, von goldenen Lampen erleuchtet; ihre menſchlichen Bewohner aber verkürzen ſich die Zeit mit Geſprächen und ſehen mit Wehmuth in das Grab alles Lebens hinaus. Das Wolkenſchiff naht ſich, bisher erhalten. Allein als ſich die Rieſen gerettet wähnen, entſteht ein wüthender Kampf um den Beſitz der Frauen, in welchem alle Männer fallen. Nun ſtürzen ſich die Weiber ins Meer. Og, das einzig übrig gebliebene Oberhaupt, landet auf einem Berge, aber es öffnet ſich der Abgrund und verſchlingt ihn. Raphael bringt Kunde in die Arche von den geretteten Seelen; und wie dagegen die Verworfenen zu Dunkel und Finſterniß geführt worden. Noah und ſein Haus lebte indeſſen heitere Tage dahin, und er offenbarte den Seinigen die Geſchicke der Zukunft, den Erlöſer, die neuentdeckten Welten. Allmählig zertheilen ſich die Wolken, die Felſen tauchen wieder auf und Grün bedeckt die Erde. Doch Noah wartet, bis für jedes Geſchlecht die Speiſe gereift iſt. Der Schutzengel nimmt nun Abſchied, nachdem er Noahs Stamme verheißen, daß er ſich in unzähligen Geſchlechtern über die Erde ausbreiten werde. Nachdem ſie die Vögel zur Kundſchaft ausgeſandt, ziehen die Bewohner aus der Arche und die Frauen der Söhne Noahs gebären Zwillingspaare. Lamechs Geiſt beſucht das neue Geſchlecht ſeiner Nachkommen; auf ſeiner Rückkehr zum Himmel aber ſieht er auf einem Planeten am äußerſten Ende des Weltraums die Larven der durch die Sündflut Gerichteten, von denen er einige aufweckt und ſich ihre Sünden erzählen läßt. Unterdeſſen wird Sem ausgeſandt, eine Stätte für den neuen Wohnſitz zu ſuchen. Er findet im Gebirge die Trümmer des Gartens Gottes und in der Ebene an einer Pyramide den Schlüſſel im Schloſſe, in deren Innerm er Verhungerte antrifft. Als er endlich das heilige Land betritt, erſcheint ihm Raphael und bezeichnet dasſelbe als das Land der göttlichen Gnade und als die Heimat des Gottmenſchen. Darauf führt ihn der Engel an die durch jenen geheiligten Stätten. Nach Sems Rückkehr zieht das Geſchlecht Noahs in das Land der Verheißung, von den Geſchlechtern der Thiere begleitet, und ſingt beim Eintritt in dasſelbe Loblieder. Sie bauen aus Cedern, die vor der Sündflut gewachſen, ein hohes Haus und hängen die Tapeten der Arche hinein. Nachdem ſich die Thiere vermehrt, bringt Noah ſein Opfer und Gott ſtellt den Friedensbogen an den Himmel. Seine Nachkommen lebten um den Sion wie im Paradieſe, und er ſah ein Geſchlecht von Patriarchen um ſich entſtehen.

Bodmer hatte die erſte Bearbeitung des Noah im Frühlinge 1748

begonnen und in weniger als einem Jahre vollendet. Es ist offenbar, daß er sich einen glänzenden Erfolg verspricht. Daher sagt er keiner Seele etwas von seinem Unterfangen; läßt dann aber bei der allmähligen Entdeckung gegen seine Freunde in seiner naiven Weise durchblicken, daß er sich fast fürchte, den Messias zu verdunkeln. Dann aber meint er auch wieder, daß er diesem Bahn breche, indem der Noah „menschlicher und gewisser Maßen lustiger" sei. Ueber die schnelle Bearbeitung entschuldigt er sich. „Ich eilte, theils weil ich fürchtete, daß mir etwas Menschliches begegnete, ehe ich das schöne Geschöpf zur Welt gebracht hätte; theils weil ich selbst eine gewisse heftige Neugierigkeit hatte zu sehen, ob und wie ich mit dem Werke auskommen könnte." Ueber die Art und Weise, wie Bodmer zu seinen Gedanken gekommen, belehrt uns am besten Hirzel: „Da sein Gedächtniß mit den Bildern und Metaphern aller Poeten angefüllt war, boten sie sich ihm ungesucht von selbst dar; er bediente sich daher aller in den besten Dichtern gefundenen Charaktere von einzelnen Menschen und Nationen und merkwürdigen Handlungen, die sich zu seinem Gegenstande schickten, so wie er sich der Kenntniß der Naturforscher seiner Zeit bediente, den Aufenthalt des Noah in dem Paradies, und die Wirkungen des Cometen auf dem Erdball bei der einbrechenden Sündfluth zu schildern, worin ihm Sulzer wichtige Dienste leistete. Bodmer hat mir es selbst gesagt, daß die Begierde, sein Gedicht zu vollenden, ihn angetrieben, alles was sich zu seinem Plane schickte, von andern Dichtern aufzunehmen. Es erhielt sein Gedicht dadurch einen zweifachen Nutzen, den ersten, daß es zu einem Denkmal der Kunst und Gelehrsamkeit seiner Zeit worden; den zweiten, der noch wichtiger, daß der moralische Einfluß seines Gedichts einen großen Eindruck erhalten mußte, wenn der Leser entdeckt, daß die Laster, welche mit so viel poetischer Wahrheit die Vorsehung gereizt, die erste Welt zu vertilgen, die Laster seiner Zeit seien, und daß die Sinnlichkeit durch die lächerlichsten Sitten zu den größten Lastern führe." — Bodmer erwarb sich mit seinem Versuche für seine Zeit unstreitig ein großes Verdienst und regte sehr vielseitig an; allein er beweist durch seine Noachide, wie sehr er im Irrthum war zu glauben, daß die Einsicht in die Erfordernisse der Poesie und das Gefühl für dichterische Schönheiten genüge, um poetisch schöpferisch zu sein, und wie sehr er sich in der Voraussetzung täuschte, daß der Kritiker auch zum Dichter befähigt sei. Denn so reich sein Gedicht an mannigfaltigem Stoff und poetischen Motiven war, so reichte er dagegen mit all seinem Wissen und seinen

Regeln nicht aus, ſeinen Gegenſtand friſch, kräftig und lebenswarm zu durchdringen und zu beſeelen. Dem Gedichte ſelbſt ſchweben zwei Muſter vor: Homer und Milton. Allein ſtatt homeriſcher Einfalt und Kraft zeigt das Nachbild Schwerfälligkeit und künſtliche Zierlichkeit, ſtatt Naturwahrheit und Leben verworrene Gemälde und einförmigen Wortſchmuck, ſtatt Handlung moraliſche Betrachtungen und ſentimentale Rhetorik. Milton aber iſt weder in ſeinen Engeln noch Teufeln auch nur von ferne erreicht, und eben ſo wenig in ſeinen lieblichen idylliſchen Gemälden. Namentlich entbehrt ſowohl das ganze Gemälde als die einzelnen Perſonen eines beſtimmten individuellen Charakters; die Männer, die Frauen haben alle dieſelbe ungelenke Feierlichkeit. Weder der bibliſche Charakter noch das Morgenland ſind in ihrer Eigenthümlichkeit aufgefaßt; die Laſter der vorſündflutlichen Menſchen ſind ſo über alle mögliche Theilnahme hinaus ungeheuer, leer und beſtandlos, daß ſie nur wie gräuliche Nebelbilder vorüberziehen; die Engel ermangeln der Hohheit, wie die böſen Geiſter der Furchtbarkeit. Wohl überzeugt man ſich, welche warme Liebe der Dichter für patriarchaliſche Unſchuld und für das Glück des häuslichen Lebens im Herzen trägt, allein auch dieſen Scenen vermag er keine Klarheit und Anmuth zu geben, und es iſt auch den beſten Gemälden ſo viel Unnatürliches und ſelbſt Lächerliches beigemiſcht, daß dadurch die poetiſche Täuſchung immer wieder ungeſchickt geſtört wird. Wohl ſind einzelne Theile anziehend, wie z. B. das von der ſündigen Welt abgeſchloſſene Leben des Sipha mit ſeinen Töchtern im Garten Gottes, das Bild ſchöner Häuslichkeit nach der Verbindung dieſer mit Noahs Söhnen, die gelungene Darſtellung der wachſenden Flut, die Gefühle der Bewohner der Arche, die Verkündigung eines fernen Geſchlechtes freier Menſchen: allein auch die beſten Stücke ſind wieder plötzlich geſtört durch einen harten oder trivialen Ausdruck, durch ein falſches Bild oder eine zerſtreuende Lehre. Doch das Alles fühlte Bodmer ſo wenig, daß er an der Form dreißig Jahre lang feilte, ohne die Gebrechen der Poeſie ſelbſt einzuſehen und ohne daher an dieſer ſelbſt Weſentliches zu beſſern. Dagegen zeigen die vier verſchiedenen Ausgaben der Noachide, welche Fortſchritte Bodmer allmählig im Studium der Sprache und des Hexameters gemacht und mit wie viel Fleiß und Kunſt er allmählig ſeine Verſe gereinigt, ſo weit ſolches bei ſeinem unmuſikaliſchen Ohre immer möglich war.

Wie ſehr indeſſen Bodmers Kompoſition ſeine Zeitgenoſſen beſchäftigte, beweiſt das erſt neulich gedruckte Fragment eines großen Kritikers,

Herders nämlich, welcher den Epiker Bodmer einer genauen Vergleichung mit Homer unterwirft und darin ein Meisterstück von Scharfsinn und Laune aufstellt. Er gesteht zwar zu, daß, wenn Noah anfangs an „Schweizerworten, fremden, oft lächerlichen Ausdrücken, possierlichen Gleichnissen und Kunstwörtern aus fremden Sprachen und fremden Wissenschaften überfloß," Bodmer das Gedicht im Verlauf von diesen Uebelständen so ziemlich gereinigt habe. Dagegen sagt er vom Inhalte: „Im ganzen Gedicht ist der Occident in den Orient, unser Jahrhundert vor die Sündfluth, Sprachen und Denkarten, und Künste und Gewächse von Amerika nach Ararat übertragen: die Noachide ist Geographie, Historie, Kunstkammer, Galanteriebude geworden." Nachdem Herder ferner die Eigenthümlichkeit der homerischen Darstellung entwickelt, sagt er dagegen von Bodmer: „Aber Bodmer ist immer in Kleinigkeiten groß, in Einstreuungen schön, immer im Detail beschäftigt. Alles ist bei ihm Episode: die Erzählung, die Reden, die Charaktere, die Blumenstücke: jedes abzutrennen, und unter seinem Titel eine eigene Schilderei. Dies die Lebensart der Familie nach Noah's Abreise: jenes die Aussicht Japhets: dann eine Allee von Bäumen und Lauben: jetzt das Gebäude, die Wirthschaft, die Bewirthung des Patriarchen: hier ein Komplimentenzimmer des wiederkommenden Noah: jetzt seine Reisebeschreibung, nach Ordnung und jedesmal mit religiösen oder politischen Anmerkungen begleitet: hier erbauliche Betrachtungen bei Eva's Quelle: dort bei Adams Laube: hier bei dem Baum der Verführung: dort bei Gelegenheit einer vorbeilaufenden Schlange: jetzt ein Opfer: jetzt ein Luftschiff: jetzt ein Komet: jetzt englische Tapeten — und meistens über jede dieser Scenen die guten Gedanken der sämmtlichen Anwesenden — wo ist hier der fortreißende Strom, aus dem man ja keine Welle heraufheben kann? Zudem sind nicht blos die Reden in das Epos gleichsam eingeleimt, sondern in jeder Rede stehen wieder ganze Reden, in dieser Person eine andere, und in dieser eine dritte, in männlicher Größe. Wo bleibt nun das Gesicht, die Seele, die einer jeden eigen sein soll: wenn Noah den Sipha, und Sipha seine Söhne, diese den Michal, Michal den Abiram, und Abiram wieder seinen Gott reden läßt: wer spricht endlich? Keiner, denn sie reden alle durch einander. Noah und sein Laomer und sein Magir, und sein Seraph, oder vielmehr überall — Johann Jakob Bodmer*)." Nichts desto weniger nennt Herder die

*) Herders Lebensbild, mitgetheilt von seinem Sohne Dr. E. G. v. H. Erlangen 1846. 1. Bandes 3te Abthl., zweite Hälfte. „Die Noachide ꝛc." 1765. S. 147—168.

Noachide „ein Meisterstück kritischer Ausbesserung und die Ausbesserung eines der merkwürdigsten Produkte deutscher Poesie."

Wenn indessen das Publikum die Noachide kalt aufnahm und die Kritik dieselbe verurtheilte, so ließ sich doch Bodmer in der Ueberzeugung nicht stören, daß er einen guten Stoff gewählt habe. Und wirklich kann man nicht läugnen, daß gerade in jener Zeit eine besondere Empfänglichkeit für die biblische Poesie lag, welche daher dem lange vergessenen Milton wieder Eingang verschaffte und Klopstocken eine Verehrung zollte, wie solche selten einem Dichter zu Theil geworden. Denn nachdem englische und französische Kritiker, Schöngeister und Weltleute den Bibelglauben erschüttert hatten, war man für die Rechtfertigung der christlichen Grundwahrheiten, welche aus der Ueberzeugung eines frommen und poetischen Gemüthes hervorging, doppelt dankbar und freute sich dessen als eines fast unverhofften Sieges*). Allein hier zeigt sich ein wesentlicher Unterschied zwischen Klopstock und Bodmer. Denn während Klopstock von einem tiefen und feurigen Glauben erfüllt war, der sich jedoch frei und groß über die Engherzigkeit der Schule erhob: hatte dagegen bei Bodmer die rationelle, neologische Kritik die Oberhand. Er brachte nicht die Bewunderung und Verehrung für die Geschichte des Volkes Gottes mit zur Ausführung seines Werks, wie Klopstock, der voll heiliger Ehrfurcht sein Leben dem Preise des Erlösers widmete; sondern es war vorzüglich der ideale Naturzustand und die Sittenreinheit der patriarchalischen Zeit, was ihm am Herzen lag. Die Bibel war ihm weniger die Quelle religiöser Erkenntniß, als ein Schauplatz tugendhafter Erhabenheit und eine Fundgrube des Wunderbaren, daher er sich gegen seine Freunde etwas darauf zu Gute thut, mit Klopstock eine „biblische Mythologie" gegründet zu haben. Wohl walten in ihm die Erinnerungen eines frommen Hauses und einer frommen Kindheit; allein weil seiner Lebensansicht und seinem Gemüthe die innerlich belebende Kraft des Glaubens fehlte, so konnte er durch alle seine willkürlichen Erfindungen und poetischen Motive diesen Mangel nicht von ferne ersetzen, und darum mußten, wie der Noah, so alle seine künftigen Patriarchaden mißglücken. Doch mit der Idee selbst stand er auf einem volksthümlichen Boden und darum fand er auch der Nachahmer so viele: genug zu seiner Rechtfertigung, daß sogar Goethe in viel späterer Zeit sich da-

*) S. in Götzingers Deutsche Sprache und Literatur, 2. Bd. 1. Theil. §. 70, die treffliche Einleitung „Ueber das Verhältniß der neuen Literatur zu Kirche, Sitte und Gelehrsamkeit."

mit trug, den Joseph episch zu bearbeiten. Dagegen bleibt es ein schöner Beweis von Bodmers vielseitiger Empfänglichkeit, daß er die religiöse Tiefe, die ihm selbst fehlte, in Klopstock so ernst und entschieden anerkannte.

Nachdem an diesem Orte zusammengestellt worden, was über den Noah im Allgemeinen und sein Verhältniß zur damaligen Zeit zu sagen war, kehren wir wieder zum historischen Faden zurück und besprechen noch einige besondere Umstände, unter denen das Gedicht ins Leben trat. In Betreff des Geheimnisses, das er aus seiner Arbeit machte, gab Bodmer den Freunden die Auskunft, „daß er die Kritik einiger Kunstrichter habe auf die Probe stellen wollen, ob dieselben ein Werk anerkennen würden, das in Miltons und Homers Geist gedichtet sei, ohne deren Namen an der Spitze zu tragen; und daß er einigen seiner geschätztesten Freunde eine Huldigung habe darbringen wollen, indem er ihre Gesinnungen geschickt in Verse gebracht." Während Schultheßens Aufenthalt in Berlin überraschte er nun diesen mit den zwei ersten Gesängen des Noah und brachte ihm bei, daß er dieselben gleichsam ohne sein Wissen herausgeben könne. Schultheß theilt das Geheimniß Sulzern mit, und dieser geräth über das neue Werk in großes Entzücken, um so mehr, da er selbst zu den im Gedichte verherrlichten Freunden gehört. Zwar theilt er dem Dichter billige Bedenken über allerlei Wunderlichkeiten und Lächerlichkeiten mit; findet sich jedoch gleichwohl veranlaßt ihm zu schreiben: „Ich kann Ihnen aufrichtig sagen, daß ich mich noch über kein Werk so gefreut habe, wie über dieses. Es hat mir nicht nur Thränen der Zärtlichkeit über den Inhalt, sondern Thränen der Freude über seine Existenz fließen gemacht. Ich sehe dieses Werk als ein Geschenk der Vorsehung an, jetzt und in künftigen Zeiten die Herzen junger Leute zur Tugend zu bilden, und ihnen Erkenntniß und edle Gesinnungen einzupflanzen. Meine künftigen Söhne und Töchter sollen es zu ihrer Encyclopädie machen. Sie können sich wohl vorstellen, daß ich recht stolz auf die Ehre bin, die Sie mir erwiesen, daß Sie dem Sipha Worte in den Mund gelegt, die ich für die meinigen erkenne. Ich möchte dafür sorgen, daß künftige Ausleger dabei meines Namens gedächten, damit ich mit Ihnen, oder auf Ihren Armen, auf die Nachwelt käme." Dann läßt Sulzer den Druck der beiden ersten Gesänge ohne Angabe des Verfassers in Leipzig besorgen. Nachdem nun die Exemplare in Bodmers Hände gekommen, läßt er sie an seine Freunde vertheilen, und unter Anderm auch an die jungen Tscharner, die Söhne des Berneriſchen

Landvogts im Thurgau, bei denen damals der nachherige Professor Joh. Stapfer, ein Mann von Geist und Bildung, als Hofmeister lebte. Wir haben den einen Tscharner schon als den Uebersetzer von Hallers Gedichten kennen gelernt, und bereits arbeitete er, auf Bodmers Aufforderung, an einer französischen Uebersetzung der Messiade. Die Jünglinge hielten den Noah für eine verfehlte Nachahmung Klopstocks von einem Leipziger und glaubten Bodmern mit der Züchtigung desselben einen Gefallen zu thun. Sie schickten daher Bodmern eine parodierende Kritik gegen den Noah ein und baten ihn, dieselbe, wofern er es gut finde, zum Drucke zu befördern. Nicht nur versteht sich Bodmer dazu, sondern er macht sich auch anheischig, die Korrektur zu besorgen; meldet ihnen aber zugleich, daß er an dem Noah einen so starken Antheil nehme, als wenn er ihn selbst verfaßt, und läßt durchblicken, daß auch er einen Noah bearbeitet habe, und daß er fürchten müsse, nicht besser von ihnen beurtheilt zu werden. Wollten sie sich gegen Klopstock ein solches Urtheil herausnehmen, so wären sie dazu allzu seicht; den Noah dagegen dürfe man schon anrühren. Allein die Berner lassen sich nicht irre machen und verlangen die Herausgabe ihrer Schrift; so daß Bodmer endlich mit dem wahren Sachverhalte ausrücken muß. Nun drücken die Jünglinge ihre große Reue über die Beleidigung gegen den Freund aus, ohne indessen ihr Urtheil zurückzunehmen, und vergessen in ihrer Verwirrung, die Unterdrückung der Schrift zu verlangen. Bodmer aber war ein zu strenger Ehrenmann und achtete die freie Oeffentlichkeit zu sehr, um solches von sich aus zu thun. Schon hatte er daher Befehl zur Absendung des Ballens nach Leipzig gegeben, als noch zu rechter Zeit Gegenbefehl kam. Während Bodmern solches von nahen Freunden und Zöglingen widerfährt und die Freunde in Deutschland schweigen: berichtet ihm auch Schultheß von Berlin, „daß man den Noah für ein seltsames Phänomen ansehe, in welches man sich noch nicht wohl finden könne. Die postdiluvianischen Sitten der Antidiluvianer verursachen am meisten Streit. Kleist verwirft sie, Gleim vertheidigt sie.“ Allein Bodmer lebte noch immer der Ueberzeugung, daß irgend Jemand den rechten Gesichtspunkt für den Noah herausfinden würde, und hoffte das im Stillen von Klopstock; wenigstens bittet er Heß in Altstetten, „daß er den Noah abschreiben möchte, weil er daran denke, Klopstocken damit ein Geschenk zu machen.“

14. Bodmer ladet Klopstock nach Zürich.

Klopstock hat unterdessen Bodmern vertraut, daß man es nicht ungerne sehen würde, wenn er seine Hofmeisterstelle aufgäbe. Zugleich war jede andere Bemühung für ihn vergeblich geblieben; nur Haller hatte ihm den Wunsch eröffnen lassen, daß er den Unterricht seines Sohnes in den schönen Wissenschaften übernehmen möchte. Nun endlich trat Bodmer mit dem Anerbieten hervor, ihm ein stilles Asyl in seinem Hause zu eröffnen. Wie Klopstock diese Einladung annahm, wollen wir ihn selbst sprechen lassen: „Zu einer Zeit, da ich von Fürsten unbeachtet bleibe, sind Sie, mein theuerster Freund, so großmüthig, und laden mich nach Ihrer freyen Schweiz ein! Wenn das einigermaßen eine Belohnung für Ihre Edelmüthigkeit seyn kann, daß ich sie in ihrem ganzen Umfange empfinde: Wohlan, so nehmen Sie die Kleinigkeit dieser Belohnung an! Lassen Sie mich Ihnen noch was Zärtlicheres sagen. Ich will kommen, Sie bei den Gebeinen Ihres Sohnes zu sehen. Ich will kommen, Ihnen Ihre Thränen, die ich Ihnen vielleicht von neuem erregt habe, abzutrocknen." Nachdem sich unterdessen wieder eine Hoffnung auf ein festes Unterkommen zerschlagen hatte, kündigt Klopstock gegen Ende des Jahres 1749 an, daß er den nächsten Frühling nach Zürich kommen werde. — — „Ich freue mich den süßen Namen Bodmer, Breitinger, Heß, Muße, Freundschaft entgegen. Aber hören Sie die Bedingungen, unter denen ich zu Ihnen komme. Meine körperliche Gegenwart muß in Ihrem Hause beinahe unmerklich seyn; sie muß da auch nicht die mindeste Veränderung hervorbringen. Dies vorausgesetzt, und als wenn Sie mirs mit dem Handschlag der Freundschaft im goldenen Weltalter versprochen hätten, komme ich zu Ihnen. Ich bin schon in Gedanken sehr bekannt mit einer gewissen Gegend, die ich die Zürchische nenne. Vielleicht irre ich sehr; unterdeß kenne ich doch nun eine reitzende Gegend mehr in der Welt. Zu einer schönen Gegend gehören bei mir zwar auch Berge, Thäler, Seen, aber viel vorzüglicher die Wohnungen der Freunde; wie weit und in welcher Situation wohnen Breitinger, Hirzel, Waser, Tscharner, um Sie her? Und noch eine Frage, die auch einigermaßen bei mir mit zur Gegend gehört; denn

Mein Leben ist nun zum Punkt der Jünglingsjahre gestiegen —

wie weit wohnen Mädchen Ihrer Bekanntschaft von Ihnen, von denen

Sie glaubten, daß ich einen Umgang mit ihnen haben könnte? Das Herz der Mädchen ist eine große, weite Aussicht der Natur, in deren Labyrinth ein Dichter oft gegangen sein muß, wenn er ein tiefsinniger Weiser seyn will. Nur dürften die Mädchens so nichts von meiner Geschichte wissen, denn sie möchten sonst vielleicht sehr ohne Ursache zurückhaltend werden." — Wenn der gemessene Klopstock seinem Verlangen nach Bodmer einen solchen Ausdruck verlieh; so wird man dem weniger abgewogenen, stets dem Augenblicke sich überlassenden Bodmer das Gefühl einer schwärmerischen Freude um so eher verzeihen. Es ist zwar nicht zu verkennen, daß er in der Verherrlichung des Dichterjünglings zugleich sich selbst verherrlichte; allein es tritt in diesem Zuge von einer andern Seite Bodmers republikanischer Sinn hervor, der in einer Zeit, wo sonst nur Macht oder Geburt, oder höchstens noch die Schulgelehrsamkeit gefeiert wurden, dem Dichtergenius eine neue Bürgerkrone aufs Haupt setzen wollte. Die Zukunft hat gezeigt, daß Bodmer einem richtigen Gefühle gefolgt und mit Bedacht sich benommen: denn die außerordentliche Verehrung, welche das deutsche Volk Klopstocken darbrachte, war gleichsam nur eine Fortsetzung der ersten Huldigungen Bodmers. Freilich so sehr man in der Gelehrtenrepublik an nicht karge Lobeserhebungen gewöhnt war, so mochte man sich doch immerhin über die Ausdrücke Bodmers wundern, welche er auf Klopstock anwendete, und die er zum Beweise, wie ernst es ihm war, auch in den Briefen an die vertrautesten Freunde eben so wenig sparte. Denn um sich nach Herzenslust über das neue Verhältniß mit Klopstock aussprechen zu können, hatte er einen besondern Briefwechsel mit Heß eingeleitet. Da wird von dem heiligen Jünglinge gesprochen; von der großen Scene, welche sich vor ihm eröffne und die für sein ganzes Leben eine Epoche sein werde. Er preist Schultheßen glücklich, daß er der Trabant des Sternes sein soll; namentlich aber ist er nicht weit entfernt, in dem Messiassänger einen zweiten Messias zu erkennen, der die Gedanken des frühern Messias in verherrlichter Gestalt gleichsam von Neuem erzeuge. Dieser Gedanke spricht sich vorzüglich in der Ode aus, welche Bodmer im „Verlangen nach Klopstocks Ankunft" gedichtet.

Komm! Offenbare die denkenden Züg im sichtbaren Körper
Auch am Gestade der Sihl und der Limmat,
Daß wir mit unseren Augen das Wunder beglaubigen können,
Welches für unsere Tage bewahrt war:

Eine Seel' in dem Kerker des irdiſchen Stoffs noch gefangen,
Die des Meſſias Gedanken zu denken,
Die göttliche Liebe des menſchenfreundlichen Gottes
In dem unendlichen Umfang zu fühlen,
Und in den herrlichſten Tönen, den würdigen Kindern der Dichtkunſt
Und Harmonie, zu beleben vermochte!

Dieſe Ode verdient ſchon darum einige Beachtung, weil Klopſtock in derjenigen auf den Zürichſee darauf Bezug nimmt, wie aus folgender Stelle erhellt:

Eile! Dir hat ſchon die Wege der Lenz überſtreuet mit Blumen,
Dir die Zephyre mit Weihrauch beladen.
Sipha wird an des Zürichbergs Fuße mit freudigem Jubel
Zwiſchen dem Land und der Stadt dich empfangen.
Hinter dir hebt ſich der Berg mit Reben bekleidet gen Oſten,
Dunkel mit Fichten den Gipfel umwunden.
Uto ragt gegen dir über, erhöhter, wie ſeine Gefährten,
Albis und Heitel, empor zu den Wolken.
An ſeinen Wurzeln erblickſt du des Zürichſees glänzendes Becken,
Und an der Mündung die fruchtbaren Ebnen,
Welche die Limmat, nachdem ſie den Wällen der Stadt ſich entriſſen,
Mit der verſchwiſterten Sihle durchgleitet.
Fern an dem ſüdlichen Himmel, auf ſonnenbenachbarten Alpen,
Schimmert ein ewiger Schnee, der mit neuem
Immer ſich thürmt, doch von weitem zu deiner ſtillen Behauſung
Kühle dir ſendet und freundliches Glänzen.

Allein es ſoll dem Freunde nicht nur eine von Seite der Natur bedeutende Gegend winken, ſondern auch eine, wo noch die alte Sängerſprache lebt.

Komm, und höre, wie ſie nach manchem Fluge der Jahre
Zwiſchen dem Rhein und der Limmat noch lebet.
Hier iſt poetiſches Land, das Klima war ehmals geſegnet,
Dichter in ſeinem Schooß zu gebähren.
Kein anmuthig Gefild, da nicht ein Dichter geſeſſen,
Da er die Muſe nicht hingebracht hätte.

Allein alles Entzückens ungeachtet beſchäftigt den ernſten Freund doch einige Unruhe über jenen Wunſch Klopſtocks nach dem Umgange mit Mädchen. Er möchte ihn incognito haben. „Vor allen Dingen wollen wir ihn einige Tage allein und ohne Nebenbuhler genießen, und mit ihm Abrede treffen, wie wir ihn am ruhigſten, mit dem wenig-

sten Ceremoniel haben können. Ich wollte ihm gerne alle sanfte Ergötzungen machen, aber ihn vor den brausenden bewahren; vielleicht weil ich nicht fähig bin, an den brausenden Antheil zu nehmen." Unterdessen hatten Unpäßlichkeit und einige vergebliche Aussichten Klopstocken noch schwankend erhalten, ob er die Reise unternehmen solle. Noch in der Heimat ist der Noah in seine Hände gekommen und er berichtet an Schultheß: „Der Noah ist sehr nach meinem Geschmack."

Endlich langte Klopstock mit seinen beiden Reisegefährten, Sulzer und Schultheß, den 23. Heumonat 1750 in Zürich an. Das erste persönliche Zusammentreffen scheint wenigstens auf Bodmer nicht ungünstig gewirkt zu haben; denn er berichtet noch an Heß: „Gestern Abend um $9\frac{1}{2}$ Uhr sind die lieben Freunde wirklich bei mir angelangt. Ich bin die ganze Nacht in Ecstase gelegen, mich alle Augenblicke von neuem in der Wahrheit zu befestigen, daß Klopstock, Sulzer nun wirklich bei mir wären." Dagegen läßt sich aus Allem schließen, daß der feine, zartsinnige Klopstock sich schon beim ersten Anblick seines Freundes nicht angesprochen gefunden. Bei dem nicht häckeligen, wohlwollenden Bodmer aber scheint der Noah die Veranlassung gewesen zu sein, daß er abgekühlt wurde. Aus den Briefen an Zellweger geht nämlich hervor, daß Bodmer für die Verbesserung desselben viel aus den Unterredungen mit Klopstock hoffte. Allein als Bodmer diesem nun aus dem Gedichte vorlas, blieb er ganz stumm. Eben so war in Klopstock von der Ergebenheit des stillen, seraphischen Jünglings, der zu den Füßen des kritischen Altmeisters säße, keine Spur. Denn der Dichter war fünfundzwanzig Jahre alt und seinem Wesen nach ein vollendeter Mann. In seinem äußern Benehmen lag etwas Würdevolles, Vornehmes, Weltmännisches. Mit geselliger Anmuth und sicherer Selbstbeherrschung ausgestattet, wußte er kühn und frei die Poesie in das Leben überzutragen, und wollte nun namentlich in der freien Schweiz sich für den Druck der bisherigen beengenden Verhältnisse schadlos halten. Unmöglich konnte dieser dem an eine enge Stille gewöhnten, mit einer höchst einfachen blinden Frau lebenden, schüchternen, steifen, in Wort und Benehmen oft wenig maßhaltenden Bodmer zusagen; und in diesem Gefühle scheint er sich auch sogleich mit entschiedener Selbständigkeit bezeigt zu haben. So hätte es des lebhaften und lebensfrohen Schultheß nicht bedurft, um Klopstocken aus der Stille und Dürre des Bodmerschen Hauses in ein mannigfaltiges Leben hineinzuziehen. Denn eine muntere Schaar gebildeter, eng verbundener Freunde, zum Theil mit stark französischem Zuschnitte,

warteten mit Sehnſucht auf den Umgang des Dichters. Gleich am andern Tage wurde daher Bodmer mit Bitten beſtürmt, daß er ihnen erlauben möchte, den Dichter zu beſuchen; und damit er in die fröhlichen Geſellen kein zu großes Mißtrauen ſetze, verſicherte Rudolf Werdmüller: die Bewunderung für Jenen habe den Vert-Vert, Lafontaine und Crebillon aus ſeiner Phantaſie verbannt; er ſei jetzt nur mit dem Noah und dem Meſſias beſchäftigt. Bodmer durfte ſeine vornehmen jungen Freunde nicht zurückweiſen, und ſo wurde gleich anfangs der Hausfrieden geſtört. Der unruhige, neckiſche Bodmer aber konnte dieſem Treiben, das ſeinen Wünſchen und Hoffnungen ſo wenig entſprach, nicht ſtillſchweigend zuſehen: daher entzog ſich Klopſtock der Verſtimmung gleich in den erſten Tagen durch einen Beſuch bei ſeinem treuen Verehrer Heß in Altſtetten. Von hier aber wurde er durch die Einladung zu der berühmten Fahrt auf dem Zürichſee zurückgerufen. Welch heiterer Ton ſich gleich anfangs unter den neuen Freunden angebahnt hatte, beweist das Einladungsbillet, das Hartmann Rahn, Klopſtocks nachheriger Schwager, in ſchlechtem Franzöſiſch an ihn erließ*). Da der mitgeladene Bodmer ſich nicht herbeiließ, ſo blieb die junge Welt ungeſtört für ſich allein. Dieſe Luſtfahrt bildete nicht nur für Zürich eine Art geſelliger Revolution, ſondern das Gemälde, welches Dr. Hirzel im höchſten Entzücken ſeinem Freunde Kleiſt davon entwarf, bezauberte Deutſchland dermaßen und erweckte dort eine ſo günſtige Vor-

*) Monsieur. Nous sommes vne Trouppe, les deux Hirzels, Werdmiller, Schinz cadet, Keller, bonne trempe d'homme, et moy, associés pour Vous fêter jeudy prochain sur nôtre Lac. La Journalière de nôtre Docteur, reservée pour l'Heros de la fête, tentera de Luy étaler ses attraits avec assés de variété, qu'Il ne nous vienne pas effleurer tour à tour à chacun son Aimable. Nous peut elle garantir, tant mieux pour Elle, n'y suffit Elle pas, tant mieux pour nos Tendrons.

Nottés, mon cher Monsieur, que tous ces Tendrons sont déjà priés, qu'il ne s'agit plus que de Votre approbation. Mes gens m'ont forcés de Leur promettre que j'iray à Altstetten Vous jnviter, mais je ne puis me resoudre d'être jndiscret dans l'Esprit de Votre digne hôte en le venant troubler dans Votre possession, qu'il suffise à mes Importuns, que je Vous écrive. Vous voyez, m. ch. M., que si Vous me refusiez, je serois forcé de Vous venir encor ce soir lacher une bordée de cette Eloquence de Supliant, que ces Messieurs me supposent bonnement.

Ms Breitinger a promis a Ms Werdmuller que si Vous persuadiez Ms Bodmer d'être des nôtres, qu'il en seroit aussy. De grace point de refus, vn gracieux Ouy. Je me souscris etc.

ſtellung von dem freien, poetiſchen Natur- und Schäferleben, das in der Schweiz geführt werden könnte, daß ſich die Nachwirkung davon namentlich auch bei dem erſten Beſuche Goethe's mit den Stollbergen in Zürich kund zu geben ſcheint. Wir theilen daher das Weſentliche jenes Briefes mit*).

15. Klopſtocks Fahrt auf dem Zürichſee.

„Unſer neun Freunde entſchloſſen uns, Herrn Klopſtock durch eine Luſtſchiffahrt die Schönheit der Gegenden am Zürcher-See und zugleich die Schönheit unſerer Mädchen kennen zu lehren. Jeder von uns verband ſich, ein Mädchen auszuſuchen, welches freundſchaftlicher Empfindungen fähig wäre, und die Schönheiten der Natur und des Geiſtes fühlte. Wir waren in der Auswahl glücklich. Die meiſten hatten den Frühling mit Ihnen gefühlt; einige kannten den Werth unſers theuerſten Klopſtock ſchon aus ſeinem göttlichen Gedichte. Die ſüße Harmonie achtzehn edler Seelen machte dieſen Tag zu einem der glücklichſten unſeres Lebens. — Der geſegnete Tag (der 30. Heumonat) erſchien, an welchem ſich morgens um fünf Uhr die neun Freunde, und von ihnen geführt, eben ſo viele Freundinnen verſammelten, alle beſeelt vom gleichen Triebe, dieſen Tag durch das reizendſte Vergnügen merkwürdig zu machen. Klopſtock würdigte meine zärtliche Doris an ſeiner Hand zu führen. Ihre redenden, blauen Augen zeugen von dem edelſten Gemüthe, welches lieber ſtilleſchweigend den Witz in andern bewundert, als den ſeinen zu zeigen ſucht. — Werdmüller, eine Geißel der Lächerlichen, fähig der edelſten Freundſchaft, deſſen Geiſt mit dem lebhafteſten Witze der Franzen geſchmückt iſt, begleitete eine ehrwürdige Dame, in welcher die Tugend durch feinen Verſtand, durch den edelſten Witz und den beſten Geſchmäck auch in Kleinigkeiten, ſelbſt den niedrigen Seelchen ſüßer Herren reizend wird, und ſo viel auf ſie vermag, daß ſie ſchöne Sentiments — auswendig lernen, um wenigſtens dieſe Sprache führen zu können. — An meiner Hand gieng die Gemalin des zärtlichſten Ehegatten, der kein menſchliches Unglück ohne Thränen anſehen kann. — Mein liebſter Bruder (Salomon Hirzel), der mehr denkt als ſpricht und nie vergnügter iſt, als wenn er es am wenigſten ſagt, brachte mit ſich die würdige Gemalin unſers W.. rs, eine ſtille Schöne;

*) Helvetiſcher Calender für das Jahr 1796. Zürich. S. 77—93.

TAYLOR INST. OXFORD

ihr reizendes Lächeln drückt die Ruhe der sanften Seele aus. — Wolf, der Bewunderer der Vollkommenheiten in der besten Welt des Schöpfers, vielleicht der einzige Schüler des Hallensischen Lehrers, dessen Empfindungen mit den Lehrsätzen übereinstimmen, Wolf wählte sich eine seiner würdigsten Schülerinnen zur Gesellschaft aus; sie war weise genug, den edeln Geist und das noch edlere Herz in dem schlechtesten Körperbau nicht zu verkennen. — Schultheß, ein gelehrter Geistlicher, den sein ehrliches Gemüth und seine Wissenschaft sehr empfehlen, war der glückliche Gefährte der würdigen Gattin meines W...; mit ihrer Menschenfreundlichkeit gewinnt sie die Herzen, und von einem philosophischen Bruder und Gatten gebildet, ist sie, ohne gelehrt zu scheinen, selbst in den schwerern Theilen der Weltweisheit zu Hause. — Schinz, ein Kaufmann, der nie von den Messen nach Hause kommt, ohne einen Gewinn von moralischen Erfahrungen; der meinem Bruder ein Freund ist, wie Sie mir waren, kam in Begleit einer lebhaften Schönen, die aus eigenem Trieb ihren Geist durch das Lesen der besten Schriftsteller angebaut hat. Ihre sprechenden Blicke fordern dreist unsre Hochachtung, die wir eben so gerne ungefordert ihren Vorzügen opfern. Sie hat alle die hohen Empfindungen, die Sie, mein Theuerster, in Ihrem göttlichen Gedichte schilderten, mit Ihnen gefühlt, und achtete mich hoch, nur weil Sie mich würdig fanden, in Ihrem Gedichte mich anzureden. — Rahn, der nach Ihnen mein Herz besitzt, der mir meine Fehler frey vorhalten darf; ein dem Pöbel lächerlicher Mensch, weil er das Aeußere eines unglücklichen Petitmaitre an sich hat, und alle seine Gedanken, die von den gewohnten so sehr abweichen, daß sie öfters bey dem ersten Anblick auch Vernünftigen ausschweifend scheinen, allenthalben frey herausſagt; im Grunde der redlichste und tiefsinnigste Mensch, der die feinsten Regeln der Kritik in seinem empfindenden Herzen trägt, und mit dem Vorurtheil der Franzen für ihre Dichter eingenommen, doch unpartheiische Einsicht genug hatte, beym ersten Anblick den wahren Werth der deutschen Dichter zu schätzen: war so glücklich, Schinzens, des edeln Kaufmanns Schwester (die nachherige Gattin des Antistes Heß), mit sich zu bringen. Sie hatte Reize genug, Klopstock seine erste Liebe, die er im zwölften Jahr für ein ihr ähnliches Mädchen fühlte, wieder rege zu machen. — Keller, ein Kenner des Schönen, den die musikalische Harmonie, deren Vertrauter er ist, nicht mehr rührt, als die göttliche Harmonie der Freundschaft, kam in Gesellschaft eines Mädchens, das des Sieges seiner Blicke gewiß, sein größtes Vergnügen

darin findet, die Ueberwundenen ihrer Hoffnungen spröde zu berauben; ihre Reden und Handlungen sind kunstlos und voll Grazie."

„Sie kennen nun so ziemlich die vergnügte Gesellschaft, welche gleich nach fünf Uhr des Morgens vom Lande abfuhr. Ein vorhergegangenes Donnerwetter hatte die allzu schwüle Luft gereinigt und die brennende Hitze dieser Jahreszeit gemildert. Sanft blasende Weste folgten uns nach, trieben unser Schiff sachte fort und heiterten den Himmel, der anfangs noch mit leichtem Gewölke bezogen war, vollends auf, so daß wir bald die Natur im hellesten Sonnenglanze prangen sahen. „Wer wird uns, rief jenes Mädchen, das den Frühling mit Ihnen gefühlt hat, die Schönheit dieser glänzenden Wasserfläche und dieser reizenden Landschaft würdig schildern?" Klopstock fand es unmöglich, beym Anblick der Naturschönheiten eine Schilderung anzubringen, welche rühren könnte, weil die Natur jedes Gemälde weit übertreffe. — Das glückliche Schiff, dergleichen Zürich noch keines gesehen, rückte allgemach weiter. Wiesen, Weinberge, gelbe Kornfelder, auf denen fröhliche Schnitter jauchzten, Landhäuser von Bauern und Städtern, flohen hinter uns, um andern Platz zu machen. Vorzüglich weilten unsre Blicke auf dem prachtlosen Suburbanum unsers theuersten Landesvaters, Escher. Nicht weit davon kamen wir an das Landhaus der trefflichen Eltern unsers Gesellschafters Keller. Hier stiegen wir aus, um ein Frühstück zu nehmen. Das ehrwürdige Paar (— viele Jahre nachher drückt Klopstock seine besondere Verehrung für Frau Keller aus, „diese simple, ernsthafte, wahrhafte und weise Frau" —), — noch sind Züge jugendlichen Frohsinns, gleich der Abenddämmerung eines schönen Tages auf diesen Greisen-Gesichtern, — empfieng uns mit heiterm Lächeln, erfreut, den geliebten Sohn in solcher Gesellschaft zu sehen. Beyde begrüßten unsern Klopstock auf eine Art, die ihn überzeugte, daß sie die hohen Gedanken seines Gedichtes empfunden haben: Sie priesen uns ihr Glück, in diesem Aufenthalt, ferne von städtischem Geräusch und Verdruß, befreit vom glänzenden Joche der Ehrenstellen leben zu können!"

„Klopstock rühmte die Schönheiten unserer Gegenden; doch schien er weniger davon gerührt, als von der Mannigfaltigkeit der menschlichen Charaktere, die sein Scharfblick auszuspähen vorfand. Da lernte ich einsehen, warum Klopstock die meisten Gleichnisse in seinem göttlichen Gedichte aus der Geisterwelt hernimmt. Nie sah ich jemanden die Menschen aufmerksamer betrachten, er gieng von einem zum andern, mehr die Mienen zu beobachten, als sich zu unterreden. Noch war uns ein

neues Vergnügen bereitet; der ältere Sohn unſers ehrwürdigen Gaſtwirths, der eine nicht gemeine Stärke beſitzt, den Flügel zu ſpielen, gab uns ein italieniſches Solo zu hören. Klopſtock belauſchte auf den Geſichtern unſerer Mädchen den Eindruck, den die Muſik machte; er ſchien darnach beſtimmen zu wollen, welche die Zärtlichſte wäre. Endlich ſtiegen wir, von den Segnungen unſrer ehrwürdigen Wirthe begleitet, wieder zu Schiffe und verließen voll Liebe und Dankbarkeit gegen dies theure Paar ihren glücklichen Wohnplatz. Von muntern Scherzen begleitet, ſchlich die Vertraulichkeit ſich in unſere Geſellſchaft; die Mädchen waren bekannter mit einander geworden. Klopſtock hatte durch ſeine einnehmenden Sitten und geiſtvollen Reden ihre allgemeine Hochachtung gewonnen und ſie wünſchten alle aus den Fragmenten zum vierten und fünften Geſang etwas von ihm zu hören. Der gefällige Klopſtock entſprach dem einſtimmigen Wunſch und las eine Stelle (Meſſ. V. Geſ. V. 136—178) vor, die in unſere Seelen noch nie gewohnte Wehmuth ſenkte." ——— „Die ganze Geſellſchaft ermunterte ſich nach und nach wieder. Lachender Scherz umhüpfte uns, jeder ſuchte ſeine Schöne witzig zu unterhalten und der ſchlaue W.....r haſchte ſchalkhaft flüchtige Einfälle, die er der luſtigen Geſellſchaft zum Gelächter vorlegte. So rückten wir von einer angenehmen Gegend zur andern. Der Anblick verſchiedener Landhäuſer gab uns Stoff, den ungleichen Geſchmack ihrer Beſitzer zu recenſieren. Dies verhinderte indeſſen nicht, daß wir unſere Aufmerkſamkeit nicht immer wieder auf unſern Helden ſammelten, den wir ſtets ſeiner würdig fanden. Ueber ſeine Fröhlichkeit herrſchte freye Vernunft, wie über ſeinen Ernſt; ſeiner Witz begleitet ſeine Reden alle, deren Seele Gefälligkeit und Freude iſt. Wenn uns ſeine rührenden Gedichte in eine zärtliche Wehmuth verſetzten: ſo erheiterte uns bald wieder ſein aufgeweckter Geiſt und führte die vorige Freude zurück. Jene erſte Vorleſung machte uns nach einer zweiten begierig. Er willfahrte und las uns jetzt die hohe Liebes-Geſchichte, Lazarus und Cidli, (Meſſ. IV. Geſ. V. 619—889) vor, wo er ſeine eigene Liebe für die göttliche Fanny im Auge gehabt zu haben ſcheint."

„Unſere Schönen fanden ſich in einer ganz neuen Welt. Solche Gedanken hatte ihnen noch keiner ihrer Verehrer eingeflößt; ſie belohnten unſern göttlichen Dichter dafür mit Blicken voll Liebe. Man wagte nicht über jene himmliſche Liebe zu ſprechen, bis Einer von der Geſellſchaft das Stillſchweigen mit der gelehrten Anmerkung unterbrach: „Nirgends hätte er noch die platoniſche Liebe ſo prächtig geſchildert ge-

sehen!“ Klopstock verwarf diesen Beyfall und versicherte, daß er hier ganz eigentlich die zärtlichste Liebe im Auge gehabt habe, die ungleich höher wäre, als die platonische Freundschaft; Lazarus liebte seine Cidli ganz und gar! — Wir stimmten ihm aus vollem Herzen bei und Plato war nicht unser Mann. Die süßesten Gefühle waren in uns rege und beseelten die Unterhaltung. So langten wir unvermerkt zu Meilen an. Hier stiegen wir hochvergnügt aus dem Schiffe und brachten noch ein Paar Stunden vor dem Mittagessen mit traulichen Gesprächen zu.“ — —— „Als wir von unserm Spaziergange zurück in den Gasthof kamen, fanden wir unsere Schönen im ernsthaftesten Gespräche über die Erziehung, u. s. w. Unter solchen harmlosen Reden verstrich die Zeit bis zum Mittagessen, wo wir die Tafel trefflich besetzt fanden. Da hatten wir keinen Mangel an Freude! der Wein übte seine schönste Kraft an uns aus; die Vertraulichkeit wuchs mit der Fröhlichkeit; satyrische Scherze umgaukelten uns, ein fröhliches Gelächter begleitete sie. Zum erstenmale bedauerte mein Bruder seine Unwissenheit im Weintrinken: doch feierte er mit uns das Andenken an die abwesenden Freunde, auf deren Gesundheit wir tranken, und, was die angenehmste Abwechslung gewährte, charakteristische Erzählungen von ihnen einmischten. Da klangen die Gläser auf Ihre Gesundheit, mein Kleist, und auf Gleims und Eberts; bey der Gesundheit der göttlichen Schmid herrschte tiefe Ehrfurcht; er erwiederte mit einem sanften Ernst, der die Empfindungen seiner großen Seele verrieth: doch ließ er den Ernst diesmal nicht siegen; er sah die frohe Gesellschaft an, und trank und scherzte. Nach Tische rüsteten wir uns zur Ueberfahrt auf eine kleine, jenseits Meilen liegende Halbinsel, wo man die angenehmste Aussicht über den Zürichsee hat. Ein kühlender Wind blies in unser Segel und trieb das Schiff sanft nach dem vorgesetzten Port; die Schiffer verließen das Ruder, saßen vergnügt auf den Bänken und sahen die lachende Freude über uns schweben. Eines der Mädchen sang. Wir klatschten der schönen Sängerin zu und erweckten unsre übrigen Begleiterinnen zu edelm Nacheifer, gleichen Beyfall zu verdienen. Allein in diesem Augenblicke kamen wir unvermuthet bei der kleinen Halbinsel an. Wir fanden an dem Gestade eine anmuthige Ebene, über welche kühlende Schatten von Eichbäumen schwärmten. Diesen Platz wählten wir zu unserm Speisesaal, wo wir uns eine Tafel mit Erfrischungen zurüsten ließen, die wir nach einem Spaziergang durch den Eichenwald genießen wollten.“ — — — „Jeder theilte mit seinem Gefährten auf einem beson-

dem Spaziergange ſein Vergnügen. Klopſtock, von Freude belebt, hüpfte mit ſeinem Mädchen durch den Wald und half meiner Doris das Lied auf Hallers Doris ſingen. Ich folgte ihnen eine Weile nach; aber die brennende Sonnenhitze gab mir ein Gefühl des höhern Alters; ich ſuchte meinen R . . . . , dem Klopſtock ſein Mädchen genommen hatte, der half mir den Alten machen. Doch bald verjüngten wir uns wieder, und was mein Herz am meiſten erfriſchte, war Klopſtocks Freude und der Dank, den er mir, als dem Urheber dieſer Luſtreiſe, auf die Wangen küßte. — Man ſammelte ſich bey der frohen Tafel, zerſtreute ſich dann wieder und genoß die Annehmlichkeiten dieſes Ortes, bis verlängerte Schatten uns die Rückreiſe antreten hießen. Kaum waren wir eingeſchifft: ſo wurde Klopſtock noch um eine Vorleſung gebeten. Er gab uns ein Fragment, Abbadona (Meſſ. V. Geſ. V. 486—702), den redlichſten Teufel, den je die Hölle ſah. Voll zärtlichſten Mitleidens baten unſre Freundinnen einmüthig den Dichter, jenen Elenden, Reuevollen doch in ſeinen Schutz zu nehmen und ihm die Seligkeit zu ſchenken. Klopſtock erzählte, daß ſchon eine ähnliche Geſellſchaft in Magdeburg für die Beſeligung dieſes Teufels einen förmlichen Synodalſchluß gefällt habe, unter dem Präſidium des Herrn Hof-Prediger Sak; doch hätte er ſich damals durch keine Unterſchrift ſeine poetiſche Freiheit rauben wollen und würde es auch heute nicht thun. — Klopſtock ſah nicht gerne den Ernſt ſo ſehr überhand nehmen. Er las uns eine anakreontiſche Ode ſeines Schmid, ganz in Gleims Geiſte, dann ſang er uns Lieder von Hagedorn vor; ſo ſchön fand ich ſie noch nie: aber es ward auch kein Gedanke unempfunden geſungen; dies erſetzte, was an muſikaliſcher Kunſt mangelte. Die Sonne war allmählig niedergegangen, einmal noch ſchien ſie ſich zu erheben und lächelnd uns anzublicken; endlich ſank ſie ganz hinter die Berge hinab; das wallende Feuer, das noch eben auf dem Waſſer ſchwebte, erloſch in ein dunkles Grün. Noch ſahen wir an den entfernten Schneebergen beleuchtete Stellen. Doch die Dämmerung überzog auch dieſe mit ihrem grauen Flor, und goß eine feierliche Stille über die Natur: ſie wollte ſich unſer bemächtigen, wir widerſtanden ihr aber tapfer. Begleitet von ſchwatzendem Witze waren wir unvermuthet wieder bei dem Kellerſchen Landhauſe angelangt, wo wir gefrühſtückt hatten. Lächelnd kam uns die ehrwürdige alte Dame entgegen. Unſere Freude hatte ſich in ihr theilnehmendes Herz ergoſſen; ſie gab uns Lichter, damit wir nicht aufhören müßten, die Grazien der Fröhlichkeit und Freundſchaft in den Blicken und

Mienen zu sehen. Doch ließen wir von hier das Schiff eine ziemliche Strecke vorausfahren und giengen mit unsern Schönen in der kühlenden Dämmerung dem Gestade nach. Klopstock erblickte von ungefähr eine kleine Insel; diese besetzten wir; fünf Freunde mit ihren Mädchen nahmen den ganzen Raum ein; Gleims Schöpfung ist nicht schöner, als jetzt unser Inselchen war! Hier endlich eroberte Klopstock von dem sprödesten der Mädchen einen Kuß; und wir eroberten auch Küsse; denn wie wollten sie sich retten, die guten Mädchen, ohne die zarten Füße zu benetzen? — Von diesem glücklichen Eilande eilten wir zu dem kleinen Port, wo wir uns zum letzten Male einschifften. Auch die Dämmerung war dem Schatten der Nacht gewichen; helle flimmerten die Sterne aus dem dunkelblauen Gewölke. Mich befiel eine Traurigkeit über das Hinscheiden dieses Tages: Ach, rief ich, ach, daß wir so der Ewigkeit zufahren könnten! Klopstock fand diesen Wunsch zu ausschweifend, wünschte sich für einmal nur eine Ewigkeit von vier Tagen, und forderte meine Doris auf, noch einmal Hallers Doris zu singen. Sie sang: Hallers Gedanken verloren nichts an ihrer Stärke. Indessen näherten sich die Lichter der Stadt, und so sehr wir auch die Schiffer baten, langsamer zu fahren, befanden wir uns doch gleich nach zehn Uhr in der Stadt, und die glücklichste Schiffahrt war geendigt! Möchte, mein Theuerster, diese Erzählung Ihnen nur einen kleinen Theil der Wonne gewähren, die ich in vollem Maße genoß: es würde Sie reizen, ein ähnliches Vergnügen bei uns zu suchen. Eilen Sie zu uns! Bodmer, der schon vor zwei Jahren den Punkt der Mittagshöhe beschritten hat, sehnt sich nach Ihnen, alle Kenner des Schönen, alle unsre Freunde sehnen sich nach Ihnen; und am stärksten

Ihr

Hirzel, Dr."

Zürich den 4. August 1750.

In frischerm, poetisch gesteigertem, jugendlich übermüthigem Tone, welcher Klopstocks damalige Stimmung am besten charakterisiert und Bodmern kaum zusagen konnte, berichtet der Dichter selbst an Fanny's Bruder über jene Fahrt*).

Winterthur, den 1. August 1750.

„Ich bin hier, Sulzer, Schultheß, Waser und Künzli zu besuchen, und die ersten beyden wieder mit zurück nach Zürich zu nehmen. Bodmer

*) Morgenblatt, 1809. Nr. 166.

iſt auch mit hier, und ich nehme ihnen eine ſchöne Morgenſtunde, an Sie zu ſchreiben."

„Ich hätte Ihnen ſehr viel zu ſchreiben, ich will mich aber nur bey der Fahrt auf dem Zürcher-See aufhalten, die mir ehegeſtern ungemein viel Vergnügen gemacht hat. Ich kann Ihnen ſagen, ich habe mich lange nicht ſo ununterbrochen, ſo wild und ſo lange Zeit auf einmal, als an dieſem ſchönen Tag, gefreut. Die Geſellſchaft beſtand aus ſechszehn Perſonen, halb Frauenzimmer. Hier iſt es Mode, daß die Mädchen die Mannsperſonen ausſchweifend ſelten ſprechen, und ſich nur unter einander Viſiten geben. Man ſchmeichelte mir, ich hätte das Wunder einer ſo außerordentlichen Geſellſchaft zu Wege gebracht. Wir fuhren Morgens um fünf Uhr auf einem der größten Schiffe des Sees aus. Der See iſt unvergleichlich eben, hat grünlichhelles Waſſer, beyde Geſtade beſtehen aus hohen Weingebirgen, die mit Landgütern und Luſthäuſern ganz voll beſäet ſind. Wie ſich der See wendet, ſieht man eine lange Reihe Alpen gegen ſich, die recht in den Himmel hineingränzen. Ich habe noch niemals eine ſo durchgehends ſchöne Ausſicht geſehen."

„Nachdem wir eine Stunde gefahren waren, frühſtückten wir auf einem Landgute dicht am See. Hier breitete ſich die Geſellſchaft weiter aus, und lernte ſich völlig kennen. D. Hirzels Frau, jung, mit vielſagenden blauen Augen, die Hallers Doris unvergleichlich wehmüthig ſingt, war die Herrin der Geſellſchaft; Sie verſtehen es doch, weil ſie mir zugefallen war. Ich wurde ihr aber bei Zeiten untreu. Das jüngſte Mädchen der Geſellſchaft, das ſchönſte unter allen, und das die ſchwärzeſten Augen hatte, Mademoiſelle Schinz, eines artigen jungen Menſchen, der auch zugegen war, Schweſter, brachte mich ſehr bald zu dieſer Untreue. Sobald ich ſie das Erſtemal auf zwanzig Schritte ſah, ſo ſchlug mir mein Herz ſchon: denn es ſah derjenigen völlig gleich, die in ihrem zwölften Jahre zu mir ſagte, daß ſie ganz mein wäre. Dieſe Geſchichte muß ich Ihnen nicht auserzählen. Ich habe dem Mädchen dies alles geſagt und noch viel mehr. Das Mädchen in ſeiner ſiebzehnjährigen Unſchuld, da es ſo unvermuthet ſo viel, und ihm ſo neue Sachen hörte, und zwar von mir hörte, vor dem es ſein ſchwarzes ſchönes Auge mit einer ſo ſanften und liebenswürdigen Ehrerbietung niederſchlug, öfters große und unerwartete Gedanken ſagte, und einmal in einer entzückenden Stellung und Hitze erklärte, ich ſollte ſelbſt bedenken, wie hoch derjenige von ihm geſchätzt werden müßte, der es

zuerſt gelehrt hätte, ſich würdigere Vorſtellungen von Gott zu machen, — — — — (Ich muß hier noch die Anmerkung machen, daß ich dem guten Kinde auch ſehr viele Küſſe gegeben habe, die Erzählung möchte Ihnen ſonſt zu ernſthaft erſcheinen.)"

„Wir hatten zu Mittage etliche Meilen von Zürich auf einem Landhauſe geſpeiſt. Wir fuhren hierauf, dem See gegenüber, auf eine mit einem Walde bedeckte Inſel. Hier blieben wir am längſten. Wir ſpeiſten gegen Abend an dem Ufer. Da wir abfuhren, ſtieg meine Untreue gegen Madame Hirzel auf den höchſten Grad: denn ich führte Mademoiſelle Schinz ſtatt ihrer ins Schiff. Wir ſtiegen unterwegs verſchiedenemal aus, gingen an den Ufern ſpazieren, und genoſſen den ſchönſten Abend ganz. Um zehn Uhr ſtiegen wir erſt in Zürich aus. Madame Muralt iſt diejenige, bey der ich künftig Frauenzimmer-Geſellſchaften antreffen werde."

16. Die Entfernung und die Verſöhnung.

Der patriarchaliſche Bodmer hatte wohl gethan, ſich nicht mit den Jünglingen in den Kreis der Mädchen zu miſchen. Dagegen veranſtaltete er einen Tag nach jener Fahrt eine Zuſammenkunft aller nähern Freunde und Verehrer Klopſtocks in Winterthur, wo Bodmer und Breitinger, Klopſtock und Schultheß, Sulzer und Heß, Waſer und Künzli acht Tage in der fröhlichſten Geſelligkeit verlebten. In dieſem Kreiſe überraſchte nun Klopſtock ſeine Freunde mit dem „Zürichſee", ſeinem herrlichen Denkmale auf jene Fahrt und ſeines Aufenthaltes in der Schweiz, nebſt der „Ode an Bodmer", einer poetiſchen Huldigung indeſſen, worin das Verhältniß, in welchem er zu ſeinem Gaſtfreunde ſtand, ſchon offen dargelegt iſt, indem er nur von der frühern Sehnſucht ſpricht und ſchließt:

„Alſo freuet' ich mich, da ich das erſtemal
Bodmers Armen entgegen kam."

Wenn indeſſen Bodmer ſich in ſeinen perſönlichen Erwartungen getäuſcht fand, ſo nahm er an Klopſtocks poetiſcher Lebensaufgabe ein zu tiefes Intereſſe, als daß er ſich nicht zufrieden gegeben hätte, wenn durch ihn wenigſtens dieſe gefördert worden wäre. Allein er ſollte nicht einmal die Befriedigung haben, daß ſein Haus dem Sänger des Meſſias unmittelbar dafür behülflich geweſen wäre. Denn die nächſte, für

den Dichter förderlichſte und von dieſem auch vollkommen anerkannte Wohlthat, die ihm in Zürich zu Theil werden konnte, war, daß er in freier Geſelligkeit Menſchen und Verhältniſſe kennen lernte und dadurch von ſeinem Liebesſchmerz und ſeiner melancholiſchen Sentimentalität wieder genas: allein gerade dieſe Seite konnte Bodmer, deſſen Lebensgenuß in unabläſſiger Arbeit am Schreibtiſch beſtand, nicht verſtehen. Und doch hatte Klopſtock ihm ſelbſt bekannt: „Erſt in Zürich ſei er in die Welt gekommen, vorher ſei er nur auf den Schulen geweſen.“ In ſeiner Bekümmerniß, den Jüngling ſo in den Strudel rauſchender Geſellſchaften fortgeriſſen zu ſehen, ließ Bodmer demſelben von ſeinen Freunden Heß und Zellweger zuſetzen und ihn beſchwören, daß er ja alle begeiſterten Augenblicke zur Förderung ſeines Werkes benutzen ſolle. Als jedoch alle dieſe Bemühungen fruchtlos waren, konnte Bodmer ſich allerlei Spöttereien gegen den brauſenden Jüngling nicht verſagen, und auch gegen die Freunde rückte er allmählig mit Aeußerungen der Unzufriedenheit heraus; auch ließ er, der Verächter des Weins, ſich einfallen, eine Parodie auf Klopſtocks Lob des Weins im „Zürichſee“ zu dichten. Gegen dieſes Alles beobachtete Klopſtock ein ſtolzes und beharrliches Schweigen. Unterdeſſen war die Einladung nach Dänemark gekommen und dieſe ſcheint hinwieder auf das Benehmen Klopſtocks gegen ſeinen Gaſtfreund nicht ohne Einfluß geweſen zu ſein. Während er ſich ſo kalt von dem ältern Freunde entfernte, wurde er immer mehr von den Huldigungen der Jugend berauſcht und fühlte ſich zu demjenigen ſeiner Bewunderer am meiſten hingezogen, der ihm die unbedingteſte Verehrung zollte und es ſich zur phantaſtiſchen Aufgabe ſtellte, „Klopſtocken an Liebe zu übertreffen.“ So verließ dieſer endlich Bodmers Haus und begab ſich zu Hartmann Rahn, ſpäter ſein Schwager und Fichtes Schwiegervater, wo er allerdings in einem zahlreichen, heitern, gemüthlichen und liebevollen Familienkreiſe den Gegenſatz von dem Leben in Bodmers Hauſe fand. Merkwürdiger Weiſe lag dieſem Verhältniſſe beinebens eine ökonomiſche Spekulation zu Grunde. Klopſtock war nämlich mit Rahn, zur Verbeſſerung ſeiner ökonomiſchen Umſtände, in eine Art Handelsverbindung getreten, indem er, der des Zeichnens Kundige, es übernommen hatte, die Deſſeins in der von Rahn angelegten Tafftdruckerei zu revidieren.

Ueber das Verhältniß Bodmers zu Klopſtock während dieſer Zeit haben wir einen höchſt merkwürdigen Brief an Zellweger, worin Bodmer ſich ſelbſt eben ſo genau und naiv wie Klopſtocken zeichnet.

„Den 5. Sept. 1750."

„Mein liebster Freund."

„Hr. Klopstock ist nicht mehr bey mir, aber er ist doch noch allhier, und wird auch über den Winter hier bleiben. Er hat sein Logis bey Hr. Hartmann Rahn, einem jungen Manufacturier bezogen, der seit einem Jahre die Kunst erfunden hat, Blumen von allen Farben nach der künstlichsten Zeichnung auf Tafet zu druken. Hr. Kl. hat sich dieser Manufactur halber mit ihm in eine Verbindung eingelassen, die ihn diesen Winter noch bey uns behält. Es ist für mich noch ein Geheimniß, von welcher Natur diese Verbindung sey. Vorigen Donnerstags ist Kl. von mir ausgezogen."

„Wir waren den 10. Aug. von Winterthur zurück gekommen: Sulzer kam etliche Tage später. Mit den ersten deutschen Briefen nach unserer Ankunft erhielt Klopstock ein ungemein höfliches Schreiben von dem Baron von Bernsdorf, der ihm die Nachricht gab, daß der dänische König ihm einen jährlichen Gehalt von vierhundert Reichsthalern gratificiert hätte, damit er die Messiade mit guter Muße und ohne Distraction verfertigen könnte. Zugleich wäre ihm ein Reisegeld geordnet worden, damit er nach Kopenhagen käme, wo man ihn vor dem Winter erwartete. In den ersten Stunden schien Herr Klopstock von dieser königlichen Gnade ganz eingenommen. Hernach aber machte er die Betrachtung, daß er sich in Kopenhagen würde einschließen müssen, daß er entfernt von seinen Freunden und in der Sclaverey würde leben müssen. Er ließ schier drey Wochen vorbeygehen, ohne daß er dem Baron von Bernsdorf antwortete. Er antwortete zuletzt, ohne daß er mir seine Antwort zu lesen gab. Inzwischen lebte er hier ganz dissipiert. Die jungen Herren von seinem Alter, die mit ihm auf dem See gewesen, verschaffeten ihm täglich Gesellschaften. Er aß hier oder dort zu Mittag, öfters zu Nacht, blieb die ganze Nacht durch daselbst und kam erst folgenden Morgens nach Haus; gieng spät zu Bette, und stand noch später auf. Er trinkt sehr stark und mag den Wein wol vertragen, wiewol mit vielen Beschwerden seines Magens. Am vergnügtesten war er, wenn er bei Mädchen gewesen war. Er sagt, er hätte ein großes Vergnügen die Charakter der Mädchen auszuforschen. Auf der Seefahrt hat er ein Mädchen kennen gelernt, deren Unschuld und natürlichen Witz er ungemein bewunderte. Es schien, daß er in rechtem Ernst verliebt wäre. Er gab es nur für Galanterie,

die mit ſeiner Liebe zu Langenſalz ſich ſehr gut vertrüge. Er hat an dieſem Ort eine Geliebte, die ihn, wie er ſagt und ſchreibt, vor Liebe ſchwermüthig machte. Seine Luſt war, den Mädchen Mäulchen zu rauben, Handſchuhe zu erobern, mit ihnen zu tändeln. Wir haben ihn wegen der Strophen in der Ode auf die Seefahrt angegriffen, wo es heißt, der Wein winke Empfindungen und Gedanken. Er ſchützte dieſe Lehre mit einem Eifer, daß wir bald glaubten, er verſtühnde ſie nach dem Buchſtaben. Er hat die beiden Oden zu Winterthur geſchrieben, und uns unbewußt in Zürich drucken laſſen. Ich ſende euch Exemplare für euch und eure Freunde. Er hat ſich ordentlich bey ernſthaften Männern, zu denen ich ihn nöthigen mußte, ennuyiert. Keine Neugierigkeit über die Staats- und Civil-Verfaſſungen von Zürich, oder von andern Cantons. Keine Neugierigkeit die Alpen von weitem oder in der Nähe zu betrachten. Wenn Sulzer den Tubum nach den Schweizerbergen richtete, ſo war ſeiner nach den Fenſtern der Stadt gerichtet. Kein Verlangen meine Bücher ꝛc. zu ſehen, viel weniger zu leſen. Ein halbes Dutzend galopins hatten keine Mühe, ihn von mir zu führen. Er ſchien in meinem Hauſe und in meiner Geſellſchaft düſter und verdrießlich, bei den jüngern Herren war er ganz badin. Herr Breitinger iſt oft zu ihm gekommen, aber bisher hat er ihm nicht einen Beſuch gemacht. Von Egards, von Consideration weiß er ſehr wenig, und er hat mich nicht ſelten an ſeinem Rücken ſtehen laſſen, wenn er Jünglingen ſeine ganze Aufmerkſamkeit gegeben hat. Wenn ich über Tiſche oder bey dem Nachteſſen allein bey ihm war, ſo mußte ich ihn fragen, wenn er reden ſollte, und ſeine Antworten waren ganz launiſch. Erſt ward er geſprächiger, wenn er von einem Mädchenbeſuch heimkam, oder frölich getrunken hatte. Er verſteht weder Engliſch noch Italieniſch. Seine Beleſenheit iſt ſchwach, und er fürchtete ſich ſchier vor der Gelehrſamkeit als vor der Pedanterei ſelbſt. Er hat ſechs Jahre auf einer Landſchule zugebracht, ein Jahr zu Jena, zwei Jahre in Leipzig, und zwei Jahre in Langenſalz als ein paedagogus. Er iſt höflich genug in den äußerlichen Manieren, doch nach der Höflichkeit der Leipziger Studenten. Er hat zween neue Röcke mit ſich gebracht, und ein rothes Sommerkleid. — Moſen und die Propheten verſteht er vollkommen. In denſelben hat er ſeine Poeſie formiert. Seine Imagination iſt in der höchſten Stärke. Er hat ſein sujet völlig in ſeiner Gewalt. Er hat den Plan bis auf die kleinſten Theile ausgedacht. Er war noch auf der Landſchule, als er zuerſt daran dachte.

Er weiß von der kleinsten Dichtung, von der geringsten Ausbildung die richtigste Antwort zu geben. Alles ist in der besten Proportion angeordnet, das Bessere ist allemal dem Guten vorgezogen. Seine Erfindungen sind einnehmend, wunderbar. Das Weltgericht ist sehr geschickt damit verbunden und soll vier Gesänge einnehmen. Die Auferstehung der Heiligen bey der Kreuzigung giebt ihm einen ungemeinen Stoff zu zärtlichen, gottseligen und erhabenen Gesängen. Das Gedicht soll zwanzig Gesänge bekommen. Er arbeitet sehr langsam. In den letzten zwey Jahren hat er nicht mehr als zwey Gesänge geschrieben, und diese sind noch nicht ausgearbeitet. Er giebt seiner Langensalzischen Liebe Schuld. Die wahre Schuld werden wol seine Zerstreuungen sein. Ich nenne Zerstreuungen sein attachement an alle Kleinigkeiten mit Mädchen und rauschenden Gesellschaften. Er behauptet, daß er in rauschenden Gesellschaften am wenigsten distrahiert sey, und davon am besten disponiert werde, an seinem Gedichte zu arbeiten. Er arbeite nur in den poetischen Stunden, diesen könne er nicht rufen; doch kommen sie am liebsten nach dem Nachtessen, wenn er den Abend in einer starken Gesellschaft gewesen. In den Morgenstunden kann er nicht wol arbeiten. Er ist bey mir oft und insgemein bis eilf Uhr Nacht aufgeblieben, er hat geraucht, geschwiegen, an einen Ort hingesehen: aber wenn er in solchen Stunden an dem Messias gearbeitet hat, so habe ich doch wenig von seinen Productionen gesehen. Fünfzig oder sechzig Verse sind alles, was er bisdahin am Messias gearbeitet hat. Aber dieses wenige ist vortrefflich, heilig und himmlisch. Er ist gleichsam zwey Personen in einem Leib: der Messiasdichter und Klopstock. Ich bemerke sonst ein gutes Gemüth bey ihm, wenn er nur strenger und nicht so leichtsinnig wäre. Was ich hier leichtsinnig nenne, mag nur Zerstreuung der Gedanken seyn, und eine gewisse Facilität, die er selbst Menschlichkeit nennt, die ihn nicht erlaubt, eine Einladung, ein Mittag- oder Nachtessen auszuschlagen. Er unterscheidet nicht zwischen den zwar unschuldigen aber kleinen Freuden, viel weniger zwischen den würdigen und den würdigern Freuden. Er denket nicht nach, was für ein gutes, großes Exempel der Messiasdichter der Welt schuldig ist. Daher steht sein Wandel mit der Messiade ziemlich im Widerspiel: er ist nicht heilig. Als ich ihm erzählt, daß wir an dem Dichter des Messias einen heiligen, strengen Jüngling erwartet hätten, fragte er: Ob wir geglaubt hätten, er äße Heuschrecken und wilden Honig. Gott gebe, daß die Leute nicht glauben, alle die himmlischen Gedanken, die

in der Meſſiade ſind, ſeyen nur in ſeiner Phantaſie entſtanden, und der Verſtand oder das Herz haben wenig Antheil daran. Wie lange wird die Meſſiade noch verzögern? Ich habe wenig Hoffnung, daß ich ihr Ende erleben werde. Und Gott gebe nur, daß die Erlöſung durch den poetiſchen Meſſias einmal vollführt werde! — Der Dr. Hirzel hat eine rechte aemulation bezeigt, Klopſtock mir zu entführen; und dieſer hat ſich nur allzu leicht entführen laſſen. Man hat Sulzer und mich für Leute bey ihm angegeben, die ihn hofmeiſtern wollten, für Sauertöpfe, für Alte. Ich ſoll neidiſch darauf geweſen ſeyn, daß Klopſtock lieber bey den Jünglingen als bey mir geweſen ſey. — — Ihr ſeht, daß ich die Zeit her ſehr aus meiner ſtillen Ruhe geſetzet worden. Klopſtock, der ſich doch zuerſt zu mir eingeladen hat, hat nichts weniger als Wort gehalten, da er mir den 28. Nov. 49 ſchrieb: Meine körperliche Gegenwart muß in Ihrem Hauſe beynahe unmerklich ſeyn; ſie muß da auch nicht die geringſte Veränderung hervorbringen."

„Inzwiſchen bin ich mit Herrn Klopſtock im Frieden geſchieden. Ich glaube er hat für mich Hochachtung und Ehrfurcht, aber mehr für ſich ſelbſt; Liebe kann darunter nicht ſehr groß ſeyn; und was ich eben Ehrfurcht nannte, iſt vielleicht nur Furcht allein. Das iſt gewiß, daß die petits soins, welche Freundſchaft und Liebe in die Gebehrden und Handlungen legen, ihm etwas Unbekanntes ſind, wenigſtens hat er gegen mich keine gehabt. Er hat mich vor den jungen Freunden ſchlecht distinguiert. Mich hat er wenig angeredet, wenig oder nichts an mich gebracht, wenig geantwortet, wenn ich ihn fragte, ausgenommen was die Meſſiade und ſeine Liebe zu Langenſalz angieng. In dieſen Stücken hat er mir alle Satisfaction gegeben. — — Im Uebrigen iſt er vom Schöpfer wie geſchaffen, die Meſſiade zu ſchreiben. Das iſt ſeine Beſtimmung und er iſt dem Werk gänzlich gewachſen. Er iſt gewiß ein wunderbares Phänomen von einem Menſchen: ſo groß in ſeinem Gedichte, ſo klein in ſeinem Leben! Ich zweifle nicht, daß er des merkantiliſchen Lebens, vielleicht auch des loſen Lebens bald werde überdrüſſig werden: dann wird er ſich wieder zu mir wenden. Es iſt ſchon eine ſtarke Jalouſie unter ſeinen Jugendfreunden, denen allen er Rahn ſo diſtinguiert vorzieht. Es hat dieſen Herrchen überaus gefallen, daß ein ſo großer Dichter, unſer Homer, äſſe, tränke, lachte, ſcherzte, küßte, Mäulchen raubte, Handſchuhe eroberte, Schuhe ſchüpfete, ſpränge, liefe, wie ſie dieß alles thun. Sie ſahen ſich in allen dieſen Stücken mit dem Poeten in Vergleichung." — Endlich ſagt er, daß er nun die auf

Klopstock, den Heiligen, gedichtete Ode zurücknehmen müsse, dagegen er eine andere gedichtet, deren Schluß also laute:

„Gläser mit schäumendem Bacchus, ihr habt von meinem Gesichte
Ihn in die duftende Brustwehr genommen.
Machet mir Platz, damit ich das Haupt des Heiligen sehe,
Welches olympische Stralen umkränzen!
Rauschet nicht, Küsse, damit ich die göttlichen Lieder vernehme,
Die von des Heilands Erlösungen klingen."

Der fernere Verlauf des Verhältnisses ist mit gleicher Umständlichkeit, aber weniger Ruhe in einem Briefe an Heß erzählt. Bodmer fühlte sich nämlich über Klopstocks Auszug verletzt und in den Augen Deutschlands verunehrt. Er forderte daher ein kleines Anleihen, welches Klopstock als ein Geschenk betrachtet hatte, zurück. Nun ließ sich Klopstock zu einem übermüthigen und unbesonnenen Briefe hinreißen, aus welchem Bodmer selbst seinem Freunde folgende Stelle mittheilt: „Wenn Sie sich Ihr ganzes Verfahren gegen mich, von Ihrem unfreundlichen Argwohn an, bis auf die kleinen, oft sehr unedeln Spöttereien vorstellen wollen, ohne die Stelle eines scharfen und edelmüthigen Richters zu vertreten, so werden Sie zum mindesten mein anhaltendes Schweigen Ihrer Aufmerksamkeit würdig finden. Wenn Sie dieses Stillschweigen nicht verstanden haben, so sage ich Ihnen mit eben der Freimüthigkeit, daß es Großmuth gewesen, mit welcher Freimüthigkeit ich Ihnen sage, daß Sie zu einer solchen Großmuth unfähig sind." Dieser Bruch brachte Bestürzung unter die jungen Freunde. Hirzel und Werdmüller wendeten sich auf Bodmers Seite; um so mehr, da Breitinger erklärte, er nehme die Verantwortung auf sich, indem die Aufkündigung des Depositums auf seinen Rath geschehen sei. Schultheß dagegen stand entschieden zu Klopstock, was Bodmer am meisten verübelte, „weil er am meisten Hoffnung und Liebe zu ihm gehabt." Während Klopstocks Entfernung Bodmern mit tiefem Kummer erfüllte, der stets, ob er bisweilen in Spott, oder häufiger in großem Schmerze sich Luft macht, die herzlichste Theilnahme ausdrückt, immer in Hoffnung auf Wiederkehr; so scheint dagegen Klopstock die Sache leicht genommen zu haben. Daher er unter Andern an Schultheß schreibt: „Machen Sie sich unsertwegen nur keine Sorge, was Bodmer auch thun mag. Ich habe Ihnen viel was anderes zu erzählen, was das Herz sanfter athmen läßt, als die Vorstellung von Bodmers kränklichem Zustand." Und dann giebt er süße Berichte aus dem Kreise seiner Freundinnen, von denen einige

indeſſen durch größere Zurückhaltung ihm unangenehme Empfindungen gemacht zu haben ſcheinen. So ſuchte ſich Klopſtock die Vergangenheit aus dem Sinne zu ſchlagen und bereitete ſich, muthig vorwärts ſtrebend, auf ſeine nordiſche Reiſe vor. — Unterdeſſen hatte Bodmer freilich allerlei für ihn Bedenkliches über den Abtrünnigen an Zellweger zu berichten: bald wie er mit den Studenten zeche, wie er ein ander Mal bei einem luſtigen Gelage Kohlen verſchlungen, Glas gegeſſen u. ſ. w.; ferner: „Klopſtock übt ſich zuweilen im Fahren auf der Limmat, worin er große Geſchicklichkeit beſitzt.“ Ein ander Mal: „Er reitet oft auf dem Münſterplatz ſpazieren, wo er bald galopiert, bald hundert gambades macht.“ Allein mitten unter ſolchen Nachrichten kommen wieder Stellen folgender Art: „Er iſt mir allezeit lieb, wegen ſeiner großen Talente; die mich glauben machen, daß ſeine Seele auch dem lieb ſei, der ihm dieſe großen Talente gegeben hat.“

Unterdeſſen hatte ſich die Kunde von dem Schmollen der Dichter in Zürich nach Deutſchland verbreitet, und Sack, ein Freund Klopſtocks und Vertrauter Sulzers, ſchrieb darüber an erſtern einen Brief, der zugleich ein Beweis iſt, welche Achtung ſich Bodmer bei den beſten Deutſchen erworben haben mußte*).

Berlin, 8. Jan. 1751.

„E. H. werthes Schreiben vom 2. Dec. a. p. hat mich erfreut und auch betrübt. Erfreut, daß ich bei Ihnen noch in gutem Andenken ſtehe, und von Ihrer Geſundheit Nachricht erhalte; betrübt aber, daß eine Zwieſtigkeit entſtanden, die ich ſonſt für unmöglich gehalten. Wie! Bodmer und Klopſtock lieben ſich nicht mehr! Die zwei Dichter, die von der Freundſchaft ſo erhaben, ſo ſchön denken, und derſelben göttliche Reizung und Rechte aus Einem Herzen und Einer Seele beſingen, und zwar ſo ſtark und zärtlich beſingend ſingen, daß dies himmliſche Feuer auch die kälteſten Herzen entzünden kann. Dies iſt mir eine ſo unerwartete Seltenheit, daß ich faſt an eine gewiſſe poetiſche Erbſünde glauben ſollte, wenn ich nicht zugleich als gewiß glaubte, Bodmer und Klopſtock ſind ſchon wieder ausgeſöhnt, und lieben ſich ſtärker als jemals. Nie werden die Verfaſſer des Meſſias und des Noah dem beſten und frömmſten Theil des menſchlichen Geſchlechts den betrübenden Anſtoß, und dem boshafteſten Unglauben die Freude geben, zu ſehen, daß man zwar von der Religion und Tugend ſehr hoch und einnehmend, ja be-

*) Iſis, 1805. S. 573 f.

meisternd schön denken, und doch sich entzweien könne. Mein Herz blutet, wenn der quälende Gedanke mir einfällt: Nun wird der Messias und der Noah nicht mehr erbauen. Nein! Klopstock muß das Herz seines Bodmers wieder gewinnen, und nie wieder verlieren. Er muß hingehen, und wäre er auch der Beleidigte, und Thränen der zärtlichsten Wehmuth weinen, die ich so oft weinte, wenn ich den Messias las. Klopstock muß dies thun; er muß aus Zürich als Bodmers Freund reisen, oder mein Herz wird kalt bleiben, und mein Auge wird nicht mehr weinen, wenn ich gleich die stärksten Stellen des Messias lese. Meinem Sohne werde ich sein Bildniß zeigen, und sagen: „So sah Klopstock aus, den dein Vater als den schönsten Geist, als das beste Herz liebte; der so schön dachte, der aber" — — — Ja, Klopstock muß aus Zürich als Bodmers Freund reisen, oder kein Mensch fühle die Stärke seiner Gedichte, sein Messias werde ein mittelmäßiges Stück, und seine Oden kriechend, und Schmiedtin gedenke nicht mehr an ihn! Bodmer muß Klopstocken wieder lieben, oder die ganze Welt müsse glauben, Klopstock hat unrecht und Bodmer hat recht. Mein werther Freund, so denkt mein Herz, und Ihr Herz wird diese Sprache der wahren Freundschaft fühlen und sich wieder in Bodmers Arme werfen, und dadurch mich wieder beruhigen." — Auf diesen Brief hin suchte Klopstock durch Breitinger eine Annäherung mit Bodmer zu erreichen. So erschien er endlich wieder bei diesem, nachdem ihm Bodmer hatte sagen lassen: „es würde ihm sehr lieb sein, wenn der stille, gottselige Messiasdichter ihn besuchen wolle." Klopstock zeigte sich unbefangen und aufgeräumt, so daß Bodmer seine beabsichtigte Strafpredigt nicht anbringen konnte. Nachdem sich die Beiden noch einige Male gesehen, nahm Klopstock endlich Abschied, den Bodmer an Heß folgender Maßen erzählt: „Er blieb etwa Dreiviertel Stunden bei uns, sehr gut und liebreich. Der Abschied geschah mit vieler Zärtlichkeit. Ich begleitete ihn an der Hand bis an die Straße, und blieb stehen, bis ich ihn nicht mehr sehen konnte. Er selbst sah vielmal zurück und rief von weitem Lebewohl. Er versprach mir zu schreiben. Das Herz ward mir sehr groß." — Mitte Hornungs verließ Klopstock Zürich*). Ueber den Brief, welchen er an Bodmer

*) Hartmann Rahn, Klopstocks Associé in Zürich, folgte diesem schon im Sommer 1751 nach Kopenhagen, nachdem er sich in Langensalza mit Klopstocks Schwester verlobt hatte. Der Dichter, der, wie aus Rahns Briefen hervorgeht, gerne auch äußerlich sein Glück gemacht hätte, wußte durch seine Gönner auch seinen Freund zu empfehlen, so daß derselbe vom Könige beträchtliche Summen zur Begründung

ſchrieb, berichtet dieſer an Heß: „Er ſieht einer Zeitung nicht unähnlich; doch bin ich wohl damit zufrieden.“ In der Folge blieben die beiden Dichter in Briefverkehr, obgleich das Verhältniß begreiflicher Weiſe etwas kühl war. Allein Klopſtock trug die Schweiz in angenehmer Erinnerung, daher er eilf Jahre ſpäter an Schultheß ſchrieb: „Sie wiſſen doch, wie lieb ich die Schweiz hatte, da ich bei Ihnen war? Dieſe Liebe währt fort, ob ich gleich mein zweites Vaterland, in dem auch Freiheit, wiewohl auf andere Art iſt, ſehr liebe. Dieſe Liebe zu Ihrer und auch meiner Schweiz macht, daß ich mich auch ſogar der meiſten Bekannten, die ich dort gehabt habe, mit Vergnügen und nicht ſelten erinnere. Bodmer, Breitinger, auch Heß haben meine beſtändige Hochachtung.“ Ferner nennt er unter denen, die ſein Herz und ſeine Verehrung haben, Tobler, Steinbrüchel, Dr. Johannes Geßner und Salomon Geßner. Endlich blickt ſogar die leiſe Frage hindurch, ob ſich vielleicht in Zürich ein Erſatz für ſeine Meta finden könnte.

17. Bodmers weitere Patriarchaden.

Bodmer fühlte ſich durch die Entfremdung Klopſtocks und durch die dadurch veranlaßte Bewegung und theilweiſe Entfernung ſeiner jüngeren Freunde ſehr beunruhigt und verlaſſen. Er ſuchte daher die entſtandene Lücke zunächſt durch freundſchaftliche Mittheilungen auszufüllen: und ſo enthält von dieſer Zeit an ſein Briefwechſel mit Zellweger und Heß in Altſtetten, und einige Jahre ſpäter mit Heinrich Meiſter, nachdem dieſer in das Vaterland zurückgekehrt war, eine ununterbrochene, rückhaltloſe Eröffnung alles deſſen, was er auf dem Herzen hatte. Es giebt derſelbe jede Regung der Eitelkeit

einer Seidenfabrik erhielt. Allein der phantaſtiſche Rahn mochte kaum zum Gewerbsmann geeignet ſein; daher auch das Geſchäft ſehr bald wieder zu Grunde ging. Die einträgliche Stelle eines däniſchen Unterſtatthalters in Weſtindien wollte er nicht annehmen, weil er ſeine Frau nicht hätte mitnehmen dürfen: was ihm das Mißfallen des Königs zuzog. Später war er in bedrängten Umſtänden in Zürich, mit Unterricht im Franzöſiſchen und mit franzöſiſchen Ueberſetzungen beſchäftigt; von Klopſtock aufgegeben, klagend, „daß er ſich ſeiner ſchäme.“ — Nachdem er jedoch die einträgliche Stelle eines Waagmeiſters erhalten hatte, wurde er ein wohlhabender Mann und bildete ein geſelliges Haus, in welches Fichte durch Lavater eingeführt wurde. Rahns einzige Tochter wurde Fichtes Gattin, bei welcher er hochbetagt in Jena ſtarb. Sein Bruder Heinrich, umgeben von ſeinen zahlreichen, vorzüglichen Kindern, gründete das einſt gutgedeihende Rahniſche Inſtitut in Aarau.

und des Unmuthes, jede Zuckung des Spottes und der augenblicklichen Aufregung, so wie jeden aufkeimenden, flüchtigen Gedanken und jeden frischen Eindruck, den ihm begegnende Menschen und das ganze geistige Leben der damaligen Zeit auf ihn machte, in ungekünstelter, voller, oft sonderbarer und schroffer Naivität; er giebt zugleich aber auch reiche Zeugnisse einer sehr vielseitigen Strebsamkeit, einer treuen, für Menschenwohl warmen und kräftigen Gesinnung, einer kühnen Selbständigkeit als Mensch und Bürger: alles nur sehr nachlässig hingeworfen und gerade so hart, als die Schrift eine merkwürdig häßliche Schmiererei ist*). Er machte zwar jeden dieser Vertrauten mit seinem ganzen Denken und Thun bekannt und suchte sie anregend in den Kreis seiner Bestrebungen hineinzuziehen: allein er hatte doch für jeden derselben ein besonderes Gebiet, das er mit demselben des Nähern besprach. So mit Zellweger neben der allgemeinen Wissenschaft und namentlich der Philosophie jede Seite des bürgerlichen Lebens und der Politik; mit Heß vorzüglich die Poesie und mit Meister vor allem die Vorgänge der gelehrten Welt in Zürich und das kirchliche Gebiet. Vornämlich sieht man in diesen Mittheilungen jede seiner Arbeiten mit den eigenthümlichen Motiven und Beziehungen auftauchen und sich gestalten. Daraus ersieht man zunächst den unüberwindlichen Drang, seine Einsamkeit mit Arbeit auszufüllen, zugleich mit der durchblickenden Absicht, den überirdischen klopstockischen Gebilden menschlich faßbarere an die Seite zu stellen. Daher er in der sonderbaren Zilla (Potiphars Frau) singt:

Mir ist die Muse nicht fremd, mit der Theocles bekannt ist,
Und ich hatte die Kühnheit nach ihrem Umgang zu streben,
Und die erhabene Sprache zu hören.

Daher denn die Eile, womit Bodmer seinen Noah vollendet, um wenigstens etwas vor dem Gefeierten voraus zu haben. Während Klopstock ihm die Zeit zu vertändeln scheint, will er sich gleichsam durch eine außerordentliche Thätigkeit rächen und sich durch seine Patriarchaden in der Gunst des Publikums festsetzen, das nun Klopstocks Langsamkeit um so auffallender finden soll. Während also Klopstock noch in Zürich war, förderte Bodmer eines seiner biblischen Epen nach dem andern zu Tage: die Sündfluth, den Jakob, die Rahel, den Joseph, Jakobs Wiederkunft von Haran, die Dina; und

*) Bodmer behauptete nur auf rauhes und hartes Papier schreiben zu können: in diesem Gewande erscheinen daher auch alle seine Briefe.

einige Jahre ſpäter, unmittelbar auf Klopſtocks Gebiet übergreifend, die kleinen Stücke das Weltgericht und Cidli: das ſind aber auch alle, und ſolche bibliſche Gedichte, welche ſich noch handſchriftlich vorfänden, giebt es nicht. Die Epiſode von Sunith in der von Leſſing verſpotteten Sündfluth, „womit Bodmer den Helikon bedroht," iſt wohl das beſte Stück aus den Bodmerſchen Patriarchaden, denn hier zeigt ſich wirklich friſches poetiſches Leben und Handlung. Sunith nämlich, die Tochter Noahs (Bodmer erlaubt ſich hier ſo viel poetiſche Willkür, daß er Noah eine andere Familie und Verwandtſchaft giebt, als in der Noachide!), blickt von der einſamen Höhe Sions hinüber nach Sedom und verlangt deſſen Gärten und Tempel und die Chöre der Jugend zu ſchauen, und die Warnung der Mutter vermag ihre leidenſchaftliche Sehnſucht nicht zu beſchwichtigen. Während ſie ihre Wünſche nach der verbotenen Stadt hinüberſendet, kommt von dorther ein Reiter, Diſon. Zwiſchen dem ſchönen Paare entzündet ſich ſchnell gegenſeitige Liebe, und er verheißt dem Mädchen, ſie nach Sedom und vor Abend zurück zu bringen. Nachdem aber die Geliebte in der Gewalt des Sedomiters iſt, vermag er es nicht über ſich, ſie wieder zu entlaſſen. Allein ihre Würde und Unſchuld beſiegt ihn ſo, daß ſie, ihres veredelnden Einfluſſes froh, bleibt. Endlich will Diſon ſelbſt der Geliebten nach Sion folgen, wird aber von Feinden tödtlich getroffen, und auch Sunith ſtirbt, indem ſie das Gift aus ſeiner Wunde ſaugt.

Im Allgemeinen wollte Niemand an dieſen poetiſchen Paraphraſen der bibliſchen Erzählungen mit ihren wunderlichen Zuthaten ein Gefallen finden. Vergeblich wartet Bodmer auf ein ermunterndes Urtheil ſeiner Freunde: Haller antwortet ausweichend; Gellert „mehr liebreich, als kritiſch"; Ramler und Rabener ſchweigen; das anfängliche Wohlgefallen am Noah von Seite Gleims verwandelt ſich ſpäter in Mißbilligung dieſer Art Poeſie. Nur Kleiſt und Sack gewähren ihm durch ihren Beifall einigen Troſt. Bodmer ſucht ſich indeſſen in ſein poetiſches Unglück zu fügen, indem er ſchreibt: „Wenn ich ein elender Scribent bin, ſo kann ich doch aus eigener Erfahrung ſagen, daß ein ſolcher ein glücklicher Menſch iſt." Es mag zu ſeiner Entſchuldigung dienen, daß nebſt vielen andern Schriften alle dieſe größern Patriarchaden in den Zeitraum zweier Jahre (1751 und 52) zuſammenfallen, während deſſen ſein Gemüth einer aufmunternden Arbeit bedurfte, die ihn aus ſich ſelbſt herausführte. Daß ihm ſelbſt die Bedenken hintennach kamen, geht aus folgender Mittheilung an Heß hervor: „Nach-

dem ich sechs Epen geschrieben habe, so fange ich an darüber ernsthafter nachzudenken, ob es auch gute Werke seien, und ob ich sie verantworten könne. Es geht mir wie allen Sündern, sie sinnen der Moralität ihrer Handlungen erst nach derselben Verrichtung nach." Wenn der getreue Sulzer und der gefällige Wieland ganze Bücher zur Empfehlung der Bodmerschen Poesien schrieben, so waren auch diese Bemühungen ohne Erfolg: es blieb im Publikum bei dem Beifall über die moralischen Tendenzen und der Billigung des geschickten Baues einzelner Verse. — Natürlich erhoben sich Gottsched und seine Genossen von Neuem gegen diese Patriarchaden, und wenn sie die günstige Gelegenheit zur Satyre über dieselben zu benutzen verstanden hätten, so würden sie des Erfolges beim Publikum ziemlich sicher gewesen sein. Allein auch diese Angriffe fielen so übel aus, daß sie mit einer völligen Niederlage der Gottschedianer endigten. Denn es mangelte ihnen so sehr an Takt und Scharfsinn, daß sie Klopstocken von Bodmer nicht zu unterscheiden wußten und auch Hallern nicht besser behandelten als diesen, ja daß sie arme Gesellen, wie einen Buttstett und Raumann, in gleiche Linie stellten, wie diese drei. Der Hauptschlag gegen diese neue „sehraffische" Dichtkunst sollte durch Schönaich geführt werden, in dem „Neologischen Wörterbuch, oder Aesthetik in einer Nuß", dessen Witz aus der Zueignung ersichtlich ist: „Dem Geistschöpfer, dem Seher, dem neuen Evangelisten, dem Träumer, dem göttlichen St. Klopstocken, dem Theologen; wie auch dem Syndfluthenbarden, dem Patriarchendichter, dem Rabbinischen Märchen-Erzähler, dem Vater der mizraimischen und heiligen Dichtkunst, dem zweihundertmännischen Rathe Bodmer widmen diese Sammlung neuer Accente die Sammler." Indem hier das Schöne und Glückliche der neuen Dichtersprache hirnlos mit dem Verfehlten und Verstiegenen in Einen Tiegel geworfen wurde, sprachen alle guten Köpfe ihren Unwillen und ihren Spott über diese Frechheit aus. Auch die äußere Ausstattung der Patriarchaden hatte zu kleinlichen Bespöttelungen Veranlassung gegeben. Bodmer nämlich, durch die Schönheit der deutschen Liederhandschriften des Mittelalters gewonnen, hatte seinen Neffen Orelli veranlaßt, die herametrischen Gedichte mit lateinischen Buchstaben zu drucken und denselben zugleich eine so zierliche Ausstattung zu geben, wie nicht leicht eine Schrift jener Zeit derselben an Papier, Lettern, Anordnung und Druck sich rühmen kann. Allein da das fehlende ü durch ein y ersetzt wurde, so erging man sich in einem übelangebrachten Spott. Wenn Bodmers Freunde ihm an-

gelegen hatten, einmal die bibliſche Poeſie ruhen zu laſſen und die Befreiung ſeines Vaterlandes zu beſingen, ſo wollte ihm eine ſolche Aufgabe zu beſchränkt vorkommen; dagegen beſtimmte ihn der Gedanke, wie viel Gutes die Spanier Amerika hätten thun können, zur „Kolombona“ (1753), welche indeſſen bei einer veränderten Scene dieſelben Gebrechen wie die Patriarchaden theilt, allein wie dieſe ſich durch die Sehnſucht nach einem Lande der Unſchuld und durch die Weihe der Sitten eines geträumten Naturvolkes bemerklich macht. Doch alle dieſe vielfach angefochtenen Werke wurden gleichwohl nicht ſofort durch die Flut der Vergeſſenheit bedeckt; vielmehr hatte Bodmer die Befriedigung, dieſelben nach fünfzehn Jahren, zugleich mit den beſten ſeiner Ueberſetzungen und einigen Bearbeitungen altdeutſcher Gedichte, unter dem Titel „Calliope“ (2 Bde. 1767), in ſchöner Ausſtattung, nunmehr mit deutſcher Schrift, wieder herauszugeben. — Ein bemerkenswerthes, kleineres poetiſches Stück aus dieſer Zeit iſt Bodmers „Schreiben über die Würde und die Beſtimmung eines ſchönen Geiſtes“ (1752), worin er würdiger und kräftiger, als es ihm anderswo gelang, die Anakreontiker züchtigt. Wir theilen folgende Stelle daraus mit.

Die Nachwelt wird euch haſſen:
Noch nicht geborene Enkel, in deren wächſernen Herzen
Eben ſo leicht die Unſchuld als wie das Laſter ſich drückte,
Werden euch leſen, und jedes Bild, das die Seele beflecket,
Jede unheil'ge Begier, die ihr zeugt, die wird euch verdammen.
Trauriger Ruhm, die Neigungen, die von Gott uns entfernten,
Mit ovidiſcher Kunſt in zärtliche Seelen zu gießen!
Ruhm, von Teufeln beneidet zu werden würdig, des Mädchens
Unerfahrenes, leichtſchmelzendes Herz zur thieriſchen Liebe
Und phantaſtiſchen Freuden mit täuſchenden Worten zu laden.
Ja viel beſſer iſt's, aus dem Riß der Schöpfung getilgt ſeyn,
Als mit dem Ruhm des Guarini und Lafontaine dahingehn.
Wiſſet, ihr Prieſter des Unſinns, die Seelen, die ihr vergiftet,
Sind im Auge des Ewigen werth, von Euch wird Er fodern,
Wenn ſie den Armen der Unſchuld zum reizenden Laſter entſchlüpfen.
Freund, du liebeſt die Tugend; kannſt du den Eifer verwerfen,
Der mein menſchenliebendes Herz auf die Thoren erzürnet,
Welche ſo ſchamlos die Tugend ins Reich der Feen verweiſen,
Und nur an Roſen und ſchäumenden Bechern den Weiſen erkennen?
Sollt' ich um ein anmuthiges Lied die Tugend verrathen? —

Sehr unbedeutend und wenig treffend war dagegen die ſpätere Schrift „Von den Grazien des Kleinen, im Rahmen und zum

Beſten der Anakreontchen" (1769), wo er ſelbſt den alten Freund Gleim nicht ſchont.

18. Bekanntſchaft Bodmers mit Wieland.

Kaum ein halbes Jahr, nachdem Klopſtock Zürich verlaſſen hatte, erhielt Bodmer von einem Ungenannten ein größeres Gedicht, Hermann betitelt, zur Beurtheilung. Mit Jubel verkündet er nun ſeinen Freunden, „daß er einen neuen Klopſtock bekommen, dem die Geheimniſſe der Poeſie alle bekannt ſeien, der von den Muſen in einem wenig geringern Grade begünſtigt ſei, der mehr Lectüre habe, logiſcher denke und gern ein Schweizer geboren wäre." Noch mehr wächst ſein Entzücken, als ſich in dem Jüngling, Namens Wieland, der Dichter der Natur der Dinge und des Lobgeſangs auf die Liebe offenbart; und ſchon wagt er zu hoffen, „daß dieſer neue Klopſtock ihm von der Vorſehung geſendet ſei, damit er an dieſem den früher mißlungenen Vorſatz ausübe." Um indeſſen nicht wieder getäuſcht zu werden, nimmt ſich Bodmer große Vorſicht vor. Denn nicht nur beſingt er den jungen Freund nicht, ſondern er beobachtet auch in ſeinen Briefen eine gefliſſene Zurückhaltung und unterſtellt die poetiſchen Anſichten des jungen Dichters, deren Ausdruck eine zu glühende Färbung hatte, um ihn ganz ruhig zu laſſen, einer ernſtlichen Kritik. Allein Wieland vertheidigte dem verehrten Manne gegenüber ſeine abweichenden Geſinnungen mit heiterm Sinne und liebenswürdiger Offenheit: ſo daß Bodmer aus dieſen Briefen Wielands Weſen beſſer kennen und wiſſen konnte, wie er mit ihm würde zu ſtehen kommen, als bei Klopſtock. Denn Jener nimmt den Reim, die anakreontiſche Poeſie und mit derſelben den Kuß, ferner Klopſtock und Gellert gegen Bodmers Ausſtellungen in Schutz und tadelt die kleinliche Kritik des Crito, einer im Jahre 1751 erſchienenen, aber ſchnell wieder verſchwundenen Monatsſchrift, und deſſen fehlerhafte Schreibart. Wo er aber im Widerſpruche mit ſich ſelbſt nachzugeben ſcheint, iſt es nur die beſcheidene Unterordnung eines noch nicht gereiften und entſchiedenen Urtheils unter das Anſehen eines berühmten Kunſtrichters. Als deſſen ungeachtet Bodmer ſich mit immer größerer Neigung zu dieſem neuen Jünger wandte, glaubte der ſcharfblickendere Zellweger ihn warnen zu ſollen, indem er ihm unter Anderm vorſtellte: „Mir ſcheint W. von ſehr verliebter Complexion; ſeine Ausdrücke ſind im Betreff der Küſſe zu ſaftig und über die Liebe im Allgemeinen zu zärtlich, um aus der

Feder eines rein ſpeculativen Dichters hervorgegangen zu ſein.“ Daß auch Bodmer indeſſen das ſehr gut gefühlt hatte, geht aus dem Urtheile hervor, welches er vor der nähern Bekanntſchaft mit dem Dichter gefällt: „Ich fürchte, daß unſere Poeſie fanatiſch werden wolle. Dieſe Furcht iſt bei mir über dem Leſen des Lobgeſangs auf die Liebe entſtanden. Die Liebe iſt da ein Taumel, ein Vergeſſen, ein Verlieren ſeiner ſelbſt, eine Betäubung, ein Quietismus in Wohlluſt — übrigens iſt das Ding ganz poetiſch.“ Allein Wielands Briefe eröffneten ein ſo glückliches und ſchönes Gemüth, daß Bodmers Verlangen nach ihm ſtets größer wurde. Ehe indeſſen Bodmers Einladung, nach Zürich zu kommen, ergeht, läßt er einen ſeiner jüngern Freunde Wielanden von Angeſicht zu Angeſicht ſehen: und dieſer verſichert ihn, daß derſelbe nach Gemüthsart, Sitten und Umgang ganz ſittſam und beſcheiden ſei. So wird Bodmer ſeines Freundes, ungeachtet deſſen Freimüthigkeit, ſicher und bemerkt unter Anderm: „Wenn mich dieſe meine Hoffnung täuſchet, ſo gebe ich es mit der menſchlichen Aufrichtigkeit auf.“

Das Verhältniß zwiſchen Bodmer und Wieland iſt in neuſter Zeit gewöhnlich unrichtig aufgefaßt und dem Spotte Preis gegeben worden. Denn es wird Bodmern Schuld gegeben, er habe Wielanden gemißbraucht und tyranniſiert und ſo auf falſche Wege geleitet; Wieland dagegen ſoll wider ſeine Natur und Ueberzeugung, von Bodmer fanatiſiert, deſſen poetiſche Aufgaben ausgearbeitet, endlich aber, des Zwangs und der Selbſttäuſchung müde, die Maske abgeworfen und nun, gleichſam zur Rache an Bodmer, den Faun haben hervortreten laſſen. Allein es wird nicht ſchwer halten, an der Hand theils bekannter, theils neuer Quellen zu zeigen, wie zwanglos, herzlich und ſchön das Verhältniß zwiſchen dem alternden Bodmer und dem ſtrebſamen, von den Eindrücken der jeweiligen Gegenwart lebhaft ergriffenen, aber innerlich kräftigen und reinen Jünglinge war, ſo daß dieſer Abſchnitt aus Wielands Leben nur eine Beſtätigung des tiefen Charakterbildes darbietet, welches Goethe von ſeinem Weſen und ſeiner Geſinnung überhaupt entwirft. Wieland, in einem eben ſo frommen und patriarchaliſchen Geburtshauſe wie Bodmer erzogen, lebte als Jüngling in Kloſterbergen und Tübingen in höhern Regionen, glaubte an eine vollkommene Welt der Unſchuld und Tugend, ſchwärmte und lebte für ſie als für eine Wirklichkeit und fühlte ſich berufen, dieſelbe wieder als Wahrheit in das Leben einzuführen. Er hatte eine Geliebte (die nachherige Sophie La Roche), in deren Seele er die reinſte Tugend fand und welche daher ſeine Muſe und

das Ideal ſeiner Liebe war. Für ſie, oder aus Unterredungen mit ihr waren Wielands erſte Poeſien entſtanden. Einen Freund hatte der Jüngling bisher nicht gefunden. Wie glücklich war er alſo, dieſen in einem verehrten und gefeierten Manne zu finden, der ihm der deutſche Homer war, der erſte Kunſtrichter, der gründlichſte Kenner der Alten und der Neuern aller Nationen. Er war daher beſorgt, Bodmer möchte zu viel von ihm erwarten, er werde den Erwartungen nicht entſprechen. Allerdings verſichert er, daß er ganz Bodmers ſein und ſich von ihm bilden laſſen werde; aber zugleich auch, daß er offen und keiner Verſtellung fähig ſei. — So kam Wieland, neunzehn Jahre alt, zu Bodmer nach Zürich im Herbſte 1752. Das Vernehmen mit dieſem mußte ein gutes ſein und namentlich ſich bewähren, was Goethe ſo bedeutungsvoll von ihm ſagt, daß er das ſchönſte Gemüth und der reinſte Charakter von ihnen (den Weimaranern) geweſen. Denn der zarte, in ſich gekehrte, jedem Weltverkehr fremde Jüngling, welcher höchſt einfach und mäßig war, weder rauchte noch Wein trank, die Stille und die Arbeit liebte, war ſo ganz, wie es Bodmer wünſchte und wie er ſelbſt lebte. Eine fernere Uebereinſtimmung war, daß Beide für eine reine, unſchuldige Liebe ſchwärmten und voll Eifers gegen eine niedrige, ſinnliche Auffaſſung des Lebens waren; Beide endlich hatten eine vorherrſchende Neigung für philoſophiſche Prüfung und waren dadurch in Zwieſpalt mit dem Glauben der Kirche gekommen; dagegen hatten ſich Beide eine poetiſche Religion zugerichtet, welche indeſſen, da es derſelben an einem tiefern, innern Kerne mangelte, bei Wieland bisweilen zum Fanatismus ſich verſtieg, bei Bodmer in ſonderbare Grillen ausartete. Bei dieſer Uebereinſtimmung der Gewohnheiten und der Richtung war daher Wieland glücklich in dem Hauſe ſeines väterlichen Freundes, welcher ihn gewähren ließ und ſich ſeines emſigen Eifers freute, mit dem er verwandten Studien oblag. Wie frei von Bodmers Einwirkung Wieland von Anfang an lebte und arbeitete, beweist ein Brief des erſtern an Heß acht Tage nach Wielands Ankunft: „Ich lebe mit Hr. W. angenehme und ruhige Tage, in welchen mich keine jungen ſchlimmern Anacreonten ſtören, oder mir den Beſitz und Genuß dieſes Freundes zu rauben auflauern. Anſtatt dieſer Jünglinge hat er gute Freundſchaft mit Hr. Rathsherr Heidegger und Kanonicus Breitinger gemacht, für welche er mit Hochachtung erfüllt iſt. H. W. will dieſe Woche noch an einem philoſophiſchen Gedichte anfangen zu arbeiten, wovon er mir nichts Näheres entdeckt hat. Er gehet nicht

leicht vom Leſen zum Schreiben über; aber wenn er einmal die Feder ergriffen hat, ſo geht es mit Adlersflügeln und Adlersſtärke." Die Dichtung, deren Bodmer erwähnt, ſind die „Briefe von Verſtorbenen an hinterlaſſene Freunde" (1753), nach dem Muſter der Rowe, in welchen ſich die weiche Frömmigkeit dieſer mit den platoniſchen Idealen verſchmelzen muß. Indem er durch dieſelben zarten Seelen die Würde und Unſterblichkeit der Seele einprägen wollte, ſollten ſie zugleich der fernen Geliebten ein Zeugniß ſein, wie er gleichſam als ein der Welt Abgeſtorbener nur den höhern Welten lebe. Wie ſelbſtändig dieſe Briefe entſtanden, beweist am beſten Wielands eigene Vorrede, der zufolge dieſelben entworfen waren, bevor er nach Zürich kam. „Der Entwurf dieſer Briefe war die Frucht einſamer Stunden im Jahre 1752; die Ausführung aber der unmittelbar folgenden glücklichen Zeit, an die ich mich niemals ohne die angenehmſte Empfindung erinnere, da ich in dem Hauſe meines theuerſten Hrn. Bodmers, von ſeiner und des vortrefflichen Hrn. Canonicus Breitingers Freundſchaft beglückt und aufgemuntert, und um und um gleichſam von den ehrwürdigen Schatten der Weiſeſten und Beſten unter Alten und Neuern umringt, in ſorgenfreyer Ruhe, der Erforſchung der Wahrheit und dem Dienſte der Muſen oblag." Wenn die Geliebte im Allgemeinen die Muſe dieſer Briefe war, ſo iſt dagegen der erſte derſelben, wo ein im Leben Blinder die Glückſeligkeit des Schauens im ewigen Leben darſtellt, nicht ohne feine Beziehung auf die blinde Gattin ſeines Hauswirthes. Wie ſehr übrigens Bodmer nicht nur der ſentimentalen Verſtiegenheit der Briefe der Verſtorbenen fremd war, ſondern auch im Stillen den Kopf dazu ſchüttelte, beweist folgende Mittheilung an Heß: „Hr. W. iſt gerade jetzo beſchäftigt, die Ohren zu den Reden zu ſpitzen, die über ſeinen Briefwechſel in den Himmel und mit dem Himmel geführt werden. Hr. Canonicus Zimmermann will nicht glauben, daß man im Himmel ſo unnatürlich rede." Waſer ſcheute ſich nicht, ſeine ſatyriſche Laune öffentlich gegen die Briefe laut werden zu laſſen. Dagegen wünſchte Bodmer allerdings, das herrliche Talent ſeines Freundes für den heiligen Geſang zu benutzen. Allein ſo wie Wieland ſchon vor ſeiner Anweſenheit in Zürich das Anſinnen Bodmers, die Sündflut fortzuſetzen, abgelehnt, eben ſo ſelbſtändig zeigte er ſich auch in deſſen unmittelbarer Nähe. Wie aber auch Bodmer die Unabhängigkeit ſeines Freundes zu ehren wußte, ergiebt ſich aus einer andern Briefſtelle, der zufolge Jener wünſchte, daß dieſer ein Gedicht unter dem Titel: Der Knabe

Jesus, ausarbeite, wozu er ihm den Plan, den Charakter und die Sitten schon ziemlich arrangiert habe; aber Wieland meinte, „er sei zu einem epischen Gedicht nicht aufgelegt. — Wenn er so blöde von seinen Kräften redet, so verstehe ich ihn nicht genug.“ Wenn er endlich dennoch seinem Mentor zu Gefallen und um ein früheres Versprechen zu erfüllen, ein biblisches Epos dichtete und so nach Bodmers Plan die „Prüfung Abrahams“ (1753) ausarbeitete, so geschah es zugleich in der Ueberzeugung, daß er ein gutes und würdiges Werk unternommen: daher er auch noch neun Jahre später die neue Auflage dieses Gedichtes also einleitet: „Es ist unter allen Gedichten des Verfassers dasjenige, welches er für das geschickteste hält, einen moralischen Nutzen hervorzubringen, und wovon ihm auch die schönsten Würkungen bekannt worden sind.“ Wenn indessen Wieland bei einer andern Gelegenheit scherzend bemerkt, daß dieses sein einziges biblisches Gedicht sei, das er zu verantworten habe, wiewohl ihm noch verschiedene andere vor die Thüre gelegt worden seien: so begegnen wir auch hier wieder jenem schon erwähnten Hange Bodmers zur Mystification über seine Schriften, um ein desto unbefangneres Urtheil zu vernehmen*).

Wenn Wieland als Schriftsteller in Bodmers Hause seine Selbständigkeit zu wahren verstand, so war er dagegen als Hausgenosse und Freund desto rücksichtsvoller: so daß er ein ganzes Jahr lang von jedem Umgange mit Frauenzimmern und Jünglingen fern blieb und sich nur an Bodmers ältere Freunde hielt, welche ihn dagegen auch in seinem ganzen Werthe zu schätzen wußten. Nach Verfluß eines Jahres erließ nun Wieland an Bodmer einen Brief, welcher das Verhältniß zwischen Beiden hinlänglich charakterisiert und ein unzweideutiges Zeugniß herzlicher Anhänglichkeit ist**). „Es ist nun schon über ein Jahr, daß ich in Ihrem Hause und unter Ihren Augen lebe, Ihres liebreichen und nützlichen Umgangs genieße, und von Ihnen und Ihrer

*) Bodmer selbst berichtet an Zellweger, wie er einen seiner Versuche, angeblich unter dem Namen eines Jünglings, durch Steinbrüchel Wielanden habe zustellen lassen. Wieland merkt den kleinen Betrug wohl, will aber Bodmern die Freude nicht verderben und bricht in den Ausruf des Entzückens aus. Allein als er zu Breitinger kommt, wo auch Werdmüller sich eben befindet, fallen diese über das Gedicht her und treiben damit ihren Possen, so daß Wieland endlich auch einstimmt und nicht mehr mit Bodmern davon spricht. — So harmlos giebt er sich und seine Arbeiten zum Besten!

**) Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland. 4 Bde. Zürich, 1815—16. Bd. 1. S. 125 ff.

zärtlich von mir geschätzten Gattin so viele Wohlthaten, Freundschaft, Fürsorge und Nachsicht empfangen habe, als immer ein Freund, ja als ein Kind von den liebreichsten Eltern erwarten könnte. Wie ich zu Ihnen reisete, so konnte ich mir, ob ich gleich von angenehmen Vorstellungen voll war, weder alles das Gute einbilden, was ich von Ihnen selbst und durch Ihre Vermittlung hier genossen habe, noch glauben, daß ich das Glück, um Sie zu seyn, so lange haben würde. Wie sehr haben Sie in dem, was Sie mir gütigst versprachen, meine Erwartung übertroffen! Die Monate, die ich bey Ihnen verlebt habe, sind wie einzelne Wochen vorbeygegangen; wie glücklich wäre ich, wenn ich glauben dürfte, daß Sie an mir nicht weniger, als Sie vermuthet hatten, gefunden hätten. Ich darf und will aber nichts versprechen, als daß Sie die Redlichkeit meines Herzens erkannt haben und gewiß glauben werden, daß ich den einzigen Weg, der mir offen steht, meine innigste Dankbarkeit für Ihre gütige Freundschaft zu offenbaren, nicht verfehlen werde, indem ich mich bemühen will, den besten mir möglichen Gebrauch von allen Ihren Wohlthaten zu machen, und also zu bewirken, daß es Sie jeder Zeit vielmehr erfreue als reue, so oft Sie sich erinnern, daß Sie einem Menschen von meinem Alter so viel Liebe, Achtung und Vertraulichkeit erwiesen haben." — Am Ende eröffnet er die von Bodmer mit Freuden gewährte Bitte, noch über den Winter in dessen Hause bleiben zu dürfen.

19. Wielands Verbindungen in Zürich.

Allein nicht nur Bodmers Haus, sondern Zürich selbst, die freie Schweiz zogen Wielanden so sehr an, daß er auf Mittel und Wege dachte, sich daselbst einen dauernden Wirkungskreis zu schaffen. Er hatte nämlich eine große Abneigung gegen die Gebundenheit eines akademischen Lehramtes; dagegen hatte ihn Bodmer in der Liebe für Erziehung befestigt, und so kündigte er einen Plan zu einem Privatinstitut an, dem zufolge er vier Zöglinge wenigstens drei Jahre lang zu bilden sich anheischig machte. Diese Bildung sollte von der bisherigen sich durch eine naturgemäße Entwicklung der innern Anlagen unterscheiden und ihr Zweck die Befähigung für das Leben sein, in Uebung der freien Thätigkeit der Seele und des eigenen Beobachtens und Denkens. Es fand sich die erforderliche Zahl von Zöglingen nach Wunsch zusammen, und so bezog Wieland das Haus des Amtmanns

von Grebel, des Vaters eines derselben, in welchem er von 1754 bis 59 glückliche Jahre verlebte. Das Verhältniß aber zwischen den beiden Freunden war von Anfang bis zum Ende des häuslichen Zusammenseins dasselbe geblieben; das ergiebt sich aus folgenden Stellen von Wielands Abschiedsbrief: „Alles Angenehme und Nützliche meines hiesigen Aufenthalts ist gewissermaßen ein Geschenk von Ihnen, und Sie haben sich durch Ihre in unsern Tagen so ungewöhnliche Freundschaft gegen mich weit mehr als nur Ein edles Gemüth verpflichtet. Es wäre vielleicht einem andern unangenehm, sich mit so unzähligen Wohlthaten nur von einem Menschen überhäuft zu sehen; mir aber ist es recht angenehm, alle Verbindlichkeiten die ich gegen Sie habe, alle Proben Ihrer Liebe mir wieder vorzustellen, und ich fühle es, daß es angenehm ist, einem Bodmer verpflichtet zu seyn. Sie haben meine Bestimmung erkannt; und hier preise ich die Güte Gottes, die mich endlich zu solchen Menschen gebracht hat, welche zu einer solchen Einsicht geschickt, und zugleich so geneigt waren, meine wahrgenommene Bestimmung kräftig zu befördern." — Wielands neue Verhältnisse gaben nun auch seiner schriftstellerischen Thätigkeit eine neue Richtung, deren fehlerhafte Seite ganz ohne Grund Bodmern zur Last gelegt wird. Am Ende des Jahres 1753 hatte sich nämlich durch gegenseitige Mißverständnisse das Band mit seiner Geliebten gelöst und sie wurde die Gattin eines Andern. Nachdem die erste Erschütterung vorüber war, welche dieses Ereigniß in Wieland hervorbrachte, und er sich von der Unschuld der unter dem Namen Serena Gefeierten überzeugt hatte: machte er es sich zur Aufgabe, die geistige Gemeinschaft mit ihr fortzusetzen, indem er sich erklärte: „Meine größte Freude ist hiebei, eine Probe einer wahren Liebe abzulegen, und zu zeigen, daß die platonische Liebe bei mir keine Schimäre ist." Er gelobt sich eine starke Entsagung und tröstet sich mit der Hoffnung des Wiedersehens und einer ewigen Vereinigung. Allein ein so bewegliches, reizbares, wohlwollendes und hingebendes Gemüth, wie dasjenige Wielands, konnte sich in der frischesten Jugendkraft nicht nur in ätherischen Regionen bewegen. Er bedurfte des weiblichen Umgangs; allein um zum Zwecke zu gelangen, mußte er jenes freien, burschikosen Benehmens sich entrathen, wodurch Klopstock einst von sich zurückgescheucht hatte. Denn das damalige häusliche und bürgerliche Leben in Zürich war ernst und streng und wurzelte tief in einem religiösen Boden: auf diesem beruhte namentlich die ganze Bildung des weiblichen Geschlechtes. Dieses

war also nur für eine Poesie zugänglich, welche dem frommen Gefühle, dem Gemüthe Befriedigung verhieß. Diese besondern Verhältnisse, und keineswegs Bodmers Einwirkung, waren daher die Veranlassung der am meisten angefochtenen Werke Wielands aus seiner Zürcherischen Periode. Dieses ergiebt sich genugsam aus Wielands eigenen vertraulichen Mittheilungen an Dr. Zimmermann in Brugg, woraus wir deutlich sehen, wie Bodmer durch mächtigere Impulse in den Hintergrund trat. — — — „Ich wurde mit Frauenzimmern bekannt, wovon eine oder zwey mich wegen des Verlusts meiner Göttin zu trösten fähig waren." — — — „Die Damen sind ehmals der Haupt-Ressort meines Geistes gewesen. Ohne gewisse drey Damen würden die Natur der Dinge, die moralischen Briefe, die Erzählungen, die Sympathien, der Theages und selbst die christlichen Empfindungen nie von mir geschrieben worden sein." Die nähern Umstände, welche Wieland über das Verhältniß zu seinen Freundinnen angiebt, zeigen genugsam, wie ferne seine Gemüthsstimmung war, um sich von Bodmer inspirieren zu lassen. Nachdem er nämlich seinem Zimmermann versichert, daß er die jungen Mädchen nicht leiden könne, fährt er also fort: „Die wenigen Damen, mit denen ich hier einigen Umgang habe, sind alle über vierzig Jahre; keine davon ist jemals eine Beauté gewesen; alle sind einer unverstellten Tugend wegen hochachtungswürdig, eine davon hat viel Witz und Lebhaftigkeit, sie ist sehr belesen, ohne es gegen Leute, die nicht ihre intime Freunde sind, anders als durch vorzügliche Bescheidenheit merken zu lassen — eine andere hat eine recht Englische Unschuld und Güte des Herzens, alles was man unter dem Worte Schönheit der Seele versteht; mit einer Demuth, die den Werth ihres Herzens und ihrer natürlichen Fähigkeiten und Vorzüge halb verhüllet; diese ist die Eulalia und die Ungenannte der Sympathien. Noch eine meiner liebsten Freundinnen ist ein Satyrischer Kopf, eine halbe Philosophin, ein thinker, ein naseweises spitzfündiges Geschöpf, das sich sehr geschickt albern stellen kann, um einem jeden andern seine Thorheiten zu insinuiren. Wissen Sie nicht bald genug von meinem Serail? Ich bin in der That gewissermaßen der Großtürk unter ihnen, ich gebe ihnen wenig gute Worte und zwinge sie durch die natürliche Superiorität meines Genie über die ihrigen mich bon gré mal gré zu lieben." Allein jene Eulalia, eine Frau Gr. G., wurde bald vorzugsweise die Königin seines Herzens. Ueber dieses Verhältniß läßt sich Wieland als Greis also vernehmen: „Wir be-

fanden uns beide, die Dame ſowohl als ich, in einer mehr als gewöhnlichen Stimmung zu der Art von Schwärmerei, die ſich das Ueberſinnliche gern verſinnlichen möchte. Kurz, unſere Seelen zogen einander an; unvermerkt entſpann ſich eine zärtliche Freundſchaft zwiſchen uns; unvermerkt verwandelte ſich dieſe in eine Art von platoniſcher Liebe, und zuletzt würde auch dieſe ſich in eine reinmenſchliche Art zu lieben herabgeſtimmt haben, wenn die Dame nicht beſonnener als ich geweſen wäre, und in ihrer Weisheit beſchloſſen hätte, mich allmählig mit guter Art zu entfernen, und die Frau eines Zürichſchen Magnaten zu werden." — Nebſt dieſen äußern Verhältniſſen wirkten Wielands Studien mit, ihn immer mehr von dem natürlichen Boden der wirklichen Welt zu entrücken, indem er neben Grandiſon und Young ſich eifrig mit den Myſtikern und Kirchenvätern beſchäftigte. So entſtanden die ſtrengen, gegen alle Weltluſt bittern „Sympathien" (1754) und die redneriſchen „Empfindungen eines Chriſten"*) (1755) nebſt einer Reihe anderer Stücke dieſer Art. Nicht nur hat Bodmer an dieſen Schöpfungen keinerlei Antheil, ſondern nach ſeiner eigenen Verſicherung hatte ihm Wieland ein Geheimniß daraus gemacht. Auch fehlt er nicht, über die Entſtehung einzelner Sympathien hiſtoriſche Nachweiſungen zu geben und ſeinen Scherz darüber walten zu laſſen, indem er hinzufügt: „Wie die Amadiſe, die Lancelote, bis auf Don Quixote, den Muth, womit ſie die Rieſen ſchlugen und die bezauberten Schlöſſer eroberten, ihren Orianen ſchuldig waren, alſo muß Wieland den Sereinen und Meliſſen das Feuer danken, womit er die Natur der Dinge, den Antiovid ꝛc. verfertigt hat." — Auf dieſe Weiſe konnte von einem ſo ſchmiegſamen, erregbaren, vielſeitigen Geiſte wie Wielands nicht zu erwarten ſein, daß derſelbe in ſeinen Schöpfungen nicht bald Bodmers Einfluß ſich entzogen hätte: vielmehr zeigt ſich ſchon in Zürich der Grundzug ſeines ganzen Weſens und ſeiner ſpätern Richtung. Er war hier ſchon völlig der Dichter der Liebe; und ſo wie bei ihm Leben und Poeſie Eins war, ſo fühlte er ſich auch, bei aller Reinheit der Sitten, gedrungen, eine reiche Lebenserfahrung durchzumachen. Von der mütterlichen Freundin, in deren Hauſe er lebte und deren Sohn er erzog, bis zu dem „Landfräulein, die in einem Leibe, aus dem man

*) Wieland hatte „Gebet eines Deiſten" als Pendant zu Klopſtocks drei Gebeten eines Freigeiſtes geſchrieben, welches indeſſen nicht gedruckt werden durfte. Durch die „Empfindungen" ſetzte er ſich wieder in guten Geruch.

wenigſtens drei engländiſche Mädchen machen könnte, eine ſehr idealiſche Seele hatte;" von der geiſtreichen Prima Donna bis zu dem jungen Mädchen, das nichts als hübſch und ſchlicht war, wurde ihm jedes Verhältniß zu einer eigenthümlichen Liebe. Welchen ganz andern Hintergrund daher der philoſophiſche Tiefſinn und die religiöſe Schwärmerei hatten, die in ſeinen Schriften ſich ſpiegelten, das fühlte Leſſing in der Ferne ſehr gut heraus und geißelte daher den platoniſchen Aſcetiker ſchonungslos. In der That findet ſich auch in den heitern, ſinnreichen, von muthwilliger Lebensluſt überſtrömenden Briefen an Zimmermann keine Spur von dem Zelotismus der gleichzeitigen öffentlichen Schriften, ſo wie auch in jenem merkwürdigen Bilde ſeiner Zürcheriſchen Freundinnen gerade die Bezeichnung jener religiöſen Gemüthsſeite fehlt, welche voraus zu ſchätzen und zu bilden er den Anſchein haben wollte*). — So ergiebt ſich klar, daß Bodmer auf den größten Theil der Erzeugniſſe Wielands aus deſſen ſpätern Zürcheriſchen Periode eben ſo wenig Einfluß ausübte, als er überhaupt mit der Richtung ſeines jungen Freundes einverſtanden war, an deſſen platoniſche Liebe, in der Nähe beſehen, er nicht recht glauben wollte. Ueber dieſe Erzeugniſſe ſelbſt ſpricht ſich Bodmer in einem Zuſammenhange, welcher den Ernſt höchſt zweifelhaft macht, kurz darüber hinwegeilend aus: „Er iſt ſehr fromm, ſehr chriſtlich geworden."

Bodmer begriff den Verkehr mit der weiblichen Welt nicht und hielt ihn für bloße Zeitverſchwendung. Er unterließ daher nicht, ſeinen jungen Freund wiederholt an größern Fleiß und ernſtere Studien zu erinnern: und gegen ſolche Ermahnungen hatte Wieland wenig einzuwenden. Allein mit Wärme vertheidigt er ſich gegen die Zumuthung, von ſeinen Freundinnen zu laſſen. Er erklärt, daß Frau G. ihn zum Manne gemacht; und wenn die Seele des Menſchen nach Shaftesbury ein muſikaliſches Inſtrument ſei, ſo habe dieſes bezaubernde Weſen ihn geſtimmt. So war Wieland aus der ſtrengen Schule Bodmers in die heitere und freie eines fröhlichen Lebensgenuſſes und einer ſtets neu ſich verſuchenden Liebe übergegangen; und ſo rückſichtsvoll und ehrerbietig er ſich gegen ſeinen Freund bezeigte, ſo war er doch allmählig ein ganz Anderer geworden. Bodmer konnte dieſes nicht verwinden und er bemühte ſich auf ſeine Weiſe, Wielanden in das alte Geleiſe zurück zu bringen.

*) Daher man ſich auch nicht wundern darf, wenn Frau G., als Wieland nach vierzig Jahren wieder nach Zürich kam, den unterdeſſen ſo ganz anders Gewordenen mit eiſiger Kälte empfing, ſo daß es ihn „ganz ſchauerlich überlief."

Allein es gelang natürlich nicht, und der Umgang wurde seltener. Gleichwohl zeigte sich Wieland fortwährend gefällig, und so wie er im Anfang seines Aufenthaltes in Zürich die Abhandlung von den Schönheiten des Noah geschrieben, so ließ er sich, von Bodmer wiederholt gemahnt, herbei, im Jahre 1756 „die Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen" zu schreiben. Es hatte nämlich Schönaichs Neologisches Wörterbuch Bodmern sehr geärgert und er machte mehrere schwache Versuche, um sich daran zu rächen; unter Anderm sollte eine Uebersetzung von Popes Dunciade dazu dienen; und nun wünschte er ein ähnliches Stück zur Berichtung der Deutschen. Allein es blieb bei der Ankündigung. Diese aber schickten Wieland und Sal. Geßner vereint an Gleim, damit dieselbe, durch diesen in Deutschland verbreitet, desto bessere Wirkung thäte. Der dabei geäußerten Hoffnung, daß sich vielleicht auch Lessing mit der Herausgabe und der Fortsetzung des Streites betheiligen würde, hatte dieser keine Lust zu entsprechen, indem ihm Bodmers Kampfweise so wenig zusagen konnte, als die scharfen Angriffe auf die Anakreontiker und namentlich auf Uz, welche Wieland auf eigene Faust und in allem Ernste beimischte. Bald jedoch treibt Wieland seinen Scherz mit dem Eifer, in welchen er sich habe jagen lassen, und läßt sich nun auch weiter auf Bodmers Streitigkeiten nicht ein; er hat daher auch, wie oben bemerkt worden, an der angeblichen neuen Sammlung der Zürcherischen Streitschriften keinen Theil. — Eine sehr beachtenswerthe Schrift aus Wielands letzter Zeit in Zürich ist dagegen der „Plan einer Academie zu Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute" (1758). Denn wenn die Abfassung auch ganz ihm angehört, so ist der Inhalt doch zugleich der Ausdruck der Ansicht und Gesinnung der bedeutendsten Männer des damaligen Zürichs und zunächst Bodmers, so wie der ausgezeichnetsten Zürcherischen Staatsmänner des vorigen Jahrhunderts, Heideggers und Blaarers. Wieland tritt nämlich in dieser Schrift als ein Vorläufer jener Ansicht auf, welche sich gegen die ausschließliche humanistische Bildung erklärt, indem er dieser den Vorwurf macht, daß sie sich nicht auf die Natur der menschlichen Seele gründe, und das Gedächtniß überlade, während die höhern Fähigkeiten unbebaut bleiben, so daß die Jugend nur wortgelehrt werde, dagegen Freiheit des Geistes und Selbständigkeit des Charakters nicht kenne. Er will den Weg eingeschlagen wissen, den die Griechen bei der Erziehung der Jugend gegangen, und daher die eigene Fertigkeit und Kraft der Jünglinge im Reden und Schreiben

üben. Damit war ein von Bodmer langgehegter Plan, mit welchem er ſpäter ernſtlich hervortrat, zur öffentlichen Sprache gebracht, und er rechnet es daher auch ſpäter noch zum Verdienſte an, daß der Gedanke der Gründung eines politiſchen Seminars für die Eidgenoſſenſchaft von Wieland angeregt worden. Dieſe Schrift erregte damals großes Aufſehen, indem das große Publikum derſelben lebhaften Beifall ſchenkte, während ſie dagegen von anderer Seite und namentlich auch von Leſſing hart bekämpft wurde. Wohl mögen dieſe in der Schweiz geſchöpften, von dem gewöhnlichen Schulgange deutſcher Gymnaſien abweichenden Anſichten Wielanden jenes Vertrauen zugewendet haben, dem zufolge er ſpäter zum Erzieher der Weimariſchen Prinzen auserwählt wurde.

Außer Bodmer und Breitinger, Heidegger und Blaarer hatte Wieland in Zürich auch jüngere Freunde gefunden, nämlich den Fabeldichter Meyer von Knonau, den ältern Maler J. Kaſpar Füßli und Salomon Geßner. Deſſen Manier ſcheinen ſich auch die beiden Stücke, „Geſicht von einer Welt unſchuldiger Menſchen“ und „Geſicht des Mirza“ zu nähern, obgleich er in denſelben Geßners zierlicher Leichtigkeit und Herzenseinfalt ziemlich ferne ſteht. Einen vorzüglichen Einfluß aber übte die ebenfalls durch Bodmer und Breitinger eingeleitete Verbindung mit dem welterfahrnen, damals noch in Brugg lebenden Dr. G. Zimmermann aus, welcher mit kräftigem und freiem Lebensblicke der platoniſchen Ideale ſeines Freundes ſpottete und ihn auf die Beobachtung von Welt und Menſchen hinwies, eben zu der Zeit, als Wieland durch die Hinneigung zu den Schriften des philoſophiſchen Lebemannes Shaftesbury ſchon einer Wendung ſeiner Gefühle nahe war. Nicht daß Zimmermann im Stande geweſen wäre, Wielanden zu überſchauen und zu leiten; allein indem er ſich ſelbſt mit aller Wärme und derben Offenheit vor Wieland aufſchloß und ſich über ſich ſelbſt wie über ſeinen Freund ganz unbefangen vernehmen ließ, veranlaßte er in der Dargebung ſeines genialen und kraftvollen, aber unklaren, herben und heftigen Weſens den kühlern und umſichtigern Wieland zu einer ſo tiefen und vielſeitigen Beobachtung und Prüfung der beiderſeitigen Charaktere und zu einer ſo feinen, liebenswürdigen und aufrichtigen Mittheilung ſeiner Anſichten und Urtheile, daß er durch die allmählige Ueberlegenheit, welche er über ſeinen Freund gewann, zu einer klaren Selbſterkenntniß und heitern Zuverſicht für ſich ſelbſt gelangte. So wie er aber ſeinem Freunde ſich näherte und des ſteigenden

Einfluſſes auf denſelben ſich freute, ſo ſtand er unvermerkt ſelbſt mit ſeiner Auffaſſung der Welt und Menſchen mitten im Leben. Daher rückt er endlich, nachdem er Zimmermann lange mit den Räthſeln der Theorie ſeiner Liebe und mit ſeinen platoniſchen Entdeckungsreiſen auf dem Felde derſelben in Zürich bekannt gemacht, im Jahre 1758 mit dem Bekenntniß heraus: „Ich bin nicht ſo ſehr Platoniker, als Sie glauben; ich fange mehr und mehr an, mich mit den Leuten dieſer Unterwelt vertraut zu machen. — Ich fürchte in der That, in dem, was man Platonismus nennt, zu weit gehen zu können. Vollkommen erkenne ich alle vorigen Verirrungen meines Geiſtes und Herzens.“ Bald verläugnet er nun ſeine bisherigen Vorbilder, indem er unter Anderm von Young ſagt: „Seine Werke ſind ganz geeignet, den Leuten den Kopf zu verdrehen und den Geſchmack junger Schriftſteller zu verderben.“ Dann ſagt er auch ſeiner Vorliebe für die Feenmährchen und die Heiligen ab: „Ich habe keine Luſt mehr, vor der Zeit in den unſichtbaren Sphären zu wandern. Ich verlange nicht mehr, daß Jedermann ein Kato ſei und ich werde nicht mehr junge Mädchen in der platoniſchen Philoſophie unterrichten.“ Allein ungeachtet er im Schooße der Freundſchaft ſeiner platoniſchen Liebe abſagt, bewegen ſich gleichwohl die letzten Stücke, welche Wieland in Zürich geſchrieben, noch in dieſem Kreiſe, von dem ſich zu löſen ſeinem Herzen ſo ſchwer wurde. Noch ſind „Theages,“ „Araſpes und Panthea“ und ſelbſt die „Johanna Gray“*) Huldigungen an ſeine Freundinnen in Zürich. Erſt der noch in Zürich begonnene „Cyrus“ (1759) ſollte ſeine Entſtehung keiner perſönlichen Veranlaſſung verdanken.

20. Ferneres Verhältniß zwiſchen Bodmer und Wieland.

Bei dieſer Anhänglichkeit an Zürich und ſeine dortigen Freunde, mußte es Wielanden ſehr daran gelegen ſein, daß das durch ſeine allmählige Verwandlung getrübte Verhältniß mit Bodmer nicht zerfalle. Denn er war ein zu liebendes, für jeden wahren Werth und jede geiſtige Eigenthümlichkeit zu empfängliches Gemüth und fühlte zu ſehr, daß Bodmer ihn von verſchiedenen Seiten mißbilligen mußte, als daß er ſeine bisweilen herben und unfreundlichen Mahnungen nicht hätte hinnehmen ſollen. Allein es war kaum möglich, ſelbſtändig ſeines Weges zu gehen

*) Dieſes Schauſpiel wurde 1758 in Winterthur aufgeführt, als erſtes und letztes vor der franzöſiſchen Revolution.

und zugleich Bodmern zu befriedigen. Wenigſtens ſollte ſein Vertrauter allmählig vernehmen, daß er nicht mehr unter Bodmers vermeintlicher Vormundſchaft ſtehe. Als daher Zimmermann noch in der letzten Zeit von Wielands Aufenthalt in Zürich dieſen ſcherzweiſe einen Bodmerianer nannte, war es ihm als Menſch und Schriftſteller zu ſehr daran gelegen, ſeinen Freund nicht länger im Irrthum zu laſſen. Er beginnt daher ſich luſtig zu machen, wie Bodmer Tragödien auf Tragödien ſchreibe, indem er hinzufügt: „Unſere Urtheile hierüber weichen ein wenig von einander ab, und ich nehme mir die Freiheit zu ſagen, was ich denke.“ Als Zimmermann ſich über Wielands Selbſtändigkeit ungläubig ſtellt, rückt dieſer endlich mit einer vollſtändigen Erklärung über ſein Verhältniß zu Bodmer heraus: „Wir wollen künftig nicht mehr von Herrn Bodmer ſprechen. Er hat Verdienſte, er hat Tugenden, er iſt mein Wohlthäter geweſen. Dieſe Rückſichten müſſen alles andere überwiegen. Ich habe Sie im Innerſten meiner Seele leſen laſſen, weil Sie mein anderes Ich ſind. Wir wollen dem guten Greiſe vergeben, daß er der Natur zum Trotz ein Dichter ſein will, und ſeinen Abſichten, ſeinem Charakter, ſeinem wirklichen Verdienſte Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Ich befinde mich hinſichtlich ſeiner in einer ſehr delikaten Lage, und wenn mir die gemeſſenſte Klugheit nicht zu Hülfe kommt, ſo ſehe ich wohl, daß die Redlichkeit und Güte meines Herzens mir bei ihm nichts helfen werden. Er iſt ein gar ſonderbarer Mann! Ich werde mich nach und nach ſo zeigen, wie ich bin; der Schleier wird fallen, der Fanatiker, der Bodmerianer werden zu dem werden, was aus allen Phantomen wird; aber ich werde Rückſicht gegen Herrn Bodmer beweiſen und die Vernünftigen meine Beweggründe in Betrachtung ziehen. Das iſt ungefähr mein Syſtem über dieſen Punkt.“ Es iſt nicht zu vergeſſen, daß ſich Wieland alſo ausſpricht, um ſich gegen Zimmermanns Vorwürfe zu vertheidigen, ſo wie er an einem andern Orte erklärt, er dürfe nicht länger ſchweigen, um nicht ſtets fort in die Händel ſeiner Zürcher Freunde verwickelt und für ihre Sünden geſtraft zu werden. — Nachdem unterdeſſen Wieland ſeine Zöglinge auf die Univerſität vorbereitet hatte, war ſeine Aufgabe in Zürich vollendet, und da ihm weitere auswärtige Verbindungen noch fehlten, nahm er gerne eine durch Zimmermanns Vermittlung an ihn gelangte Einladung nach Bern an, ebenfalls um daſelbſt als Hofmeiſter einzutreten, da ſich ihm dort durch Zimmermann und die Freunde in Zürich, verbunden mit ſeinem ſchriftſtelleriſchen Ruhme, die Verbindung mit allen gebildeten Bernern eröffnete. Allein ſo

zufrieden Wieland mit der Aufnahme und den geſelligen Verhältniſſen in Bern ſein konnte, und ſo ſehr die engere Gemeinſchaft mit der geiſtreichen Julie Bondeli ihn feſſelte, ſo fühlte er doch bald eine ſchmerzliche Sehnſucht nach ſeinem Zürich, ſo daß er nach kurzer Zeit an Zimmermann ſchrieb: „Bern iſt zu ſehr von dem geliebten Zürich verſchieden, als daß es mir ein anderes Zürich werden könnte!“ Und nach einem längern Aufenthalt in Bern fühlt ſich Wieland gedrungen, Bodmern die ganze Wärme ſeiner Anhänglichkeit zu bezeugen; und es ſteigerte ſich dieſelbe noch, als Wieland in ſeine einſame Vaterſtadt Biberach zurückgekehrt war, von wo aus er ſich alſo an ihn wendet: „Ach! mein theurer Freund! die glücklichen Zeiten, die wir im Schooße der philoſophiſchen Ruhe mit einander gelebt haben, ſind für mich auf ewig entflohen, dieſe goldnen, der Weisheit gewidmeten Tage, dieſe glückliche Entfernung vom Getümmel und den Geſchäften der Welt, dieſe Freiheit von Sorgen und Leidenſchaften, dieſe heilige Stille, worin ſich unſere Seelen bald mit den Geiſtern verſtorbener Weiſen beſprachen, bald in heiterer Entzückung den Eingebungen einer himmliſchen Muſe entgegenlauſchten. Dieſe Stunden des vertraulichen Umgangs, worin wir in freundſchaftlichem Streit die Wahrheit entdeckten, oder den Irrthum aus ſeinen labyrinthiſchen Höhlen hervortrieben, oder mit ſokratiſcher Freyheit der menſchlichen Thorheit und unſerer eigenen lächelten, bald Könige und bald Dunſen züchtigten, bald den Entwurf eines glücklichen Staats, bald den Plan eines Trauerſpiels anordneten. Dieſe dreymal glückliche Zeit iſt für mich dahin, und hat mir nichts als ein trauriges Andenken und vergebliches Bedauern zurückgelaſſen.“ — Mit noch größerer Innigkeit gedenkt er dieſer Zeit in ſpäten Tagen, ſeine Briefe an Bodmer athmen Liebe und Dankbarkeit, und er ſucht dieſen zu überzeugen, daß er der Gleiche geblieben, den ſeine Zürcher Freunde einſt geliebt. Nach vierundzwanzig Jahren ſchaut er alſo zurück auf jene glücklichen Tage ſeiner Jugend: „Da ſaß ich in ſeliger, ach! nimmer, nimmer wiederkehrender Beſchränktheit, Weltunerfahrenheit und jugendlicher Herzensfülle, in eben dem Muſeum, und ſchrieb an eben dem Tiſche, wo Bodmer wechſelsweiſe bald den Eingebungen ſeiner patriarchaliſchen Muſe horchte, bald ſich von der Homeriſchen, ihrer Schweſter, tiefer hinab in das Heldenalter der Griechen führen ließ, und ſchon damals einige Bücher der Ilias und Odyſſee zu überſetzen anfieng. Die nicht bei und mit ihm gelebt haben wie ich, nicht Vaterzärtlichkeit und Vaterſürſorge von ihm genoſſen haben wie ich, nicht Gelegenheit gehabt haben ſeinen

ganzen Charakter, seinen ganzen Geist und Sinn, sein so zartfühlendes, unverdorbenes, von keiner Thorheit, keinem Laster seines Jahrhunderts angestecktes, allem Guten, das ihm allein Schön war, offenes Herz, die Reinheit seiner Sitten und die wahrhaft Homerische Einfalt seiner Lebensart so manche Jahre lang anzuschauen wie ich, die kennen auch den vortrefflichen Mann nicht so, diesen Mann, der mir einst so viel war." Endlich weilt Wieland in seinen höchsten Jahren, wie Böttigers bekannte Plaudereien beweisen, mit besonderer Liebe bei jenen Jugenderinnerungen aus Zürich. Offenbar war dieses die glücklichste Zeit seines Lebens, viel glücklicher und befriedigender als jene, da er der gefeierte Modeschriftsteller Deutschlands geworden war; und so galt denn auch jener wehmüthige Rückblick nicht nur einer unwiederbringlichen Vergangenheit, sondern noch mehr seinem bessern, reinern Selbst jener Zeit, aus welchem zwar jugendlich unreife Werke hervorgegangen waren, das aber in höherer und schönerer Glorie über seinem späteren Leben und dessen Erzeugnissen stand.

21. Bodmer der Vater der Jünglinge.

Nachdem Bodmer die beiden berühmtesten Dichter seiner Zeit in seinem Hause beherbergt und für ihre Entwicklung mittelbar oder unmittelbar nicht ohne bemerkenswerthen Einfluß gewesen war, fühlte er nach Wielands Auszuge in seinem einsamen Hause eine große Leere und eine tiefe Sehnsucht nach dem Umgange mit einem Jünglinge, dem er alle Pflege eines Vaters, Freundes und Lehrers angedeihen lassen könnte. Es verdient daher zur Beurtheilung seines Herzens bemerkt zu werden, daß er sich lange mit dem Gedanken trug, da Triller eben seine Frau verloren hatte, dessen Sohn bei sich aufzunehmen, damit der Vater mit den Zürchern versöhnt würde. Denn mit zunehmendem Alter wurde ihm Freundschaft und freundschaftlicher Umgang immer mehr Bedürfniß, und das Erscheinen eines bedeutenden Mannes, namentlich wenn es ein Dichter war, in seinem Hause machte ihn in hohem Grade glücklich. Dieses Glück bereitete ihm bald nach Wielands Ankunft, Kleist, der Freund Hirzels, der sich einige Zeit in Zürich*) aufhielt, nachdem er ihm früher schon unter Anderm durch die Aufforderung zur Bearbeitung einer Geschichte der schönen Wissenschaf-

*) Ueber das damalige Leben in Zürich schrieb Kleist im Jahre 1752 Folgendes an Gleim: „Zürich ist wirklich ein unvergleichlicher Ort, nicht nur wegen seiner vor-

ten Beweiſe ſeiner Achtung gegeben hatte. Bald hernach hatte Bodmer das wohlthuende Gefühl, daß Hagedorn mit ſterbender Hand von ihm Abſchied nahm und dadurch dem Sänger der Patriarchen die billigende Huldigung ſeines Herzens darbrachte*). Da ſich indeſſen der Einzelne nicht finden wollte, der ſich Bodmern ganz zu eigen gegeben hätte, ergriff er den näher liegenden Ausweg, daß er mit mehrern Jünglingen ſeiner Vaterſtadt in ein engeres trauliches Verhältniß trat. Und ſomit begann mit dem Jahre 1755 eine neue, und vielleicht unter allen verſchiedenartigen Beſtrebungen Bodmers ſeine ſchönſte und einflußreichſte Wirkſamkeit, indem er von nun an bis zu ſeinem Tode der treue Pfleger und Ermunterer jedes Talentes in Zürich wurde und auf dieſem Wege mit einer Liebe, Treue und Beharrlichkeit fortfuhr, daß von nun an alle jungen Zürcher mit Liebe und Begeiſterung an ihm hangen und ihn als ihren Lehrer und Meiſter verehren. So gelangte er unvermerkt dazu, eine Schule zu bilden, welche allmählig und ohne beſtimmte Abſicht in Wiſſenſchaft, Kunſt und Politik in immer weiterem Kreiſe wirkte, indem ihr Einfluß ſich nicht nur auf Zürich, ſondern auf die ganze Schweiz erſtreckte, ſo daß jene ſchöne Ode, worin Lavater „den Vater der Jünglinge“ beſingt, der wahre und allgemeine Ausdruck ſeiner Schüler iſt**). Zwar ſein Unterricht als beſtellten Profeſſors ſcheint nicht ſehr eindringend geweſen zu ſein; überhaupt eignete ſich Bodmer für jene Stetigkeit hiſtoriſchen Sammelns und Forſchens eben ſo wenig

---

trefflichen Lage, die einzig in der Welt iſt, ſondern auch wegen der guten und aufgeweckten Menſchen, die dort ſind. Statt daß man in dem großen Berlin kaum drey bis vier Leute von Genie und Geſchmack antrifft, findet man in dem kleinen Zürich mehr als zwanzig bis dreyßig derſelben. Es ſind zwar nicht lauter Ramler; allein ſie denken und fühlen doch alle, haben Genie, und ſind dabey luſtige und witzige Schelme. Ich mag zwar in der Luft nicht zu weit gehn, damit ich nicht Klopſtocks Schickſal habe, und ich kann auch meinem Temperament nach nicht; indeſſen profitir' ich davon, ſo viel ich kann, und bringe meine Zeit ſehr angenehm hin. Bodmer iſt für ſeine Jahre ſehr vergnügt und aufgeweckt; ich glaube, daß ihm ſein Ruhm ſein Leben verlängern wird, weil er ihn vergnügt macht. Breitinger iſt ein Mann von Einſicht, wie Sie wiſſen, aber auch ein Weltmann und ein Erz-Politikus, welches Sie nicht wiſſen.“

*) Hagedorn vermachte Bodmers Bild, das er ſich eigens hatte malen laſſen, der Rathsbibliothek ſeiner Vaterſtadt.

**) Wir entheben jener Ode Lavaters vom Jahre 1772 folgende Strophen:

Väterliche Geduld! Sanftmuth und Weisheit im
Tadel! Weisheit im Lob! Heiterkeit! Lockender
Blick der zärtlichen Liebe!
Sanfter attiſcher Tugendſcherz!

als für die ruhige, objective Auffassung und Dargebung der Geschichte, und es interessierte ihn diese nur in sofern, als sich daraus eine unmittelbare politische oder moralische Lehre ergab. Ueberhaupt fand er sich in eine streng wissenschaftliche, systematisch abgerundete Behandlung irgend eines Gegenstandes nicht hinein, daher auch alle seine Arbeiten einen zufälligen und fragmentarischen Charakter haben; zeigt sich doch selbst in seinen poetischen Plänen, auf welche er sich etwas zu Gute thut, nur eine sprunghafte, willkührliche Zusammenstellung, während sein langes Leben auch nicht Eine, was man nennt, gelehrte Arbeit aufweist. Desto mehr aber eignete sich sein ganzes Wesen, so wie die Masse seines mannigfaltigen Wissens zu freier, anregender, seelenvoller Mittheilung. Wo sich irgend eine Empfänglichkeit kund gab, da war er stets mittheilsam in Wort und Schrift. Dieser vertraute und herzliche Umgang mit der Jugend erhielt dann auch bei dem alternden Manne eine merkwürdige Jugendfrische; so daß, wenn er auch allmählig in der Literatur die fortschreitende Gestaltung derselben nicht mehr begriff und hinter derselben zurückblieb, er doch in Allem, was die ihn berührenden Kreise, was das Vaterland anging, mit Leben, Muth und Kraft, streitend und beseelend, und oft als Tonangeber und geheimer Leiter wirkte. Diese neue Seite seiner Thätigkeit begann Bodmer damit, daß er in eine Gesellschaft junger Männer trat, in welcher von

---

Stiller flammender Ernst wider das Laster im
Sanften lichtvollen Auge! Freyheits-Vertheidigung
Von des Ruhigen Lippen!
O was lehrtet ihr, Tugenden,

Eure Zeugen! Was uns, horchende Jünglinge?
Wir, wir faßten sie auf; voll von Entschließungen,
Voller Freude, voll edler
Triebe giengen wir weg von Dir!

Niemals sahe Dein Aug mit dem entfernenden
Blick des Stolzes uns an! Höhere Weisheit, Du
Schrecktest niemals die Schwachen,
Die die Tugend nur suchten, weg!

Liebreich eilte Dein Aug, eilte die sanfte Hand
Uns entgegen, Dein Mund redete brüderlich!
Deiner Einsamkeit Wohllust,
Vater, opferst Du Jünglingen!

Weisheitlehrer sind itzt, die Du einst bildetest!
Tugendlehrer sind itzt, die Du einst bildetest.
Deine Söhne, sie glänzen
Wie Gestirn' um Dich, Vater, her!

Klopstock her ein kräftiges Geistesleben und ein höheres Selbstgefühl, verbunden mit Witz und Fröhlichkeit, sich geltend machte, so daß Bodmer diese Gesellschaft „die fröhliche Bande" nennt. Derselben machte er nun den Antrag, sie mit freien Vorträgen über Montesquieu's Esprit des lois zu unterhalten. Es waren der jungen Herren zwölf, unter denen, wie Bodmer bemerkt, sich nur drei oder vier Konsonanten befanden, die vorzüglichsten aber Hirzel und Werdmüller waren. Diese jungen Männer, von denen später ein Theil zu höhern Staatsämtern berufen wurde, wollte Bodmer durch diese politischen Unterhaltungen über die damals herrschende, enge empirische Staatsroutine erheben. Er freut sich wiederholt des Gelingens seines Unternehmens und berichtet unter Anderm an Heß: „Sie müssen nicht glauben, daß ich in der Zusammenkunft der jüngern Freunde den Professor spiele; wir sind alle Professoren." Ferner spricht er mit Befriedigung von den täglichen Unterhaltungen mit einigen begünstigten Zöglingen, denen er nach Tische einige Stunden eigene oder fremde Arbeiten vorlas und dieselben kommentierte. Zudem war er an schönen Abenden täglich mit Breitinger und Zimmermann in der anmuthigen Einsamkeit des Sihlhölzchens oder unter den Linden an der Limmat zu finden, wo auch jüngere Freunde sich anschließen durften; so daß jene Stellen auf lange Zeit die geweihten Stätten für die schönen Geister Zürichs wurden.

22. Bodmer für die Poesie des Mittelalters.

Bodmer liebte sein schönes Zürich besonders auch darum, weil er sich desselben als einer Wiege und eines Mittelpunktes des Gesangs in der glänzendsten Zeit des Mittelalters freuen zu können glaubte, und weil er voraussetzte, seine Heimat sei die lebendige Bewahrerin der Sprache jener Poesie. Daher er. in jenem angeführten Zurufe an Klopstock mit freudigem Stolze ihn auffordert —.

Komm doch, die Sprache zu hören, die vormals der fürstliche Herrmann
Mit dem von Veldeck und Eschilbach redte.

Merkwürdiger Weise verdankte Bodmer die erste Bekanntschaft mit den alten Dichtern seinem Gegner Gottsched, denn vor dem Erscheinen von dessen Dichtkunst zeigt sich keine Spur von jener Kunde. Allein was bei Gottsched nur eine beiläufige gelehrte Notiz gewesen war, wurde bei Bodmer zur fruchtbaren Quelle wissenschaftlicher Forschung

und lebendiger Gedanken. Es war ihm genug zu wissen, daß sein verehrter Opitz sich mit den alten Dichtern beschäftigt hatte, um denselben eine dauernde Aufmerksamkeit zu schenken. Ehe er noch ein größeres Stück der vorzüglichsten Poesien des Mittelalters gesehen, schloß er aus wenigen Bruchstücken mit vortrefflichem Blick und Urtheil, daß die Zeit der Hohenstaufen eine für die Poesie höchst günstige gewesen sein müsse. Daher er schon im Charakter der deutschen Dichter in Bezug auf die Winsbekin singt:

Von Hohenstaufens Haus — — —
Entsprang aus finstrer Nacht der ungewohnte Stral
Und schimmerte von dar durch Deutschlands weiten Saal.
Wir hören noch mit Lust die edle Mutter singen,
Die für der Tochter Wohl, ein Danklied Gott zu bringen,
Die sanfte Laute stimmt.

Schon im Jahre 1742 hatte er die Abhandlung in der Sammlung der kritischen Schriften verfaßt — „Von den günstigen Umständen für die Poesie unter den Kaisern aus dem schwäbischen Hause" — bevor er weder den Minnesänger-Kodex noch denjenigen der Nibelungen in St. Gallen gesehen, sondern nur nach dem, was ihm einige alte Drucke, Boner und ein Fragment aus dem Sagenkreise Karls des Großen („die schöne Meliure") dargeboten hatten. Er findet jene günstigen Umstände „im damaligen Streben der Deutschen, sich Roms Joch zu entschütten, in dem vollen ungebändigten Freiheitsgefühl, in der Selbständigkeit der damaligen kleinen Staaten, im gewaltigen Kriegsgeiste, indem auch die Sprache die unter diesen Umständen „starken und tapfermuthigen Fühlungen" habe ausdrücken müssen. Ferner haben die verschiedenen Abstufungen der Herrschaft, das mannigfaltige Leben der Städte auch eine reiche und nachdrückliche Sprache mit sich bringen müssen. Der politische Styl wachse mit den Verfassungen und die Versammlungen eines freien Staates geben der Beredtsamkeit Schwung und Werth. Da die Poesie auf den Sitten beruhe, so habe der Dichter zur Zeit der Hohenstaufen in der damaligen Sprache nur getreulich schildern müssen, was er gesehen und empfunden, um gewiß zu sein, daß sein Werk auch anmuthig und nachdrücklich werde. Die Züge nach Italien, die Kreuzzüge haben die Phantasie des Dichters mit einer wunderbaren Mannigfaltigkeit von Sitten, Manieren und Religionen, welche mit seinen eigenen so stark abstachen, bereichert." Ein anderer glücklicher Umstand war, daß die Fürsten

nicht nur die Sänger begünstigten, sondern selbst sich unter diese gesellten, so daß der Dichter den Charakter großer Männer und ihre Sitten in vertraulichem Umgange kennen lernen konnte. Daß die Dichtung zugleich Gesang war, bewahrte dieselbe vor einer undeutlichen und gelehrten Sprache und machte, daß die Erzählung deutlich, die Sitten und menschlichen Leidenschaften natürlich dargestellt werden mußten. Zum Schlusse macht er namentlich auf den Gewinn aufmerksam, welchen „eine Anzahl geschickter Wörter und Ausdrücke der prosaischen Sprache gewähren könne." — So fühlte Bodmer zuerst die geistige Größe der hohenstaufischen Zeit und die Herrlichkeit ihrer Sprache wieder heraus, und demgemäß verwendete er von nun an den größten Fleiß auf die Auffindung alter Dichter und nahm alle seine Freunde für diesen Zweck in Anspruch. Namentlich leistete ihm auch hierin Zellweger getreuen Beistand, indem er ihm nicht nur die wichtigsten mittelhochdeutschen Handschriften aus der Klosterbibliothek von St. Gallen verschaffte, sondern auch die verschlossenen Schätze von Hohenems öffnete. Bald auch gelangte er durch die französische Gesandtschaft in den Besitz der Pariser Handschrift der Minnesänger und lernte später den Kodex gleichen Inhaltes aus Weingarten kennen. Aus der Bibliothek zu Florenz erhielt er den Tristan, und durch Hagedorn den Wigalois und den Freidank: und so wurde er durch ein glückliches Geschick gleich anfangs mit den besten der alten Dichter bekannt. Schon die Verwandtschaft zwischen der alten Sprache und der lebenden Mundart der Heimat zog ihn mächtig an, so daß er schon im Anfange dieser seiner Bemühungen an Zellwegern schrieb: „Ihr versteht ohne Zweifel mehr von den alten Poeten als hundert andere, nachdem der alte Dialekt in euern Bergen noch viele Reste behalten hat." Auf diesem Felde gelehrter Forschung, das sich Bodmern in den alten Handschriften eröffnete, stand ihm Breitinger nun wieder mit aller Liebe und Hingebung zur Seite, und dessen Gründlichkeit und Scharfsinn brachte in diese Thätigkeit das erforderliche philologische Geschick. Welch ein Kleinod mußte aber die Pariser Handschrift der Minnesänger für Bodmer werden, als ihn durch einen verzeihlichen Irrthum der alte Zürcher Sänger Hadloub, der von einer durch den Sohn des Helden Rüdiger Maneſſe veranstalteten Sammlung von Sängern spricht, zur Voraussetzung veranlaßte, gerade diese Sammlung sei die Maneſſische. Er wurde in seiner Voraussetzung bestärkt, weil die St. Galler Goldast und Schobinger und der Zürcher Stumpf eine ähnliche Sammlung

gekannt hatten. Am Ende des Jahres 1746 hatten die Zürcher den Kodex erhalten, und ehe ein halbes Jahr verflossen, war die Abschrift mit wenigen, ihnen unwesentlich scheinenden Auslassungen größtentheils durch Breitinger vollendet. Im Jahre 1748 gaben die beiden Freunde „Die Proben der alten schwäbischen Poesie des dreizehnten Jahrhunderts aus der Manessischen Sammlung" heraus. Der Vorbericht Bodmers gab die Geschichte der sogenannten Manessischen Handschrift. Dann ließ er Nachrichten von den persönlichen Umständen der alten schwäbischen Poeten folgen und mit besonderer Freude hob er diejenigen des „eigenen Vaterlandes" hervor. Die einläßlichen Studien, welche Bodmer zugleich den provenzalischen Dichtern zuwendete, ließen ihn schon jetzt Spuren der Gemeinschaft zwischen diesen und den Minnesängern nachweisen. Breitinger fügte nebst einem kurzen Wörterbuche grammatische Anmerkungen über die Sprache der schwäbischen Poeten bei, welche als erste grammatische Studien über die alte Sprache gelten können und feine Bemerkungen und Unterscheidungen enthalten. Ueber die wesentlichste Wirkung, welche sich Bodmer von der Bekanntmachung der alten Dichter versprach, drückt er sich in den Freimüthigen Nachrichten also aus: „Tiefsinnigere Köpfe mögen untersuchen, ob nicht in der alten verlorenen Sprache, der Mutter der gegenwärtigen, noch viele gute, bequeme und nöthige Wörter, Redensarten und Schwünge sind, die man, ohne die wirkliche Verfassung der jetzigen Sprache in ihrer Natur zu verderben, in dieselbe wieder hervorholen könnte." — Allein seine Hoffnung blieb unerfüllt. Die deutschen Gesellschaften, deren Unterstützung er zur Herausgabe der Minnesänger zu gewinnen suchte, blieben gleichgültig, und die Dichter ließen dieselben unbeachtet. Bodmer bot seinen ganzen Scharfsinn auf, namentlich in den „Kritischen Briefen" (1746 und 1749), um für die Zeit, den Inhalt und die Sprache der Minnesänger zu gewinnen. Gottsched indessen konnte seinem Gegner das von ihm selbst zuerst eröffnete, so neue und eigenthümliche Feld nicht unbestritten lassen, daher enthalten seine Zeitschriften, sowohl der „Neue Büchersaal" (1745—54) als das „Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" (1751—62) viele Nachrichten und Abhandlungen von ihm und seinen Mitarbeitern über die alte Literatur, allein mehr als antiquarische Kuriositäten, während ihm die Einsicht der tiefern poetischen und nationalen Bedeutung der alten Sänger abging. Seine Rede über den „Flor der deutschen Poesie zur Zeit Kaiser Friedrichs des Ersten" (1749) ist offenbar eine Wieder-

holung Bodmer'ſcher Gedanken; auch fand er mit ſeiner fehlerhaften Ueberſetzung des Reinecke Fuchs (1752) wenig Eingang. Ueberhaupt hatte er weder das richtige Urtheil noch das Glück Bodmers, die Literatur mit Ausgaben trefflicher alter Dichtungen zu bereichern. Da Bodmer vornämlich zum Studium und zum Genuſſe der alten Sprache ſelbſt Gelegenheit und Anleitung geben wollte, ſo ſträubte er ſich lange vor Bearbeitungen. Allein, vielleicht nicht ohne Rückſicht auf Gottſcheds Vorgang, im Jahre 1753 erſchien „der Parcival, ein Gedicht in Wolframs von Eſchilbach Denkart, eines Poeten aus den Zeiten Kaiſer Heinrichs des Sechsten," worin er mit Weglaſſung aller Epiſoden in zwei Geſängen die Sage frei bearbeitet. Aus einem Briefe an Zellweger zu ſchließen hatte er dabei einen doppelten Zweck: „Meine Abſicht dabei iſt, unſern Dichtern die Kunſt und den Geſchmack ſolcher Zeiten zu entdecken, welche ſie für ganz elend halten. Auch wird man nicht mehr ſagen, daß wir nur immer auf den bibliſchen sujets ſizen." Später ließ er den Wilhelm von Oranſe und die Rache der Schweſter (Chriemhildens) folgen, worin er in der Auffaſſung viel Geſchick bewies, allein mit ſeinen loſen Herametern wenig geeignet war, für eine ſo ganz neue Poeſie und Anſchauungsweiſe zu gewinnen. Wie wenig man ſich indeſſen an dem Versmaße ſtieß, beweist genugſam, daß Goethe für den Reinecke Fuchs kein anderes zu wählen wußte. Uebrigens waren dieſe Arbeiten für den fleißigen Bodmer nur Erholungen, wobei er „mehr an ſein Vergnügen und die Sache, als an das Urtheil der Welt gedacht." Allein dieſe Ueberſetzungsverſuche von Fragmenten alter Gedichte ſollten wenigſtens dazu dienen, um durch das Intereſſe für den Inhalt zum Intereſſe für die Sprache ſelbſt einzuleiten. Indeſſen hatte er ſich Jahre lang vergeblich bemüht, in Deutſchland für ſeine alten Dichter Theilnahme zu erwecken: während vor und nach viele Bände über die Handſchriften des Boner und über die Entſtehung ſeiner Gedichte herauskamen, ließ ſich niemand finden, der zur Herausgabe des Dichters ſelbſt Hand geboten hätte. Bodmers öffentliche Aufforderung an die geſchloſſenen deutſchen Sprachgeſellſchaften vom Jahre 1753 blieb ohne Erfolg. Umſonſt bemühte ſich Hagedorn in Hamburg, umſonſt ſuchte Gleim durch einzelne Uebertragungen auf die Lieblichkeit der Minneſänger aufmerkſam zu machen und durch ſeinen ſonſt in weiten Kreiſen wirkſamen Einfluß Gönner für dieſelben zu werben. Endlich brachte Bodmer in ſeinem Zürich eine Geſellſchaft zuſammen, welche die Koſten beſtritt, und ſo erſchienen im Jahre 1757 zuerſt die

„Fabeln aus den Zeiten der Minneſänger", denn noch kannte er den Namen des Verfaſſers nicht und ahnete nicht, daß er einen Dichter ſeiner Heimat vor ſich habe, auch hatte er ſogar die Unvorſichtigkeit, über den vermuthlichen Dichter eine flüchtige Bemerkung Gottſcheds nachzuſprechen, indem er erſt Leſſingen die Ausmittelung Boners danken ſollte. Das beigefügte Gloſſar und das grammatiſche Schema ſind von Breitinger; von Bodmer iſt nur die Vorrede, worin er unter Anderm ſagt: „Wir wollen uns glücklich ſchätzen, wenn wir von der Literatur des Schwäbiſchen Zeitpunktes durch das Mittel der Preſſe ſo viel werden retten können, als genugſam ſein wird, die wenigen ſonderbaren Männer, denen die Geſchichte des deutſchen Geiſtes am Herzen liegt, in den Stand zu ſetzen, daß ſie ſich davon durch eigene Einſicht unterrichten können." — In demſelben Jahre folgte auch „Chriemhilden Rache und die Klage ſammt Fragmenten aus dem Gedichte von den Niebelungen." Sobald Bodmer dieſes Gedicht kennen gelernt hatte, ſchrieb er an Zellweger: „Es iſt eine Art von Ilias, und wenigſtens etwas, ſo die Grundlage einer Ilias in ſich enthält. Dieſes Ding iſt mir etwas zu ſpät in die Hände gefallen, als daß ich den Gebrauch davon machen könnte, den ich vor zwanzig Jahren noch davon gemacht hätte." — In den Jahren 1758 und 1759 endlich gelang es ihm durch die Unterſtützung derſelben Freunde in Zürich dem deutſchen Publikum die „Sammlung der Minneſinger" in einer ſchönen Ausgabe vorzulegen. Mit eben ſo feinem, ſicherm und darum in die Zukunft blickendem Urtheile, als mit einem wahrhaft großartigen Patriotismus bezeichnet er die Bedeutung des eröffneten Fundes für die deutſche Literatur: „Wir ſind ohne Sorge, wenn wir erſt getreue Abdrücke der beſten poetiſchen Werke aus den Zeiten der ſchwäbiſchen Kaiſer haben, daß nicht fertige und nachdenkende Köpfe einen vielfältigen, nützlichen und angenehmen Gebrauch davon machen werden ..... Die Vermuthung iſt nicht unwahrſcheinlich, wenn man die Beiſpiele in andern Arten der Gelehrſamkeit betrachtet, daß die deutſchen Gelehrten die Begierde wie eine Sucht anfallen kann, die witzigen Werke des Schwäbiſchen Zeitpunctes aus dem Moder zu erretten .... Wenn man dieſes poetiſche Zeitalter wird erſchöpft haben, ſo wird man da nicht ſtille ſtehen, ſondern nach dieſer ſtarken Grundlegung in die Zeiten des Poeten, der den heil. Anno beſungen, und ferner zu Willeram und Notkern hinaufſteigen." Nachdem Bodmer die Geſchichte des vermeintlichen Maneſſiſchen Kodex nach den ihm zu Gebote ſtehenden

Hülfsmitteln angegeben, fügt er der vorangeſchickten Bemerkung, daß die Werke der alten Dichtkunſt bisher durch Rechtsgelehrte hervorgezogen worden, welche nur nach alten Rechtsübungen ſuchten, den Schluß bei: „Unſer Vergnügen darüber entſtand von ihrem innerlichen und poetiſchen Werthe, von den Empfindungen, Bildern und Gedanken; und dieſe Art Freude iſt es, die wir durch unſere Bemühungen gerne unter unſern witzigen Landsleuten weiter ausbreiten möchten.“ — Das Verdienſt, das ſich Bodmer durch die treue, begeiſterte und aufopfernde Liebe zu den alten Dichtern erworben, war und iſt allgemein anerkannt und unbeſtritten, und die größten Kritiker, Leſſing wie Herder, zollten ihm dafür ihren Dank. Der Letztere läßt ſich in einer Parallele mit Gottſched alſo darüber vernehmen*): „Wie kommts, daß ein Gottſched bei aller Kenntniß altdeutſcher Schriftſteller, von ihrer innern Stärke ſo wenig hat können ergriffen werden, daß er es wenigſtens unterlaſſen hätte, unſere Sprache zu entnerven? Keine Parthei hat in dieſem Stück dem wahren Genie der deutſchen Sprache ſo ſehr geſchadet, als die Gottſchedianer .... Hätte der Patriotiſche Bodmer auch kein anderes Verdienſt um unſere Sprache, als daß er uns die Gedichte aus dem ſchwäbiſchen Zeitpunkte geliefert hätte; wie hoch hat man Rammlern und Leſſingen ihren Logau angerechnet — und aus jenen ließe ſich doch in Abſicht auf die Sprache weit mehr lernen. Die Schweizer ſind zu dem rühmlichen Geſchäfte die erſten, uns die Machtwörter jener Zeit zu zeigen, zu prüfen und kritiſch einzuführen. Sie verſtehen dieſe Wörter mehr als wir, weil ſie den Kern der deutſchen Sprache mehr unter ſich erhalten haben. So wie überhaupt in ihrem Lande ſich die alten Moden und Gebräuche länger erhalten, da ſie durch die Alpen, und den Helvetiſchen Nationalſtolz von den Fremden getrennt ſind: ſo iſt ihre Sprache auch der alten Einfalt treuer geblieben. Sie haben unſtreitig manches übertrieben; aber ihr Gutes iſt noch zu wenig geprüft.“ — Auch diejenigen deutſchen Schriftſteller, welche zwanzig Jahre ſpäter in Bodmers Fußtapfen in der Bemühung für die alte Literatur traten, Anton, Boie und Eſchenburg, anerkennen ihn als ihren Führer und Vorgänger. Seine Freude über dieſe Anerkennung ſpricht Bodmer in ſpäten Tagen an Gleim aus: „Ich habe immer mehr Winke, daß meine Ahndungen erfüllet worden; man wird täglich mehr aufmerkſam auf die ſchwäbiſchen Muſen! Möge man nur nicht jeden Codex,

*) Herder, Fragmente zur Deutſchen Literatur. 1. Sammlung. 6.

den man aufſpürt, für wichtig halten. In dem Zeitpunkt der Altſchwaben waren Dunſe, wie in dem gegenwärtigen; wenige Miſnere, wenige von der Vogelweide!" Darin hat man zugleich die Widerlegung des Vorwurfs, als wenn Bodmer ein blinder Verehrer des deutſchen Alterthums geweſen wäre. Dagegen will man wenigſtens darin eine Beſchränkung ſeines Verdienſtes finden, daß es ihm nicht gelungen, durch Hervorziehung der alten Dichter einen Einfluß auf die Literatur ſeiner Zeit auszuüben. Wir wollen Herdern ſprechen laſſen, ob das damals irgend möglich war*): „Als der Maneſſiſche Kodex ans Licht kam: welch ein Schatz von deutſcher Sprache, Dichtung, Liebe und Freude erſchien in dieſen Dichtern des ſchwäbiſchen Zeitalters! Wenn die Namen Schöpflin und Bodmer auch kein Verdienſt mehr hätten, ſo müßte ſie dieſer Fund und den letzten die Mühe, die er ſich gab, der Eifer, den er bewies, der Nation lieb und theuer machen. Hat indeſſen wohl dieſe Sammlung alter Vaterlandsgedichte die Wirkung gemacht, die ſie machen ſollte? Wäre Bodmer ein Abt Millot, der den Seelenfleiß ſeines Cürne de St. Pelaye in eine histoire literaire des Troubadours nach gefälligſtem Auszuge hat verwandeln wollen; vielleicht wäre er weiter herum gekommen, als jetzt, da er den Schatz ſelbſt gab und uns zutraute, daß wir uns nach dem Biſſen ſchwäbiſcher Sprache leicht hinaufbemühen würden. Er hat ſich geirrt: wir ſollen von unſerer klaſſiſchen Sprache weg, ſollen noch ein ander Deutſch lernen, um einige Liebesdichter zu leſen — das iſt zu viel! Und ſo ſind dieſe Gedichte nur etwa durch den einigen Gleim in Nachbildung, wenig andere durch Ueberſetzung recht unter die Nation gekommen; der Schatz ſelbſt liegt da, wenig gekannt, faſt ungenutzt, faſt ungeleſen." Wenn ein ſolcher Mann, welcher die alte vaterländiſche Literatur kannte und förderte, alſo ſprach, wie konnte Bodmern eine Schuld beigemeſſen werden, wenn er mit ſeinen Bemühungen nicht durchdrang? Wie konnte es aber auch anders ſein? Denn die Gelehrten beharrten darauf, die klaſſiſche Literatur der Griechen und Römer allein als muſterhaft und nachahmenswerth anzuſehen, ſo daß es ihm nicht einmal gelang, ſeine nächſten Vertrauten, Klopſtock und Wieland, für die deutſchen Sänger zu beſeelen, von denen jener doch für das nordiſche Alterthum ſchwärmte und dieſer ſich der Landsmannſchaft mit den ſchwäbiſchen Sängern ſchmeichelte, allein nicht einmal Leſſings Rüge

*) Herder, Stimmen der Völker. Stuttg. 1846. S. 45.

zu beachten wußte, daß er, statt der Einmengung französischer Wörter, „so viele gute Wörter aus dem schweizerischen Dialekte zu retten" versucht hätte. Die Gebildeten und die Weltleute aber bewegten sich so ganz in französischen Ansichten und Formen, daß ihnen für jene altdeutschen Vorstellungsweisen jedes Verständniß mangelte. Hätten also auch damalige Dichter einen Versuch machen wollen, den Weg einzuschlagen, den ein halbes Jahrhundert später die Romantiker verfolgten, so wäre es ihnen gegangen, wie dem Maler Tischbein, der sich durch die Zürcher zur Entwerfung altdeutscher Bilder, wie des Konradin, aufmuntern ließ, allein wegen Mangel an Absatz diese Bahn wieder verlassen mußte. Wenn also Bodmer zu einer Zeit für altdeutsche Art und ein großes deutsches Volk in der höchsten Blüthe der Kaisermacht begeistert war, wo die Nation ihn noch nicht verstand: so kann es ihm nur zu desto größerer Ehre gereichen, daß er zur Zeit einer noch traurigen Unselbständigkeit Volksmann und Deutscher zu sein verstand. Beweise, daß wenigstens in seiner Heimat seine Anregungen nicht ohne Frucht geblieben, ist unter Anderm des Zürcherischen Kanonikus, Baptist Ott, Bericht von den geschriebenen deutschen Uebersetzungen der Heil. Schrift vor der Reformation, wo er unter Anderm mit Breitingers Beihülfe Proben und Nachweise aus Ulphilas, Tatian, Ottfried, Notker u. s. w. giebt. Auch regte Bodmer schon im Jahre 1756 zur Sammlung eines schweizerischen Idiotikons an, woran der ihm vertraute J. J. Spreng in Basel arbeitete, und worauf sich Stalder, der erste Herausgeber eines derartigen Werkes, beruft. Welche schöne Früchte aber Bodmers Anregung unter dem jüngern Geschlechte seiner Vaterstadt hervorbrachte, werden wir im Verfolge sehen.

23. Bodmers Schauspiele.

Unterdessen war Bodmer in das Greisenalter vorgerückt, zwar immer gleich munter und thätig, allein äußerlich zu abgeschlossen und innerlich in einem zu engen und selbstgefälligen Kreise sich bewegend, als daß er den mit den sechziger Jahren beginnenden neuen Aufschwung der deutschen Literatur hätte würdigen können. Es fehlte ihm daher der unbefangene Standpunkt und das richtige Urtheil über die neuen Erscheinungen, und doch konnte er es nicht lassen, als Alt-Meister der Kritik seine Stimme geltend zu machen: der Erfolg mußte übel ausfallen. In dieser Zeit (1759) waren Lessings Fabeln erschienen.

Nach den von den Zürchern aufgeſtellten Anſichten über dieſe Dichtungsart konnte ihnen das nüchterne, knappe, dürre Gewand derſelben nicht gefallen. Hätten ſie Leſſings Standpunkt gewürdigt, welcher die Fabel, nach dem Vorgange der Alten, in das Gebiet der Philoſophie und Rhetorik verſetzt, und dieſer Anſicht gegenüber die poetiſche Auffaſſung ihres Boner und ihres Zöglings, Meyers von Knonau, geltend gemacht, ſo würden ſie ſich auf einem haltbaren Boden bewegt haben. Allein der gemeinſame Verſuch Bodmers und Breitingers, — „Leſſingiſche unäſopiſche Fabeln“ (1760), worin jener zu einer Parodie der Leſſing'ſchen Fabeln und dieſer zu einer Gegenkritik von Leſſings meiſterhaften „Abhandlungen über die äſopiſche Fabel“ ſich verſtieg, konnte nur kläglich ausfallen und mußte ihrem kritiſchen Anſehen für die Zukunft den Eingang in Deutſchland verſchließen. Leſſing, der früher Bodmern mehrmals geneckt und dadurch gereizt hatte, war billig und wahrheitsliebend genug, in dieſem Falle das Richtige in der Auffaſſung der Zürcher wenigſtens dadurch anzuerkennen, daß er die Gegner ſehr ſchonend behandelte.“

Man lieſt vorn in einem Bande Bodmer'ſcher Schauſpiele von deſſen eigener Hand: „Die Leſſingiſchen unäſopiſchen Fabeln ſammt den Parodien der Weißiſchen Schauſpiele, ſo wie alle ſeine untheatraliſchen Gedichte ſind Bodmers Namen unwürdig.“ Dieſes Urtheil Manſo's aus ſpäter Zeit vernahm Bodmer durch andere Kritiker gleich anfangs, als er ſich auf das dramatiſche Feld wagte: und dennoch beharrte er achtundzwanzig Jahre lang auf demſelben und lieferte etwa vierzig kleinere und größere Stücke, kein einziges gelungen und die meiſten von allen Seiten mißrathen. Woher nahm er das Herz zu ſolchem Beginnen? Man verzeiht der Schweiz, daß ſie nicht hat, was ſie nicht leicht haben kann, ein gutes Drama. Allein warum jagte denn Bodmer gerade nach dieſer unerreichbaren Palme? Schon früher ſah er nicht ohne Neid auf das Glück, welches Gottſched auf dem Theater machte, und es genügte ihm nicht, deſſen Blößen zu zeigen. Später trat Leſſing auf und löſchte wie durch ſeine ganze Wirkſamkeit, ſo namentlich auch durch ſeine Schauſpiele recht ſichtbar das Intereſſe für die Patriarchaden und was damit zuſammenhing aus. Allein angriffig wie Bodmer war, goß er ſchnell ein Paar ſeiner Patriarchaden um, und war mit einem „erkannten Joſeph“ und einem „keuſchen Joſeph“ in dramatiſcher Form bei der Hand. Doch konnte man ihm zu auffallend nachweiſen, daß dieſe Dramen nichts taugen und ihm noch

weniger Ehre machen als seine Epen, als daß er in dieser Gattung weiter fortzufahren gewagt hätte. Allein Bodmers Zähigkeit ließ sich von dem einmal betretenen Wege nicht leicht abwendig machen. Als daher Nikolai und Mendelssohn im Jahre 1756 bei der Ankündigung der Bibliothek der Wissenschaften einen Preis auf das beste Trauerspiel aussetzten, folgte Bodmer sogleich diesem Beispiele und forderte ebenfalls durch eine Preisaussetzung zur Bearbeitung eines Trauerspieles auf. Als sich jedoch der dramatische Dichter für seine Aufgabe nicht finden wollte, stachelte es ihn, seinen Preis selbst zu verdienen. Nachdem er sich wirklich versucht, jedoch in richtigem Bedenken seine Stücke zurückhielt und sich begnügte, dieselben seinen Freunden vorzulesen; ließ der lobpreisende Zellweger nicht nach, bis er damit öffentlich hervortrat. Allein er war bei diesem Unterfangen von der Kritik nicht weniger als von den Musen verlassen, denn überall fehlte eben so sehr Handlung als Charakterzeichnung, und nur selten ehrte er mit Sorgfalt und Treue den historischen Charakter seiner Helden. Freilich achtete er auch gar nicht auf die scenische Wirkung seiner Stücke und wollte nichts anderes als moralisch-politische Dialogen geben. Wie er daher meinen konnte, sein erstes weltliches Schauspiel, „Ulysses", sei ein „Trauerspiel nach einer neuen Ausbildung", wird nicht leicht klar, als in so fern sich dabei das Bemühen kund giebt, es anders zu machen als die deutschen dramatischen Dichter seiner Zeit. Er verirrte sich so weit, daß er den bedeutendsten derselben Gegenstücke oder vielmehr Parodien ihrer Schauspiele entgegenstellte: so Lessings Philotas und Emilia Galotti einen „Polymet" und einen „Odoardo Galotti"; Weißes Romeo und Julia einen „neuen Romeo"; Gerstenbergs Ugolino einen „Hungerthurm in Pisa"; Klopstocks Adam und Salomo einen „Tod des ersten Menschen" und „die Thorheiten des weisen Königs." Alle diese höchst flüchtigen Machwerke sind so kläglich und unverzeihlich, daß nicht nur die deutsche Kritik sie einstimmig verwarf, sondern auch die Schweiz, auch Zürich sich von dieser Thätigkeit Bodmers abwandte und seine Freunde darüber in Verlegenheit geriethen; nur Sulzer blieb, wie bei seinen Epen, so auch hier sein getreuer Schildknappe. Es ist tragi-komisch, wie er seinem Heß, dem alten, guten Famulus aus der Klopstock'schen Zeit, seine Noth klagt: „Mein Marcus Brutus ist drei Jahre von Stadt zu Stadt herumgezogen, einen Verleger zu suchen. Er hatte wirklich in Berlin, in Leipzig, in Karlsruh, in Stuttgard solche gefunden, die aber alle Male von der Weißischen Cabale und den Lessingischen Busch-

klopfern wieder abspennig gemacht worden. Es ist ein Elend, daß Deutschland keine Kraft mehr hat, einen Liskow zu zeugen. Würden Sulzer, Klopstock für das Gute nur ein Drittel so viel arbeiten, als der phantastereireiche Wieland für den sybaritischen Geschmack, so würden die Lessinge, Klotze, Michaelis, Weißen sich der Empfindung der deutschen Nation nicht bemeistert haben. Sie werden doch wohl denken, daß meine Schauspiele nicht für die Sybariten in den Logen, und die Sclaven in dem Parterre geschrieben sind. Ich sehe zuvor, daß die Leipziger und Hamburger und die Brandenburger zuerst, meine Epaminondasse für Undinge, die uns nicht mehr angehen, als den Glauben an die Mythologie, ansehen werden. Die Helden, deren Existenz diese Leute wahrscheinlich finden, sind Lieutenante der Reichsarmee." Allein auch der edle Gemmingen, der sonst wenigstens die Gesinnung lobt, in der sein alter Freund arbeitet, warnt ihn ernstlich und möchte ihn auf ein anderes Feld hinüberleiten. Doch Bodmer fuhr nicht nur fort, sondern er ließ seine Schauspiele in Masse vorrücken, indem er je einen Cyklus historischer Gegenstände bearbeitete, jedoch mit der bestimmt ausgesprochenen Absicht, daß er nicht für die Schaubühne arbeite, die er verachten zu dürfen meinte. Er wollte mit seinen Stücken politischer Volkslehrer sein: vom Jahre 1768 an schreibt er daher „Politische Schauspiele" und belehrt darüber seinen Freund Meister: „Auf die Schaubühne zu treten ist über meinen Wunsch. Ich hoffe es sei so viel Ernst und gesunde Politik in meinen Schauspielen, daß man die Logen und das Parterre leer stehen ließe. Ich nehme mir allein vor, politische und moralische Wahrheiten zu schreiben, und dann sie wirken zu lassen, was sie können. Die scenische Form hat ihre Vorzüge: ich kann so in Anderer Mund Wahrheiten sagen, was positiv und in meiner Person gesagt, Satyre oder gefährlich wäre." Rousseau und die durch diesen in den sechziger Jahren veranlaßten Unruhen in Genf haben den Greis in Feuer gesetzt, und er tritt als kühner Vorkämpfer für die Volksrechte und die Demokratie, und für die Freiheit in Staat und Kirche auf. Von dieser Seite wenigstens sind Bodmers politische Schauspiele bemerkenswerth, weil sich in denselben eine glühende Freiheitsliebe, ein kühner Haß gegen jede Tyrannei kund giebt, wie er sich damals in Deutschland nicht leicht hätte Luft machen dürfen. Daher hat ihm sein Buchhändler in Lindau über einen Theil dieser Stücke, worunter namentlich Kaiser Heinrich IV., worin vorzüglich über Verstellung und Priestergewalt geeifert wird, von einem reißenden Absatze vornehmlich nach dem

unter Joseph II. freien Ideen sich öffnenden Oesterreich zu melden. Mit seinen politischen Tendenzen gewinnt Bodmer wenigstens einen festen und bestimmten Boden, und mag auch Rousseau der Prophet sein, der ihn erfüllt und in seinen Vorstellungsweisen befängt, so tritt doch nicht selten die Eigenthümlichkeit und Kraft des schweizerischen Republikaners hervor. Den Cyklus Politischer Schauspiele griechischen Inhaltes leitet er daher also ein: „Laß es dich nicht befremden, Leser, daß der Dichter den Stoff und die Sitten in den Tagen der griechischen Republiken gesucht hat. In unsern Jahrhunderten fand er ihn nicht; nicht da, wo die Historie nicht die Geschichte der Nation, sondern des Königs, des Ministers, des Feldherrn ist. In unserm Weltalter fehlen die Thaten und öfters die Idee der Tugend. Der Charakter der Nation ist zu Grunde gegangen; man macht sich nicht mehr eine Ehre daraus, daß man von der Nation sei; man hat den Stolz verloren, der Wetteifer, Eintracht und Stärke in den Staat bringt." In demjenigen Bändchen, welches die Stücke „Aus den Zeiten der Cäsare" enthält, schildert er alle möglichen Gräuel, welche aus der Tyrannei hervorgehen, so im Octavius: das Unglück des Tyrannen durch seine eigene Schuld und durch die Laster der Seinigen; im Nero: des Tyrannen Trotz und Verzweiflung; im Thrasea Pätus: das muthige Zeugniß und den edeln Tod für die Freiheit, u. s. w. Man hat annehmen zu sollen geglaubt, daß ungeachtet des Beisatzes: „von verschiedenen Verfassern", doch alle diese Stücke Machenschaften Bodmers seien. Allein Markus Brutus, eines der bessern, ist wirklich von Salomon Hirzel, dem Bruder des Doctors, und aus den Briefen geht hervor, daß noch andere Jünger mitgewirkt haben, welche aber als Geistliche ihre Namen nicht verlautbaren durften. Am besten und eigenthümlichsten sind ihm die Stücke aus der deutschen Geschichte und aus derjenigen seines Vaterlandes gelungen. Er schrieb einen Wilhelm Tell, ferner Geßlers Tod, Heinrich von Melchthal, u. s. w. Doch alles dieses sind nur bruchstückartige, kleine, flüchtige Scenerien, wobei sich die Nachahmung Shakespeare's fratzenhaft genug ausnimmt. Dagegen ist es ihm weit besser geglückt, in seinen größern dramatischen Stücken Seele und Gedanken hineinzulegen. Offenbar das beste ist „Italus": denn hier konnte er seiner von frühe an genährten Begeisterung für die Urwelt, die ihm den Noah und den Columbus eingegeben, eine feurige Sprache verleihen und dem neuen, von Rousseau empfangenen Anstoße nach Herzenslust folgen. Italus

nämlich, ein Zögling fremder Sitten, will römiſche Bildung bei den Cheruſkern einführen und daher eine Stadt in deren Landmarken anlegen. Dadurch entſteht ein großer Zwieſpalt im Volke über den Werth der römiſchen Lebenseinrichtungen im Verhältniß zur altdeutſchen Volksſitte; bis Sigoveſes, ein anderer Neffe des Arminius, letzterer den Sieg verſchafft und dabei ſeine Geliebte einem romaniſchen Belgen abringt. Auch hier iſt zwar der Lehrton vorherrſchend; allein daneben doch Leben und Handlung. Von wahrem Gefühle zeugt auch Kaiſer Heinrich IV. Mit beſonderer Vorliebe aber behandelte er die beiden Stücke Arnold von Breſcia in Zürich und in Rom. Ueber ſeine nähern Abſichten ſpricht er ſich nämlich an Meiſter alſo aus: „Arnold hat vor mehr als ſiebenhundert Jahren den guten Zürchern das Recht gegeben, mit ihrem Verſtande zu denken. Er wollte kein Roſenkreuzer ſein, der mit den Ohren ſähe, mit der Naſe hörte. Er war zufrieden, daß er den Sensum boni et recti hatte, und fand ihn mit den Lehren des Heilands vollkommen gleich geſtimmt. Er hat ihnen die Furcht benommen, daß ſie ſich der Hereſie und folglich der Hölle ſchuldig machten, wenn ſie den Verſtand in der Religion brauchten. Iſt es ſtolzer Unverſtand, daß unſere Mitbürger ihren erſten Zwingli kaum mehr kennen, oder iſt es Geringſchätzung der Freiheit zu denken, die machet, daß ſein Andenken in keinem Werth gehalten wird? Verdient er nicht von allen Freunden der Wahrheit und der Aufrichtigkeit unauslöſchliches Lob, daß er die Enthaltſamkeit gehabt hat, ſo wenig ein Heiliger und Wunderthäter als ein Zauberer zu ſein affectiert zu haben, in einem Zeitalter, wo ihm ſo leicht geweſen wäre, in der Einbildung der Weibchen und der Männchen den Schein eines Santo oder Nekromanten zu erhalten.“ Es iſt unſchwer zu enthüllen, daß dieſe verſteckten Streiche des im Jahre 1775 erſcheinenden Arnold gegen Lavater geführt ſein ſollen. — In ſeinem letzten Stücke, „Brutus und Kaſſius,“ veranlaßt durch die Preisgebung der Volksparthei in Genf von Seite der Kantone, verherrlicht der vierundachtzigjährige Bodmer noch zum letzten Male Helden der Freiheit und gießt dabei ſeinen ganz beſondern Zorn über das damalige Landvogteiweſen ſeines Vaterlandes aus. Wenn alſo Bodmer mit ſeinen Schauſpielen als Dichter in keiner Weiſe beſteht, ſo dient ihm dagegen ihr patriotiſcher Sinn und Verſtand zu einiger Ehrenrettung als Bürger. Begreiflich aber waren die gnädigen Herren mit dieſem unermüdlichen Freiheitsprediger unzufrieden und veranlaßten ihn deshalb, mit der Herausgabe einzelner

Schauspiele oft lange zurückzuhalten, und mehrere gar nicht zu veröffentlichen. Denn 1774 schreibt er an Meister: „Meine politischen Dramen, Schön, Stüßi, Brun, Stauffacher, habe ich im Pult behalten, aus Furcht die Finger zu verbrennen, weil sie republikanischer und historischer sind, als unsere Kadaver von Republiken vertragen können."

Zum Schlusse über diesen Abschnitt theilen wir folgende, von Bodmers eigener Hand aufbewahrte Stelle Canzlers mit, worin dieser seine naive Schadenfreude ausspricht, daß Bodmer durch seine Tragödienfabrikation sich selbst auf gleiche Linie mit Gottsched herabgesetzt.

Ich weis es, daß dein kiel nunmehr gottschedisch sündigt;
Nicht durch sündfluthen mehr, nein, durch Catone izt,
Hast du der tugend Ruhm im grauen Haar verletzt.
Zum Pöbel ward der Held durch mich auf Deutschlands Bühnen
Und Knaben giebst du ihm in Heinrichs und Tarquinen.

24. Bodmers Arbeiten für die Jugendbildung.

Glücklicher Weise sollte der letzte Theil von Bodmers Leben nicht in den Verirrungen befangen bleiben, in welche die Fabeln und die Trauerspiele ihn hineingezogen hatten, sondern nach verschiedenen Seiten eine Thätigkeit aufweisen, die ihm eben so sehr zur Ehre gereicht, als irgend eine seiner frühern Bestrebungen. Kein anderer Schriftsteller hatte den republikanischen Bodmer so tief ergriffen, als der berühmte Bürger von Genf. Wenn jener bisher mit einer gewissen Vornehmheit über die Schule und die Schulwissenschaften sich erheben zu sollen glaubte, so gab er doch schon mehrmals Gelegenheit, uns zu überzeugen, daß Menschenbildung und Volkserziehung im Allgemeinen ihm sehr am Herzen lag. Als daher durch Rousseau's Emil (1762) die Erziehung eine der großen Zeitfragen zu werden begann, wendete sich auch der alte Bodmer mit jugendlicher Begeisterung der Jugendbildung zu, so daß er in Verbindung mit Breitinger eine ganze Reihe von Schulschriften bearbeitete, um die im Anfange der siebziger Jahre durch den trefflichen Bürgermeister Heidegger betriebene Reorganisation des ganzen Zürcherischen Erziehungswesens nach Kräften zu unterstützen. Schon vorher hatte er sich lange mit einer deutschen Grammatik beschäftigt, welche 1768 unter dem Titel erschien: „Die Grundsätze der deutschen Sprache," mit dem Motto aus Canitz: „Ein Deutscher ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht." Im

Vorworte bemerkt er, daß er den Grundsätzen und der Methode gefolgt, womit der Abbé Girard die französische Sprache behandelt habe, indem man sich vor allen Dingen der Gewohnheit entschlagen müsse, die deutsche Grammatik nach dem Geschmacke der lateinischen zu behandeln. Voran steht darauf die Abhandlung: „Von den Verdiensten Dr. Martin Luthers um die deutsche Sprache." Es ist merkwürdig, die freimüthigen und eigenthümlichen Einwürfe zu vernehmen, welche der schweizerische Sprachforscher gegen die Autorität des Begründers der neuern Schriftsprache geltend zu machen versucht. „Um über Luthers Verdienst zu urtheilen, müsse man die Sprache vor demselben kennen, namentlich wie dieselbe zur Zeit der schwäbischen Kaiser gewesen. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts seien der Parcival, Freidank, S. Brands Narrenschiff erschienen, noch mit der alten starken Biegung und mit der gleichen Syntax. Gleichwohl habe bald darauf der Untergang einer Menge einzelner Wörter stattgefunden, indem man die Ideen von vielen Sachen und Geschäften verloren, da die Poesie und Wohlredenheit in keiner Achtung mehr gestanden. Als Luther zu schreiben anfieng, bequemte er sich nach dem gemeinen Sprachgebrauch. Er hätte besser gethan, wenn er dem Genius der Sprache, wie er sich bei den Minnesängern und den Prosaikern jener Zeit geoffenbart, durch die Stärke seines Geistes nachgeholfen: dadurch wären die Minnesänger erhalten worden und ihr begrabener Schatz jedermann offen geblieben. Wäre die schwäbische Sprache herrschend geblieben, so befände sich das lächerliche, platte, altfränkische Zeug nicht in Wörtern, Wendung und Aussprache. Die Muse der Minne und der Abentüre hatte nichts nährendes für seine theologische Seele. Oder findet man einige Spur in seinen Schriften, daß er mit ihnen Bekanntschaft gehabt habe? Mit den Gelehrten, die ihm bei seiner Bibelübersetzung halfen, hatte es dieselbe Bewandtniß, und alle gaben sich mehr mit lateinischen Werken ab. Demnach lernte Luther die Sprache hauptsächlich aus dem Gebrauche und dem Umgange, der, ob er gleich sehr ausgebreitet war, doch weit unter der Würde und der Genauigkeit blieb, welche die Sprache von den frühern classischen Schriftstellern empfangen hatte. Daher nahm er vielfache Veränderungen in dieser verlassenen Sprache vor, welche jedoch nicht sowohl in der eigenthümlichen Anwendung eines Wortes oder Ausdruckes bestehen, als vielmehr in der Verwerfung derselben. Nur das Ansehen der Bibel diente ihm dazu, daß seine Veränderungen von der Nation als

Verbesserungen anerkannt und aufgenommen wurden." So wenig diese Einwürfe geeignet sind, Luthers Leistungen und Verdienste um die deutsche Sprache zu schmälern, so gebührt doch auch wieder dem Bodmer'schen Standpunkte seine Geltung und sein Recht. — In der Grammatik selbst giebt Bodmer in vierzehn Abschnitten eine gedrängte, doch freie und belebte übersichtliche Darstellung der Sprache mit sinniger Einführung in die Organisation und das innere Leben derselben, wobei er namentlich darin neu ist, daß hier zuerst eine durchgeführte Vergleichung der ältern Sprachformen mit den neuen vorkommt. Bei Gelegenheit der Idiotismen stellt er folgende Betrachtung an: „Der Dichter, der Prosaist hat in seiner Dunkelheit, in seiner Entfernung von Land, von Feld und Wald, von Himmel und Erde tausend Nahmen verfehlt, und so viel an ihm stand, untergehen lassen, von welchen dennoch mehrere noch da sind, und die er da holen könnte, wenn er aus seinem Winkel hervorgehen dürfte, oder wenn die Kunst wüßte, durch einen geschickten Gebrauch ihnen die poetische Würde zu geben." — Diesem wissenschaftlich gehaltenen Büchlein ließ er dann in den eigentlichen Schulbüchern, unter dem Titel „Die Biegung und Ausbildung der deutschen Sprache," eine ganz kurze Formenlehre von vierundzwanzig Seiten folgen, welche sich in den schweizerischen Schulen nahe an ein halbes Jahrhundert erhalten hat. Daneben erschien die etwas ausführlichere „Anleitung zur deutschen Sprache," worin es in einem Anhange heißt: „Die Schweiz ist durch ihre Unabhängigkeit, ihre besondere Staatsverfassung, und selbst durch ihre Lebensart von Deutschland so weit abgesondert, daß ihre Mundart von den Veränderungen, die in andern Provinzen in der Sprache vorgegangen, desto weniger gelitten hat. In unsern Gebirgen vornehmlich sind viele Wörter geblieben, die aus dem Gebrauche gekommen sind, und viele haben ihre Würde behalten."

Nicht weniger anerkennenswerth sind Bodmers Leistungen für die Geschichte. „Die sittlichen und gefühlreichen Erzählungen" geben kleine Bilder aus der Bibel und dem klassischen Alterthum, wo der Verfasser mit besonderer Vorliebe die patriarchalischen Sitten hervorhebt und seine Lehren für die Gesellschaft und das häusliche Leben, namentlich über Einfachheit und Genügsamkeit, giebt. Wenn zwar hier durch besondere Liebhabereien allerlei Mißgriffe vorkommen, so haben dagegen die „Historischen Erzählungen, die Denkungsart der Alten zu entdecken," einen eigenthümlichen Werth, weil sie der erste Versuch einer

Einführung der vaterländischen Geschichte in die Schule sind. Er läßt die Darstellung der politischen und kriegerischen Ereignisse bei Seite, indem nur der Mensch hervortreten solle. Er bedauert, bei den eidgenössischen Geschichtschreibern „keine solche vertraulichen Kleinigkeiten, solche Familien-Anekdoten zu finden wie bei Plutarch; denn nicht große Handlungen, sondern kleine Geschichten können auf das Leben und die Gemüther den nützlichsten Einfluß haben. Historische Begebenheiten aber haben einen großen Vortheil vor den erdichteten; es ist mehr Gewißheit dabei, daß sie richtig nach der Natur gezeichnet sind, und weniger betriegen." — Eine von Bodmers besten Schriften endlich ist die „Geschichte der Stadt Zürich," wo er mit weiser Weglassung bloß äußerer Thatsachen gedrängt und übersichtlich in die innern Zustände einführt und daher über Speise und Trank, Polizei, Rath und Gericht, Gesang, Luxus, Bürgerklassen, Handwerk, Kleidung des vierzehnten Jahrhunderts, Einkünfte, Herrschaften, Häuser, Bauart, Kriegsdienst Aufschluß giebt; voll politischen Geistes, mit entschiedenem Widerwillen gegen demokratische Willkür. Ueber den Kulturgang Zürichs giebt er folgendes Bild: „In Bullingers Jahrhundert gab man sich hauptsächlich mit denjenigen Wissenschaften ab, die eine genaue Beziehung auf die Religion hatten. Als der Glaube seine Festigkeit erhalten, stand man dabey stille. In dem folgenden Jahrhundert ward alle Gelehrsamkeit angewandt, den Arrianismus und Pelagianismus zu bestreiten. Darauf ward die Religion allegorisch und sinnbildlich gemachet. So sah sie aus, bis große Männer in die gesunden Köpfe Licht und Heiterkeit brachten. Zuvor hatte man sich vor der kritischen Exegetik und der logikalischen Kritik gefürchtet. Natürliche Religion, Naturrecht, Philosophie, selbst die Moral und Physik wurden für unnütz, und öfters gar für gefährlich ausgeschrien. Literatur, schöne Wissenschaften, deutsche Sprache hielt man für überflüssig oder verächtlich. Viele Gelehrten lasen die Griechen und Römer nicht um des Inhaltes, sondern um der Grammatik willen. Sehr spät hatte das goldene Zeitalter der Literatur von Ludwig XIV. einen belebenden Einfluß auf einige bessere Köpfe; sie lieferten Schriften in Prosa und Versen, in welchen das Annehmliche der Grazien war, doch dem Wahren und Nützlichen untergeordnet, und die Empfindlichkeit nicht zum Ueberfluß erhöhet. Die häufigen Reisen der jungen Herrchen in Frankreich brachten zwar Moden und Leichtsinn, doch auch Artigkeit, Bekanntschaft mit den Classischen Schriftstellern der Franzosen und Geschmack in unsere

Stadt. Die Liebe zum Lesen ward nicht mehr das Geschäfte derer allein, die von der Gelehrsamkeit leben, sondern Personen von allen Ständen machten sich damit eine angenehme und lehrreiche Beschäftigung." — In einer Zugabe, „Unterredungen von den Geschichten der Stadt Zürich," werden noch die Zustände unter den Römern, Alemannen und Burgundern, die Lebensart des Adels und die älteste Beschaffenheit der Stadt hinzugefügt. — Alle diese Schriftchen waren für die Realschule (Kunstschule) seiner Vaterstadt bestimmt und auf die Beförderung eines geistigern und edlern Bürgerlebens berechnet, so wie er diesen geistigen Gaben am Ende seines Lebens für einen gleichen Zweck einen Theil seines Vermögens hinzufügte.

Wir haben gesehen, wie die Zürcher frühe schon einen großen Werth darauf legten, daß die griechischen und römischen Klassiker durch gute Uebersetzungen in die deutsche Literatur eingeführt würden, und sie hörten nie auf, für diesen Zweck thätig zu sein, und ihre Schüler dafür zu ermuntern. Wirklich hatten sie auch die Befriedigung, dieses Bemühen wenigstens theilweise mit vorzüglichen Erfolgen gekrönt zu sehen. Schon in den fünfziger Jahren versuchte J. J. Steinbrüchel eine Uebersetzung des Pindar, worüber Lessing bemerkt: „Pindar hat in der Schweiz einen jungen kühnen Geist erweckt, der uns mit den Begeisterungen des thebaischen Sängers bekannter machen will: der Versuch, den er gemacht hat, ist sehr gut ausgefallen." Daß die Uebersetzung prosaisch ist, findet die Billigung des deutschen Kritikers. Später ließ derselbe tüchtige Sprachforscher auch eine vollständige Uebersetzung der Werke des Sophokles und des Euripides folgen (1763). Sophokles wurde (1782) auch von J. Christoph Tobler verdeutscht. 1769 erschien J. Wafers deutscher Lucian; und J. G. Schultheßens Uebersetzung Platos von den Gesetzen hat sich bis auf diesen Tag in Ansehen erhalten. Bodmer selbst aber ließ es sich in seinen spätern Tagen eine Lieblingsaufgabe sein, den Homer zu übertragen, der bei allen seinen poetischen Bestrebungen sein höchstes Vorbild war, und dessen Namen er so gerne unter den deutschen Dichtern sich beilegen ließ. Ueber zwanzig Jahre hatte er an seiner Uebersetzung gearbeitet, denn schon in der Calliope gab er die sechs ersten Gesänge der Ilias. Zu gleicher Zeit mit Bodmers Uebersetzung erschien diejenige von Fr. Leop. v. Stolberg: allein jedermann erkannte derjenigen des Schweizers in Beziehung auf gründliche Auffassung und Treue den Preis zu, und Viele freuten sich dieser gelungenen Arbeit des redlichen Altvaters der

deutſchen Literatur. Wir wollen darüber Herders Zeugniß vernehmen: „Darf ich ein ziemlich verkanntes Geſchenk unſerer Sprache, einen Nachgeſang Homers, wenn nicht von ſeinem Freund und Mitſänger, ſo doch gewiß von einem ehrlichen Diener, der ihm lange die Harfe getragen, rühmen: es iſt die Ueberſetzung Homers von Bodmer. Freilich leidet ſie, wie keine Ueberſetzung auf der Welt Vergleichung mit dem Urgeſange; wenn man indeſſen dieſen vergißt, und ſie nicht mit dem Auge lieſt, ſondern mit dem Ohre hört, hie und da die Fehler menſchlich verzeiht, die ſich bisweilen auch dem Ohr nicht verbergen und ihm ſagen: „ſo ſang wohl Homer nicht!“ Dieß abgerechnet, wie man bei jedem menſchlichen Werk, und bei Homers Ueberſetzung gewiß, etwas abrechnen muß, wird man, dünkt mich, auf jeder Seite den Mann gewahr, der mit ſeinem Altvater viele Jahre unter Einem Dache gewohnt und ihm redlich gedient hat. Die Odyſſee inſonderheit war ihm, ſo wie uns allen, näher, und iſt viele Geſänge durch gar hold und vertraulich. Dieß iſt meine Meinung und etwa ein kleiner Dank für das Werk vieler Jahre, deſſen Arbeit ſich im Genuſſe wohl über allen Dank belohnt hat*).“ — Schon frühe hatte Bodmer die „geraubte Helena“ von Koluthus, die „geraubte Europa“ von Moſchus und die „Argonauten“ des Apollonius nebſt manchen andern Fragmenten aus alten Dichtern überſetzt, und ſpät noch in „Telemach und Nauſikaa,“ in „Evadne und Kreuſa“ und namentlich in dem ſonderbaren Einfall, einen Beſuch des „Menelaus bei David“ zu beſingen, einen Homeriſchen Klang zu geben verſucht.

Wenn Bodmers Arbeiten in den letzten zwanzig Jahren mehr einen Stillſtand, eine Nichtachtung der ſich unterdeſſen entfaltenden deutſchen Literatur zeigten, ſo war er dagegen noch empfänglich und glücklich genug, mit ſeinen letzten Bemühungen wieder in die ſeine Zeit bewegenden Gedanken und Stimmungen einzugreifen und namentlich den Beſtrebungen der ſpätern Romantiker nahe zu rücken, ſo wie die Abſichten eines Theiles ſeiner frühern Leiſtungen auch mit den ihrigen in näherer Berührung ſtehen. Denn wie die Romantiker durch die Poeſie die Religion fördern wollten, ſo Bodmer durch ſeine Patriarchaden; wie ſie durch Belebung des deutſchen Geiſtes, durch Hinleitung auf alte Art und Kunſt das Vaterlandsgefühl zu heben ſuchten, ſo er durch ſeine Bemühungen für altdeutſche Literatur und durch ſeine Trauerſpiele;

*) Herder, Stimmen der Völker. Stuttg. 1846. S. 45.

wie sie dem Volksliede und der Ritterpoesie Eingang zu verschaffen sich bestrebten, so er durch seine spätesten Produktionen. Die Bemühungen Herders, Goethes und Mösers für deutsche Art und Kunst, Herders Volkslieder und Goethe's Götz von Berlichingen, der Eindruck, den diese in Deutschland hervorbrachten und Goethe's dem Patriarchen persönlich erwiesene Freundlichkeit belebten auch den deutschen Sinn des empfänglichen Greises von neuem, und er nahm daher eine Reihe kleiner romantischer Epen vor, wie „Konradin von Schwaben," „Hedwig von Gleichen," „Wilhelm von Oranse," „Maria von Brabant" und andere, freilich alle in leidigen Hexametern und ohne den Duft und die Farbenglut der ritterlichen Poesie. Dagegen that er ganz zuletzt einen guten Griff mit den „Altenglischen Balladen" (von Percy), in zwei Bändchen 1780 und 81, in denen die „gerade Einfalt des Herzens ohne Kunst und Absicht" ihn so sehr anzog. Hier endlich entledigte er sich seiner Hexameter, griff zum lange verschmähten Reime und übertrug in „Eschilbachs Versart." Den englischen Balladen fügte er noch altschwäbische und Zugaben von Fragmenten aus dem altschwäbischen Zeitalter hinzu, z. B. aus den Nibelungen Sigfrids Mord, die wahrsagenden Meerweiber, der Königinnen Zank; aus Parcival Jestute; ferner „Die Mädchen (von Zürich) im Harnisch" und die „Schlacht von Murten" nach Veit Weber. Die Uebersetzung ist freilich oft ungelenk und hart, und nicht immer genau; allein einzelne Stücke lesen sich doch auch jetzt noch ganz gut und sind ein Beweis, daß der alte Dichter in dieser Poesie wieder frisch aufgelebt war. Dankbar nahm seine Zeit diese letzte Gabe des Unermüdlichen auf. Freundlich begrüßt unter Andern Herder diese Spätfrucht: „Bodmers Bemühungen aus neuern sowohl ausländischen, als unserer alten deutschen Sprache uns einen größern Reichthum an Gedanken, Bildern, Fabeln, Einkleidungen und Ausdrücken als Kunstrichter und Dichter zuzuführen, haben ihren Zweck nicht verfehlt. Er hat viel aufgeregt, und sich fast über Vermögen bemühet, indem er bis in sein greises Alter wie der frischeste Jüngling an jedem neuen Produkt unserer Sprache Theil nahm." Und an einem andern Orte sagt Herder: „Wie wünschte ich, daß Bodmer in jüngern Jahren auf Sammlung dieser Art Gedichte und Lieder gefallen wäre!"

Wir schließen damit die Uebersicht über Bodmers literarische Laufbahn, eine unzählige Menge kleinerer Schriften und Dichtungen übergehend, welche ohne Bedeutung sind und sogleich in Vergessenheit fielen.

Daß indeſſen dieſer Altvater der Literatur ſelbſt über den Tod hinaus getreue Verehrer bewahrte, beweist die Herausgabe von „Bodmers Apollinarien“ (eine Sammlung nachgelaſſener Dichtungen, vorzüglich bemerkenswerth durch die Beziehungen auf ſeine Freunde) durch G. Fr. Stäudlin (1783) und die von demſelben herausgegebenen „Briefe berühmter und edler Deutſcher an Bodmer“ (1794), und mehr als zwanzig Jahre nach deſſen Tode gab Körte ſeine Briefe an Gleim heraus.

25. Bodmer als Bürger.

Um Bodmern als Schriftſteller zu verſtehen, oder vielmehr um verſchiedene ſeiner Richtungen und Beſtrebungen ſich klar zu machen, muß man ihn auch als Bürger und Menſchen etwas näher ins Auge faſſen. Es iſt merkwürdig, daß der warme Freund ſeines Vaterlandes, deſſen Streben und Wirken auch in der Literatur ſo enge mit ſeiner Heimat verbunden war, dennoch als Schweizer mit einem ſo engen Kreiſe der Anſchauung und der Lebenserfahrung ſich begnügte. Denn außer ſeinem Ausfluge als Handelslehrling in den erſten Jugendjahren beſuchte er niemanden als ſeine Freunde in Winterthur und in den Appenzeller Bergen: er kannte Bern nicht, und hatte Baſel nie geſehen; und ſo blieben ſeine Erlebniſſe allein auf Zürich beſchränkt. Allein je mehr er ſich, bei aller Anhänglichkeit an ſeine Vaterſtadt, durch die alten, ſtarren Formen der politiſchen Verhältniſſe beengt und geſtoßen fühlte, deſto freier und kühner brachen ſich ſeine Gedanken Bahn und deſto rückſichtsloſer kehrte er dem Beſtehenden den Rücken. Dagegen lebte er friſch und freudig in ſeinen Idealen, und war glücklich, ſich als Menſch und Bürger frei zu fühlen. Freiheit des Denkens war das große Loſungswort der kräftigen und unabhängigen Geiſter ſeiner Zeit, und republikaniſcher Stolz war der Nerv, der ihn bei all ſeinem Thun beſeelte. Dieſes Gefühl gab dem erwachenden Jünglinge zuerſt ein freudiges Selbſtbewußtſein und war die Seele ſeiner erſten ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit in den Diskurſen der Maler. Er gehörte einem der angeſehenen Geſchlechter ſeiner Vaterſtadt an und erfreute ſich, vornämlich durch ſeine Gattin, eines beſcheidenen, aber bei ſeiner Genügſamkeit unabhängigen Wohlſtandes. Seine Arbeitſamkeit und ſeine Talente gaben ihm Anſprüche auf Ehren und Aemter in der Republik. Allein bald ſträubte ſich ſein Freiheitsſinn gegen jede Feſſel, und ſo wie er auf dieſe Weiſe den ängſtlichen Formenmännern ſeiner Zeit öfters

Anstoß gab, rückte er immer mehr in eine oppositionelle Stellung. Denn dem idealen Manne war das kleine Getriebe einer Stadtpolitik zu enge, und wenn auch seine unmittelbaren Erfahrungen nicht weit reichten, so hatte er sich doch als Denker gewöhnt, mit seinen Gedanken und Bestrebungen die Nation zu umfassen. Namentlich war er über die konfessionellen Gegensätze erhaben. Als daher die katholischen Stände, durch die nachtheiligen Bedingungen des Landsfriedens von 1713 erbittert, unter sich ein Separatbündniß schlossen und mit Frankreich in eine geheime Allianz traten, so verfaßte Bodmer schon 1730 ein Memorial, welches er aber erst 1744 in der Helvetischen Bibliothek veröffentlichte, worin er, abweichend von der festgehaltenen Politik Zürichs, zu einem anständigen Bündnisse mit Frankreich rieth, weil durch längern Widerstand eine noch größere Trennung der Eidgenossen zu gewärtigen sei. Damit jedoch die Vortheile eines Bündnisses nicht nur einzelnen Partikularen zu gut kommen, verlangt er, daß die Unterhandlung frei und öffentlich, gemäß der Würde einer Republik geführt werde. Diese und ähnliche öffentliche Aeußerungen machten den freimüthigen Mann bei den Gewalthabern mißbeliebig. Als ihm ferner in Folge dessen der oben erwähnte Auftrag zur Abfassung einer Zürcherischen Geschichte der Gegenwart wieder entzogen wurde und er zu gleicher Zeit mit dem einflußreichsten seiner Zunftgenossen, seinem bisherigen Gönner, zerfiel, verzichtete er von nun an auf obrigkeitliche Stellen. Von dieser Zeit an läßt er nicht selten, theils öffentlich, theils vertraulich eine geißelnde Satyre walten. So bemerkt er in Beziehung auf seine aufstrebenden Freunde an Zellweger: „Der Mann von Verdienst, der kein Vetter ist, nicht kriecht, wird nur gelobt, aber nicht befördert.“ Ein ander Mal: „Die hiesige Politik geht allein auf den Erwerb eines Amtes. Keine Freiheit zu reden! Die Großen nehmen es als Mangel an Achtung, wenn man das Herz hat, anders zu denken als sie, und lassen es bei allen Gelegenheiten entgelten.“ — Im Anfange der fünfziger Jahre macht er durch geheime und öffentliche Schriften den Agitator für die Rechte der Toggenburger gegen den Abt von St. Gallen, was er um so eher durfte, als Zürich stets für die Rechte und Freiheiten jener Landleute sich verwendet hatte. Allein weil Bodmer sich immer entschiedener zum republikanischen Liberalismus bekannte, wurde er mit seinen Zumuthungen seinen gemäßigtern und erfahrnern Freunden oft unbequem; hatte doch auch die ästhetische Nuß nicht ermangelt, ihm sein Politisieren und sein Strafen der Monarchen als Frechheit auszu-

legen. Gleichwohl zeigte ſich im Jahre 1756 Geneigtheit, ihn in den kleinen Rath zu wählen, worüber er ſich gegen Zellweger alſo ausſpricht: „Mir wäre es ein ſaurer Biſſen geweſen, wenn ich meine Süßigkeit hätte verlaſſen, und über die Bäume und Stöcke herrſchen müſſen. Ich bin es gar zu wol gewohnt, mir meine Geſchäfte ſelbſt zu erwählen; die Civilia haben gar nichts anzügliches für mich. Meine Regeln von Staats- und bürgerlichen Sachen ſind oft ganz andre als die angenommenen. In meinem Alter geht man nicht gerne aus ſeiner ſtillen, ihm eigenen Sphäre. Zu allem Glück hat man mich nicht nothwendig, es ſind Kandidaten da, die das Ding beſſer können, als ich es lernete." — Früher war Montesquieu's Geiſt der Geſetze Bodmers politiſches Handbuch, worüber er ſeinen jüngern Freunden Vorleſungen hielt; allein nach Rouſſeau's Auftreten war er einer von deſſen feurigſten Verehrern und ging namentlich in alle ſeine demokratiſchen Ideen ein. Er verwendet ſich daher angelegentlich bei Zellweger, um dem Verfolgten in den gemeinen Herrſchaften, im Rheinthal oder Thurgau, eine Freiſtätte zu öffnen: der vorſichtigere Zellweger aber will ſich nicht darauf einlaſſen. Auf gleiche Weiſe, wie früher an die deutſchen Dichter, ordnet er dann einen ſeiner jüngern Freunde an Rouſſeau ab, nämlich den jungen Joh. Schultheß, nachher einige Zeit Peſtalozzi's Geſchäftsaſſocié, den er unter der Leitung des St. Gallers Wegelin einen Beſuch bei demſelben abſtatten läßt. Um ferner Rouſſeau's Ideen über politiſche Erziehung zu verwirklichen, griff Bodmer den lange gehegten, ſchon mit Wieland beſprochenen Wunſch der Gründung eines gemeinſamen helvetiſchen Inſtituts zur Bildung von Staatsmännern wieder auf. Da nämlich die im Landsfrieden von 1713 abgetretene Grafſchaft Baden von den Katholiken nicht verſchmerzt werden wollte und die Unzufriedenheit bei denſelben ſtets nachwirkte, auch Frankreich ſich für die Rückerſtattung bemühte, ſo ſuchte Bodmer den Vorſchlag zu belieben, daß man die Einkünfte der Grafſchaft zu obigem Zwecke benutzen und in Baden dieſe Anſtalt gründen ſollte; wozu dann die reformierten Stände eine gleiche Summe aus eigenen Mitteln beizutragen hätten. Dieſes politiſche Inſtitut ſollte dann von Schweizern aller Kantone beſucht werden, damit dieſelben für die Staatsämter gebildet und für eine nationale Geſinnung gewonnen würden, indem dieſe gemeinſchaftliche Erziehung unter den künftigen Regenten Freundſchaft und Vertrauen für ein ſpäteres Geſchäftsleben ſtiften ſollte. Er legte dieſen Gedanken 1762 der neugeſtifteten Helvetiſchen Geſell-

ſchaft vor, welche ſich indeſſen nicht in der Stellung zu befinden glaubte, um dafür wirken zu können; die Staatsmänner aber lächelten zu dieſen „platoniſchen Träumen.“ Allein ſolche vergebliche Verſuche kühlten Bodmers Patriotismus nicht ab; vielmehr ſteigerte ſich mit zunehmenden Jahren ſeine Begeiſterung für die Freiheit. Daher hatte er auch bei dem berüchtigten Grebel'ſchen Handel ſeine Hand mit im Spiele und ſpornte namentlich ſeine jungen Freunde, Lavater und Füßli, zur Entlarvung des Landvogts. Er ſchrieb daher an den damals in Genf ſich aufhaltenden ältern Heinrich Füßli: „O wenn Sie dieſe Tage bei uns geweſen wären, durch was für ein hinreißendes Exempel des Patriotismus wären Sie in volle Flammen geſetzt worden! Wie hätten Sie da die Unſchuld, die Redlichkeit, die Unerſchrockenheit, die Gegenwart des Geiſtes in ihrer ſchönſten Geſtalt unüberwindlich würken geſehen! Jünglinge haben alte Männer aus dem politiſchen Schlafe geweckt; Söhne haben den Vätern, den Landesvätern, Wahrheiten geſagt, die vielen von dieſen unangenehm waren; ſie haben Entdeckungen von Sachen gemacht, die nicht zu wiſſen ein größer Uebel war, als ſie zu wiſſen und dem Uebel zu ſteuern. Die Reinigkeit der Abſicht hat mit der Ungerechtigkeit geſtritten und obgeſiegt. Auch unſere Regenten haben in dieſem Handel eine ſolche Größe bezeigt, die ihrem patriotiſchen Herzen bei der gegenwärtigen und der Nachwelt Zeugniß giebt; und ſie ſind jetzt noch beſchäftigt aus der Ungerechtigkeit Gutes, Sicherheit, Liebe, Treue herauszuleiten.“ — Ein ſehr ſchöner und zweckmäßiger Gedanke, den er demſelben Füßli (1763) eröffnete, war folgender, der, wenn er auch nicht zur Ausführung kam, doch ein getreues Bild von Bodmers Bürgerſinn giebt: „Ich habe einen Entwurf gemacht, eine Geſellſchaft Inſulaner zu ſtiften, die in der Waſſerkirche zuſammenkämen, und monatlich politiſche Abhandlungen der Beſten unter den Alten und Neuern läſen und darüber redeten. Man würde zu dieſen Vorleſungen den Handwerkern den Zutritt geſtatten, und ſelbſt auf Mittel bedacht ſein, ſie zu uns einzuladen. Weil wir doch Handwerker im Senat haben müſſen, ſo ſollen wir bedacht ſein, ihnen den Muth zu erhöhen, den die mühſame Lebensart niederſchlägt. Und ſchlägt die Handelſchaft die Großmuth nicht eben ſo ſehr zu Boden?“ — Die Genfer Unruhen brachten Bodmern in der Mitte der ſechziger Jahre in die höchſte Aufregung, ſo daß er im Großen Rathe ſein bisheriges Schweigen brach und mit Dr. Hirzel für die Rechte des Volkes redete. „Allein man ſetzte uns, berichtet er, unläugbare Wahr-

heiten, natürliche Rechte, kleine Maximchen, falsche raisons d'état, falsche Prudenz, Mißdeutungen entgegen. Wir durften nicht begehren, daß die Stimmen gezählt würden, weil wir auf nicht mehr als fünf oder sechs zählen konnten und fürchteten, daß ein Hohn entstehen würde, welcher diejenigen, die sonst gut denken, selbst für ein ander Mal erschrecken würde." Was ihm so im engern Kreise nicht gelang, wollte er dann im weitern durch seine Schauspiele versuchen und daher warf er in ungemessenem Eifer Stück auf Stück in die Welt hinaus; so daß ihn selbst Gemmingen warnte: „Ich weiß nicht, ob die ewigen Bestrebungen der Tribunen, aus dem Staat eine Demokratie zu machen, welche endlich in Erfüllung gekommen, und ihrer Natur gemäß gleich darauf in Despotismus übergegangen, des Dichters Lob verdienten, besonders des Helvetischen." — Man kann sich dem Bisherigen zufolge denken, daß Bodmer ein eifriger Freund des freien Wortes war; daher er schon damals diese bemerkenswerthe Aeußerung über die Preßfreiheit an Meister schrieb: „Ich würde das oberkeitliche Censuramt gänzlich abschaffen. Ich halte für einen albernen Begriff, daß Bücher gefährlich seien. Die Wahrheit kann von keinem Angriffe leiden. Kenntniß derselben kömmt durch Betrachtung derselben von allen Seiten. Ich hoffe, mich darauf verlassen zu dürfen, daß der Eifer, für Religion und Tugend Bücher zu schreiben, eben so feurig sein würde, als der Eifer für das Gegentheil. Und welcher Kleinmuth, welcher Unglauben an die Stärke der Wahrheit, an die Güte des Herzens, fürchten, daß sie nicht die Oberhand erhalten! Der Despotismus allein zieht Vortheile von dem Verbot zu drucken. Die Erleuchtung der Menschheit ist nicht sein Spiel. Die größten Wahrheiten müssen dem Volk hinterhalten werden, weil sie das menschliche Gefühl schärfen, ihm edle Empfindungen einflößen, ihm seine Kräfte kennen lehren, und ihm den Muth erheben würden. Das würde dem Despoten einen tödtlichen Streich versetzen. Welche Seltenheit ist nicht ein Handwerker, ein Bauer, der etwas von der Geschichte der Leibeigenschaft, von der Befreiung der Bürger und dem Zurückbleiben der Bauern weiß? Ein Bißchen Religion hat der Unterdrücker dem gemeinen Mann noch gelassen, aber so entstellt, daß sie von der Würde und den Rechten der Menschheit in irdischen Dingen abgelenkt wird: denn er weiß wohl, daß das Volk sich in unsern Zeiten allein noch durch Religions-Meinungen leiten läßt." In diesem tiefen Mißbehagen an den öffentlichen Zuständen war er daher vom Verlangen einer völligen Umschaffung des Staatslebens namentlich auch im

Vaterlande so erfüllt, daß er sich selbst die Geschichte desselben verleiden ließ und demnach im Jahre 1775 schrieb: „Man giebt der Schweiz ein goldenes Zeitalter, wo Mäßigung, Gemüthsruhe, Religion geherrscht haben; und in dieses goldene Zeitalter fallen die einheimischen Kriege um die Erbschaft von Toggenburg, die Unterwerfung des Aargaus und Thurgaus, die Aufwieglung des Pöbels gegen Schöno und Waldmann, die von den Eidgenossen geschah, die Feldzüge um eine geringe Miete." In diesem Gefühle hatte er auch ein Jahr vorher ohne Mühe von seinem Lehrstuhle der Geschichte Abschied genommen. Dagegen verfolgte er mit lebhafter Theilnahme jedes Ereigniß, das der Freiheit Triumphe brachte; so schrieb er im Jahre 1780: „Genf ist in diesen Tagen eine Schule der natürlichsten, richtigsten und besten Politik;" so begrüßte er mit jugendlicher Freude die Freiheit Nordamerikas; hinwiederum hatte sich seine frühere Bewunderung für Friedrich den Großen abgekühlt, der ihm nun der Fürst war, „welcher die Könige seiner Zeit Despotie lehre." Tief erschütterte ihn das Schicksal des unglücklichen Pfarrer Waser. Zwar sah er dessen unruhigem und maßlosem Treiben mit Besorgniß und Mißbilligung zu und schrieb daher schon einige Jahre vor dessen tragischem Ende an Meister: „Waser hat Kühnheit bis zur Frechheit, Standhaftigkeit bis zur Halsstarrigkeit, einen guten Willen bei weniger Klugheit der Welt; Ideale die über unsre Macht sind. Er weiß nicht, daß wir so sein wollen, wie wir sind." Allein er verwendete sich für ihn und nach seinem Tode drückt er seine tiefe Theilnahme unter Anderm also aus: „Mein Herz ist über die Geschichte unsers Waser immer so beklommen, daß es mir blutet, wenn ich nur daran denke." Er erlebte noch das Erscheinen des Anfangs von Müllers Geschichte der Eidgenossen und urtheilte darüber: „Dieses Werk ist nicht nur der Stolz der historischen Literatur, sondern ein Bollwerk der Schweiz." — So lernen wir Bodmern, den man oft im alten Herkommen befangen hielt, als einen höchst freisinnigen Mann und als einen der Vorkämpfer für liberale Ideen kennen, dessen Einfluß daher auch auf seine Schüler und jüngern Freunde wirksam sein mußte.

26. Bodmers religiöse Ansichten.

Man hat ferner den Patriarchadendichter und den bittern Feind der Anakreontiker nicht selten für einen Zeloten angesehen; allein so wie er in politischer Beziehung ein freier und kühner Denker war, so auch in seinen religiösen Ansichten. Wir haben gesehen, wie er schon in den ersten Jünglingsjahren mit dem Glauben der Kirche zerfiel und daher die Theologie verließ, wie seine Briefe aus Italien schon den prüfenden Denker kund geben, wie er in den Diskursen der gläubigen Beschränktheit zu Leibe geht, wie die philosophische Forschung das Band war, das ihn in enge Gemeinschaft mit dem skeptischen Zellweger brachte, wie er mit dem kritischen Breitinger und dem kühnen Zimmermann gegen die orthodoxe Phalanx seiner Vaterstadt sich zum gemeinsamen Kampfe verband, wie er zu Wielands religiösen Phantasien ungläubig lächelte. Klopstocks erhabene Frömmigkeit hatte ihn nur vorübergehend erfaßt, und als dieser immer ernster und strenger wurde, konnte sich der nüchterne Bodmer vielfacher Aeußerungen seiner Unzufriedenheit nicht enthalten; so wie er meinte, Hallers religiöse Schriften seien eher eines Dorfpfarrers als eines Naturforschers würdig. Es ist merkwürdig, wie zugleich mit der politischen Ansicht auch seine religiöse immer rücksichtsloser und feindseliger wird, wie er den braven Heinrich Meister, der als würdiger Pfarrer zum Evangelium steht, das er zu verkündigen berufen ist, mit unaufhörlichen Angriffen und kalten Neckereien quält, und wie er mit zunehmenden Jahren einen gewissen Heroismus auf das Bekenntniß des Heidenthums setzt. Denn im Anfange des Briefwechsels mit Meister ist ihm der Ausdruck einer religiösen und christlichen Gesinnung noch ein Anliegen. So will er nicht glauben, daß Pestalozzi's geistreicher Jugendfreund, Bluntschli, auf seinem Todbette kalt bezeugt, er sei über die Unsterblichkeit der Seele ziemlich ungewiß, indem er hinzufügt: „Ich hoffe, er wird doch erkannt haben, daß die Unsterblichkeit auf dem Willen Gottes beruhe, und daß tausend Wahrscheinlichkeiten, Gott wolle sie, für eine seien, Gott wolle sie nicht. Mich dünkt, die sagen, sie seien davon nicht überzeugt, sagen weiter nichts, als sie begreifen die Weise nicht, wie Gott Sterbliches unsterblich mache. Lasset uns genug an dem haben, was er selbst von sich geoffenbaret hat, und wenn uns dieses selbst noch dunkel scheint, so müssen wir es unserer Schwachheit beimessen, welche nicht mehr fassen

konnte*)." — Und ein ander Mal bemerkt er: „Von den letzten Reden der Dame von G. möchte das je ne crois rien nur sagen wollen: es dünkt mich nicht wahrscheinlich, es dünkt mich unglaublich, ob ich es gleich herzlich wünsche und gerne zugebe, daß der Schöpfer es könne, wenn er will. Ihre Sünde ist freilich groß, daß sie dem Evangelio nicht glaubte. Ich denke doch, daß sie nicht ohne Trost gewesen, weil sie hinzusetzte, je ne crains rien: aber sie hat Trost nicht nöthig gefunden, weil sie glaubte, daß Alles, was der Schöpfer mit ihr vornähme, selbst die Zernichtung, allen Falls, gut sein würde." — Allein immer mehr giebt er sich einem dürren Rationalismus hin, der sich unter Anderm also kund thut: „Ich bekenne, daß ich in dem Ideal von populären Predigten die Dogmen, die NB. wenig oder keinen Einfluß auf die Moralität haben, beynahe ausschließen, und in die Katechismen und Systeme verweisen wollte; hingegen müßten die Texte die genausten Beziehungen auf die alltäglichen Geschäfte, die besondern Lebensarten, die populären Umstände und Meinungen haben, um die Leute so rechtschaffen und glücklich zu machen, wie sie im irdischen Leben werden können." Und ferner: „Wir andre guten Leute, die jenseits des Stromes sich befinden, haben die Brücke nicht nöthig herüber zu kommen, wie jene, die am andern Gestade noch stehen. Lasse man die Lehre von dem Opfertode, als eine Brücke, denen, welche da stehen, wo sich die Juden zur Zeit der Apostel befanden; wir denkende Christen wohnen schon über dem Fluß. Wer von Gottes Güte ohne Blutvergießen oder Geschenke Verzeihung hoffet, werde nicht erst auf die finstern jüdischen Begriffe zurückgestoßen." Und selbst im letzten Briefe an Meister, in welchem er ihn: „Mein liebster Sterbensgenosse!" anredet, setzt er dem, was er dessen „Speculationen seiner christlichen Metaphysik" nennt, „die göttliche Gabe der Vernunft" entgegen, überläßt sich für Gegenwart und Zukunft dem unbedingtesten Vertrauen auf die Vorsehung, „zufrieden, wenn sie ihn gleich nach dem Tode zu keiner puren Intelligenz, ohne Sinnen und Körper machen, sondern nur umgestalten

*) Dem sterbenden Bluntschli ließ Bodmer durch einen Freund ein Gedicht vorlesen, in welchem unter Anderm folgende Stelle vorkommt:

Bluntschli jammerte nicht kleinmüthig, er lachte den Tod an.
Gerne gehe ich, so sprach er, den Weg, den mein Bruder vorher gieng,
Und mir winket, daß ich nicht zögre. Ich ruh in der Wahrheit,
Daß der Tod mir allein die Pforten des Lebens eröffnet,
Schon erblick ich sie offen und sehe mein Heil auf mich warten.

würde." Auch versichert er, daß er sich nicht die geringste Klage erlauben würde, daß seine Erwartungen betrogen seien, wenn die höchste Güte ihn nach diesem Leben für einmal in die Gesellschaft Miltons, Tasso's, Corneille's und selbst Apollonius und Homers brächte." — Diese kalte Entfernung von der christlichen Lebens- und Glaubensansicht scheint sich in Bodmers spätern Jahren deßwegen um so greller hervorgestellt zu haben, weil er mit seinen jüngern Freunden Hottinger, Steinbrüchel, Ulrich im lebhaften Streite mit Lavater ebenfalls gegen diesen Parthei nahm, daher er auch in den Briefen an Meister häufig seine Mißbilligung gegen denselben ausspricht und die scharfen Angriffe der Gegner in Schutz nimmt, wie unter Anderm in Folgendem: „Wer läugnet, daß Lavater nicht viel Genie und noch mehr Activität hat? Wer ihm diese zum Dienst einer eitlen Schwärmerei anzuwenden abräth, handelt der nicht verbindlich und dem gemäß, was Liebe für Wahrheit und Abscheu gegen die Schwärmerei von ihm fordern, wenn er die Feder ergreift? Wir wissen, daß die rechtschaffensten und einsichtsvollsten Männer in Lavaters außerordentlichem Schnappen nach Wundern, in der Allmacht, die er dem Gebet zuschreibt, Fanatismus bemerkt haben. Wenn also der Fanatiker an seinem Autorruhm verkürzt wird, was ist das Mehreres, als daß ihm genommen wird, was ihm nicht gehörte?" Allein diese Befehdung hindert Bodmern nicht, in Lavater den vollen Werth des Charakters anzuerkennen, daher er ein ander Mal schreibt: „Lavater hat einen Vortheil, den sich wenig andere zumessen dürfen, den Credit, den Anhang, den er sich durch seine Geschäftigkeit, Dienstfertigkeit, Gutthätigkeit gemacht hat. Man muß im Civilleben so untadelhaft sein, wie er ist, wenn man gegen ihn aufstehen, und allenfalls Wahrheiten selbst annehmlich und glaubwürdig machen will."

27. Bodmers Freunde im Alter.

Wenn also eine frostige Negation und eine gewisse Herzensdürre Bodmers über die höchsten Angelegenheiten des Menschen einen peinlichen Eindruck machen, so mag er doch einiger Maßen damit entschuldigt werden, daß dieses die allgemeine Richtung und Gesinnung der denkenden und strebsamen Köpfe jener Zeit war, und daß alle diejenigen, welche nach neuen Grundlagen für die geistige Bildung und die bürgerlichen Verhältnisse ihrer Zeit suchten, leicht diesem dürren Pragmatismus verfallen mußten. Uebrigens war Bodmers Wesen und Charakter

nach allen Seiten so tüchtig, ernst und gediegen, daß Niemand in seiner Freidenkerei eine Ermunterung für sittliche Frivolität hätte finden dürfen. Ein milder und versöhnender Hauch weht dagegen in der treuen und warmen Anhänglichkeit Bodmers an seine Freunde. Denn mit den Altersgenossen dauerte das Band enger Gemeinschaft, bis der Tod es löste. Von seinen Jugendfreunden überlebte ihn nur H. Meister. Der von Bodmer verehrteste Mitbürger war Hans Blaarer von Wartensee (geb. 1685, gest. 1757), dem Dr. Hirzel in dem Bilde „eines wahren Patrioten" ein Denkmal gestiftet, durch die Alten, Reisen und den Umgang mit Künstlern gebildet, ein denkender Staatsmann und ein anmuthiger Gesellschafter, der Beschützer der Wissenschaft und jedes aufstrebenden Talentes, ein Beförderer der Landwirthschaft und der Gewerbe und der Leiter des Schulwesens, den Kleist mit seinem großen Könige verglich und den Wieland besang. Schon im Jahre 1764 war auch der vertraute Zellweger heimgegangen; und mit dem frühern Tode des lebhaften und gelehrten Künzli und dem spätern des humoristischen Waser war ihm das liebe Winterthur ausgestorben. Am tiefsten aber erschütterte ihn des eng verbundenen Breitingers plötzlicher Tod (1776); daher er Meistern darüber folgende Mittheilung macht, wo unwillkürlich auch eine tiefere religiöse Empfindung sich kund giebt: „Der Vertraute meines Lebens, der Mitwisser meiner entstehenden, wachsenden und vollendeten Gedanken, der reifen und der unreifen, mein Mitdenker, ist von mir genommen. Er ruft nicht mehr in der Hülle von Staub den Herrn mit uns an, er lebet näher bei Gott und betet ihn an mit Zellweger, Hessen, Wyssen. Er hat die Bitterkeit des Todes nur in geringem Grade geschmeckt. Ich kann nicht sagen, daß ich diesen Verlust mit stoischem Muthe ertrage. Ich ertrage ihn nur mit christlicher Gelassenheit und Ergebung; ich würde heftiger fühlen, wenn der Gedanke mich nicht unterstützte, daß er mir nur auf kurze Zeit in die göttliche Ruhe zu meinem Schöpfer, Erhalter und Erbarmer vorher gegangen ist. Jetzt bin ich beinahe auf mich selbst abgeschlossen, denn ob ich gleich immer noch Gönner, Vertraute, Gesellschafter habe, so sind es, Einen ausgenommen, den Sie kennen, Männer von den mittlern Jahren; meine Seele ist nicht so offen vor ihnen; Jahre, Geschäfte, Umstände halten uns entfernter. Und Breitinger war noch voller Munterkeit, noch munter selbst vor der Stunde, da ihn der Schlagfluß getroffen. Ich muß Ihnen nicht sagen, welche Stütze die Kirche, die Schulen, das

Stift, die Theologie, die Literatur mit unſerm Freunde verliert; ich laſſe Sie auch ſelbſt denken, was für Uebel, für Gefahr verſchiedener Art bevorſtehen, da der entgegengeſetzte Damm jetzt viel ſchwächer geworden iſt. Weder er noch ich hatten Vorempfindungen, Ahnungen, daß wir einander das letzte Mal mit irdiſchen Augen ſähen, als er voriger Woche, Dienſtag Abends von vier bis ſieben Uhr bei mir war. Er ſtieg dieſe Winterabende mehrmals nicht ohne Mühe in den Berg, da ich nur wenige Male zu ihm hinuntergehen konnte. Er hatte auch Freitag Abends den feſten Vorſatz gefaßt, zu mir zu gehen; und wäre gekommen, wenn ihn nicht ein langer Beſuch Pf. Waſers abgehalten hätte. Es war nicht in der Vorſehung, daß der Todesengel ihn in meinem Zuſehen wegholen ſollte." — Zwei Jahre nachher ſah Bodmer auch den Bürgermeiſter Heidegger dahin gehen, an Geiſt, vielſeitiger Bildung, volksfreundlicher Geſinnung einer der erſten Zürcher, daher ihn ſeine Zeitgenoſſen den Großen nannten: der vorzüglichſte Stifter der naturforſchenden Geſellſchaft, der dieſer einen Fond verſchaffte und dieſelbe für den Landbau wirkſam zu machen wußte; der zuerſt einen durchgebildeten Plan für das eigentliche Volksſchulweſen zu Stadt und Land entwarf; der Gründer der Bürger- und Kunſtſchule; in eidgenöſſiſchen Dingen durch unermüdliche Thätigkeit, verſöhnendes Geſchick und vorurtheilsfreie Einſicht der einflußreichſte ſchweizeriſche Staatsmann ſeiner Zeit. Er war ſo ſehr Zögling im Sinne Bodmers, daß er als Bürgermeiſter keine andern Geſellſchaften mehr beſuchte als literariſche, und auch bloße Geſchäftsbriefe an gebildete Männer höher zu halten und denſelben einen geiſtigen Klang beizumiſchen pflegte. Ihm hielt daher der achtzigjährige Greis eine öffentliche Denkrede, welche zugleich das ſchönſte Denkmal von der friſchen Geiſteskraft und dem liebenden Herzen Bodmers iſt. Wir führen daraus folgende Stelle an*): „Ich habe den Knaben zum Jüngling, zum Mann, zum Regenten emporwachſen geſehn; und mit Unmuth, mit Bangigkeit, mit Verlegenheit ſah ich eine Länge von Jahren, wo die Gunſt ſeinen Verdienſten nicht entſprach. Nimmer hätte ich gewußt, daß Superiorität der Talente ſo tüchtig wäre, den Neid, die Mißgunſt, nicht kleiner Männer, ins Spiel zu bringen, wenn Blaarers, wenn Heideggers Größe mir nicht auffallende Beiſpiele davon an die Stirne geworfen hätte. Viele große Männer verlieren von ihrer Größe, wenn ſie das Staatskleid ausziehen.

*) Schweizeriſches Muſeum. 1784. Dritter Band, S. 639.

Heidegger blieb Heidegger an dem Theetische, unter den Linden an der Limmat, in seinem Landhause, in seinen Gärten, im Krankenbette. Und er war Heidegger schon lange zuvor, eh er an dem Staatsruder saß; schon da er auf dem Gaberius mit Zellweger, Breitinger, Lavater, Rahn Molken trank. Schon in denselben seligen Tagen prävalierte er durch die Grazien seines schönen Geistes über seine Lieblinge, die Literaten, die philosophischen Denker, Künzli, Waser, Heß, Sulzer, wie er in folgenden Zeiten über seine Pairs im Staate durch sanfte, einnehmende Manieren sich ausnahm. Durch dieses anmuthige Betragen, nicht weniger als durch seine überwiegenden Einsichten gewann er zuerst die Herzen hernach den Geist unsrer Schwester-Republik Bern. Er legte den Grund zu einer Vertraulichkeit, die zwischen beiden Ständen nicht gewesen war, und die ihren günstigen Einfluß bis auf die letztvergangenen Jahre erstrecket hat. Und wollte Gott, daß der Mann bald aufstände, der diese Vertraulichkeitsbande von neuem anzöge und befestigte!" — Im Jahre 1777 hatte Bodmer noch einmal die Freude, seinen treuen Sulzer zu sehen, dessen dahinschwindende Kraft indessen ihn den nahen Verlust fürchten ließ, der 1779 erfolgte.

Allein der fröhliche, lebendige Greis stand auch nach dem Tode seiner Zeitgenossen nicht verlassen da, sondern lebte im vertrauten Umgange mit einer beträchtlichen Zahl jüngerer Freunde und Verehrer, von denen vor allen Dr. Hirzel stets mit größter Ehrerbietung an ihm hing. Bodmer nennt J. G. Schultheß auch noch in spätern Jahren als seinen „starken Mauerbrecher." Salomon Geßner blieb seinem Meister beständig dankbar zugethan. J. J. Hottinger ließ sich durch Bodmer zum Kampfe gegen Lavaters „Schwärmereien" ermuntern, und weihte nach dessen Tode dem Kämpfer für die Freiheit ein rühmliches Denkmal. Zu den treusten Verehrern gehörten die beiden Heinrich Füßli, der Maler und der Geschichtsforscher, von denen der erste ihn in geistreicher Auffassung, in Unterhaltung mit dem Künstler selbst, dargestellt, der andere sein Leben in nur zu liebevoll umständlicher Gründlichkeit zu beschreiben angefangen (Schweizerisches Museum 1783, 84 und 94). Dieser und Leonhard Usteri gewannen Winckelmann und Mengs für Bodmers Gedanken über Geschmack und Schönheit. Bürkli folgte Bodmers Fußtapfen als dramatischer Dichter. Auf Heinrich Pestalozzi ging Bodmers Begeisterung für Rousseau über. Selbst der von Bodmer in letzter Zeit befeindete Lavater ließ sich dadurch in der Verehrung für seinen

Lehrer nicht stören; und der oft derb zurechtgewiesene Leonhard Meister war einer der ergebensten Anhänger*). — Aus der übrigen Schweiz schenkten Bodmern eine fortdauernde freundschaftliche Theilnahme vornämlich Isaak Iselin, wie er für die Erneuerung der Sitten und des Staatslebens der Republiken des Vaterlandes begeistert; Bernhard Tscharner in Bern war ihm immerfort herzlich zugethan; Georg Zimmermann vergaß den Freund seines Sulzer auch in der Ferne nicht; Joh. Müller bezeugte Bodmern große Verehrung und strebte nach seinem Beifall; Ulrich von Salis erfreute sich Bodmers Beihülfe zur Beförderung seines basedow'schen Philanthropins in Marschlins. Ueberhaupt war kein Zürcher, kein Schweizer, welcher sich in irgend einem Anliegen an ihn wendete, dem er nicht die freundlichste Theilnahme geschenkt hätte: daher bis ans Ende der ausgedehnteste Briefwechsel nach allen Seiten fortdauerte.

Auch in Deutschland bewahrte sich Bodmer eine große Zahl von Freunden bis zu seinem Tode. Namentlich die Süddeutschen, und besonders die Schwaben, hielten sich an Bodmers ernste Bestrebungen im Gegensatze gegen Wielands ihnen widerstrebende Frivolität. So schreibt ihm Gemmingen in späten Jahren: „Daß Sie und Haller hier unter meine Freunde gewesen, ist mein Stolz, und ist das Einzige, welches ich wünsche, daß die Nachwelt von mir erfahre." Sophie La Roche sendet ihren Sohn, damit Bodmer ihn segne. Conz und der nachherige französische Minister Reinhart bemühen sich um seinen Beifall. J. G. Schlosser, Goethe's Schwager, huldigt Bodmers literarischen und gemeinnützigen Bestrebungen und möchte von ihm als dessen Sohn angesehen sein. Lichtenberg nimmt herzlichen Antheil

*) Als dieser um einiger losen Streiche willen sich einige Zeit aus Zürich entfernen mußte, verschrieb ihm (dem Geistlichen) Bodmer folgendes „Recept gegen den Leichtsinn", welches letztern als Lehrer charakterisiert: „Im Sommer um 5 Uhr, im Winter um 6 Uhr aufstehen. Sein christliches Gebet verrichten. Drei Capitel in der Bibel lesen mit und ohne Commentar, und die moralischen Anmerkungen, die man gemacht hat, zu Papier bringen. Ein Capitel in Wolfs Logik, dann Metaphysik, Moral ꝛc. lesen und wieder seine Observationen zu Papier bringen. Die Geschäfte, die man denselben Tag vornimmt, in Gedanken fassen und sich darüber festsetzen. Es sollen Geschäfte sein, die nebst dem Nutzen für Andere auch die Unterhaltung des Lebens verschaffen, in allen Absichten nützliche, sittliche Geschäfte. Nach dem Nachtessen mit sich berechnen, was man den Tag über gethan; ob man das Vornehmen, das man am Morgen gefaßt, erfüllt habe. Nachdenken, ob man dieses oder jenes hätte besser machen können. Noch etwas Unschuldiges, Angenehmes lesen, Briefe an Freunde schreiben. Beten, zu Bette gehen."

an dem rüſtigen Alten und findet ſich durch ſeinen Beifall „tauſendfach für den pedantiſchen Eigendünkel entſchädigt, womit die Klicke der Germanen an der Elbe ihn behandelt.“ Niemeyer fordert ihn in ſpäten Tagen zu einer Geſchichte der Dichtkunſt im achtzehnten Jahrhundert auf. Denis reicht ihm von Wien aus die Hand zu gemeinſamem Streben. Selbſt Fr. Nikolai geſteht ihm zu: „Nebſt Wolfen ſind Sie es und Breitinger, die aus einer undenkenden Nation eine denkende gemacht haben.“ Und Weiße und Uz verſöhnen ſich mit dem kritiſchen Altmeiſter, und dieſer nennt ihn dabei „den Vater der Poeſie und Kritik und ſeinen erſten Lehrer.“ Unter dieſen Verhältniſſen durfte der Schwanengeſang des Altvaters ſein: „Bodmer, nicht verkannt.“ — Bis ans Ende war ſein Haus im Berge (jetzt die Wohnung des geiſtreichen Hiſtorienmalers Ludwig Vogel) von Einheimiſchen und Fremden viel beſucht. So unter Andern von Goethe, der Bodmern zwar ein Kind nennt, allein zugleich auch einen bedeutenden Mann, und mit großem Behagen ſeinen Beſuch ſchildert. Ein merkwürdiges Bild des Alten giebt Wilhelm Heinſe in einem Brief an H. Jakobi vom Jahre 1780: „Bodmer iſt die lebendige Chronik unſerer Literatur, zwar Kind und eitel wie ein Kind, doch äußerſt unterhaltend, und noch voll leichter Blitze von Witz und Verſtand und feiner Bosheit. Bodmer iſt ein altes Greislein mit kahlem Vorhaupt und grauen Augbraunen, die bis in die Augen hineinhängen, und eingefallenen Backen, zuſammengeſchrumpften Lippen, die kaum noch die Zähne bedecken. Er kömmt herangeſtabelt mit ſeinem kurzen ſpaniſchen Rohre im Schlafrock und in Pantoffeln von Tuch, das ſchwarzſeidene Käppchen auf der hohen hintergehenden Stirn über der ſcharfen Naſe, als eine von den intereſſanteſten Figuren von der Welt.“ Dieſe Charakteriſtik fällt genau mit den Bildern zuſammen, welche drei bedeutende Künſtler, Tiſchbein*),

*) Wir theilen aus Tiſchbeins handſchriftlichem Tagebuch die nähern Umſtände mit, unter denen derſelbe Bodmers Bild malte. Der dreiundſiebzigjährige Künſtler erlaubte im Jahre 1823 dem früh verſtorbenen Sohne von David Heß beliebige Auszüge aus ſeinen Aufzeichnungen zu machen, die er während ſeines Aufenthaltes in der Schweiz im Jahre 1781 und 82 niederſchrieb.

„Mein Lieblingsumgang, außer Lavater, war mit Bodmer, dem ehrwürdigen Altvater der deutſchen Gelehrten und Dichter. So ſehr wir auch an Jahren verſchieden waren, ſo gewann mich der Greis doch innig lieb, weil ich ſo viele Liebe für den Homer hatte und ihn auswendig konnte. Anfangs glaubte ich nicht ſo lange in Zürich zu bleiben, als ſich mein Aufenthalt nachher dort verlängerte. Wie ich nun Lavaters Portrait und einige andere angefangen hatte, ſagte er zu mir: „Sie müſſen

Graff und H. Füßli, von dem Greiſe in auffallender Zuſammenſtimmung ausgeführt haben, aus welchen uns freilich weniger die patriarchaliſche Würde, die innere Ruhe entgegentritt, als eine merkwürdige

mir den Gefallen thun und den alten Bodmer malen." Wer iſt das? fragte ich. „Man nennt ihn, ſagte Lavater, den Vater der deutſchen Gelehrten; er iſt von ganz Zürich geehrt und geſchätzt, und man würde mir es übel nehmen, wenn ich mich malen ließe und Bodmers Portrait würde nicht auch von Ihnen gemalt." Als jedoch Tiſchbein vernahm, daß Bodmer ein Kritiker ſei, und daß, wenn er ihn malen wolle, derſelbe nichts davon merken müſſe, indem er nicht werde ſitzen wollen, ſchlug er es rund ab. Allein Lavater ſtellte ihm vor, daß der Mann ein ſehr bedeutendes Geſicht habe und daß er ſehr leicht zu treffen ſei; worauf Tiſchbein einwilligte. — „Eines Morgens ſagte Lavater: „Heute wollen wir zum Bodmer gehen und das Portrait in Stand bringen. Ich werde Sie begleiten und den Alten, ſo gut ich kann, zu bereden ſuchen, und während ich ihn durch ein Geſpräch beſchäftige, müſſen Sie ihn malen." So ungern ich dies Wageſtück unternahm, ſo mußte ich ihm nun doch einmal ſeinen Willen thun. Wir ſtiegen nun den Berg hinauf zu ſeiner Wohnung und ließen den, welcher die Leinwand und den Farbenkaſten trug, auf der Hausdiele warten, um es auf Verlangen ſogleich hereinzureichen. Ich hatte mir den Bodmer vorgeſtellt als einen dicken, ſatyriſchen Mann, und als wir nun die ausgetretenen Stufen hinauf waren und die Thüre aufgieng, ſah ich einen würdigen Greis mit langen, weißen Augenwimpern, unter denen blitzende Augen hervorleuchteten, in der Mitte des Zimmers ſtehen, der L. mit vieler Freundlichkeit empfieng, und als dieſer ihn nun anredete und mich als einen jungen Maler aus Rom vorſtellte, der ſein Portrait zu machen wünſche, und auch ſeinen Wunſch, daß er es zugeben möge, äußerte, ſo erwiederte er: „Ja, mit Freuden will ich dazu ſitzen. So muß denn von der Tiber her ein Maler an die Ufer der Limmat kommen, um den alten, nun bald hinſcheidenden Bodmer zu malen, damit ſein Bild den Freunden zum Angedenken bleibe! Ich will recht gerne dazu ſitzen; Sie können nur den Tag beſtimmen." Lavater ſagte: „Wenn es angienge, ſo wünſchten wir es jetzt; auch iſt Alles ſchon dazu vorbereitet." „Nun auch das, wenn Sie wollen, antwortete B., und wie und wo ſoll ich mich denn ſetzen?" — Die Farben und die Leinwand wurden nun hereingetragen; ich ſtellte ihm einen Stuhl, ſo wie mir das Licht vortheilhaft zu fallen ſchien, ſetzte mich auf eine Bank unter dem Fenſter, nahm die Leinwand auf die Knie, hielt ſie mit der Hand, worin ich die Palette hatte, und fieng nun an zu malen und während des Malens von Homer zu ſprechen. Wie er hörte, daß ich die ſchönen Stellen ſo gut kannte, wurde der Alte ganz lebhaft, ſeine Augen wurden voll Feuer; ich ſuchte die lebhaften Züge zu erhaſchen, und er fieng nun auch an, maleriſche Stellen herzuſagen." — Während Lavater unterdeſſen mit Bodmer ſprach, wurde zufällig ein Journal gebracht, in welchem Briefe von Tiſchbein aus Rom abgedruckt waren. — „Nun ſtand ich auf und ſagte: „Ich bin fertig!" Drei Viertelſtunden hatte ich zum Malen gebraucht. Beide waren im höchſten Grade verwundert und L. ſagte, es müſſe weiter an dem Bilde kein Strich gemacht werden; dieſe genialiſch aufgefaßte Darſtellung, wozu mich der alte Dichter begeiſtert habe, dürfe man nicht wieder anrühren; man würde ſie verderben. Bodmer gewann mich von dem Augenblick an lieb und ich ihn über alle Maßen. Er gieng in ſein Arbeits-

Bewegung und Spannung der ausgeprägten Züge, ein ungewöhnliches Feuer des lebhaften Auges und ein scharfes und läuniges Beobachten und Forschen. Bodmer selbst schreibt an Meister: „Werden Sie mich weniger lieben, wenn sich richtig fände, was De Luc, Lector der Königin von England, mir gesagt, daß meine Gesichtsbildung der Voltaire's wunderbar gleiche, ausgenommen, daß aus der meinigen Gutmüthigkeit, aus der seinigen Schelmerei hervorblicke? Schon mehr Reisende haben mit De Luc's Augen gesehen*)." — Seine Munterkeit hielt aus bis ans Ende, und er sah dem Tode längst mit heiterm Muthe entgegen, daher er singt:

Noch ist mir der Kopf nicht schwer;
Alt, nicht schwach, bin ich.
Wenig nur erquicket mich
Rebensaft; Scherz mehr!

zimmer, holte seine aus dem Griechischen übersetzten Werke und schenkte sie mir zum Andenken dieses Tages." — Den andern Morgen schickte Bodmer dem Künstler ein Dankgedicht. — „Ich besuchte ihn nun sehr oft, saß bei ihm auf der Bank und sah aus dem Fenster die schöne Gegend über den Zürichsee hin, und die pfeilschnell fließende Limmat und die hohen Gebirge, aus eben dem Fenster, wo Kleist, Wieland, Klopstock, Goethe und Stolberg gesessen und dieselbe Gegend gesehen hatten. Schon dieser Gedanke begeisterte, und dazu kam nun noch der alte begeisterte Dichter, der mit jugendlichem Feuer von den Homerischen Göttern und Helden sprach, so daß man unter ihnen zu wandeln glaubte. Er schenkte mir auch ein Werk, welches er über die Vergleiche und Bilder des Homer geschrieben hatte, und dieß war die Hauptveranlassung, daß ich die Homerischen Vergleiche und die Hauptbegebenheiten seiner Gesänge zeichnete. Diese Zeichnungen machten dem alten Bodmer viele Freude, weit mehr aber noch ein Bild von Götz von Berlichingen, wie er den Weislingen gefangen hat, für den Herzog von Weimar bestimmt. Als er dieses Bild sah, rief er: „Du stellst mir ihn vor die Augen, den alten, treuherzigen, ehrenfesten Berlichingen, wie ich ihn noch nie gesehen, und Thuiskons Söhne schweben vor meiner Seele. Lange habe ich Germaniens Dichter ermahnt, die Thaten ihrer Helden zu singen, den gewaltigen Kaiser Karl, den Löwen von Braunschweig, den Helden Bernhard von Weimar, aber sie haben meinen Anruf nicht befolgt!" Er sprach viel und mit Eifer darüber, man solle die Thaten edler und großer deutscher Männer der Nation in Werken der Dichter und Maler als Heiligthum aufstellen, dies bilde den Charakter des Volkes, erwecke und nähre die Vaterlandsliebe und errege den Geist und die Kraft edler Nacheiferung; — er nannte viele, welche es verdienten, von talentvollen deutschen Künstlern in würdiger Darstellung verewigt zu werden. Ich machte in dieser Zeit, hiedurch ermuntert, skizzirte Entwürfe zu dergleichen Bildern aus der Schweizergeschichte und aus der deutschen unter andern den Conradin von Schwaben."

*) Als der Dichter und Maler Ramond Bodmern von dieser Aehnlichkeit sprach, antwortete dieser: „Es würde zu meinem Ruhme nichts mangeln, wenn ich in Allem Hrn. von Voltaire gliche; aber vielleicht wäre er glücklicher, wenn er mehr mir gliche."

Fest die Hand, der Leib ist schlank;
Scharf sind Aug' und Ohr.
Klopft der Tod an meinem Thor,
Hör' ich ihn, nicht krank:

Mach' ihm auf, die Stirne warm,
Grüß ihn mit Gesang;
Und ich hänge mit Gesang
Mich an seinen Arm!

Sein Haus und eine Geldsumme vermachte er der neugestifteten Töchterschule, eine andere Summe nebst einer beträchtlichen Zahl von Büchern der Stadtbibliothek (dieselbe enthält auch seinen schriftlichen Nachlaß), wo sein Brustbild neben denjenigen seiner Freunde Breitinger, Heidegger, S. Geßner und Lavater aufgestellt ist.

28. Bodmers Wirksamkeit.

Nun ein Rückblick auf Bodmers Wirken und seine Persönlichkeit. Bodmers literarische Thätigkeit umfaßte volle sechzig Jahre. Er war der Erste unter den deutschen Schriftstellern, der sich die poetische Kritik zu einer ernsten Aufgabe machte, der die Würde der Poesie fühlte und ihr Geltung verschaffte: so daß sein Urtheil dreißig Jahre lang von Gewicht und Einfluß war. Mit Glück und Einsicht zog er die Schätze alter Dichtung zuerst wieder ans Licht hervor und gab dadurch dem Studium deutscher Poesie einen neuen Anstoß. Er wirkte redlich mit, die Poesie der Engländer und der Alten zum Gemeingute der deutschen Nation zu machen. Er übte auf viele bedeutende Persönlichkeiten einen ermunternden und anregenden Einfluß aus, und war namentlich in Beziehung auf seine Vaterstadt und die Schweiz bei allen aufstrebenden Geistern der belebende Mittelpunkt für deutsche Bildung und Liebe zu den schönen Wissenschaften. Er wirkte als Lehrer, Rathgeber und Freund höchst wohlthätig auf seine nähere Umgebung, legte den Grund zu Zürichs literarischem Ruhme und hatte unmittelbaren Antheil an der geistigen Entwicklung seiner vorzüglichsten Männer im achtzehnten Jahrhundert. Er war eine Stütze freier Forschung, humaner Bildung und bürgerlicher Freiheit, und trug dazu bei, die Wissenschaft in der Schule und im Leben populär und fruchtbringend zu machen. Seine willkürlich gebildete Sprache, welche er weder den Alten abgelernt noch der Volkssprache entnommen, war zwar nie rein und noch weniger schön

und wohllautend; und sein Mangel an ruhiger Selbständigkeit und geistiger Originalität nebst seiner hastigen Arbeitseligkeit verhinderte ihn an der Vollbringung irgend eines in Anlage sowohl als Ausbildung harmonischen Werkes: so daß alle seine poetischen Arbeiten nur als Spiegelungen der Richtungen und der Bestrebungen seiner Zeit Interesse haben, oder nur den Werth leicht hingeworfener, unvollendeter Versuche in Anspruch nehmen, und er also nicht unter die deutschen Dichter gezählt werden darf; allein durch seine ästhetischen und sprachforschenden Versuche gebührt ihm ein ehrenvoller Rang unter den Pflegern und Beförderern der deutschen Sprache und Poesie. Er war oft zu eitel, ruhmbegierig, eigenwillig und streitfertig, allein in Verfolgung dessen, was er für gut und schön hielt, so ausharrend und muthvoll, so treu und unermüdlich; im Eifer für Menschenwohl und geistige Erhebung des Volkes so begeistert und aufopfernd, so wohlmeinend, redlich und kühn; ein so warmer und liebevoller Freund, ein so treubemühter Vater der Jugend, ein so hoffnungsmuthiger Vorschauer und Vorbereiter der Zukunft: daß zwar Jedermann über die auffallenden Schwächen des Mannes lächelte, allein Niemand, der ihn näher beobachtete, ihm seine Theilnahme und Achtung versagen konnte. Und so bleibt Bodmern eine nothwendige und anerkannte Stelle und ein dauerndes Verdienst in der Geschichte der deutschen Literatur, und in der Entwicklungs- und Kulturgeschichte der Schweiz.

IV. Sulzer.

Vor Bodmer waren die geiſtigen und wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen in der Schweiz vereinzelt und unzuſammenhängend; jede Stadt mit ihrem Kanton bildete eine geſonderte Abgeſchloſſenheit und nur beſondere Verhältniſſe und freundſchaftliche Verbindungen überſchritten dieſe Schranken. Durch Bodmer aber ward zuerſt das Streben nach freier, geiſtiger Aſſociation unter den Gebildeten angeregt, und es gelang dem zurückgezogen lebenden Manne für die Schweiz ein Mittel- und Vereinigungspunkt geiſtiger Kräfte zu werden, wie vor und nach ihm keinem. Wir werden daher ſehen, wie die verſchiedenſten Talente durch irgend einen Faden mit Bodmer zuſammenhängen, und wie ihre Entwicklung und Bildung durch ihn einen eigenthümlichen Anſtoß und Charakter gewonnen. Neben Zürich entfaltete ſich auch in dem von Bodmer oft beſuchten Winterthur (eine ſeiner Schweſtern war daſelbſt verheirathet) eine bisher ungewohnte geiſtige Regſamkeit, indem auf einmal Literaten und Künſtler*) entſtanden, wodurch von dieſer Zeit an das Leben daſelbſt ein durch vielſeitige geiſtige Intereſſen gehobenes blieb. Das älteſte Glied dieſes Kreiſes iſt der ſchon mehrmals erwähnte, aus Zürich gebürtige Pfarrer Joh. Heinrich Waſer, ein hypochondriſcher Mann, jedoch von großem Verſtand und ächtem Humor. Anfangs ließ er ſich in den Streit mit Gottſched hineinziehen und führte einige, freilich nicht ſehr ſchlagende Streiche; bald aber war er mit unter denjenigen, welche Bodmern durch allerlei neckiſchen Scherz vom Zanke abnehmen wollten. Wir haben oben geſehen, welchen ergötzlichen Muthwillen er mit Klopſtock und Wieland getrieben, an dem beide ihre Freude hatten. Namentlich kam Waſer mit Wieland

*) Graf, Rieter, Schellenberg ꝛc.

in ein vertrautes Verhältniß, daher auch in Wasers Schriften dessen freundliche Nachhülfe sichtbar ist. Es kamen nämlich im Jahre 1757 die „Moralischen Beobachtungen und Urtheile" heraus, zwar ohne Wasers Namen. Das Buch besteht aus witzigen Aphorismen, vornämlich über Schriftsteller, worin er besonders mit Philologen, Schulmeistern und Pedanten seinen Spaß treibt. Es ist vortrefflich geschrieben, voll gesunder Beobachtung und einfacher Lebensweisheit, freisinnig und muthig, ohne keck und unbesonnen zu sein; wobei sich namentlich ein reines, inniges, heiteres Christenthum kund thut. In demselben Jahre erschien seine Uebersetzung von Fordyce, „Anfangsgründe der moralischen Weltweisheit." In der Vorrede sagt er, diese Schrift „sei weder für Herrenhutische Christen, noch für die, welche nichts als Blut und Wunden im Munde führen, sondern für solche, welche von manchen Vorurtheilen frei sind; die sich bei der Moral nicht in einem fremden Lande befinden; die vernünftig denken können; die ein Gott und Menschen liebendes Herz haben." Wasers satyrisches Talent machte ihn auch zum nicht unglücklichen Uebersetzer des Hudibras und der Schriften von Swift. Zu der früher schon erwähnten Uebersetzung Lucians ward er veranlaßt, weil er diesen „wegen der Freimüthigkeit eines wahrheitsliebenden Mannes" schätzte. — Künzli, einen sonst gelehrten und tüchtigen Schulmann, hätten wir um einiger unbedeutenden Schriften willen nicht anzuführen, wenn nicht Bodmer wiederholt ein besonderes Aufhebens von ihm machte; allein die ganze literarische Wichtigkeit scheint nach Gedrucktem und Ungedrucktem eben nur in der unbedingten Willfährigkeit gegen Bodmer bestanden zu haben.

1. Sulzer in Magdeburg und Berlin.

Ein sehr beachtenswerther und verdienstvoller Mann dieses Kreises dagegen, der in neuerer Zeit oft nicht genug Würdigung gefunden, ist Joh. Georg Sulzer, 1720 in Winterthur geboren. Seine Bildung fiel in die frischeste Jugendblüthe Zürichs, indem er vom Jahre 1736 bis 1739 im Hause des Naturforschers Joh. Geßner lebte, und sich der besondern Theilnahme des Theologen Zimmermann, Bodmers und Breitingers erfreute. Er studierte ursprünglich Theologie, allein seine Neigung, so wie die Richtung seiner vorzüglichsten Lehrer leitete ihn auf andere Gebiete, daher er sich besonders der Mathematik und

Naturwiſſenſchaft und der Wolfiſchen Philoſophie widmete. Seine kräftige, liebenswürdige Perſönlichkeit, in welcher ſich Körper und Geiſt gleichmäßig ausgebildet hatte, verbunden mit geſelligem Talent, wobei ſich namentlich eine bedeutende Unterhaltungsgabe bemerklich machte, gab ihm frühe ſchon Freiheit und Sicherheit und einen auf praktiſche Wirkſamkeit gerichteten Sinn. Wir ſehen ihn daher von der erſten Entwicklung an bis ans Ende in allen ſeinen Beſtrebungen Einem Ziele zugewendet, nämlich die Wiſſenſchaft gemeinnützig zu machen und zur Lehrerin des Schönen und Guten zu weihen. Demnach war er als Gelehrter und Philoſoph weniger geeignet, in beſondere wiſſenſchaftliche Forſchungen ſich zu vertiefen und neue Bahnen zu brechen, als hingegen die Gedanken der Wiſſenſchaft zum Gemeingut der Gebildeten und im Leben fruchtbar zu machen. Darum hat ſeine ganze literariſche Thätigkeit vorzugsweiſe eine erzieheriſche Tendenz, und alle ſeine Leiſtungen wollen demnach hauptſächlich aus dieſem Geſichtspunkte beurtheilt ſein. Es war ihm ſtets um den Zweck und die Wirkung zu thun; daher hat keines ſeiner Werke eine Reinheit der Sprache und eine Abrundung der Darſtellung, wodurch er den deutſchen Klaſſikern beigezählt werden könnte; allein viele ſeiner Schriften zeichnen ſich durch große Klarheit der Begriffe, Einfachheit und Verſtändlichkeit aus. Da Sulzer als Nicht-Zürcher keine Ausſicht auf eine wiſſenſchaftliche Stelle in der Heimat hatte, begann er ſeine Berufsthätigkeit als Vikar in der Nähe der Alpenwelt. Dieſe Natur veranlaßte den zwanzigjährigen Jüngling zu ſeinen erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuchen, nämlich zu der „Anleitung zu nützlicher Betrachtung der ſchweizeriſchen Naturgeſchichte," und zu ſeinen „Moraliſchen Betrachtungen über die Werke der Natur." Letztere Schrift erſchien in mehrern Auflagen und wurde auch ins Franzöſiſche überſetzt. Die Darſtellung iſt auf ein gebildetes Publikum berechnet, warm und ſchwunghaft, und hat offenbar den Zweck, die religiöſen und ſittlichen Wahrheiten, ſtatt auf das Fundament der chriſtlichen Offenbarung, auf das große Leben der Natur zu gründen, um ſo in den erkalteten Sinn der Zeit von einer neuen Seite Ernſt und Erhebung zu bringen und die Religion in Verbindung mit der Philoſophie auch dem Freidenker ehrwürdig zu machen. Dieſe Verſuche gaben dem Jüngling einigen Ruf und verſchafften ihm den Auftrag einer neuen Ausgabe der Naturgeſchichte Scheuchzers, wozu deſſen urſprünglich lateiniſch geſchriebene Bergreiſen kommen ſollten. Zu dieſem Behuf unternahm Sulzer mit dem jungen

Kaspar Hirzel einige Alpenreisen, als deren Ergebniß er dem Scheuchzer'schen Werke mehrere seiner eigenen Abhandlungen beifügte. Ueber diesen naturwissenschaftlichen Beschäftigungen verlor er das Interesse für den geistlichen Beruf und wendete sich völlig dem Lehrfache zu. Allein zunächst suchte er einen weitern Spielraum für seine eigene Ausbildung und fand diesen als Haushofmeister bei einem gebildeten Kaufmann in Magdeburg, dessen Hausfreund der damals in dieser Stadt lebende Prediger Sack war. Durch diesen kam er in genaue Verbindung mit Gleim und wurde von demselben so eingenommen, daß der später so strenge Moralist sich mit einem Aufsatze „Von dem Nutzen der scherzhaften Gedichte" beschäftigte. In diesen Verhältnissen wurde Sulzer das Mittelglied zwischen dem Halberstädtisch-Hallischen Kreise und den Schweizern, woraus sich für ihn des Angenehmen und Anregenden so viel ergab. Allein wenn er mitten in die Gemeinschaft der Poeten hineingezogen wurde, so blieb er doch seiner Aufgabe getreu und bethätigte sich vornämlich für die Pädagogik. Er arbeitete daher in Magdeburg seinen „Versuch einiger vernünftigen Gedanken von der Auferziehung und Unterweisung der Kinder" aus. Sulzer war der Erste, welcher die Wolfische Philosophie klar und praktisch auf die Erziehungswissenschaft anzuwenden verstand. Besonders setzt er mit großer Einsicht den Anschauungsunterricht als die Basis der Elementarbildung auseinander; auch giebt er sehr gut die Grundzüge der Formenlehre. Nicht weniger trefflich ist, was er über die Anleitung zur eigenen Bethätigung des Kindes sagt. Schon hier zeigt sich der einfache, klare, stets unmittelbar auf das Leben gerichtete Sinn, womit er Gedanken zu entwickeln und zu einem überschaulichen und ansprechenden Ganzen, zu einer aufhellenden Uebersicht zu bringen verstand. In demselben Jahre mit dieser Schrift (1745) erschien auch eine andere Schulschrift: „Kurzer Inbegriff aller Wissenschaften," worin die Anleitung über die Behandlung der Naturwissenschaften in der Schule besonders bemerkenswerth ist. Sein Aufenthalt in Magdeburg brachte den jungen Mann mit einem auserwählten Kreise von Frauen in Verbindung, denen er sich durch seine beständige Fröhlichkeit und seine vorzügliche Gabe zu erzählen werth machte; daher lernte er auch in höhern Kreisen sich leicht bewegen und verschaffte sich zu Berlin in der Gesellschaft einen einflußreichen Eingang. Ein besonders schönes Ergebniß dieser Bestrebungen ist unter Anderm auch seine in späterer Zeit verfaßte und erst nach seinem Tode herausgegebene „Anleitung

zur Erziehung seiner Töchter," eine Schrift voll gründlicher Erfahrung, Gemüth und ungekünsteltem Sachverstand, worin er den Beweis giebt, daß er sich zum vorzüglichen Erzieher ausgebildet, weil er ein durchgearbeiteter, edler Mensch war, der seine ganze Seele in seine Aufgabe setzte. Besonders ist das Kapitel über den Anstand und das Verhältniß der Kinder zu Andern unübertrefflich, nicht weniger dasjenige über Gemüthsbildung.

Sulzer hatte außer Sack auch Spalding und Euler zu Freunden gewonnen, und diese in Verbindung mit Gleim verschafften ihm im Jahre 1747 den Ruf als Lehrer der Geometrie an das Joachimsthaler Gymnasium zu Berlin. Sulzers Vorgänger an dieser Stelle war sein Landsmann Beguelin (aus Thun) gewesen, welcher zum Erzieher des Prinzen von Preußen befördert worden war und Sulzern auch für diese Aufgabe zu seinem Gehülfen wählte. Sulzer war ein so gediegener und ehrenwerther Mann, daß er sich die Besten zu Freunden gewann, wie Ramler und Kleist. So sehr ihn das gesellige Leben in Berlin anzog und ihn nur in zu viele zerstreuende Verbindungen verwickelte, so sträubte sich doch sein gesunder Sinn gegen die leere und leichtfertige Nüchternheit der preußischen Residenz, so daß er unter Anderm im Anfange seines dortigen Aufenthaltes die Geschichte der Auferstehung Jesu Christi von Gilbert West aus dem Englischen übersetzte. In der Vorrede spricht der in Glaubenssachen so unbefangene Sulzer die Ueberzeugung aus, daß man mit diesem Werke eines Staatsmannes „einem jeden rechtschaffenen und vernünftigen Menschen kein kostbareres Geschenk machen könne, als einem Mittel zur Ueberzeugung von der christlichen Religion, dem wahren Grundsatze unserer ursprünglichen Natur, welche allen unsern Bedürfnissen vor allem aus angenehm und erwünscht sein müsse, da sie das ganze Verlangen des vernünftigen Menschen so sehr befriedige und ihm den gewissesten und sichersten Trost in allen Angelegenheiten gebe." — Im Jahre 1750 erschienen die „Unterredungen über die Schönheiten der Natur," wobei er von dem Gedanken ausgeht, daß alles andere Wissen und Denken nur mittelbare Erkenntniß Gottes sei, die Naturbetrachtung aber unmittelbare. In der Darstellung bleibt er freilich hinter seinen Mustern Plato und Shaftsbury zurück, denn seiner zwar beseelten und warmen Sprache hängt doch zu sehr die Wolfische Steifheit und die Bodmer'sche Härte und Unbeholfenheit an. Bald darauf nahm ihn der König in die Akademie der Wissenschaften auf, und zwar wurde er der Klasse für die

ſpeculative Philoſophie zugetheilt. Sulzer war bis zu ſeinem Ende ein ſehr thätiges Mitglied der Berliner Akademie, indem er in derſelben eine zuſammenhängende Reihe philoſophiſcher Abhandlungen vortrug, welche alle zum Zwecke hatten, die Gebildeten jener Zeit vom herrſchenden Materialismus zu idealer Geſinnung und ſittlicher Kraft zu leiten. Neue Ideen gab er nicht, allein er machte die philoſophiſchen Gedanken ſeiner Zeit auf eine klare und anſprechende Weiſe zum Gemeingute der gebildeten Klaſſen und erwarb ſich dadurch in ganz Deutſchland ein allgemeines Anſehen. Unter jenen Abhandlungen verdienen namentlich diejenigen über die Entwicklung des Begriffs des Genies (ein Ausdruck, welcher durch Sulzer vorzüglich in Schwung kam), „von der Energie in den Werken der ſchönen Künſte," „vom ewigen Weſen," „über einige Eigenſchaften der Seele," und „über die Unſterblichkeit der Seele" Beachtung. Es waren dieſelben urſprünglich in franzöſiſcher Sprache geſchrieben, und von Sulzer erſt ſpäter ins Deutſche übergetragen.

2. Sulzer für die Kunſt.

Eine Schrift anderer Art, ſeine „Gedanken von dem vorzüglichen Werth von Bodmers epiſchen Gedichten für Gottesfurcht, Tugend und Gelehrſamkeit," iſt eine Huldigung der Freundſchaft, welche ihm nicht unverdienten Tadel zuzog. Allein er betrachtete das Gedicht ſeines Freundes weniger von der poetiſchen als von der pädagogiſchen Seite, indem er darin ein Handbuch zu finden glaubte, welches „die Herzen junger Leute zur Tugend bilden, und ihnen Erkenntniß und edle Geſinnungen einpflanzen würde." Auch war Sulzer Bodmers Rathgeber in den phyſikaliſchen Gemälden der Urwelt im Noah geweſen, und wir haben früher geſehen, wie dankbar er für die eigene vermeinte Verewigung in dieſem Gedichte war. Wenn hierin ſein freundſchaftlicher Patriotismus zu weit gegangen war, ſo iſt das Verdienſt ſonſt nicht zu verkennen, daß er es ſich zur Pflicht gemacht hatte, ſeinem Vaterlande und deſſen geiſtigen Kräften in Deutſchland Geltung zu verſchaffen. Er bildete daher bei zunehmendem Einfluß immer mehr den Mittelpunkt zwiſchen Norddeutſchland und der Schweiz, und es gelang ihm auch in hohem Grade, einer beträchtlichen Zahl ſeiner Landsleute nützlich zu ſein. Durch ſeine Vermittlung brachten Lavater und Felix Heß beinahe ein Jahr in Spaldings Hauſe zu, wo-

durch jener den Grund zu ſeinen deutſchen Verbindungen legte, und ward der mit jenen Beiden nach Berlin gekommene Heinrich Füßli mit Sulzers Freunde Mitſchel bekannt, durch deſſen Verwendung er nach England kam, um ſich für die Malerei auszubilden. Durch Sulzer erhielt der St. Galler Wegelin eine Anſtellung an der Ritterakademie, und der Zürcher Müller, Bodmers Gehülfe bei der Herausgabe der mittelhochdeutſchen Dichtungen, am Joachimsthaler Gymnaſium; durch ihn wurde Merian von Baſel, den Müller allen andern Gelehrten Berlins vorzog, für die Philoſophie berufen, und Lambert, als Mülhauſer damals ein Schweizer, in die Akademie aufgenommen, der Nacheiferer des Leibnitz, der Tiefſinn mit Frömmigkeit, Sittenein-falt und Beſcheidenheit verband.

Unterdeſſen hatte Sulzer längſt die Materialien für das Hauptwerk ſeines Lebens zu ſammeln begonnen. Er war in den geſellſchaftlichen Kreiſen der großen Welt der preußiſchen Hauptſtadt beliebt, weil ſeine offene, kräftige Perſönlichkeit die volle Würde des Charakters mit der Anmuth leichter und lebhafter Unterhaltung zu verbinden wußte. Allein er wünſchte die höhern Stände auf eine nachhaltige Weiſe in Anſpruch zu nehmen, und glaubte das vornämlich dadurch erreichen zu können, wenn die Kunſt als Mittel zur National-Erziehung benutzt würde. Er wurde nämlich ſchon 1756 durch das Wörterbuch der ſchönen Künſte von dem Franzoſen La Combe zur Unternehmung eines ähnlichen Werkes veranlaßt. Daher erſchien nach fünfzehnjähriger Arbeit im Jahre 1771 der erſte Theil von Sulzers „Allgemeiner Theorie der ſchönen Künſte.“ Um das Publikum auf den richtigen Standpunkt zur Auffaſſung ſeiner Arbeit zu ſtellen, gab er im folgenden Jahre den Artikel des zweiten Theiles, „Künſte,“ als eine beſondere Schrift heraus, unter dem Titel: „Die ſchönen Künſte in ihrem Urſprung, ihrer wahren Natur und beſten Anwendung betrachtet.“ Wir heben die Hauptſtellen dieſer Schrift heraus, welche die beſte Fürſprache für Sulzer ſind, dem oft vorgeworfen wurde, er habe ein Werk über ſein Vermögen unternommen. Denn die hier folgenden Anſichten, wenn ſie auch nicht neu waren, beleuchteten Weſen und Werth der Kunſt aus einem Geſichtspunkte, welcher der damaligen raffinierten Welt ganz abhanden gekommen war.

„Alles in der Welt hat einen doppelten Zweck, durch Nutzbarkeit oder durch Schönheit zu dienen. Durch die Schönheit ſollte unſer Gemüth gemildert und gemäßigt werden; unſre Thätigkeit wird durch

das Interesse für die Dinge angeregt und vermehrt, wir erlangen dadurch einen feinern Lebensgenuß und werden zu edlern Menschen. Durch die Schönheit, besonders der menschlichen Gestalt, entsteht unser Glück. Das Schädliche dagegen ist auch durch die Gestalt zurückschreckend. Die schöne Kunst muß also denselben Zweck haben, alle Werke der Menschen in derselben Absicht zu verschönern, in welcher die Natur die Werke der Schöpfung verschönert. Durch Wohnung, Gärten, Geräthschaften, Sprache in ihrer Schönheit soll Geist und Herz durch Eindrücke des Schönen eine edlere Wendung nehmen. Das Wesen der schönen Künste liegt daher darin, daß sie den Gegenständen unserer Vorstellungen sinnliche Kraft einprägen; ihr Zweck ist lebhafte Rührung der Gemüther, und in ihrer Anwendung haben sie die Erhebung des Geistes und Herzens zum Augenmerke. Denn der Verstand wirkt nichts als Kenntniß, und in dieser liegt keine Kraft zu handeln. Soll die Wahrheit wirksam werden, so muß sie in Gestalt des Guten nicht erkannt, sondern empfunden werden; denn nur dieses reizt die Begehrungskräfte. Allein die reizende Kraft der schönen Künste kann leicht zum Verderben der Menschen gemißbraucht werden; darum müssen sie in ihrer Anwendung nothwendig unter der Vormundschaft der Vernunft stehen. Wegen ihres ausnehmenden Nutzens verdienen sie in der Politik durch alle ersinnlichen Mittel unterstützt und ermuntert, und durch alle Stände der Bürger ausgebreitet zu werden, und wegen des Mißbrauchs, der davon gemacht werden kann, muß eben diese Politik sie in ihren Verrichtungen einschränken. Wenn die schönen Künste, so wie sie in ihrer Natur sind, als Mittel zur Beförderung der menschlichen Glückseligkeit sollen gebraucht werden, so muß nothwendig ihre Ausbreitung bis in die niedrigen Hütten der gemeinsten Bürger dringen, und ihre Anwendung als ein wesentlicher Theil in das politische System der Regierung aufgenommen werden, und ihnen gehört ein Antheil an den Schätzen, die durch die Arbeitsamkeit des Volks zur Bestreitung des öffentlichen Aufwandes jährlich zusammengetragen werden."

Dann entwirft Sulzer einen Abriß von dem Schicksale der schönen Künste und von ihrem gegenwärtigen Zustande: „Man muß sich nicht einbilden, daß die Künste, wie gewisse mechanische Erfindungen, durch einen glücklichen Zufall, oder durch methodisches Nachdenken von Männern von Genie erfunden worden, und sich von dem Ort ihrer Geburt aus in andere Länder verbreitet haben. Sie sind in allen Ländern,

wo die Vernunft zu einiger Entwicklung gekommen ist, einheimische Pflanzen, die ohne mühsames Warten hervorwachsen; aber so wie die Früchte der Erde nehmen sie nach Beschaffenheit der Himmelsgegend, wo sie aufkeimen, und der Wartung, die auf sie gewendet wird, sehr verschiedene Formen an." Es folgen nun historische Notizen über die schönen Künste im Alterthum. „Die Griechen hatten von den schönen Künsten den richtigen Begriff, daß sie zu Bildung der Sitten und zu Unterstützung der Philosophie und selbst der Religion dienen. Darum ließen sie es auch an Aufmunterung der Künstler durch Ehre, Ruhm und andere Belohnung nicht ermangeln. Daher haben auch die Griechen ihre Kinder zuerst in der Dichtkunst unterrichten lassen, keineswegs zur Belustigung, sondern zur Bildung des Gemüths. Dieses Verdienstes rühmen sich auch die Tonkünstler — sie halten sich für Lehrer und Verbesserer der Sitten — darum nennet auch Homer die Sänger Hofmeister. Ueberhaupt kann man von den Griechen sagen, daß sie alle Künste zum gemeinen Besten angewendet haben. Man brauchte die Künstler, jede Feierlichkeit, jede öffentliche Veranstaltung, jedes wichtige öffentliche Fest zu unterstützen. Die öffentlichen Berathschlagungen, die durch Gesetze verordneten feyerlichen Lobreden auf Helden und auf Bürger, die ihr Leben im Dienste des Staates verloren hatten, die öffentlichen Denkmäler, womit große Thaten belohnt wurden, die große Menge religiöser Feste, die mit so viel Ceremonien begleitet waren, und die Schauspiele, die zu einigen dieser Feste gehörten, und auf die von Seiten der Regierung so viel Sorgfalt gewandt und so großer Aufwand gemacht worden: alles dieß verschaffte den Künstlern Gelegenheit, ihr Genie und die Kraft der schönen Künste auf die Gemüther der Menschen in voller Würkung zu zeigen. Es wurden Gesetze gemacht, um den guten Geschmack zu befördern, das Einreißen des schlechten Geschmackes und die noch schädlichere Uebertreibung des Feinen zu hemmen." — — „Aber so wie sich allmählig die edeln Empfindungen für den allgemeinen Wohlstand verloren, wie die Regenten und Vornehmen ihr Privatinteresse von den Angelegenheiten des Staates absonderten; als Liebe zum Reichthum und Geschmack an einer üppigen Lebensart die Gemüther geschwächt hatten: wurden die schönen Künste von dem öffentlichen Dienste des Staates abgerufen, bloß als Künste der Ueppigkeit getrieben, und allmählig verlor man ihre Würde aus dem Gesichte." — — —

„Der Liebe zur Pracht und Ueppigkeit ist man in neuerer Zeit die

Wiederherstellung der schönen Künste schuldig; und man wird schwerlich finden, daß ihre neuen Beschützer und Beförderer jemals aus wahrer Kenntniß ihres hohen Werthes etwas zu ihrer Vervollkommnung und Ausbreitung gethan haben. Darum sind sie noch gegenwärtig ein bloßer Schatten dessen, was sie seyn könnten. Ueberhaupt sind ihnen, nach den heutigen Verfassungen, viel von den ehmaligen Gelegenheiten, ihre Kraft zu zeigen, benommen. Unsern politischen Festen fehlet die Feierlichkeit, wobei die Künste sich in ihrem besten Lichte zeigen können. Selbst unsre gottesdienstlichen Feste fallen nicht selten sehr ins Kleine. Es geschieht bloß zufälliger Weise, daß der ursprünglichen Bestimmung der schönen Künste bei den gottesdienstlichen Festen etwas übrig geblieben ist. — — Daß die Neuern überhaupt die göttliche Kraft der schönen Künste ganz verkennen und von ihrem Nutzen niedrige Begriffe haben, erhellet am deutlichsten daraus, daß sie kaum zu etwas anderm, als zum Staat und zur Ueppigkeit gebraucht werden. Ihren Hauptsitz haben sie in den Pallästen der Großen, die dem Volke auf ewig verschlossen sind; braucht man sie zu öffentlichen Festen und Feyerlichkeiten, so geschieht es nicht in der Absicht, einen der ursprünglichen Bestimmung dieser Feyerlichkeiten gemäßen Zweck desto sicherer zu erreichen, sondern dem Pöbel die Augen zu blenden und die Großen einiger Maßen zu betäuben, damit sie den Ekel elend ausgesonnener Feyerlichkeiten nicht fühlen. Insofern sie dazu dienen, werden sie geschützt und genährt; aber wo sie noch aus Beybehaltung eines alten Herkommens zu ihrer wahren Bestimmung sich einfinden, bei dem Gottesdienste, bei öffentlichen Denkmälern, bey den Schauspielen, da werden sie für unbedeutend gehalten, und jedem wahnwitzigen Kopfe, dem es einfällt, sie zu mißhandeln, Preis gegeben. Wenn noch hier und da auf unsern Schaubühnen etwas Gutes gesehen wird; wenn unsere Dichter noch bisweilen auf den wahren Zweck arbeiten, so geschieht es doch ohne alle Mitwirkung öffentlicher Veranstaltungen. — — Würde der Künstler nicht bloß in das Cabinet des Regenten, wo dieser nichts als ein Privatmann ist, sondern an den Thron gerufen, um dort einen eben so wichtigen Auftrag zu hören, als der ist, der dem Feldherrn oder dem Verwalter der Gerechtigkeit, oder dem, der die allgemeine Landespolizei besorgt, gegeben wird; wären die Gelegenheiten, das Volk durch die schönen Künste zum Gehorsam der Gesetze und zu jeder öffentlichen Tugend zu führen, in dem allgemeinen Plane des Gesetzgebers eingewebt; so würden sich alle Kräfte des Genies ent-

wickeln, um etwas Großes hervorzubringen; und alsdann würden wir auch wieder Werke ſehen, die die beſten Werke der Alten vermuthlich übertreffen würden. Dort öffnet ſich alſo der Weg, der zur Vollkommenheit der ſchönen Künſte führt. Will man große Künſtler haben und wichtige Werke der Kunſt ſehen, ſo darf man nur Veranſtaltungen machen, daß ſolche Werke bey einem ganzen Volke Aufſehen erwecken können; daß der Künſtler von Genie Gelegenheit bekomme, ſich in dem hellen Lichte zu zeigen, das den redlichen Staatsmann umgiebt. Die Ehre, etwas zur Erhebung einer ganzen Nation beyzutragen, iſt edeln Gemüthern ein hinlänglicher Reiz, alle Kräfte des Genies anzuſtrengen. Und darauf kommt es allein an, um große Künſtler zu haben."

Gewiß iſt dieſe Grundanſicht Sulzers von der Kunſt in jener höfiſchen, volksverachtenden Zeit, dieſe Liebe zum Volke und dieſe hohe Auffaſſung ſeiner Entwicklungsfähigkeit merkwürdig: dadurch wird Sulzer als Menſch und Schriftſteller für unſere Zeit viel bedeutender; denn dieſe Erhebung über die engen Schranken der Geſinnung ſeiner Zeitgenoſſen, dieſer wahrhaft philoſophiſche, ſeiner Zeit vorauseilende Blick von der Würde des Volkes läßt die Mängel ſeines Werkes, welche dem techniſchen Geſichtspunkte aufſtoßen, verzeihlich finden. Sulzer hat alſo das Verdienſt, in der neuern Zeit das Verhältniß der Kunſt für das öffentliche Leben zuerſt richtig beſtimmt und hervorgehoben zu haben. Dieſe Tüchtigkeit und Tiefe der Geſinnung, dieſe praktiſche Zurückführung der Wiſſenſchaft auf das Leben war es, was Sulzers Freunde in Berlin, Leſſing, Mendelsſohn, Nikolai, beſonders ehrten, daher nahmen ſie auch Sulzers Theorie der ſchönen Künſte in den Literatur-Briefen und in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften mit Beifall, und wo ſie von ihm abwichen, mit Schonung auf. Dagegen unterlegte Goethe dieſelbe einer ſchärfern Prüfung; denn dem Dichter, dem Kritiker, dem Vertrauten der Kunſt mußte dieſes Werk nur zu viele Mängel darbieten, um ſo mehr, als Goethe ſich ſelbſt zu denjenigen zählte, von denen Sulzer gerügt, daß ſie mit der Kunſt „Unzucht treiben." Er ſagt daher unter Anderm*): „Es enthält dieſes Buch Nachrichten eines Mannes, der in das Land der Kunſt gereiſt iſt, allein er iſt nicht in dem Lande geboren und erzogen, hat nie darin gelebt, gelitten und genoſſen, nur Obſervationen, aber nicht Experimente hat er angeſtellt." Dann vermißt er vorzüglich die Charakteriſtik einzelner Künſte. Noch

*) Goethe's Werke, 12. Ausg. Bd. 33. S. 1.

schärfer und schlagender zersetzt er ferner die Ansicht Sulzers über das Wesen der Kunst in einer Kritik jener angeführten kleinen Schrift, worauf er folgendermaßen abschließt*): „Ihm mag sein Publikum von Schülern und Kennerchen treu bleiben, wir wissen, daß alle wahren Künstler und Liebhaber auf unserer Seite sind, die so über den Philosophen lachen werden, wie sie sich bisher über die Gelehrten beschwert haben." — Gegen diese und alle andern Angriffe rechtfertigte sich Sulzer nicht, sondern er ließ sich in der Fortsetzung seines Werkes für ein und alle Male also vernehmen: „Was in meiner Theorie wahr ist, wird ohne mühsame Vertheidigung oder Rechtfertigung sich von selbst gegen allen Tadel schützen. Der Theil meiner Theorie, der sich nicht durch seine eigene Kraft halten kann, mag in Vergessenheit fallen. Ich halte überhaupt dafür, daß ein Werk, das nicht aus eigenen innern Kräften gegen Zeit oder Tadel bestehen kann, seinen Fall verdiene, und durch keine Schutzschrift vor demselben verwahrt werden könne." Und Sulzer irrte sich nicht: sein Werk blieb bis in das gegenwärtige Jahrhundert hinein in Anerkennung und erlebte daher vier verschiedene, durch geschickte Hände vermehrte Auflagen. Wie Herder sich darüber aussprach, werden wir am Schlusse sehen. Die unbedingte Verwerfung, mit der sich in neuster Zeit ein großer Kritiker über die Sulzer'sche Theorie vernehmen läßt, ist daher eine zu große Härte. Ueberdieß scheint ein Theil derjenigen Artikel, welche am meisten Anstoß gaben, nicht von Sulzer herzurühren. Denn aus Bodmers Briefen geht hervor, daß er sechzig Artikel zum Werke seines Freundes geliefert, vorzüglich über die Alten, allein daneben kommen offenbar von ihm auch diejenigen über Dichtkunst, Fabel, Lied u. s. w., wo er seine Härten und Einseitigkeiten nicht verläugnen kann. Uebrigens anerkennt selbst Goethe die Vortrefflichkeit einzelner Artikel und mehrere derselben, welche die Grundlagen der Gedanken des Verfassers enthalten, wie Geschmack, Beredsamkeit, Rede, Schauspiel, Satyre, Ode, Musik, Charakter, Moral ꝛc. werden auch jetzt noch ein günstiges Zeugniß für den psychologischen Blick und die kernhafte Denkungsart des Verfassers ablegen, namentlich aber beweisen, in welcher Mannhaftigkeit und eigenthümlichen Tüchtigkeit sich Sulzer als Republikaner (— er hatte sich glücklich geschätzt, einen Theil seines Werkes in einem Landhause seiner Heimat auszuführen —) zu bewähren wußte, wofür freilich die Kritiker der damaligen Zeit keinen Sinn hatten. Daß sein Werk aber auch

*) Goethe's Werke, Bd. 33. S. 31.

für Künstler bedeutend war, dafür liefert eben Goethe in seinem Philipp Hackert ein Zeugniß, indem er unter Anderm in Betreff Sulzers anführt: „Diesem Manne verdankt Hackert einen großen Theil seiner frühern Bildung; auch sprach er immer mit ausgezeichneter Verehrung von ihm, und dessen Wörterbuch blieb dem Künstler bis an sein Ende kanonisch*)." — Es spricht ferner günstig für Sulzer, daß Friedrich von Blankenburg, ein naher Verwandter Kleists, aus persönlicher Hochachtung für den Mann es zur Hauptaufgabe seines Lebens machte, dessen Theorie mit literarischen Zusätzen zu vermehren und so dieselbe durch eine möglichst vollständige Sammlung der einschlagenden Literatur zu einem Repertorium für schöne Künste und Wissenschaften zu machen, dergleichen sich damals keine andere Nation rühmen konnte. Ein noch größeres Zeugniß für das Ansehen des Sulzer'schen Werkes ist, daß selbst zwanzig Jahre nachher „die Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen," an welchen Männer wie Fr. Jakobs und Manso vorzüglich thätig waren, sich als „Nachträge" zu Sulzers Theorie einführten. Von besonderer Bedeutung endlich ist der Einfluß, welchen Sulzers Werk auf Kant ausgeübt hat, wovon sich entschiedene Beweise in dessen Kritik der Urtheilskraft ergeben**). Dieses Werk erreichte also gewissermaßen den von dem Verfasser beabsichtigten Zweck und machte ihm bei den Gebildeten der höhern Stände, denen es bestimmt war, einen ehrenvollen Namen, dem zufolge erhielt er bald nachher nebst Lessing eine Aufforderung nach Wien zu kommen, da Kaiser Joseph II. die bedeutendsten Männer Deutschlands um sich versammeln wollte. Allein Sulzer hatte eine solche Verehrung und Anhänglichkeit für den großen Friedrich, daß er dessen Residenz nur mit dem Aufenthalt in seiner Heimat vertauscht hätte. Seine „Lobrede auf den König" im Jahre 1758 erhob sich daher durch die Wärme der Ueberzeugung und die würdevolle Haltung über die gewöhnliche Gattung und galt damals für eine der gelungenen rhetorischen Schriften. Er erfüllte seine Freunde

*) In seiner „Italiänischen Reise" macht Goethe mit Rücksicht auf Hackert die fernere Bemerkung: „Welch ein Unterschied ist nicht zwischen einem Menschen, der sich von innen aus auferbauen und einem, der auf die Welt wirken und sie zum Hausgebrauch belehren will! Sulzers Theorie war mir wegen ihrer falschen Grundmaxime immer verhaßt und nun sah ich, daß dieses Werk noch viel mehr enthielt, als die Leute brauchen. Die vielen Kenntnisse, die hier mitgetheilt werden, die Denkart in welcher ein so wackrer Mann als Sulzer sich beruhigte, sollten die nicht für Weltleute hinreichend seyn?"

**) Siehe Lessings Leben und Werke von Danzel. II. 87.

in der Schweiz mit Bewunderung für seinen König und nahm warmen Antheil an Allem, was Preußen zum Ruhme gereichte. So ließ er sich von dem damaligen Zuge der Berliner Welt, Außerordentliches zu sehen, hinreißen, ein Bewunderer und der erste Beschützer der vorübergehend gefeierten Karschin zu werden, welche als schlesisches Bauernmädchen die Rinder gehütet, durch Elend aller Art sich hindurchgekämpft und endlich die Aufmerksamkeit der großen Welt zu fesseln gewußt hatte. Sulzer gab daher ihre Gedichte heraus (1763) und machte weit mehr aus denselben, als eine genauere Kritik gelten lassen konnte.

Ungeachtet seiner Liebe zu Preußen hatte doch im Jahre 1764 die Sehnsucht nach der geliebten Heimat, nebst einer allmählig wachsenden Verstimmung, weil er den unterdessen in der deutschen Literatur eingetretenen Umschwung nicht gehörig verstand und demselben Rechnung zu tragen wußte, ihn zum Entschlusse bewogen, seinen Abschied zu nehmen, und er bestand darauf, obgleich der König ihm eigenhändig meldete, daß er ihn gerne behalten würde. Allein als der König die Verwendung des Grafen von Bork, eines Freundes von Sulzer, in Anspruch nahm, als auch der Prinz von Preußen in ihn drang und seine Verhältnisse ihm so angenehm als möglich gemacht wurden (nebst einer Gehaltsvermehrung hatte ihm der König dem Thiergarten gegenüber ein beträchtliches Stück Land geschenkt, um ein Landhaus bauen und einen Garten und eine Meierei anlegen zu können*): fürchtete er den Schein des Undankes auf sich zu laden und blieb. Nun verwendete ihn Friedrich vorzüglich zur Einrichtung der neuen Ritterakademie, welche unter des Königs unmittelbarer Aufsicht und auf seine Kosten eine Anzahl Edelleute zu seinem und des Landes Dienste bilden sollte. Sulzer erhielt an derselben den Unterricht in der Philosophie**), sein Freund

*) Sulzer bewies, wie auch schon zu jener Zeit ein Gelehrter mit Comfort zu leben verstand. Durch seine Frau ökonomisch unabhängig, baute er 1750 ein schönes Haus mit einem großen Garten (ein Bild desselben, gezeichnet von Lambert, gestochen von Chodowiecki, ist in der Theorie dem Artikel Perspective beigefügt). Ein Minister fand es für sich selbst nicht zu gering; denn nach dem Tode von Sulzers Gattin verkaufte es dieser an den Grafen von Bork.

**) Friedrich hatte damals an Lambert und Sulzer zwei schweizerische Philosophen, welche ein gutes Vorurtheil hinlänglich rechtfertigten. Allein da die Schweiz sich seither mit wenigen Ausnahmen auf diesem Gebiete nicht in ihrer Stärke zeigte, so nimmt sich der Ausspruch des Königs etwas komisch aus, welcher beim Vorschlage des Hannoveraners Rehberg zur Aufnahme in die Akademie antwortete: „Aus Hannover nehme ich meine Köche, meine Philosophen aber aus der Schweiz."

Wegelin denjenigen in der Geschichte. Man sieht daraus, welchen Werth Friedrich auf einen soliden und gewissenhaften Mann legte, und wie er bemüht war, die öffentliche Erziehung, und namentlich diejenige seiner nächsten Umgebung, in solche Hände zu legen statt in freigeistische. Ueberhaupt machte das praktische Geschick, der Fleiß, die Anstelligkeit und Zuverlässigkeit der Schweizer den großen König diesen besonders gewogen, so daß er außer einer beträchtlichen Zahl von Officieren namentlich auch gerne schweizerische Gelehrte und Geschäftsleute in sein Reich zog. Außer den oben angeführten haben wir früher gesehen, wie gerne er Hallern gewonnen hätte, und selbst noch in den letzten Tagen schenkte er dem Arzte Zimmermann ein besonderes Vertrauen; endlich erhielt Sulzer ebenfalls einen Schweizer zum Nachfolger, den Genfer Prevost, einen Schüler Bonnets.

3. Sulzers einflußreiche Stellung.

In seiner neuen Stellung behielt Sulzer nicht nur die Aufsicht über das Joachimsthaler Gymnasium, sondern der König vertraute ihm nebst den Predigern Sack und Spalding die Untersuchung und Verbesserung der preußischen Gymnasien überhaupt. Später erhielt er auch vom Herzog von Curland eine Einladung, ihm bei der Bildung eines neuen Gymnasiums behülflich zu sein; er folgte zwar dem Rufe nicht, allein er arbeitete die Organisation der Anstalt aus. Um indessen als Pädagoge wirklich zu leisten, was seine Anlage dafür erwarten ließ, hätte seine Thätigkeit weniger getheilt und seine Willfährigkeit geringer sein müssen, sich für allerlei Verwaltungsgeschäfte brauchen zu lassen, wozu seine vielfachen geselligen Verbindungen ihn immer wieder veranlaßten. Wegelin bedauert daher diese Gesellschaftlichkeit, welche ihn in seiner besten Zeit an einer fruchtbaren Thätigkeit gehindert, und Lessing ist bei aller Achtung bisweilen ungehalten über den vornehmthuenden Sulzer. Nichts desto weniger erschienen während seiner mühsamen Vorbereitungen für die Theorie einige werthvolle Schriften, nämlich 1765 seine „Gedanken über die beste Art die classischen Schriften der Alten mit der Jugend zu lesen," und 1767 die „Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens." Letztere Schrift ist eine Art Sprachdenklehre und zugleich Realbuch für Natur- und Völkerkunde und erhielt sich durch mehrere Auflagen als nützliches, anregendes Schulbuch.

In den letzten Jahren litt Sulzer viel durch Krankheit und Hypochondrie, und verwendete jeden leichtern Augenblick für seine gehaltreichen, nach oben gewendeten Dissertationen für die Akademie, deren letzte, kurz vor seinem Tode verfaßte diejenige über die Unsterblichkeit der Seele war. Wenn er sich in den Jahren der Leiden nach Bodmers Beispiel durch eine Umarbeitung von Shakespeare's Cymbeline versündigte, so darf dieses nicht höher angerechnet werden, als daß dieser Versuch dazu gedient hatte, ihn seine Krankheit vergessen zu machen. Ein sehr angenehmes und verständiges Buch ist endlich das von Zimmermann nach Sulzers Tod herausgegebene „Tagebuch einer in den Jahren 1776 und 1777 gethanen Reise nach den mittäglichen Ländern von Europa," welches vorher zum Theil im deutschen Museum erschienen war und als ein Muster von Länderbeschreibung und Beobachtungsgabe angesehen worden. Der kranke Mann zeichnet nämlich seine Beobachtungen mit aller Frische und Lebendigkeit, und ist besonders in der Darstellung über Volksart und geselliges Leben sehr klar und befriedigend, so daß das Buch gegenwärtig noch unter die guten Reisebeschreibungen gezählt werden darf. — Erst kurz vor seinem Tode (1779) sah er einmal seinen König und benutzte diese Gelegenheit, um ihm freimüthig den damaligen religiösen Zustand in seinem Lande zu schildern und ihm Interesse für das Evangelium beizubringen, welches Spalding, Teller und Eberhard predigten; worauf indessen der König nichts zu sagen hatte, als: C'est respectable. Als aber beim gleichen Anlasse Sulzer Gelegenheit nahm, ebenfalls in Uebereinstimmung mit der Ansicht jener Männer von der Vortrefflichkeit der Menschennatur zu sprechen, so erhielt er vom großen Könige jene bekannte Antwort, worin seine Erfahrung mit dem Christenthum übereinstimmt: „Glauben Sie nicht daran; Ihr Herren Gelehrten könnet die menschliche Natur nicht kennen. Aber glauben Sie einem Manne, welcher seit dreißig Jahren den Beruf hat, König zu sein, es ist mit wenigen Ausnahmen eine schlechte Race; man muß sie im Zaum halten." — Daß Sulzer unter seinen zahlreichen Freunden einen tiefen Eindruck zurückgelassen, geht deutlich aus dessen beiden Biographien hervor. Denn nicht nur der liebevolle und überfließende Hirzel, sondern auch der nüchterne Blankenburg lehren uns in Sulzer einen Mann kennen, dessen Leben sich durch eine schöne Einheit und innere Uebereinstimmung auszeichnete, so daß wir ihn auf dem gleichen Wege in stets fortschreitender Entwicklung und Reife sehen, und wenn nicht einen großen Geist, doch einen achtungs-

würdigen und wohlthätig wirkenden Mann lieben lernen. Viele ihn überlebende Zeitgenoſſen in Deutſchland und der Schweiz hielten ihn in hohen Ehren: das bezeugen namentlich auch die Briefe von Johannes Müller. Allein ſtatt anderer Zeugniſſe laſſen wir noch das umfaſſende Urtheil Herders über Sulzer folgen *):

„Sulzers Verdienſte ſind die eines Pädagogen und Philoſophen, beide Worte im edelſten Verſtande genommen. Der Rang, den er als Naturkündiger und Mathematiker haben möchte, iſt außer meinem Urtheil. Als praktiſchen Philoſophen über die Erziehung und Unterweiſung der Kinder kündigte ihn früh ein kleiner Verſuch (über Auferziehung und Unterweiſung der Kinder) an; ſein kurzer Inbegriff der Wiſſenſchaften, ſeine Vorübungen, die Einrichtung des Mitauiſchen Gymnaſiums, und viele Verdienſte, die er ſich um das Schulweſen in Berlin und andern Preußiſchen Ländern erworben, haben durch Rath und That dieſen kleinen Verſuch erhöhet. Wenn es nun wirklich keine nützlichere Philoſophie giebt, als die den Menſchen, das Kind; den Jüngling bildet, ſo hat Sulzer einen Rang über manchem ſcharfſinnigen und nutzloſen Erfinder. Ich ſetze in dieſes Fach auch einige ſeiner Schriftchen, die er über die Werke und Schönheit der Natur, über den Werth der Noachide, über die beſſere Anwendung der Künſte und ſonſt geſchrieben. Sie lehren keine neue Wahrheiten, aber ſie wenden alte gute Wahrheiten angenehm, faßlich, nützlich an. Ueber die Noachide iſt Sulzer eigentlich kein ſtrenger Kunſtrichter, ſondern ein Freund des Dichters, der die moraliſchen Schönheiten ſeines Gedichts entwickelt und der Jugend anpreiſet; wie er es auch im großen Wörterbuche der Künſte oft gethan hat. Der moraliſche Nutzen, auf den er überall die Künſte und jede ſchöne Wiſſenſchaft angewendet wiſſen will, iſt edel und wünſchenswerth, vielleicht aber nicht immer, inſonderheit auf den Wegen, die er vorſchlägt, erreichbar; nicht etwa nur äußerer Hinderniſſe, ſondern hie und da des Begriffs der Kunſt ſelbſt wegen. Indeſſen ſind bei der großen Zweckloſigkeit und den zum Theil ſchändlichen Mißbräuchen, in die die beſten derſelben gerathen ſind, zu unſrer Zeit auch Platoniſche Gedanken und Wünſche hierüber ſchätzbar. Als Philoſoph war Sulzer ein Philoſoph des geſunden Verſtandes, der planen, nicht ſpitzfündigen Vernunft. Pſychologie war das Feld, wo ihm die Zerlegung der Begriffe am meiſten glückte. Und giebt es in der ganzen Philoſophie ein ange-

*) Deutſcher Merkur 1781. October S. 30—35.

nehmeres, nützlicheres Feld, als dieſes? Seine Theorie der angenehmen Empfindungen, ſeine Abhandlungen über Sprache und Vernunft, über dunkle Begriffe und Triebe, zuletzt über das Weſen und die Unſterblichkeit der Seele ſind voll ſchöner Wahrnehmungen. Wenn ſie die Begriffe nicht allemahl zur vollſtändigſten Deutlichkeit heben, ſo ziehen ſie doch aus der Tiefe ans helle, klare Sonnenlicht hervor, und ſind dem Leſer, inſonderheit dem ſich bildenden Jünglinge ſo unterhaltend als aufmunternd. Die Leiter, auf der der Philoſoph emporſteigt, läßt er ſtehen, und zieht ſie nicht ſtracks nach ſich; ein anderer kann und mag weiter ſteigen. Das größeſte Gebäude endlich, das Sulzer errichtete, iſt ſein Wörterbuch der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte; ein bädaliſches, vielleicht unvollendetes und nie zu vollendendes Gebäude, das ſeinen Erbauer aber, wenn es auch nur der erſte Erbauer wäre, gewiß nicht ohne Kranz ließe. An der Peterskirche in Rom haben viele gebauet, weil das Werk über Eines Menſchen Leben hinausreichte; ſelbſt der Plan derſelben ward einigemal geändert; das Gebäude kam indeſſen doch einmal zu Stande, und auch denen, die die Vollendung nicht erlebten, bleibt ihr Ruhm. Es iſt wohl unleugbar, daß Sulzer den Plan, den er in den Literaturbriefen bekannt machte, nicht ganz erreicht hat. Er war nicht der einzige Arbeiter; Ein Mann konnte bei ſo verſchiedenen Künſten nicht jedem Begriffe, jedem Hauptworte auf den Grund kommen; noch weniger in der für jede zuſammenhangende Philoſophie fatalen Form eines zertrennenden Wörterbuchs, jeden Begriff, dem rechten Verhältniſſe nach, an Ort und Stelle führen; noch weniger, da bei verſchiedenen Künſten verſchiedene Mitarbeiter waren, die gemeinſchaftlichen Ideen verſchiedener Künſte auf dem kürzeſten Wege zu ihrer klaren Quelle leiten u. ſ. f. Aber wer wird Unmöglichkeiten fordern? Wer einem, und zwar dem erſten Verſuche, das Geſchäft vieler Männer, vielleicht ganzer Jahrhunderte zumuthen? Sulzer hat angefangen; man baue weiter. Man binde, leite, ſimpliſicire die Begriffe, wo ſie noch nicht recht gebunden und ſimpliſicirt ſind; man ſtelle die Künſte und ihre Theile mit mehrerem Verhältniß gegen einander, als ſich bei dem erſten Ueberblick eines Labyrinths von Gedanken und Worten thun ließ; inſonderheit führe man auch die Begriffe der Kunſt genetiſcher in ihre Geſchichte, und ſchärfe hie und da, was bei Sulzer zu rund, zu allgemein geſagt ſein möchte. Das Werk, wie es iſt, iſt ein Denkmal des philoſophiſchen Sinnes der Deutſchen, mit La Combe und ähnlichen Büchern ſo wenig zu vergleichen, als der Palaſt mit einer

Marktbude. Wenn man Sulzer zum Theil ſtrenge beurtheilt hat, ſo kam es davon her, daß man ihn nach ſeinem eigenen Plane beurtheilte, und in dieſen hohen Ideen lange auf das Werk gewartet hatte; kurz, weil man ihn als Sulzer beurtheilte. Jetzt iſt wohl niemand in Deutſchland, der den Werth ſeines Buches verkennt; und auch ſelbſt die Mängel desſelben, daß Sulzer ſich mehr auf dem Wege des ſchlichten, geſunden Verſtandes hielt, als nach Höhen und Abgründen der Spekulation einzelner ſeiner Begriffe umherkletterte, ſind zum allgemeinen Gebrauch des Buchs Empfehlung. Die ſchönſten Artikel in ihm ſind auch pſychologiſch und pädagogiſch; hierunter ſind manche, die für ganze Abhandlungen der Akademie gelten möchten. In dieſem Werk iſt Sulzer eine ganze Akademie ſelbſt. In den letzten Jahren ſeines Lebens that der kranke Weltweiſe eine Reiſe durch die ſchönſten Gegenden Europens, um noch mit den letzten Blicken der Dankbarkeit die Schönheit einer Natur zu genießen, die er in ſeinen frühern Jahren ſo wahr, ſo fromm und edel geprieſen hatte. Er hoffte aus ihr noch Athem der Geſundheit zu holen: ſie konnte, ſie ſollte ihm aber denſelben für dieſe Welt nicht mehr geben. Er gieng mit Geſinnungen, die ein Brief von Spalding in ſeinen letzten Tagen beſchreibt, in eine ſchönere Natur Gottes über."

V. Hirzel.

1. Hirzels gemeinnützige Bestrebungen.

Sulzer war der älteste Zögling der Zürcher Schule und zugleich der einzige nicht unmittelbare Mitbürger Bodmers und Breitingers. Allein auf ihn folgte eine solche Zahl in der Literatur bedeutender Zürcher, wie keine andere Stadt von ähnlichem Umfange zu gleicher Zeit aufweisen kann. Zu den allgemeinen Ursachen, welche zu jener Zeit günstig auf die Entwicklung der Literatur in der Schweiz wirkten, kamen in Zürich mehrere fördernde Umstände hinzu. Die Bevölkerung Zürichs war von jeher eine geistbegabte, denkende und geistig strebsame und hatte daher in allen Gebieten des Lebens, in Gewerb und Handel, in Staat und Kirche, in Wissenschaft und Kunst vielfache Talente an den Tag gelegt und so stets eine große Mannigfaltigkeit von Begabungen und Kräften erwiesen. Dazu gesellte sich ein außerordentlicher Wetteifer in Förderung der Ehre der Republik und das allgemeine Streben, das Mögliche zur Bewahrung eines ehrenvollen Namens der theuren Stadt beizutragen. Bodmer namentlich wußte diesen Eifer aufs Höchste zu steigern, und Staatsmänner, Förderer des Gemeinwohls, Lehrer, Schöngeister, Künstler mit einem Gemeingeist, einer Begeisterung und einer Zuversicht zu erfüllen, so daß Jeder für sich nach dem Höchsten rang und alle zusammen wieder in der Förderung und dem Ruhme der geliebten Vaterstadt sich ermunterten. Zudem hatten in der jüngst vorangehenden Zeit die Naturforscher, namentlich Johannes von Muralt und Joh. Jak. Scheuchzer die Geister aufgehellt, von den theologischen Zänkereien abgeleitet und für eine freie, heitere Lebensansicht empfänglich gemacht. Dieser frischen Regsamkeit und Strebsamkeit kam ein allgemeiner, solider Wohlstand zu Hülfe, der, während er sich bei den

Weltleuten in einem großen Luxus zu entfalten begann, es den Geistigen und Gebildeten desto leichter machte, für Einfachheit und Natureinfalt zu schwärmen, sich von einer heitern Lebensphilosophie leiten zu lassen, für alles Edle und Schöne thätig zu sein und die Beförderung des Menschenglücks und der Volkswohlfahrt insbesondere zu ihrer Lebensaufgabe zu machen. Von der Schweiz und namentlich von Zürich aus ging der Anstoß zu jenen gemeinnützigen, auf Verbesserung der Volkszustände gerichteten Bestrebungen, ursprünglich von Bodmer angeregt, aber dann vorzüglich von Hirzel ins Leben gerufen.

Joh. Kaspar Hirzel (1725—1803) ist in dem Zürcher Kreise ein vorzüglich beachtenswerther Mann. Der lebhafte, nach Idealen ringende, nach geistreichen und gemüthvollen Freunden verlangende, nach Ruhm dürstende Jüngling ließ sich ungeachtet aller Bemühungen Bodmers durch denselben nicht auf die literarische Bahn hinüberziehen, und war klug genug, seinen zufälligen dichterischen Versuchen keinen Werth beizumessen. Erst als eine auf thatkräftige Wirksamkeit gerichtete Lebensaufgabe, zur Nachhülfe der That, auch das Wort verlangte, ward er zum Schriftsteller. Wir haben schon früher gesehen, daß Bodmer Hirzels Aufenthalt in Deutschland benutzt hatte, um durch ihn im deutschen Norden Verbindungen anzuknüpfen. Er brachte nämlich ein Jahr als Gehülfe bei einem Arzte in Potsdam zu, wo er in genaue Verbindung mit Kleist trat und Gleim, Ramler und Andere kennen lernte. Wir haben ferner gesehen, wie er nach einigen Jahren durch Klopstocks Besuch in Zürich entzückt war und jene berühmte Seefahrt an Kleist beschrieb, den er bald selbst bei sich sehen sollte. Nach Bodmers Vorbild strebte auch Hirzel nach jener idealen Freundschaft, welche sich eine hohe Verherrlichung des Freundes zur Pflicht machte, und denselben mit einem poetischen Zauber umgab. Hirzel war eine durchaus edle, für alles Schöne empfängliche, liebenswürdige und umgängliche Persönlichkeit; noch mehr aber: sein ganzes langes Leben war einer rastlosen Thätigkeit für Menschenwohl gewidmet, und mit immer gleicher Begeisterung blieb er dieser Lebensaufgabe treu: daher ihn seine Mitbürger mit Recht „Hirzel den Menschenfreund“ nannten. Gerade bei diesem trefflichen Manne sehen wir aber in ganz besondern Maße jene pathetische und sentimentale Rhetorik, welche den schweizerischen Schriftstellern jener Zeit zum Vorwurfe gemacht wird. Man kann nämlich nicht läugnen, daß oft in der Darstellung etwas Gemachtes und Geschraubtes liegt, das weder Natürlichkeit noch Empfin-

dung des Herzens war. Es wirkten aber mehrere Gründe zu dieser etwas unnatürlichen Manier. Zuerst war in der damaligen Zeit das Mißverhältniß nicht ohne Einfluß, daß die deutsche Schriftsprache von den Schweizern fast wie eine fremde Sprache erlernt werden mußte, so daß leicht eine gewisse Phrasenhaftigkeit eintrat, und daher eine leichte, scherzhafte, conversionelle Handhabung der Sprache weniger statthaben konnte. Ein specieller Grund war das enge, schaale öffentliche Leben der damaligen Schweiz, welchem gegenüber eine kleine Zahl hochsinniger Männer das Vaterland mit warmer Begeisterung umfaßten und dasselbe in seiner alten Herrlichkeit, im Glanze der Heldenzeit zu schauen sich gewöhnten, so wie sie überhaupt mit lebendiger Gemüthskraft die Welt von der idealen Seite nahmen. Dadurch traten sie zum öffentlichen Leben in eine gewisse einsiedlerische Entfernung, wurden vom Staate bisweilen als gefährlich, von der Menge als Sonderlinge angesehen; mit um so größerer Wärme flüchteten sie sich dagegen in ihre geistige Welt und weihten ihr in den Schriften eine schwärmerische Verehrung; namentlich aber trugen sie die höchste Liebe auf die kleine Zahl der Eingeweihten und Gleichgesinnten über. Dieser Geist besonderer Verbindung und Verbrüderung gab ihrer Stellung und Mittheilung im Verhältniß zum Publikum schon an sich eine gewisse Feierlichkeit: das hätte im Gefühl ihrer Ueberlegenheit, bei der bisweilen erfahrenen Unempfänglichkeit und Beschränktheit ihres Publikums oder ihrer Censur, und bei der heitern und freien Geselligkeit, welche in ihrem Kreise herrschte, zur Satyre führen müssen, wie anfangs Bodmer sie handhabte und später sie sich bei Sal. Geßner und Pestalozzi hervordrängen wollte. Allein sie waren zu wohlmeinende Patrioten und zu treue Bürger, um zu einem Mittel der Darstellung zu greifen, welches wohl züchtigt und aufregt, aber nicht bessert und bildet. Um daher neben dem größern Publikum auch auf ihre nächste Umgebung zu wirken und um den Bedenklichen keinen Anstoß zu geben, suchten sie sich vornämlich durch herzliche Ansprache, eindringliche Beredsamkeit, Gemüthserhebung und sittlichen Adel Eingang zu verschaffen. Dazu kam der besondere Umstand, daß die Klopstock'sche Poesie nicht nur vollkommen zu dieser Gesinnung und Darstellungsweise paßte und sie nähren mußte, sondern daß sie den Dichter selbst in ihrer Mitte hatten und ihn in der ganzen Ueberschwänglichkeit seiner jugendlichen Gefühle lieben lernten. Wie er auf Hirzel gewirkt, haben wir schon von diesem selbst gehört. Zur Charakteristik dieses Mannes dürfen wir nicht vorübergehen, wie ihn der

Zwieſpalt zwiſchen Bodmer und Klopſtock wahrhaft unglücklich machte. In ſeiner liebenden Weiſe hätte er Beiden mit voller Seele ergeben ſein mögen; allein die Schroffheit Beider litt kein Schwanken und ſo erzürnte er Beide. Klopſtock nannte ihn daher „zweiſeelig.“ Auch bei Bodmer währte es mehrere Jahre, bis er ihm ſeine volle Freundſchaft wieder ſchenkte, indem Zellweger ihn begütigte*). Denn ſo viel Werth er auf Bodmers Vertrauen ſetzte, ſo wollte er es nicht mit ſeiner Selbſtändigkeit erkaufen, indem er bei aller Weichheit des Gemüths ein eigenthümlicher Menſch und ſelbſtändiger Charakter war, der auf Bodmer nur ſo viel einging, als ſeine perſönliche Achtung und ſein Verlangen nach allgemein menſchlicher Bildung ihm räthlich machten. Denn er ſteckte ſich ſein Ziel genau, indem er weder auf ein ſpecielles Gebiet der Gelehrſamkeit ſich einließ, noch in allgemeine Schöngeiſterei ſich verflachte. Er wollte als Arzt und Bürger das rein Menſchliche ſuchen, ſich deſſen freuen und es befördern. Dieſes Streben ſieht man ſchon in ſeiner akademiſchen Diſſertation, welche „von dem Einfluß der Fröhlichkeit auf die Geſundheit des Menſchen“ handelte. Er war von frühe an eines der eifrigſten Mitglieder der neugeſtifteten naturforſchenden Geſellſchaft von Zürich, welcher Heidegger ſeine beſondere Theilnahme ſchenkte und deren würdiger Vorſtand Joh. Geßner, Hallers Freund, war, bis nach ſeinem Tode Hirzel an deſſen Stelle trat. Als die Geſellſchaft ſich das erſte Mal in ihrer ſeither bleibenden Wohnſtätte, dem ſchönen Zunfthauſe zur Meiſen, im Jahre 1757 verſammelte, ſprach Hirzel über die Vortheile der naturforſchenden Geſellſchaften für das menſchliche Geſchlecht und das Vaterland. Bald ſuchte er dieſe Geſellſchaft für den Landbau nützlich zu machen, und daher wurden eine Anzahl verſtändiger Bauern zur Berathung herbeigezogen, deren verſchiedene Mittheilungen mannigfache Anregung und Belehrung boten. Hirzel begnügte ſich indeſſen nicht mit der innigſten Theilnahme an dem Verſtande und der Tüchtigkeit dieſer braven Landleute, ſondern er verlangte nach der Richtung jener Zeit nach einem Ideal eines Bauers, nach

*) Zellweger läßt ſich an Bodmer über Hirzel alſo vernehmen: „Mr le Dr. Hirzel a l'esprit juste mais le sang bouillonnant, supportez le jusqu'à ce que ses humeurs seront murs (pour ainsi dire); vous verrez qu'il deviendra un des grands génies de notre siècle: il est avide d'apprendre, il sait discerner le vrai du faux, il aime la bonne et simple nature, deteste l'artifice et l'affectation, il posséde outre cela beaucoup de vivacité; s'il donne encore dans les bagatelles et les airs bruyans, imputez le à la jeunesse bouillante et à l'air Z . . . . .“

einem Genie des Landbaus: und er fand auch ein solches. So viel ist gewiß, sein „Kleinjogg" war ein vorzüglicher Mann; denn in Hirzels berühmtem Buche, „Die Wirthschaft eines philosophischen Bauers" (1761), sind gerade diejenigen Abschnitte die vorzüglichsten und anziehendsten, wo er nur einfach berichtet. Es war ihm nicht darum zu thun, ein Buch zu schreiben; sondern seine erste Arbeit über Kleinjogg war nur eine Rede an die naturforschende Gesellschaft, einen zahlreichen Verein von Gebildeten verschiedener Stände, dessen geringere Zahl aus Fachmännern bestand: daher auch die breite rhetorische Einleitung des Vortrags. Allein so wie Hirzel auf die Wirthschaft seines Bauers eintritt, wird Alles lebendig. Er führt uns denselben handelnd und redend ein, führt uns von einem Geschäfte zum andern, weiß den ganzen erfreulichen Eindruck in aller Frische wieder zu geben, welchen er selbst beim ersten Anblick dieser Zustände und dieser Thätigkeit empfand. Wir lernen den Kleinjogg auf eine leichte und anmuthige Weise kennen, indem Hirzel namentlich mit einem tiefen psychologischen Blick und einem feinen Geschicke die Sinnesart des Mannes bei der Darstellung seiner verschiedenen Verrichtungen in Haus und Feld zu entfalten weiß. So erschien gleichsam zufällig in dem Kleinjogg das erste jener Reihe eigenthümlicher schweizerischer Volksbücher, und so wurde durch Hirzel einer der schönsten Zweige der Literatur seines Vaterlandes eröffnet. Mochte Goethe, welcher für das Volk, wie für seine Thätigkeit gleich wenig Sinn und Seele hatte, von Hirzel an Lavater*) schreiben: „Was dieser Mensch von sich giebt, ist mir scheußlich;" — Mirabeau dagegen, ein besserer Kenner von beiden, erklärte „dieses Werk für eines der nützlichsten, das je ans Licht kam." Daher erschien dasselbe auch in verschiedenen Auflagen und wurde fast in alle europäische Sprachen übersetzt. Später folgte noch eine „Beilage von Briefen" zu Kleinjogg, deren Veranlassung Hirzel also angiebt: „Meine Arbeit machte Kleinjogg vollends in unserer ganzen Stadt bekannt, und es war niemand, der ihn nicht sehen und anhören wollte. Die einen, weil sein Bild sie lebhaft gerührt hatte, die andern, weil sie sich schmeichelten durch den Umgang mit diesem Mann von der Falschheit seines Gemähldes überzeugt zu werden. Diese konnten es nicht verdauen, daß ein einfältiger

*) Einen vortrefflichen Beitrag zur Charakteristik Kleinjoggs giebt Lavater selbst — Handbibliothek für Freunde. IV. 1790. S. 21—24, wo er des Bauers gesunde Urtheile in der Volkssprache anführt.

Bauer weiser und erleuchteter seyn soll als viele oberkeitliche Personen, als Geistliche von Ansehen, als Gelehrte, ja selbst als viele der reichsten Kaufleute. Sie behaupteten in allen Gesellschaften mit großem Eifer, daß dieses unmöglich sey. Man ließ also von allen Orten her Kleinjoggen zu sich kommen, und aller Orten redete er mit so viel Freymüthigkeit und mit so viel Verstand, daß der Neid selbst gezwungen wurde ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und alle Leute von Verstand und Tugend schenkten ihm ihre Freundschaft." — Im ersten Briefe der Beilagen giebt Hirzel das Verfahren an, welches Kleinjogg in der Verbesserung eines ihm in Pacht gegebenen obrigkeitlichen Gutes einschlug; in einem zweiten an Gleim schildert er die merkwürdige Scene, als er Kleinjoggen in die helvetische Gesellschaft einführte und unter Andern der Prinz Ludwig von Würtemberg diesen Philosophen im Kittel an seine Brust drückte. In einem fernern werden die Wirkungen angegeben, welche Kleinjoggs praktische Versuche durch die Vermittelung der naturforschenden Gesellschaft auf die Landleute im Kanton Zürich ausübten. In einem Brief an den Grafen von Hohenwart, den Erzieher Kaiser Josephs II., giebt er den gegenseitigen Einfluß der Landwirthschaft und der Industrie an. — Dreißig Jahre nach dem ersten Erscheinen des Kleinjogg gab Hirzel „Auserlesene Schriften zur Beförderung der Landwirthschaft und der häuslichen und bürgerlichen Wohlfahrt" heraus (1792), worin er nebst den frühern Schriften auch noch einige anziehende Nachträge über Kleinjogg lieferte, nämlich „Kleinjoggs Sandgrube" und „Ein Feiertag, bei neuer Prüfung von Kleinjoggs Philosophie." Wir stoßen zwar in allen diesen Stücken auf eine idealisierende Ueberschwänglichkeit, welche oft um so überfließender ist, als Hirzel gewöhnlich mit fliegender Feder schrieb. Allein er war einmal überzeugt, von der einfachen Menschennatur nicht hoch genug denken zu können, und indem der Republikaner also dem Weisen im Kittel seine ganze Liebe schenkte, stellte er sich geflissentlich den Schmeichlern der Großen entgegen. Unter den Aufsätzen der letzten Sammlung ist besonders bemerkenswerth die Abhandlung über die Frage: „Ist die Handelschaft unserm Ländchen schädlich oder nützlich in Absicht auf den Feldbau und die Sitten des Volks?" In derselben giebt er eine sehr gehaltreiche und gründliche Beschreibung von dem Landbau, der Fabrikthätigkeit und den Sitten in den verschiedenen Theilen des Kantons Zürich. Der Brief aber — „Etwas über Aufklärung und

Volkserleuchtung dieser Zeit" — zeigt Hirzels durchgebildete Lebensphilosophie von einer so schönen Seite, daß wir eine Stelle als Beleg anführen wollen: „Zu dem aufgeblähten Vielwissen unserer Zeit mag nicht wenig der an sich löbliche Eifer in den Schulverbesserungen beygetragen haben. Rousseau's hinreißende Beredsamkeit in seinem Emil erweckte ein allgemeines Mitleiden mit der Jugend, welche unter dem Druck tyrannischer Schulanstalten einen beträchtlichen und schönsten Theil des Lebens, den Genuß des Daseyns verliere, und unter beständigem Zwang und tödtender Langweile hinbringen müsse, und doch am Ende sehr geringen Nutzen gewinne. Er wollte seinem Emil die nöthigen Kenntnisse ohne Zwang beybringen, und ihm nun Gelegenheit verschaffen, unter Fröhlichkeit und Spiel sich solche zu sammeln. Ein Basedow verbreitete dieses Mitleiden mit seiner feurigen Beredsamkeit durch ganz Deutschland, und gab seinen Schulanstalten den Namen von Philanthropinen — menschenliebenden Anstalten. In solchen sollte das Lernen zum Spiel gemacht und aller Zwang abgeschafft werden. Diese Methode ward auch in die Häuser eingeführt. Durch Kupferstiche, Maschinen, Spielkarten, und andere Spiele, welche Darstellungen von Sachen, die man ihnen bekannt machen wollte, enthielten, wurden die Kinder zur Neugierde gereizt, die man durch Erklärung derselben befriedigte, und so unvermerkt, historische, geographische, physische auch religiöse Kenntnisse in die zarten Gemüther brachte, oder man suchte durch Erzählungen von moralischen Geschichten Empfindungen des Guten und Schönen, Hochachtung für Tugend und Verdienst, Mitleiden gegen Armuth und Elend u. s. f. aufzuwecken. In der That gibt es eines der reizendsten Vergnügen, dergleichen kleine menschliche Papageyen ihr erlerntes hersagen zu hören. Weisheit und Tugend keimen hier sehr leicht und zeigen sich in schönster Blüthe, wie in den Treibbetten die darein gesäten Pflanzen. Aber ward nicht dadurch auch ein Hang zur Gemächlichkeit, Weichlichkeit und Scheu vor allem Mühsamen und Widrigen zugleich in die zarten Herzen verpflanzet? Blieben nicht die Fähigkeiten der Seele, die nur durch Uebung und Anstrengung zu ihrer wahren Stärke gebracht werden, mehrmal schwach, und die Kenntnisse nur auf der Oberfläche liegen? Sahe man nicht mehrmal, auf das Erwarten der größten Seelenstärke, am Ende schwache, magere Halbköpfe, die durch Empfindeleyen mehr Mitleiden als Hochachtung erweckten? Wartete man nicht oft vergebens auf Früchte in großen Handlungen, und es zeigten

ſich hingegen Gemächlichkeit und Schwäche, die bey dem geringſten Sturm von Hinderniſſen den Sittenhelden ohnmächtig hinſinken ließen? Und ſahen wir nicht oft ſolch unverwahrte Seelen ganz ausarten? Wenn ſie in der großen Welt den Verführungen ausgeſetzt wurden; daß ſtatt Tugendhelden die weichlichſten Wohllüſtlinge erſchienen. Die ſchönſten Pflänzchen im Treibbette geben bald die ſchönſten Blümchen; aber die Fruchttheilchen werden geil und arten in falſche Blumenblätter aus, die zwar ein ſchönes Schauſpiel geben, aber bald ohne Frucht verwelken. Hingegen ſiehet man viele Beyſpiele, daß in den ſchlechteſten Schulen, unter dem Zwang der grammatiſchen Erziehung, die beſten Eigenſchaften der Seele, Fleiß, Aufmerkſamkeit, Unterwerfung unter Geſetz und Ordnung, anhaltende Geduld erweckt werden, die nachher bei einem Geniedrang Wunderſchritte im Fortgang der Gelehrſamkeit veranlaſſen, wenn der Schüler ſich in freyer Luft, mit den geſchärften Fähigkeiten ſelbſt in den Gefilden derſelben umſiehet, und mit beſonderm Eifer arbeitet."

2. Hirzels Biographien.

Die auf die erſte Herausgabe des Kleinjogg zunächſt folgende Schrift Hirzels war ein Denkmal des Dr. Laurenz Zellweger, womit ihn die helvetiſche Geſellſchaft beauftragt hatte, zum Dank für den „patriotiſchen Abſchied," welchen Zellweger dieſem neu entſtandenen Vereine gewidmet hatte. So anmuthig in dieſer Schrift die vorangehende Beſchreibung von Land und Volk von Appenzell iſt und ſo liebevoll Hirzel Bodmers Freund zeichnet, ſo iſt denn doch dieſe Skizze zu einer ſolchen idealen Höhe hinaufgeſchraubt, daß von des Appenzellers geſundem, nüchternem Lebensblick, von ſeinem treffenden Verſtand und ſeinem derben Humor, wodurch er ſeine Freunde von der Verſtiegenheit immer wieder zur wirklichen Welt und auf die einfachen Erfahrungen des Lebens zurückwies und ihnen ſomit am meiſten nützte, — nichts mehr zu finden iſt. Freilich hatten dieſe Freunde und Verehrer mit ihren unendlichen Verherrlichungen und Ueberhebungen es endlich Zellwegern auch angethan, ſo daß er ihnen an Sentimentalität und Pathos nichts mehr nachgab, wie gerade ſein patriotiſcher Abſchied an die Schinznacher beweiſt. Eines der ſchönſten Verdienſte Hirzels war die Organiſierung und Konſolidierung eben dieſer Helvetiſchen, oder vom Orte ihrer gewöhnlichen Zuſammenkunft genannt, Schinz-

nacher Gesellschaft. Zwar hatte auch dazu Bodmer die erste Anregung gegeben und den Gedanken seinem jüngern Freunde Hirzel mitgetheilt. Um zu wissen, wie wohlthätig damals dieses Unternehmen war, muß man bedenken, daß zu jener Zeit noch keine allgemeine Gesellschaft in der Schweiz bestand, daß höchst selten Jemand seinen Ort verließ, außer in bestimmten Geschäften, daß die Regierungen mit scheelem Auge jede Aeußerung freier Gesinnung überwachten, und daß namentlich auch die Geschichte des Vaterlandes im Allgemeinen und im Einzelnen noch in ein tiefes Dunkel begraben war. Unter diesen Umständen war es also ein großer Gewinn, daß gebildete und einflußreiche Männer aus verschiedenen Kantonen in offener Geselligkeit zu freiem Austausche der Gedanken zusammenkamen. Diese helvetische Gesellschaft war die erste regelmäßige allgemeine Gesellschaft der Schweiz, die zu denjenigen für andere vaterländische und wissenschaftliche Zwecke den Anstoß gegeben, und kann daher als die Mutter solcher Vereine im In- und Auslande angesehen werden. Im Jahre 1761 kam die helvetische Gesellschaft zum ersten Male in Schinznach zusammen, nachdem die Verabredung zu dieser Zusammenkunft im Hause des Isaak Iselin in Basel getroffen worden. Es waren der Freunde nur neun von Zürich und Basel nebst einigen zufälligen Gästen. Im folgenden Jahre konstituierte sich die Gesellschaft und setzte ihre von Hirzel entworfenen Statuten fest, denen zufolge sie sich die Aufgabe stellte, eine jährliche Zusammenkunft auserwählter Männer aus allen Kantonen zu veranstalten, um theils im Allgemeinen eidgenössische Freundschaft und Vertraulichkeit von neuem zu beleben, theils insbesondere „die Gesetze und Staatsveränderungen der Eidgenossenschaft sowohl als die Sitten und die Gelehrsamkeit ihrer Bürger in den verschiedenen Zeitaltern der Republik nach den ächten Grundsätzen der Geschichtskunde in ihr wahres Licht zu setzen, und ihre Bemerkungen zum Besten des Vaterlands fruchtbar zu machen.“ Die Gesellschaft blühte und bot einen wohlthätigen Mittelpunkt für alle aufstrebenden und freien Geister der Schweiz, bis die Erschütterungen der französischen Revolution dieselbe unterbrachen und die frühere Blüthe für immer unmöglich machten. Freilich wenn man jetzt die gedruckten Verhandlungen der helvetischen Gesellschaft etwas näher ansieht, so findet sich in den Reden und Vorträgen derselben des Vorzüglichen äußerst wenig; dagegen kann jener überschwängliche Patriotismus über den glücklichen Zustand der Schweiz nicht Worte genug finden: und doch waren, Hallern ausgenommen, alle vor-

züglichen Männer der Schweiz Mitglieder dieſer Geſellſchaft. Allein wenigſtens glaubten jene Männer das, was ſie ſagten, und enthuſiaſtiſche Beſucher des Auslandes benahmen ſich ſo, daß ſie in ihrem Glauben beſtärkt werden mußten. Doch ſo viel iſt gewiß, daß die Schinznacher Geſellſchaft in jener Zeit der Gebundenheit die einzige Gelegenheit war, wo ſich die freien Geiſter der Schweiz ſehen und offen mittheilen konnten, wo ſie über das Wohl des gemeinſamen Vaterlandes ſich berathſchlagen und die Mißbräuche der alten Schweiz aufdecken durften. Daß die Regierungen zum Theil mit Mißfallen auf dieſen Verein ſahen, wie denn den Bernern der Beſuch mehrere Jahre unterſagt war, gab demſelben neuen Reiz: jedenfalls waren jene Zuſammenkünfte höchſt genußvoll und anregend, und manche geiſtige Blüthe, wie manches edle Werk verdankt denſelben ſeine Entſtehung, ſo z. B. Lavaters Schweizerlieder, der Linthkanal. Das erfreuliche Seitenſtück des pathetiſchen Tones der Verhandlungen bildete die kerngeſunde, derbe Fröhlichkeit der freien Unterhaltung, die ſich nach Entledigung der Formeln einem deſto muthwilligern Scherze hingab, wie z. B. eine Sammlung gedruckter Inpromtus vom Jahre 1777 beweist, als der durch Goethe bekannte Lenz zugegen war. Gerade dieſe ſchöne Geſelligkeit der Schweizer, der Spiegel ihrer perſönlichen Tüchtigkeit, machte auf die deutſchen Beſucher, wie z. B. auf J. G. Schloſſer, Goethe's Schwager, einen ſehr großen Eindruck und verſöhnte mit dem, was ihrem ſchriftſtelleriſchen Geſchick abging.

Eine andere, durch die helvetiſche Geſellſchaft angeregte Schrift Hirzels war „Das Bild eines wahren Patrioten," in einem Denkmal Hans Blaarers von Wartenſee (1767), indem dieſelbe zur Bearbeitung „moraliſcher Gemälde" aus der vaterländiſchen Geſchichte aufgefordert hatte, wobei Hirzel bemerkt: „Ich war überzeugt, daß dieſes die beſte Methode wäre, an der Verbeſſerung der Sitten und Beförderung der Glückſeligkeit des Vaterlandes zu arbeiten." Nachdem man ſich durch die patriotiſche Einleitung hindurchgearbeitet, folgt zunächſt eine Beſchreibung Zürichs, ſeiner Verfaſſung und ſeines öffentlichen Geiſtes, durchaus charakteriſtiſch und vortrefflich. Nicht weniger gelungen iſt die Biographie ſelbſt, indem das Bild Blaarers unter der Hand des lebendigen und feinfühlenden Seelenmalers in aller Anſchaulichkeit und Beſtimmtheit hervortritt. — Ein verunglückter Verſuch dagegen war ſein „Philoſophiſcher Kaufmann," indem er ſich hier aufs Philoſophieren beſchränkte und eines lebendigen Urbildes entbehrte. —

Ein desto schöneres Denkmal ist hinwiederum „Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweisen“ (1778). Auch zu dieser Arbeit hatte Bodmer den Verfasser ermuntert und ihm einen reichen Stoff geliefert. Man darf zwar von dem liebenden Freunde keine kritische Würdigung von Sulzers literarischen Leistungen erwarten; dagegen ist die Charakteristik Sulzers, begleitet von einer Menge anziehender Nachrichten über Männer und Zustände jener Zeit, um so vorzüglicher, und man wird mit dem Entwicklungsgange und der ganzen Thätigkeit des Mannes so genau bekannt, daß dieß wohl die beste unter den Biographien der berühmten Schweizer des vorigen Jahrhunderts ist. — Nicht weniger gelungen sind die Denkreden auf Bürgermeister Heidegger (1778) und auf seinen Lehrer Joh. Geßner (1790), beide der naturforschenden Gesellschaft vorgetragen. Namentlich ist in jener die rhetorische Fülle und der warme Schwung vollkommen am Platze, und wir freuen uns, wie sehr Hirzel auch eine von ihm ganz verschiedene Natur, welche darum, wie er selbst sagt, sich lange von ihm ferne hielt, aufzufassen und in einem klaren und umfassenden Bilde zu geben wußte. Als daher Heidegger für seine Reformation der Zürcherischen Schulen alle geistigen Kräfte seiner Vaterstadt bethätigte, erhielt auch Hirzel seine Aufgabe, indem er unter dem Titel „Catechetische Anleitung zu den gesellschaftlichen Pflichten“ (1776) einen politischen Katechismus ausarbeitete, wodurch der Bürger mit der Aufgabe des Staates und den Pflichten gegen denselben bekannt gemacht werden sollte.

Wir sehen aus Allem diesem, daß Hirzel die Schriftstellerei nicht zu einem Berufe und einer Lebensaufgabe gemacht hatte, sondern daß er die Feder nur zuweilen ergriff, wenn er sich von den Erzeugnissen derselben für seine unmittelbare gemeinnützige Thätigkeit oder für das Vaterland eine fördernde Nachhülfe versprach: es waren daher seine sämmtlichen literarischen Arbeiten Gelegenheitsschriften. Unausgesetzt wirkte er dagegen als Arzt und als Mitglied der Regierung für Beförderung der Wohlfahrt des Volkes; namentlich war er auch, als getreuer Schüler und Freund Bodmers, einer der wenigen freisinnigen Vorkämpfer jener Zeit. Er erlebte noch die Stürme, womit die französische Revolution sein geliebtes Vaterland niederschlug, allein ein weises und edles Leben erhielt in ihm den heitern Muth und die frische Kraft des Geistes. Das bewies er in einer damals kaum bemerkten Schrift, die jedoch ein herrliches Zeugniß von Hirzels Gesinnung ist und überhaupt darthut, welch ein Kern in den Männern jener Zeit lag,

die jedes Gebiet des Denkens frisch und frei angriffen, aber ein schönes Gleichgewicht, den Frieden der Seele und einen höhern Glauben nie verloren. Diese Schrift hat den Titel: „Hirzel, der Greis, an seinen Freund Heinrich Meister über wahre Religiosität." Nachdem er den Einfluß der religiösen Erziehung seiner Mutter in ländlicher Einsamkeit geschildert, fährt er also fort: „Diese religiöse Erziehung machte bey mir einen solch tiefen Eindruck, daß er mich auf meinen akademischen Reisen vor allen groben Ausbrüchen der Laster bewahrte, und mir über mancherley Verführungen siegen half. Es machte mich dieses der Religion so ergeben, daß bey jedem in mir entstandenen Zweifel mein Herz zurückbebte; und auch die tugendhaftesten freydenkenden Freunde mit allen Einwürfen und Aufklärungen nichts über mich vermochten, als das Geständniß mir abzudringen, daß ich leider das Gewicht der Einwürfe nur gar zu schwer fühle, aber daß es mich unendlich schmerze, meine religiösen Begriffe fahren zu lassen; da solche mir bisher so reich an Trost in Widerwärtigkeiten, an Ermunterung zur Tugend, an Bewaffnung gegen die Laster gewesen; so daß ich nichts sehnlicher wünschte, als einen Mann zu finden, der sich durch alle Zweifel hindurchgearbeitet und zuletzt gänzliche Beruhigung gefunden hätte. Und diesen fand ich lange nachher an Steinbart, der mit Forstern, Spalding, Jerusalem, Zollikofer ꝛc. harmonisch dachte und das Chaos, das in meiner Seele lag, erhellen half. Wie segnete ich Gott! und wie frohlockte mein Herz! daß es niemals das Christenthum verlassen hatte, das ich nun in seiner vollen Würde erblickte." Die Auseinandersetzung selbst ist in Gesprächen mit einem zweifelnden Jünglinge durchgeführt, dem der Verfasser Zeugniß von derjenigen Religion giebt, die er durch die eigene Erfahrung kennen gelernt. Zuerst wird gezeigt, wie die Entdeckungen des menschlichen Geistes zur Erkenntniß Gottes leiten, ferner wie die Seele des Menschen ein Spiegel der göttlichen Eigenschaften sei; weiter die Offenbarung Gottes in den Geisteswerken des Menschen und endlich von der Vorsehung Gottes in der Führung der Schicksale der einzelnen Menschen und Völker. Alles ist so seelenfrisch, eigenthümlich, und aus unmittelbarer Lebenserfahrung gegeben, daß diese Schrift eine wahre Perle unter Hirzels literarischen Versuchen und folglich ein gesundes und kräftiges Wort für alle Zeiten ist.

Hirzel war so glücklich, in seinem langen Leben bei seinen humanen und gemeinnützigen Bestrebungen seinen gleichgesinnten Bruder,

Salomon, zur Seite zu haben, welchen wir bei Bodmers dramatiſchen Beſtrebungen als den Verfaſſer eines Junius Brutus kennen gelernt haben und der Denkſchriften auf ſeinen Bruder, Iſaak Iſelin und einige Andere hinterlaſſen hat. Auch ſein gleichnamiger Sohn folgte in Beruf und Geſinnung ganz den Fußtapfen des Vaters und erwarb ſich eine gleiche Verehrung, namentlich auch als Stifter der Zürcheriſchen Hülfsgeſellſchaft und folglich der aus dieſer hervorgehenden ſchweizeriſchen gemeinnützigen Geſellſchaft.

VI. Ludwig Meyer von Knonau.

Unter den von Bodmer zum Dichten Angeregten haben wir Joh. Rudolf Wertmüller zu nennen, welchen wir ſchon als einen der Verehrer Klopſtocks kennen gelernt. Derſelbe ließ ſich zwar nur einmal vernehmen, nämlich in einem anſprechenden Gedichte über die vier Stufen des menſchlichen Alters (1754), das Breitinger zugleich mit einer lateiniſchen Ueberſetzung, oder vielmehr neuen Bearbeitung vom Bibliothekar der Ambroſianiſchen Bibliothek zu Mailand, Oltrocci, herausgab. Daß dieſer Verſuch Anerkennung fand, beweist Zachariä's Nachahmung in deſſen Gedichte „Die vier Stufen des weiblichen Alters.“ — Ueberhaupt gab es wenige jüngere gebildete Zürcher, die, von Bodmer unaufhörlich ermuntert, ſich nicht auf irgend eine Weiſe poetiſch verſucht hätten, und ſolche Verſuche galten damals nicht weniger für Beiträge zur Volkskultur, als gegenwärtig die allgemeine Bethätigung für die Publiciſtik. Allein es war ein ganz beſonderes Glück, daß Bodmers Ermunterungen ein ſo außerordentlich günſtiges Ergebniß hatten: wir ſehen daraus, welche friſche Kraft in dieſem neuen, geruhten Boden lag. In welch genauer Beziehung aber die ſchönen Geiſter Zürichs mit Bodmer ſtanden, und wie ſehr ſie Schüler Bodmers waren, geht daraus hervor, daß mehrere der bedeutendſten jenen Grundſatz des Meiſters, daß die Poeſie Malerei ſein müſſe und daß beide Künſte mit einander in der engſten Verbindung ſtehen, in buchſtäbliche Ausführung brachten und daher Dichter und Maler zugleich waren. Demnach pflegten Ludwig Meyer von Knonau, Salomon Geßner, Paulus Uſteri beide Künſte zugleich und brachten auch ihre Leiſtungen in beiden Künſten mit einander in Verbindung, indem ſie ihre Poeſien durch Bilder illuſtrierten. Der früheſte von dieſen iſt Ludwig Meyer von Knonau. Schon hatten Hagedorn und Gellert die Fabel zur Lieblingspoeſie des deutſchen Volkes gemacht, und Bodmer und Breitinger den Werth dieſer Dichtungsart hervorgehoben, als Meyer derſelben ſeinen

Fleiß zuwendete, indeſſen auf eine neue und eigenthümliche Weiſe. Meyer war ein Landedelmann, der auf ſeinem Herrſchaftsgute einer heitern und ſinnigen Naturbetrachtung lebte, mit Luſt die Jagd betrieb und ſich mit Thier-, namentlich Vogelmalerei beſchäftigte. Er gewährte nebſt ſeiner gebildeten Familie ſeinen Freunden einen für Erholung und Unterhaltung anziehenden häuslichen Kreis, worin unter Anderm Wieland glückliche Tage verlebte. Seine Fabeln ſind nichts anderes als poetiſche Darſtellungen ſeiner ſinnigen Naturanſchauung, Naturſtudien, Thiermalereien, wo die Liebe zur Thierwelt und die feine Beobachtung ihrer Eigenthümlichkeiten ihm dann auch eine anmuthige und ungezwungene Lehre an die Hand gaben. Meyers Fabeln ſind durchaus ſelbſtändig; denn er iſt eben ſo fern von der breiten Geſchwätzigkeit der Franzoſen und Gellerts, als von der Glätte und dem Weltton Hagedorns. Man intereſſiert ſich mit ihm für ſeine Thierwelt und fühlt ſich durch ihn zur Beobachtung derſelben aufgefordert, indem er ihre verborgenen Eigenſchaften und Tugenden hervorhebt und dadurch unvermerkt auch dem Menſchen zur Beherzigung empfiehlt. Es duftet, um mit Grimm zu reden, in dieſen Fabeln gleichſam ein Waldgeruch. Denn ſo wie er einmal bei einer fein ausgedachten Liſt des Fuchſes anführt: „Dieſe Fabel hat ihren Grund in einer wirklichen Geſchichte;“ ſo beruhen ſeine Fabelgemälde überhaupt auf wirklich Erlebtem und Beobachtetem. Demnach befolgt er auch wirklich die Regel des Meiſters, der Dichter müſſe die Natur darſtellen; und ſo führt er eben diejenigen Thierbilder vor, deren lebendige Originale er ſelbſt in Wald und Feld belauſchte; und als Vogelmaler namentlich wählte er auch vorzüglich Vögel zu Trägern ſeiner Fabeln, ſo daß in dieſen nicht weniger als zwanzig verſchiedene Vogelarten auftreten. Weil er ſich aber in ſeine Thiere ſo ſinnig und theilnehmend hineingelebt, und ihre Gaben und Eigenſchaften ſo gründlich erforſcht hat, ſo ergiebt ſich dann auch aus der Darſtellung des Charakters der Thiere in ihren beſondern Lagen und Verhältniſſen ganz nahe und ungezwungen die Lehre. Auch darin iſt er vortrefflich, daß er im natürlichen Kreiſe ſeiner Thierwelt bleibt, dieſelbe weder über die Menſchen ſpotten, noch überhaupt über dieſe ſich erheben läßt, und ſich von derſelben keine andern Regeln geben läßt, als welche aus der Einfalt und Naturgemäßheit eines geſunden, naturgetreuen Lebens ſich ergeben. Er wird weder trivial, noch läßt er ſeine Thiere über die Verhältniſſe der feinen Geſellſchaft raffinieren, noch weniger läßt er ſich beikommen, bei ſeinen Thieren Lehren für die

Wiſſenſchaften zu finden, ein Fehler, von dem von Hagedorn an keiner frei blieb, und worin namentlich auch Leſſing das Gebiet der Fabel überſchritt. Meyer wußte ſeine Fabeln ächt volksthümlich zu halten; auch ließ er ſich zum Glück von Bodmer den Vers nicht nehmen, den er im Ganzen ziemlich leicht und geſchickt handhabt. Eingemiſchte Provinzialismen ſind mehrmals eine wahre Zierde dieſer Fabeln. Mit Recht wurde demnach der Werth von Meyers Fabeln allgemein anerkannt, daher dieſelben, obgleich ſie in die Blüthezeit von Hagedorn, Gellert und Leſſing fielen, dennoch vom Jahre 1744 bis 1773 vier Auflagen erlebten. Die dritte Auflage war mit vortrefflich entworfenen, aber in Kupfer etwas unbeholfen ausgeführten Federzeichnungen von der Hand des Verfaſſers verziert, von denen er, als er dieſelben zur Beurtheilung an Bodmer überſandte, bemerkte: „Aber fahren Sie nur behutſam, denn hier ſitze ich feſter als in der Dichterei.“ Zudem iſt auch über die Grundſätze, nach welchen Meyer bei Abfaſſung ſeiner Fabeln zu Werke ging, eine Nachricht an Bodmer vorhanden, welche dieſer bei der ſehr guten „Critiſchen Vorrede“ benutzte, die an der Spitze von Meyers Fabeln ſteht. Meyer blieb in gutem Andenken in der Literatur, bis die Schweiz im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts anfing ſich ſelbſt zu vergeſſen und ihr friſcher Born allmählig zu verſiegen begann. Allein noch in den achtziger Jahren ſchenkte ihm Herder ſeine Aufmerkſamkeit, indem nicht zu verkennen iſt, daß einige von deſſen gelungenſten Gedichten, wie die Lerche, Flora und die Blumen, die Raupe und der Schmetterling, die Farbe und das Licht, durch folgende von Meyers Fabeln veranlaßt wurden: „Die frohe Lerche;“ „Die Warnung des Gärtners an ſeine Blumen;“ „Die Zeit und die Raupe;“ „Das Licht und die Farbe*).“ In neuerer Zeit wurde ein unrichtiges Urtheil über Meyer gefällt, weil Bodmer ihn in ſeinen unglücklichen Streit über die Fabel verflochten, und nicht nur mit ihm argumentiert, ſondern zur Unterſtützung ſeiner Sache neue Fabeln vorgebracht hatte, als wären ſie von ſeinem belobten Fabuliſten. Meyer aber verwahrt ſich in ſeinen Briefen an Bodmer förmlich gegen die Theilnahme am Streit und tadelt die Fabeln von deſſen eigener Fabrik. Noch muß bemerkt werden, daß nur ein flüchtiges Verſehen Bodmern wie Meyern beſchuldigen konnte, mit Gottſched für Stoppe das Wort genommen zu haben: Bodmers Vorrede bezeugt klar das Gegentheil.

*) Offenbar war Meyer nicht ohne Einfluß auf Fröhlich, den ſchweizeriſchen Fabeldichter der neueren Zeit, welcher mit Beziehung in die Fußtapfen ſeines rühmlichen Vorgängers eintrat.

VII. Salomon Geßner.

1. Dichter und Künſtler zugleich.

Wenn Meyer von Knonau gegenwärtig verſchollen iſt, ſo ſollte dagegen ein anderer Dichter aus Bodmers Umgebung hervorgehen, der noch immer in weiten Kreiſen gekannt und geliebt iſt und mit dem ſich die Literatur ſtetsfort beſchäftigt. Salomon Geßner (geb. 1730) nämlich hatte das ſeltene Glück, einen doppelten Kranz zu erringen, und als Dichter und Künſtler zugleich gefeiert zu ſein. Geßner freilich gehört im Vergleich mit den bisherigen Zürchern nur in fernerm Sinne der Schule Bodmers an, indem er ſich nie zum Kreiſe ſeiner Vertrauten hielt, ſondern mehr nur im Allgemeinen zu den von Zürich ausgegangenen kritiſchen Regeln ſich bekannte. Auch ſoll Bodmer dem von ſeinen Lehrern lange für blöde gehaltenen Knaben nach einer erbetenen Prüfung die geiſtigen Anlagen ebenfalls abgeſprochen haben. Geßner zeichnete ſich nämlich früh unter ſeinen Kameraden durch allerlei neckiſche Poſſen und durch ſeine Neigung zum Bilden von Wachsfigürchen aus: allein ihm fehlte Trieb und Kraft für eine ſtete, gründlich durchgeführte Arbeit. Erſt eine ſchöne ländliche Zurückgezogenheit und der anregende Einfluß eines der jüngern Freunde Bodmers, welcher den jungen Geßner mit den deutſchen Dichtern bekannt machte, weckte deſſen ſchlummernde Kräfte. Namentlich begeiſterte ihn Brockes für die maleriſche Naturbeſchreibung und veranlaßte ihn zu ähnlichen Verſuchen, und Robinſon erfüllte ihn mit den Bildern einer kunſtloſen Naturwelt. Es iſt indeſſen merkwürdig, daß ſeine älteſten poetiſchen Verſuche mehr muthwilliger und ſatyriſcher Art ſind, ganz gemäß der lebhaften, fröhlichen, neckiſchen Weiſe, welche Geßnern eigen war. Denn derſelbe beſaß ein großes komiſches Talent, ſo daß der Jüngling als Erzähler des Eulen-

ſpiegels oder der Lallenburger ſeine Freunde in ſeltenem Maße zu ergötzen verſtand; und auch in ſpätern Jahren, wenn er ſich etwa herbeiließ, eine lächerliche Perſönlichkeit dramatiſch zu parodieren, erregte er ein unauslöſchliches Lachen. Ueberhaupt war Geßner ein ganz kunſtloſer, offener, einfacher, heiterer, wohlwollender, liebenswürdiger Menſch, der ſich im gewöhnlichen Leben möglichſt ſchlicht und zwanglos gehen ließ und ſich namentlich auch durch eine ſehr derbe Ausdrucksweiſe bemerklich machte, ſo daß ſeine Derbheit unter ſeinen Freunden zum Stichwort ward. Dieſer geſunden, fröhlichen Derbheit entſprachen auch die fernern Poeſien des Jünglings, der unterdeſſen mit Hagedorn und Gleim bekannt geworden und einen keck erotiſchen Ton anſchlug, und zwar auch jetzt ſchon in loſen, um den Reim meiſt unbekümmerten Verſen.

In ſeinem neunzehnten Jahre kam Geßner als Buchhändler-Lehrling nach Berlin. Allein er hatte ſich in Zürich ſchon zu ſehr dichteriſcher Freiheit und geiſtigen Umgangs gefreut, um ſich dort an eine ſtrenge mechaniſche Thätigkeit gewöhnen zu können. Demnach verließ er das Haus ſeines Prinzipals, entſchloſſen, wenn ſeine Eltern ihn nicht unterſtützen würden, ſich ſelbſtändig durchzuſchlagen. In der größten Zurückgezogenheit fing er daher an, den Pinſel zu führen und brachte Arbeiten zu Stande, in denen ein Künſtlerauge die Keime eines Talentes fand. Dieſe Erfolge begütigten ſeine Eltern und ſie gewährten ihm ein freies Jahr, während deſſen er in Berlin der Kunſt und Wiſſenſchaft leben konnte. Seinem ernſten Landsmanne Sulzer ſtand er ferne: denn derſelbe ſcheint an ſeiner fröhlich muntern Weiſe Anſtoß genommen zu haben und Geßner fühlte ſich in ſeinem Umgange gedrückt. Deſto vertraulicher ſtand er dagegen mit Ramler, dem er ſeine dichteriſchen Verſuche mittheilte, und der ihm bei ſeiner Entfernung von einem korrekten Verſe zuerſt die poetiſche Proſa empfahl. Auf ſeiner Rückreiſe ging er über Hamburg; und indem er ſich Hagedorn näherte, gelang es ihm, bevor er ſein Empfehlungsſchreiben an denſelben abgab, deſſen freundſchaftliche Theilnahme zu gewinnen. Als Geßner am Ende des Jahres 1750 nach Zürich zurückkehrte, fand er Klopſtock noch daſelbſt, der ſich von dem jungen Geßner angezogen fühlte, ſo daß Bodmer faſt eiferſüchtig dieſer neuen Bekanntſchaft Klopſtocks erwähnte. Allein Geßner ſtand dem Klopſtock'ſchen Gedankenkreiſe zu ferne, als daß ſich ein engeres Verhältniß ergeben hätte. Indem Klopſtock nach manchen Jahren denſelben durch Schultheß grüßen läßt, fügt er daher

hinzu: „Geßner ist mir zwar nicht näher bekannt, wir haben einander nur ein paar Mal gesehen, aber ich halte ihn für einen braven Mann und glaube, daß wir Freunde sein würden, wenn wir uns mehr kennten.“ Klopstock übte also keinen unmittelbaren Einfluß auf Geßner aus; nur trug er mit dazu bei, dessen frühern, leichten, lebenslustigen Ton verstummen zu machen.

Dagegen kam Geßner mit dem bald nach Klopstock in Zürich eintreffenden Kleist in ein sehr vertrautes Verhältniß, wie die Briefe Kleists in Geßners Nachlaß beweisen: daher gab jener seine Gedichte bei Geßner in Verlag und räumte dem jungen Buchhändler bei der Herausgabe große Befugniß ein, so wie er sich freute, daß seine Gedichte von Geßners Hand illustriert wurden.

Aus dieser Zeit ist das erste, im Crito veröffentlichte Gedicht Geßners, „Lied eines Schweizers an sein bewaffnetes Mädchen,“ in Gleims Dichtungsweise und in reimlosen, etwas harten Versen. Schon dieser erste, sehr unbedeutende Versuch ist weit entfernt, das Schweizermädchen als eine Heldin vorzuführen, sondern wir erhalten nur ein farbloses und weiches Gemälde von demselben. Doch erst zwei Jahre später erschien einzeln und ohne den Namen des Dichters dessen erste eigenthümliche Dichtung „Die Nacht,“ worüber ihm Kleist berichtet, daß Gleim dieselbe für ein Meisterstück halte, eben so Cramer, Sukro, Giesecke. „Trösten Sie sich also über das Urtheil der armen Theologen in Zürich, und machen Sie nur mehr dergleichen, wenn Sie für ein Genie und einen witzigen Kopf gehalten werden wollen.“ Auch Hagedorn schenkt der Nacht seinen Beifall. In diesem kleinen Stück zeigt sich schon ganz Geßners poetische Auffassung und Richtung. Das Gemälde der Nacht ist vortrefflich, voll treuen und feinen Naturgefühls, worin Geßners größte Meisterschaft bestand. Allein auch hier schon mischt sich eine weichliche, wohllustathmende, verzärtelte erotische Schilderung ein, welche die landschaftliche Malerei zwar belebt, allein doch wieder als etwas Fremdes, in dieses wahr und treu gezeichnete Naturbild nicht Passendes dasteht. Nachher nennt Geßner selbst dieses Gedicht „ein Karrikatur, verfaßt in einer Stunde der Thorheit und Trunkenheit.“

Geßner besaß voraus ein glückliches und fein organisiertes Auge, daher zeichnete er sich hauptsächlich durch eine sinnige Beobachtung der Natur aus. Er bringt in alle Geheimnisse der stillen und verborgenen Natur ein und malt die einzelnen Erscheinungen mit lieblicher Klarheit

und Schönheit. In dieser Beziehung folgte er ganz den Regeln Bodmers. Von diesem malerischen Standpunkte aus faßte er aber auch den Menschen nur als Naturerscheinung; doch hier verläßt er den Weg der unmittelbaren Anschauung, und eben so sehr denjenigen der Geschichte. Er malt daher nur allgemeine Figuren ohne alles charakteristische Gepräge, ohne bestimmte Heimat, ohne individuelle Lebensweise, selbst ohne eine lebendige, Gesinnung und Eigenthümlichkeit bezeichnende Handlung. Er theilt zwar mit Bodmer die Liebe zur reinen, unschuldigen Naturwelt, allein so wie er für geschichtliche Auffassung überhaupt keinen Sinn hat, so vermag er sich weder mit Bodmers Patriarchen-Welt, noch mit Klopstocks christlicher Sphäre zu befreunden. Um aber der poetischen Forderung des Wunderbaren zu genügen, zieht er die griechische Mythologie herbei, weniger um die menschlichen Schicksale durch die Einwirkung der göttlichen Mächte zu heben und zu heiligen, als um einen geschmückten Rahmen zu gewinnen und um den Herzensergießungen eine nähere Beziehung zu geben. So wie aber Geßner für seine Hirten weder bei den alten Griechen noch bei den Morgenländern ein Urbild gefunden, so glaubte er eigentlich auch nicht an das goldene Weltalter, welches er schilderte. Um so willkürlicher und phantastischer bildete er sich daher seine Menschen, und meinte natürlich und wahr zu sein, indem er seine Schäfer aller äußern Merkmale der Natur entkleidete. Allein indem er ihnen gleichwohl Empfindungen und Genüsse andichtete, welche nur in der Verfeinerung ausgebildeter gesellschaftlicher Verhältnisse ihren Bestand haben, wurden seine Hirten höchst manieriert, und Geßners ganze Darstellung verfing sich im sentimentalen Tone, d. h. er verließ die wirkliche Natur, und verwarf das Leben, das ihn umgab, um in die todte Natur und in eine erträumte Welt eine erkünstelte Begeisterung hineinzutragen.

Um Geßnern als Dichter zu verstehen, müssen wir denselben zugleich als K ü n s t l e r auffassen, indem diese seine doppelte Thätigkeit in der innigsten gegenseitigen Beziehung steht. Er machte zwar die Malerei erst später zu seiner Hauptaufgabe, allein er blieb derselben länger zugethan und hatte sich in künstlerischen Versuchen verschiedener Art schon früher geübt, ehe er zu dichten begonnen; auch wußte er von seinen künstlerischen Bestrebungen sich selbst bessere Rechenschaft zu geben, als von seinen dichterischen. So wie er seine Dichtungen in kleine, niedliche Gemälde abgränzt, ohne das Hervortreten eines bestimmten

Charakters weder der Landschaft noch der Figuren; so haben auch seine sämmtlichen Gemälde nur einen geringen Umfang und entbehren der scharf markierten, charakteristischen Vordergründe. Wie er sich zwar eine wohllautende und fließende Sprache aneignete, allein dieselbe nicht zur vollen poetischen Schönheit und Kraft auszubilden wußte, und daher bei der losen poetischen Prosa stehen blieb; so brachte er es auch in der Behandlung der Farben nicht zu der erforderlichen technischen Tüchtigkeit, und begnügte sich, nachdem es ihm mit der Ausführung in Oel nicht glücken wollte, mit matten, jetzt oft häßlich abgestorbenen Wasserfarben. Wie er in der Naturbeschreibung der Idyllen bei der Darstellung und Ausführung eigener, bekannter Anschauungen bleibt; so besteht der höchste Werth seiner Landschaften eben auch in der unendlichen Mannigfaltigkeit seiner Naturstudien, wo er dem Gewöhnlichen und Alltäglichen durch gefällige Gruppierung einen künstlerischen Zauber zu verleihen weiß.

2. Geßners Idyllen.

Geßners erstes größeres Gedicht war der 1754 erschienene „Daphnis". Den Anstoß und die Veranlassung dazu bot ihm die französische Uebersetzung des Longus von Amiot. Allein wenn man dieses lüsterne und leichtfertige Gedicht ins Auge faßt, so begreift man kaum, wie Geßner dadurch angeregt werden konnte, eine so zarte und reine Dichtung davon abzuleiten. Freilich scheint die erste Auffassung dieses Gegenstandes, nämlich die Darstellung einer kindlich naiven Liebe, wohl der ersten Zeit anzugehören, als Geßner die Liebe noch von der Seite eines jugendlich fauniſchen Muthwillens faßte. Allein die Aufnahme der Nacht in seiner Vaterstadt diente ihm zur Warnung, daß seine Poesie nicht so unverschleiert in jugendlichem Feuer und bebender Lust sich gehen lassen dürfe. Denn da hatte er nicht nur die geistliche Macht gegen sich, sondern zunächst auch die Schöngeister. Was Bodmer längst von der Poesie gefordert, daß sie eine Lehrerin der Sitten sei, ward von Klopstock bestätigt, und drohend schwang auch Wieland die Geißel gegen jeden Uebertreter des strengen Gesetzes. Zudem hatte Geßner einen liebevollen und sorgsamen Rathgeber an Dr. Hirzel, welcher ihm die Unerläßlichkeit begreiflich machen wollte, Moral in seine Gedichte einzuflechten. Wenn anfangs Geßner sich gegen diese Klugheit sträubte, so war er dagegen ein so feines und achtsames Gemüth und hatte sich wenigstens schon so viel vom Geschäftsmanne angeeignet, um

auf die öffentliche Stimme und ihre Wünſche zu achten. Und ſo haben wir denn in Daphnis ein zart und ſinnig ausgeführtes pſychologiſches Gemälde der erſten Regungen der Liebe. Bereits iſt aber auch in Daphnis Ton und Gattung der Geßner'ſchen Poeſie feſtgeſtellt und abgeſchloſſen. Nichts deſto weniger iſt darin eine ſehr bemerkenswerthe Selbſtändigkeit wahrzunehmen, denn ſeine ſchöne und wohllautende, einfache und maßhaltende Sprache iſt das gerade Gegentheil von derjenigen Bodmers; dagegen nahm er wie dieſer und mit mehr Glück die Griechen zum Maßſtabe. Durch Klopſtock ließ er ſich zum ſentimentalen Pathos hinüberführen; allein er bewahrte ſich vor jenen überſchwänglichen, überſinnlichen Phantaſien, indem eine anmuthige Sinnlichkeit ſtets ſeine Gedichte belebte. Er hielt ſich von einer ſtreng kirchlichen Richtung, die ihm durchaus fremd war, fern, und wußte ſich dagegen mit eben ſo viel Recht und eben ſo viel Geſchick der griechiſchen Mythologie zu bedienen, wie die Idyllendichter des Alterthums, welche längſt verlernt hatten, tieferes Leben und Seele in die alte Götterlehre zu bringen, und daher dieſelbe nur zu einem leichten Spiel der Phantaſie und zu einem Blumengefilde anmuthiger Gelehrſamkeit ausgebildet hatten. Wer wird nicht geſtehen, daß zu jener Zeit der Grăcomanie Geßner mit ſeiner geringen Kenntniß des griechiſchen Alterthums ſeinen Urbildern näher gekommen, alß die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen? Namentlich unterſcheidet er ſich ſehr vortheilhaft durch ſeine klaren, abgerundeten und ruhigen Schöpfungen von den Erzeugniſſen Wielands aus jener Periode, welcher immer noch taſtend umhergriff und mit ſich uneins war. Geßner ging auch neben dieſem bedeutenden und vielſeitigen Geiſte feſt ſeines Weges; wir ſehen keinen merklichen Einfluß Wielands auf ihn, während wir dagegen oben geſehen, daß jener ſich mit wenig Glück auf der Bahn Geßners verſucht hatte. Geßner wußte, was er wollte, er verfolgte als Dichter und Künſtler feſt und unverwandt eine ausgebildete Grundanſchauung. Wohl hatte er einen engen Kreis: Naturgefühl, Lebenseinfalt, Liebe, Häuslichkeit waren die Gedanken und Empfindungen, über welche er nicht hinauskam, aber über welche er auch den ganzen mächtigen Zauber ſeelenvoller Wahrheit ausgoß. Man hat es ihm verdacht, daß er, der Nacheiferer des Theokrit, nicht dieſem gleich die eigenen, alterthümlichen, einfachen und kecken Sitten der Alpenhirten, welche er in der Nähe hatte (Schlegels Werke, Bd. 10. S. 245), zum Gegenſtande ſeiner Darſtellung gewählt. Allein er ſtand dem Volksleben zu ferne, war

ein zu sehr in sich lebender Mensch, um solche Volksgemälde auch nur versuchen zu können, und wir haben auch keine Spur, daß sein Freund, der Verfasser des Kleinjogg, ihm solches zugemuthet. Dagegen lag es diesem sinnigen Gemüthe viel näher, nachdem das allgemein erotische Getändel ihm kein Genüge mehr that, sich als poetische Lebensaufgabe zu stellen, sein genußsüchtiges, üppiges, durch starre Gesellschaftsformen verengtes Zeitalter zur Naturwahrheit und Lebenseinfalt, zum stillen Glück des innern, heitern Friedens zurückzuführen. Die Motive dazu aber konnte er nicht der engen Sphäre der Wirklichkeit entnehmen, sondern aus seiner innern Ueberzeugung, aus der idealen Lebensanschauung. Diese seine Richtung und Gesinnung also ist in dem vierundzwanzigjährigen Jüngling schon völlig ausgebildet, und er hat derselben im Daphnis in der Person des Aristus einen schönen Ausdruck gegeben. Wir führen daher den Monolog desselben als den Inbegriff von Geßners Lebensansicht und den Mittelpunkt seiner poetischen Tendenz an. Nach der Anrufung und Lobpreisung der Natur fährt er nämlich also fort: „Ihr, die ihr unselig die Einfalt der Natur verließet, ein mannigfaltigeres Glück zu suchen; ihr Thoren, die ihr die Sitten der lachenden Unschuld Grobheit, und das wenige Bedürfniß, das die Natur aus reichen Quellen stillet, verächtliche Armuth nennt, baut immer Gewebe von Glück, die jeder Wind euch zerreißt! Ihr geht durch Labyrinthe zum Glück; ewig mühsam, ewig unzufrieden irret ihr da: Ihr glaubt die oberste Stufe des Glücks erstiegen zu haben, ihr taumelt in seinem schmeichelnden Arm und träumt: Ihr erwachet; träumend betäubte euch das lächelnde Gesicht der Harpye, wie im Götterglanz; ihr saht nicht die schwarzen, ledernen Flügel, von denen sie euch itzt Ekel und Entsetzen zuwehet, und den garstigen Rücken. Ihr, die ihr Länder beherrschet, die ihr mit übermüthigem Blick die Gegend von den Thürmen der Palläste durchwandert, und stolz denkt, dieß alles ist mein; dieß mühsame Gewimmel von Bewohnern ist für mich, ihren Herrn, vor dem sie beben: Wem quillt die süße Luft aus der stillen Gegend, aus den fruchtvollen Feldern, aus der ganzen schönen Natur? Wem rauschen die Quellen Vergnügen? Wen erquickt mehr der Schatten der Bäume? Wen wärmet die Sonne entzückter? Euch, ihr Herrscher, oder den armen Hirten, der im Grase ruht, von seiner Heerde umirret? Er ruht da, und athmet Entzücken; zufrieden, unwissend, daß er arm ist: Und wär er Herr der ganzen Gegend, brächte sie dem Zufriednen dann mehr Vergnügen? Die schöne Natur ist ihm eine ewige Quelle von

reinem Vergnügen; kein Stolz, keine Herrſchſucht, kein Ehrgeiz macht ihn mit ſeinem Glück unzufrieden; das ruhige Gemüth und das redliche Herz ſtreun immer Vergnügen vor ihm her, wie du Morgenſonne vor dir her die bethaute Gegend mit Glanz überſtreuſt. Zürnet nicht, ihr Götter, daß ich mich unglücklich glaubte und weinte, da ich Croton verließ; gegen den väterlichen Mauern noch einmal zurückweinte! Ihr habt mich durch einen dunkeln ſumpfichten Weg in ſelige Gefilde geführt. O ihr Bäche, an euern Ufern will ich izt ruhn! Ihr Bäume, empfangt mich in kühlende Schatten! Ihr Hütten, ſtehet offen einem Fremdling, der ſein graues Alter ſüß dahinleben wird, bey euern Bewohnern, die beneidenswerther als Könige ſind! Quillt immer, ihr Ströme der Wohlluſt! Ich trag euch ein lachendes Herz, ein heitres, ein unbeflecktes Gemüth trag ich euch entgegen; heiter wie der Himmel, wenn keine Wolken ihn trüben, ſtill wie ein glatter See, den die kleinſten Wellen kaum befalten, in dem die ganze Gegend ſich malt" u. ſ. w.

Indeſſen machte die Zürcheriſche Cenſur auch zum Daphnis bedenkliche Geſichter: ſie fand ſolche Liebesgeſchichten wenig erbaulich, und die Einmiſchung heidniſcher Gottheiten an einem chriſtlichen Dichter ziemlich anſtößig. Daher wird Geßnern die Bekanntmachung des Gedichtes nur mit der Einſchränkung bewilligt, daß weder der Namen des Verfaſſers, noch der Ort des Druckes genannt werden ſolle. Bodmer dagegen wußte den jungen Dichter ſogleich richtig zu beurtheilen. Daher führen wir zur Widerlegung der von Geßners Biographen angedeuteten Anſicht, als hätte auch er dieſes Liebesgetändel mit Befremden aufgenommen, an, was er darüber an Zellweger ſchreibt: „Ein junger Menſch hier, der es mit Wieland ſehr gut kann, hat ein ſchäferiſches Gedicht in Proſe geſchrieben, worin alles Natur, Unſchuld und Genie iſt. Die Deutſchen werden daran eine große Idee von unſern Zürchern bekommen, gleich als ob die Luft hier poetiſch wäre." — Auch Kleiſt und Gleim ermunterten den Dichter mit ihrem Beifall, und gaben ihm den Muth, in ſeinem Streben fortzufahren, obgleich der Daphnis vom großen Publikum ziemlich unbeachtet blieb.

Er gab daher im Jahre 1756 das erſte Bändchen ſeiner „Idyllen" heraus. Dieſe gründeten Geßners Ruhm und machten ihm alle fühlenden Herzen zu Freunden. Allein gerade das, was man damals an dieſen kleinen Dichtungen liebte, das Weiche, Anmuthige, Friedliche, wendet ihm die neuere Kritik zum Vorwurf um. Am beſten und auch wieder billigſten hat Schiller in ſeiner Abhandlung über naive und

ſentimentale Dichtung die Mängel der Geßner'ſchen Schäferpoeſie gerügt: „Ein Geßnerſcher Hirt kann uns nicht als Natur, nicht durch Wahrheit der Nachahmung entzücken, denn dazu iſt er ein zu ideales Weſen; eben ſo wenig kann er uns als ein Ideal durch das Unendliche des Gedankens befriedigen, denn dazu iſt er ein viel zu dürftiges Geſchöpf. Er wird alſo zwar bis auf einen gewiſſen Punkt allen Klaſſen von Leſern ohne Ausnahme gefallen, weil er das Naive mit dem Sentimentalen zu vereinigen ſtrebt, und folglich den zwey entgegengeſetzten Forderungen, die an ein Gedicht gemacht werden können, in einem gewiſſen Grade Genüge leiſtet; weil aber der Dichter, über der Bemühung, Beydes zu vereinigen, keinem von beyden ein volles Recht erweiſt, weder ganz Natur noch ganz Ideal iſt, ſo kann er eben deßwegen vor einem ſtrengen Geſchmack nicht ganz beſtehen, der in äſthetiſchen Dingen nichts Halbes verzeihen kann." — Wenn dem nüchternen, jeder ſentimentalen Träumerei feindſeligen Leſſing Geßners Idyllen nicht zuſagen konnten, ſo ſpricht er doch wieder folgende Anerkennung aus: „Man muß den neuern ſchweizeriſchen Schriftſtellern die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie itzt weit mehr Sorgfalt auf die Sprache wenden, als ehedem. Geßner und Zimmermann und Andere ſchreiben ungemein ſchön und richtig." — Goethe nahm die Idyllen in ſeiner Jugend mit Entzücken auf, und nennt ſie auch im Alter noch „höchſt lieblich." Der für jede Individualität offene Herder endlich ſpricht für Geßner in folgender Weiſe ſeine Verehrung aus: „Warum iſt Geßner von allen Nationen, die ihn kennen lernten, mit Liebe empfangen worden? Er iſt bei der feinſten Kunſt Einfalt, Natur und Wahrheit. In Darſtellung einer reinen Humanität ſollte ihn ſelbſt das Sylbenmaß nicht binden; wie auf einem Faden, der in der Luft ſchwebt, läßt er ſich in ſeiner poetiſchen Proſe oder proſaiſchen Poeſie jetzt auf blühende Fluren hinab, jetzt ſchwinget er ſich in die goldenen Wolken der Abend- und Morgenröthe, bleibet aber immer in unſerm blauen Horizont geſellig, froh und glücklich. Mit Kindern ward er ein Kind, mit den erſten Menſchen einer der erſten ſchuldloſen Menſchen, liebend mit den Liebenden und ſelbſt geliebt von der ganzen Natur, die ihm in ſeiner Unſchuld ihren Schleier wegzog. Gerade der einfachſte Dichter, deſſen ganze Manier Verbergung der Kunſt war, iſt unſer berühmteſter Dichter geworden, und hat manche Ausländer mit dem ſüßen Wahne getäuſcht, als ſei alle unſere Poeſie reine Humanität, Einfalt, Liebe und Wahrheit." — Solche Zeugniſſe wird eine rückſichtslos ver-

werfende Kritik nicht auslöschen, zumal als gegenwärtig noch eine Reihe der besten Geßner'schen Idyllen stets mit Vergnügen über den naturgetreuen Blick in das Menschenherz und die Schöpfung und über die wohllautende Sprache gelesen werden. Allerdings sind unter den vierundzwanzig der zuerst erschienenen Idyllen ein Theil ziemlich inhaltsleer, indem sich zu wenig Handlung findet, und des süßen Geredes zu viel ist; die schmachtenden Hirtinnen sind alle von zu weichlich zuvorkommender Liebe; die Hirten ohne eigenthümliches Gepräge, fern von der naturfrischen und derben Naivität der Naturmenschen, in den Wettgesängen zeigen sie eine zu farblose Nachahmung des Theokrit. Nichts desto weniger sind einzelne dieser Bilder von unübertrefflicher Grazie und Anmuth, wie „Daphnis", der in die Winterlandschaft hinausblickt und zur Hütte seiner Phillis; wie „Mirtil", der seinen im Mondschein schlafenden Vater besingt; wie „Damon und Phillis", ein Gemälde der ersten Regungen der Liebe; wie „Der zerbrochene Krug", den in komischem Schmerz der gebundene Faun betrauert. Ganz besonders werthvoll sind ferner einige Naturgemälde, namentlich die „Gegend im Grase", worin sich die ganze Feinheit und Lieblichkeit der Geßner'schen Naturanschauung ausprägt, und der „Wunsch", worin sich des Dichters ganze Seele spiegelt. Diese Stücke werden, wofür die Zeitgenossen sie ansahen, stets als Muster einer dichterischen Prosa gelten. — Allein es will die Geßner'sche Idyllenwelt nicht nur vom künstlerischen Standpunkte betrachtet sein, sondern es liegen derselben auch ganz bestimmte und ausgeprägte sociale Bestrebungen zu Grunde. Denn Geßner, als Sänger der Natur und Unschuld, stellte sich die ernste Aufgabe, zur Einfalt der Sitten, zur Entsagung künstlicher Bedürfnisse und zu patriarchalischer Tugend zurückzuführen. Darum eben konnte er sich nicht auf die beschränkte Darstellung einer wirklichen Welt einlassen, welche ihm für sein ideales Streben keinen Stoff bot, sondern nur Zustände, wo, wie Geßner in der Einleitung zu den Idyllen sagt, „der Landmann mit saurer Arbeit unterthänig seinem Fürsten und den Städten den Ueberfluß liefern muß, und Unterdrückung und Armuth ihn ungesittet, und schlau und niederträchtig gemacht haben." So wenig fiel Geßnern zu seiner Zeit ein, Volksgemälde zu schreiben, oder den Stoff dafür im damaligen Volke zu suchen! Dagegen fand seine Richtung wie in weitern Kreisen, so namentlich unter den schönen Geistern Zürichs volle Anerkennung; daher Wieland aus dieser Zeit schreibt: „Geßner ist mir sehr lieb; er ist ein Esprit im besten Sinne, ein Lieb-

ling der Natur und der feinſten Grazie. Ich liebe ſein Genie und ſein Herz."

3. Der Tod Abels.

Wenn Geßner ſich mit ſeinen Idyllen für immer einen Namen in der deutſchen Literatur gemacht und darin das Beſte geleiſtet, was ſeiner Richtung möglich war; ſo wollte ſich doch Bodmer damit nicht zufrieden geben, und meinte, für den Entwurf und die Ausführung eines Epos wäre ſein Geiſt zu klein. Dadurch angeſpornt griff denn auch Geßner zu einem bibliſchen Gegenſtande und wählte vortrefflich den „Tod Abels," und förderte denſelben im Jahre 1758 zu Tage. Man mag mit Recht im Plane den Mangel an innerm Zuſammenhang und an Handlung tadeln, und es mag der weichen Rührung und des Gejammers zu viel ſein; nichts deſto weniger lebt in dieſem Gedichte ſo viel Naturwahrheit und rein menſchliche Empfindung, daß es auch gegenwärtig noch ſeine Wirkung auf ein offenes Gemüth nicht verfehlt. Wenn ferner vermißt werden kann, daß auch hier weder der Charakter einer Zeit noch eines Volkes ausgeprägt erſcheint, wenn namentlich Kains That der pſychologiſchen Motive entbehrt; ſo mag es dagegen auch wieder das feine Gefühl des Dichters beurkunden, daß er ſich nicht auf Verſuche einließ, welche für ihn Klippen geweſen wären. Den Kain der Bibel, ſchrecklich und groß, entſprechend dem Namen deſſen, durch welchen der Mord in die Welt kam, haben wir freilich nicht. Sondern er iſt nur ein eiferſüchtiger Bruder; aber in ſeiner Eiferſucht liegt nicht eine Leidenſchaft, die ihn zum Morde drängt: dieſer geſchieht gleichſam nur zufällig und ohne Vorſatz, und demſelben folgt gleich eine Reue, welche im Widerſpruch mit dem auf Kain laſtenden Fluche ſteht, welcher auch wirklich durch die liebende Begleitung ſeiner tugendhaften Gattin aufgehoben wird. So ſpiegelt ſich im Tode Abels wie Geßners heitere, weich empfindungsvolle Natur und Lebensanſchauung, ſo die Richtung ſeiner Zeit, welche die Sünde und ihre Folgen leicht nimmt und durch oberflächliche Empfindſamkeit abſchwächt. Freilich was Geßner wollte und konnte, hat er erreicht. Er ſuchte nämlich in dieſem Werke antike Schönheit der Form mit der Frömmigkeit der Bibel zu verbinden und ſeiner Zeit ein Gemälde der Unſchuld und Tugend aus der Urwelt zur Reinigung des Gemüthes darzuſtellen. Es iſt dieſes Gedicht durchaus ein Zeugniß eines ſchönen und gleichgeſtimmten Gemüthes, das ſich von unpaſſenden und unnatür-

lichen Empfindungen frei zu halten weiß. Der reine Naturſinn, das ſeelenvolle häusliche Leben und die innige Gottesverehrung einfältiger Herzen durchdringen ſich in dieſer kunſtlos angelegten Dichtung auf eine ſo wohlthuende Weiſe, daß der Tod Abels aus der Zeit der Patriarchaden das anziehendſte Gedicht bleibt, während der Meſſias bewundert, aber nicht mehr geleſen wird. Wenn Klopſtock durch eine geſchraubte und phantaſtiſche Orthodoxie, Bodmer durch ein bunt zuſammengewürfeltes Allerlei wunderlicher Sonderbarkeiten dem gemeinen Verſtändniſſe fern blieben: ſo griff dagegen Geßner durch die Darlegung der jedem Menſchenherzen verwandten Gefühle und durch einen Gottesdienſt der einfachen Empfindung, welcher Gebete voll Leben und Wahrheit entfloſſen, in einem großen Kreiſe wohlthätig ein. Der für jeden geiſtigen Eindruck offene Bodmer geſteht nun nicht nur gerne Geßners epiſches Geſchick, ſondern auch deſſen beſſeres Gelingen ein, indem er an Zellweger in Beziehung auf die Noachide ſchreibt: „Wie viel geſchickter hat Geßner gewählt. Seine Gemälde ſchicken ſich auf den vollſtändigen Zuſtand unſerer Natur. Sie brauchen keine Zubereitung, keinen Schmuck, als den eine jede ruhige, ſanfte Faſſung des Gemüthes darſtellt. Die Seele wird da nicht erſchüttert, ſondern mit einer beſtändigen, ihr vorher bekannten Luſt durchdrungen. Daher der Beifall, den ihm vorher Franzos, Engländer, Italiener, ungeachtet alle Nationalvorurtheile, mit vollem Munde ertheilen.“

Eine der lieblichſten Dichtungen Geßners iſt der im Jahre 1762 erſchienene „Erſte Schiffer,“ worin ſich wieder alle ſeine Mängel und Vorzüge herausſtellen. Denn dieſer Schiffer iſt eben ſo ſanft ſentimentaler Natur wie die Hirten, den zu ſeinem Unternehmen nicht Muth und Kühnheit, ſondern Amor im Traum beſtimmt. Dagegen ſind die Betrachtungen, welche Melide auf ihrem Eilande über ihre Einſamkeit anſtellt, und ihre Sehnſucht nach Geſellſchaft, eine wahre Pſychologie der Liebe. Die Schönheit, Präciſion und Kürze der Sprache ſticht ſo vortheilhaft gegen die meiſten poetiſchen Erzeugniſſe jener Zeit ab, namentlich gegen diejenigen Wielands, welche in einer philoſophiſchen Breite ſich ergehen, die ſie jetzt ungenießbar macht, während man Geßnern, welcher in jedem Zug ein lebendiges Gemälde giebt, mit Theilnahme folgt. Die Tochter, welche vom Zuge der verlangenden Natur erfüllt iſt, und die Mutter, welche das einſame Kind zu beſchwichtigen ſucht, geben uns idylliſche Züge von unübertrefflicher Anmuth.

Zugleich mit dem ersten Schiffer gab Geßner zwei Schauspiele heraus, indem er sich auch in dieser Gattung versuchen wollte, welche durch Lessings Bestrebungen den ersten Rang in der schönen Literatur gewonnen hatte. Geßner, welcher nur zu schildern, nicht aber durch Handlung zu beleben verstand, konnte darin nicht glücklich sein. Das erste, „Evander und Alcimna," ist, wie Daphnis, aus dem Longus entlehnt und hat wenigstens einzelne gute Scenen, in welchen der Kontrast zwischen dem Glücke unschuldiger Genügsamkeit und der thörichten Verfeinerung treffend und launig dargestellt ist. Schwächer ist das zweite Stück „Erast;" allein gleichwohl wissen keine geringern Freunde als Wieland und Gleim von den Thränen zu erzählen, welche sie vor Entzücken über diese Stücke geweint!

Unterdessen hatte die Kunst Geßnern von der Poesie abgeführt, so daß erst im Jahre 1772 noch ein Nachtrag Idyllen folgte, welche seine poetische Thätigkeit schlossen. Allein diese spätern Idyllen stehen denjenigen aus Geßners Jugend bedeutend nach: die Bilder sind weniger natürlich und eigenthümlich, und man spürt ein verlegenes Suchen nach neuem Stoffe, der sich aber eben nicht finden wollte; auch treten die größtentheils unpassenden moralischen Tendenzen störend ein, und diejenigen Stücke, welche für Gemälde seiner eigenen glücklichen Häuslichkeit gelten, wie der „Herbstmorgen" und „Daphnis und Chloe", leiden an einer gewissen hausbackenen Absichtlichkeit und darum Frostigkeit. Denn Geßner war seinem ganzen Wesen nach doch zu sehr ein ganz Anderer, als daß er sich mit seinen Schäfern hätte identificieren wollen; daher Bodmer an Schinz bemerkt: „Es ist sonderbar, daß man sich von Geßners Gemüth und Charakter die Idee aus der Unschuld seiner Schäfer abstrahiert." Den Schluß dieser Idyllen bildet die sogenannte Schweizeridylle, „Das hölzerne Bein," welche indessen eben so wenig eigenthümlich Schweizerisches hat als alle andern, außer daß sie sich an die Schweizergeschichte anlehnt.

Es ist bekannt, daß Geßner unter dem französischen Publikum einen größern und allgemeinern Beifall fand als unter dem deutschen. Diese Bewunderung wurde zunächst dem Tod Abels zu Theil, welcher durch Michael Huber, einen Mann von Geist und Geschmack, ins Französische übersetzt wurde. Diese im Jahre 1761 erschienene Uebersetzung wurde zu Paris in den ersten vierzehn Tagen vergriffen, worauf schnell mehrere Auflagen folgten. Huber gab im nächsten Jahre auch die Uebersetzung der frühern Idyllen heraus und von 1768 bis 1772

lieferte er die Ueberſetzung von Geßners ſämmtlichen Werken. In Vergleich mit derjenigen Schäferpoeſie, welche die franzöſiſche und italieniſche Literatur bisher geliefert hatte, mußte die vornehme Welt die Geßner'ſchen Naturmenſchen wahr und vortrefflich finden; daher Geßner der Liebling der franzöſiſchen Großen und der gefeierteſte unter allen ausländiſchen Schriftſtellern ſeiner Zeit wurde. Selbſt bis auf den heutigen Tag hat kein anderer deutſcher Dichter bei den Franzoſen ſo allgemeinen Eingang gefunden, und noch neulich wurde Geßner bei einer amtlich veranſtalteten Auswahl franzöſiſcher Volksbücher obenan geſtellt. Es iſt zu viel, mit J. J. Hottinger, dem Aeltern, dem Biographen Geßners, dieſe Bewunderung der Franzoſen zu einer Anklage gegen das deutſche Publikum umzuwenden; ſo wie es auf der andern Seite zu viel iſt, in dieſer Bewunderung der Franzoſen den Beweis zu finden, daß Geßner matt und leer ſei. So viel freilich muß zugeſtanden werden, daß je origineller und genialer ein Dichter iſt, er deſto mehr verliert, wenn er in eine fremde Sprache überſetzt wird. Zu dieſem Behuf nun kam Geßnern zunächſt ſeine poetiſche Proſa zu ſtatten, dann aber und vornämlich die ſchöne Einfachheit, Kürze und Klarheit ſeiner Sprache, die abgerundete Satzbildung, das Ebenmaß der Gegenſätze. Daß zugleich die weiche Sentimentalität, die moraliſche Zerfloſſenheit, das widerſtandsloſe Entgegenkommen der hülleloſen, liebeglühenden Schäferwelt die durch gleißende Formen, ekle Ueberfeinerung und freche Sittenloſigkeit abgeſtumpfte Vornehmheit jener Zeit locken und amüſieren mußte, mit einem Worte, daß gerade Geßners Fehler mit dazu beitrugen, ihn den damaligen Franzoſen zu empfehlen: kann nicht in Abrede geſtellt werden; allein nur weſentliche und dauernde Vorzüge konnten ihm über allen Wechſel der Zeit hinaus eine bleibende Vorliebe ſichern und ihm die Zuneigung eines Rouſſeau gewinnen, der ihn einen Mann nach ſeinem Herzen nannte. — Es waren jedoch nicht die Franzoſen allein, welche Geßnern ihre Theilnahme ſchenkten, ſondern alle gebildeten Sprachen Europas ohne Ausnahme lieferten Ueberſetzungen ſeiner Werke; namentlich erſchienen ſechs verſchiedene italieniſche Ueberſetzungen, welche ſeine Werke ganz oder zum Theil enthielten, und mehrere engliſche: ein Beweis, daß ſeine Poeſie Saiten anſchlug, welche unabhängig von nationalen und literariſchen Sympathien in der Tiefe des Menſchenherzens ihren Nachklang fanden. Es wurde daher auch Geßnern eine ſeltene perſönliche Verehrung zu Theil: nicht nur kam der Neapolitaner Bertola eigens nach der Schweiz, um den Dichter der Idyllen in der

ſchönen Einſamkeit des Sihlwaldes zu beſuchen; ſondern es enthält ſein Nachlaß zahlreiche Beweiſe der Liebe und Hochachtung von Beſuchern aus allen Nationen.

Freilich galt dieſe Verehrung, namentlich der höhern Stände, eben ſo ſehr Geßnern, dem Künſtler, als dem Dichter. Denn auch das iſt an Geßner nicht zu überſehen, und um ſo mehr, da er Buchhändler war, daß ſeine eigentliche poetiſche Thätigkeit ſich in einem Zeitraume von etwa zehn Jahren abſchloß, und daß er die Harfe bei Seite legte, als ihm dieſelbe neue und ſchöpferiſche Klänge verſagen zu wollen ſchien. Er war Dichter als Jüngling; als Mann aber wandte er ſeine ganze Neigung und Kraft der Kunſt zu. Es iſt daher merkwürdig, die innige Verwandtſchaft zu beachten, welche zwiſchen dem Künſtler und dem Dichter ſtattfindet. Der Dichtung ſeiner erſten Periode, als ſeine poetiſchen Verſuche noch komiſch-ſatyriſcher Art waren, entſprechen ſeine vortrefflich gezeichneten, lebevollen Karikaturen zu Swift und Shakespeare, und ſind ein Beweis, wie reich und eigenthümlich er als Satyriker hätte werden können, wenn er ſich nach dieſer Seite ausgebildet haben würde. Namentlich aber iſt die Uebereinſtimmung der Idyllen und der Landſchaften Geßners auffallend: denn auch dieſe waren gemalte Idyllen, in welchen ſein feiner Beobachtungsſinn, das ſtille Lauſchen auf die unendliche Mannigfaltigkeit der verborgenen Schönheiten der Natur, die Einfalt, Wahrheit und Treue ſinniger Anſchauung ſich unendlich reicher, ſicherer, klarer und lebendiger darſtellt, als in ſeinen Dichtungen. Beſonders auffallend iſt, daß er eben ſo wenig als Künſtler wie als Dichter die Natur und das Leben ſeiner Heimat zum Gegenſtande ſeiner künſtleriſchen Darſtellung wählte: denn keine ſeiner Landſchaften giebt die Alpenwelt, keine eine weite, große Natur; ſondern er beſchränkt ſich auf jene heimlichen Stillleben, in denen eine unendliche Mannigfaltigkeit von ſinnigen Beobachtungen und Studien zu einem lieblichen Ganzen verbunden iſt. Denn er giebt keine fingierte, abenteuerliche Natur; ſondern man findet überall heimatliche Naturbilder, klar und belebt in jeder Einzelnheit, die darum auch ſo traulich und anziehend ſind. In dieſer nordiſch-heimatlichen Natur bilden dann freilich die Halbgötter und die idealen Hirten einen ſonderbaren Kontraſt und es wollen dieſelben nicht recht in dieſe kühle Welt hinein paſſen. Man darf ſich daher nicht wundern, wenn die Figuren ſeiner Gemälde eben ſo wenig charakteriſtiſch individualiſiert ſind, wie ſeine poetiſchen Hirten. Allein Geßner hat ſich wenigſtens darin den Beifall der Kenner

erworben, daß er, wie ſeine poetiſchen Bilder mit Klarheit und Anmuth dargeſtellt ſind, auch in ſeine menſchlichen Figuren richtige Zeichnung, feines Ebenmaß und griechiſche Grazie hineinzulegen verſtanden. Und ſo bildet die Prachtausgabe ſeiner Idyllen in Quart durch die künſtleriſche Darſtellung der poetiſchen Hauptſcenen, von Geßner nicht nur gezeichnet, ſondern auch radiert, eine ſo zuſammenſtimmende Harmonie von Poeſie und Kunſt: daß ein ſolch' ſeltener Verein mehrfacher Talente ein in ſeiner Art einziges Kunſtwerk hervorgebracht hat.

Einen ſchönen Beweis von der Reife und Gründlichkeit ſeiner Kunſtbildung gab Geßner in ſpätern Jahren in ſeinem ganz vortrefflichen Brief über die „Landſchaftmalerei" an Füßli, und in ſeinen „Briefen" an ſeinen Sohn Conrad, der in einem andern Genre der Malerei genial geworden: indem er dort auf die klarſte Weiſe die Geſchichte ſeiner eigenen Kunſtbildung enthüllt; und hier in Kunſt und Leben eine ſolche Vielſeitigkeit, einen ſolchen Reichthum an Gedanken, eine ſolche Freiheit von Phantaſterei und Sentimentalität, dagegen aber eine ſolche männliche Klarheit und Liebenswürdigkeit, einen ſolchen Adel der Geſinnung und des Herzens an den Tag legt, daß dieſe letztern Briefe ein unumſtößliches Zeugniß bleiben, daß Geßner ein glücklich begabter Mann war, von reinem Schönheitsgefühl, hellem Verſtand und edler Geſinnung.

VIII. Zimmermann.

1. Zimmermann, ein Repräsentant der Sturm- und Drangzeit.

Zwischen den Zürchern hinein haben wir hier einen Mann anzuführen, der zum Theil einem andern Kreise angehörte, allein doch mit denselben in vielfacher und naher Verbindung stand. Es ist dieß Johann Georg Zimmermann, 1728 zu Brugg im Aargau geboren. Weil Brugg zu jener Zeit mehrere begabte Männer, wie z. B. die Stapfer, die Rengger, auszusenden hatte, worunter vorzüglich Geistliche, so hieß es das Prophetenstädtchen. Bern mochte es nämlich wohl leiden, wenn seine Unterthanenlande ihm wissenschaftlich gebildete Männer lieferten: diese fanden Unterstützung und Beförderung, nur das Regiment behielt die Hauptstadt für sich. Zimmermanns Mutter war die Tochter eines aus dem Waadtlande abstammenden Pariser Advokaten und daher der Sohn von Kindheit an mit französischer Sprache und Bildung vertraut. In Bern bereitete er sich auf das Studium der Arzneikunst vor und ging dann nach Göttingen, wo er in Hallers Hause wie ein Sohn aufgenommen wurde. In Bern ließ er sich nach seiner Rückkehr in die Schweiz zunächst nieder und fand ebenfalls durch Hallern zusagende Familienverbindungen. Bald aber veranlaßten ihn Freunde und ein schönes Besitzthum in Brugg, dem Rufe als Stadtarzt dahin zu folgen. In der Stille der Heimat begann Zimmermann seine literarische Thätigkeit. Wie bei den übrigen Schweizern dieser Zeit und zunächst nach dem Vorbilde seines Lehrers Haller war seine Geistesrichtung eine universelle, und demnach bestrebte er sich, die Gedanken der Wissenschaft zum Gemeingut der bürgerlichen Gesellschaft zu machen. Dazu war er in hohem Grade befähigt durch lebhafte Auffassung und feine Beobachtungsgabe, durch reiche Belesenheit und blühende Darstellung. Seine Sprache übertrifft

an Kraft und Mannigfaltigkeit diejenige der bisher genannten Schweizer außer Haller, und er verstand es wie dieser Gegenstände und Verhältnisse scharf und klar zu umschreiben. Allein Zimmermann ist weit entfernt von der innerlich freien, unbefangenen Ruhe seines Meisters, von jenem bescheidenen Forschen nach Wahrheit, von der Treue und Konsequenz der Ueberzeugung und Gesinnung. Es ist weder eine bestimmte Lebensaufgabe, noch ein tiefer Gedanke, welche ihn leiten; sondern es drängt ihn mehr das Verlangen nach Geltendmachung seines Urtheils und nach Auszeichnung und Ehre. Es ist das Feuer und die Leidenschaftlichkeit des Südländers in ihm, daher er von der Gegenwart stets heftig ergriffen und so durch augenblickliche Eindrücke und Stimmungen fortgerissen wird, so daß Umsicht und ruhige Besonnenheit des Urtheils immer wieder getrübt werden. Dagegen gewinnt Zimmermanns Schreibart durch natürliche Frische und durch Wärme der Seele häufig einen Schwung und eine Begeisterung, welche fesseln und fortreißen und ihn daher nicht ohne Grund zu einem Lieblingsschriftsteller seiner Zeit machten.

Das abgeschlossene Leben in seiner kleinen Vaterstadt wurde für Zimmermanns aufstrebenden Geist eine Pein; es drängte ihn daher, sich als Schriftsteller ein weiteres Feld zu öffnen. Sein vierjähriger Aufenthalt bei Haller war für ihn eine Aufforderung, die Welt mit den Vorzügen seines großen Lehrers bekannt zu machen; und genaue schriftliche Aufzeichnungen von dem, was er täglich gesehen und gehört hatte, gaben ihm die Materialien an die Hand, ein getreues und lebendiges Bild eines Mannes zu entwerfen, der nicht nur als Gelehrter, sondern als Mensch so bedeutend und einflußreich war. Es erschien daher im Jahre 1755 von ihm „Das Leben des Herrn von Haller.“ Zimmermann konnte es sich bei dieser Lebensbeschreibung nicht versagen, seine eigene Person und seine absprechenden Urtheile so vorlaut hervortreten zu lassen, wie solches mit Hallers Milde und Würde wenig vereinbar war. Es war vergeblich, daß Haller (nach dessen eigenen Worten) „aus wichtigen und seine Ruhe betreffenden Gründen in zwanzig Briefen die allzu wirksame Dankbarkeit seines Zuhörers mißbilligt, und sein Vorhaben ihm auszureden gesucht“ — Haller mußte die Pforte bilden, um ihn als Schriftsteller beim Publikum einzuführen. Nach Hallers Tode würde Zimmermann diese mangelhafte Jugendarbeit gerne verbessert haben: „Ich hatte Lust, Hallers Leben ganz umzuschmelzen, d. i. aus diesem Wust ein kleines vernünftiges Buch zu

machen.“ Allein Hallers Nachkommen scheinen auch vom gereiften Manne Indiscretionen gefürchtet zu haben und zur Beförderung dieses Unternehmens nicht geneigt gewesen zu sein.

Unter Zimmermanns Mißgriffen mußte auch ein poetischer Versuch in Hallers Weise vorkommen, „Die Zerstörung von Lissabon.“ Allein die Vorreden und Anmerkungen, in welchen die ungelenken Verse untergingen, bewiesen am besten, daß die Poesie nicht seine Sprache sei. Obgleich er wohl erkannte und es öffentlich ausgesprochen hatte, daß er zum Dichter nicht geschickt sei, so bedurfte es doch Wielands derbes Veto, um Zimmermann zu verhindern, sich abermals mit einem Lobgesang auf Friedrich den Großen herauszulassen.

Unterdessen verfolgte Zimmermann jene in Bern ihm eigen gewordene Richtung nach allgemeiner Weltbildung und machte sich daher vorzüglich mit den englischen und französischen Social-Schriftstellern bekannt. Aus ihnen schöpfte er den leichten, pikanten Weltton und das Selbstvertrauen, gebaut auf das Urtheil des gesunden Menschenverstandes und die subjective Anschauung. So bildete sich bei ihm jene wohlfeile, willkürliche und übermüthige Philosophie aus, welche keine Wahrheit kennt, aber in selbstgeschaffenen Idealen schwärmt, welche ihrer Beobachtung und Erfahrung sich rühmt, aber diese ganz launenhaft und principlos aus- und zurechtlegt. Eine solche Schriftstellerei, welche unter dem Scheine philosophischer Unbefangenheit und Freimüthigkeit Menschen und Zuständen eine beliebige Gestalt und Farbe giebt, und so Preis und Schmähung aus eigener Machtvollkommenheit keck vertheilt, eine solche Schriftstellerei mußte einem so eiteln und heftigen, einem so strebsamen und weltverbesserungssüchtigen Manne sehr zusagen. Und so schlug er bald einen Weg ein, aus dem er nicht mehr herauskam.

Je enger Zimmermanns Kreis in Brugg war, desto feuriger und stolzer schweiften seine Gedanken in die große, weite Welt hinaus; je größer das Behagen und Selbstgefühl seiner Kleinstädter war, mit desto schneidenderer Verachtung wendete er sich einem schrankenlosen Weltbürgerthum zu. Auf solchem Grund ist Zimmermanns erste philosophische Schrift „Vom Nationalstolz“ (1758) entstanden. Der rohe Keim dazu, in dem sich noch die subjektive Gährung kund thut, lag schon in einem Worte der pathetischen Zueignung der Zerstörung von Lissabon an einen Berner Patricier, wo hochmüthige Ueberhebung und übertriebene Schmeichelei komisch zusammen gesellend, Zimmermann sich

unter Anderm vernehmen läßt: „Die Vorurtheile der Jugend und Auferziehung, dieſe grauſamen Tyrannen der Vernunft, lehren uns einen Europäer einem Irokeſen, einen Schweizer einem Spanier vorziehen; und wie ſehr ſind wir doch gegründet, uns oft die Leute am meiſten mißfallen zu laſſen, die wir am genauſten kennen.“

Das Buch zerfällt in zwei Theile. Der erſte iſt eine Satyre auf den lächerlichen Nationalſtolz. Statt ſich zu bemühen, ein ſorgfältiges Bild der Nationaleigenthümlichkeit der verſchiedenen Völker zu geben und dann auf die Verirrungen des Nationalſtolzes einzugehen: begnügt ſich der Verfaſſer, in flüchtigen Umriſſen amüſante Anekdoten und abgeriſſene Züge vom Adelsſtolz, Religionsſtolz, Freiheits- und Tapferkeitsſtolz u. ſ. w. zuſammenzuſtellen, wobei ihm das Pikante und Paradoxe immer mehr gilt als die Wahrheit, und wo ihm die fratzenhafteſte Mähre immer die willkommenſte iſt; daher ihm auch wildfremde Völker, wie namentlich die Chineſen, beſonders herhalten müſſen. Im zweiten Theile, welcher von den Vortheilen des Nationalſtolzes handelt, iſt Darſtellung und Inhalt oft anziehend und würdig, namentlich wo er von den Vorzügen in Wiſſenſchaft und Kunſt ſpricht. Die klare, gedrungene Sprache, die ſpannenden Gegenſätze, die Wärme des Gefühls verſchafften ihm eine Anerkennung, daß ſelbſt Leſſing ihn unter die guten Proſaiſten zählte. Allein das Ganze iſt doch wieder von einer gewiſſen ſkeptiſchen Leichtfertigkeit durchzogen, ſo daß die ſchwunghafte Beredſamkeit vorweg durch etwas Unpaſſendes und Abgeſchmacktes beeinträchtigt wird. Beſonders auffallend iſt, daß, indem er es nicht fehlen läßt, die gute Seite des Stolzes auf Tapferkeit, Wiſſenſchaft, Verfaſſung ꝛc. hervorzuheben, die Religion nur in der Schattenſeite ſitzen bleibt; und daß der Schweizer in den frühern Ausgaben die Republikaner nur lächerlich macht und auch nachher wenig Gutes von der Republik zu ſagen weiß, dagegen ſich zum pathetiſchen Lobredner theils der Monarchie, theils der Freigeiſter aufwirft und unter Anderm vorbringt: „Der Freiheitsgeiſt eines Montesquieu, eines d'Alembert, eines Helvetius ꝛc. und ſo vieler andern Franzoſen vom erſten Range iſt die größte Satyre auf die Denkungsart aller angeblichen Republikaner.“ Mit Recht iſt dagegen unter manchem andern Zeugniß eines geſunden Blickes ſeine bemerkenswerthe Vorausſicht der Revolution gewürdigt worden*).

*) „Wir leben in der Dämmerung einer großen Revolution, in den Tagen einer zweiten Scheidung von Licht und Finſterniß. Man bemerkt in Europa gleichſam

Es gehört noch hieher zu erwähnen, wie Wieland, welcher durch Bodmer und Breitinger mit Zimmermann bekannt, in jener Zeit, wie wir oben geſehen, dieſem am nächſten ſtand, ſeine philoſophiſchen Erſtlinge aufgenommen. Er findet darin ein günſtiges Zeugniß für ſeinen Geiſt, ſpricht ſich aber über Geſinnung und Charakter etwas zweifelhaft aus. Zunächſt entbietet er ihm: „Selbſt Philoſophen müſſen Ihre Abhandlung, ungeachtet der cavalieriſchen Art, womit Sie philoſophieren, mit Vergnügen leſen.“ Ferner ſchreibt er ihm: „Die Logik rächet ſich manchmal ganz unbarmherzig an ihrem alten Verächter. Aber man muß Ihren Einfällen nicht immer gar zu ſcharf ins Auge ſehen. Es beliebt Ihnen, ſich mit dem Publiko luſtig zu machen; Sie regalieren uns mit ihren Cruditäten, es iſt wahr, aber ſehr oft bedomagieren Sie uns durch ganz niedliche Biſſen. Ihre Abhandlung iſt ein Potpourri; dergleichen muß man ſchreiben, wenn man von vielen will applaudiert werden.“ Später läßt ſich Wieland, zwar nicht in Beziehung auf dieſe Schrift, ſondern im Allgemeinen vernehmen: „Sie müſſen ſich einige kleine Fehler abgewöhnen, von welchen Sie alle Augenblicke zu großen faux-pas verleitet werden können. Sie kennen dieſe Flüchtigkeit, dieſe ſeichte Art nach Anſcheinungen zu urtheilen, dieſe Aufwallungen, dieſe Boutaden und Capricen, denen Ihr Kopf ſo ſehr unterworfen iſt.“

Allein aller Fehler ungeachtet war der Wurf gelungen: Zimmermann hatte den Ton für Weltleute getroffen, ſeine Schrift blieb ein Lieblingsbuch des Publikums bis zur franzöſiſchen Revolution und wurde nicht nur ins Franzöſiſche und Engliſche, ſondern ſelbſt ins Ruſſiſche überſetzt, da er an der Kaiſerin Katharina II. im Verfolg eine

---

einen zweiten Aufſtand zum Beſten des geſunden Denkens. Die Wolken des Irrthums und der Furcht zerſtreuen ſich, des langen Zwanges müde wirft man die Ketten der alten Vorurtheile ab, um von den verlornen Rechten der Vernunft und Freiheit wieder Beſitz zu nehmen. Das allenthalben verbreitete Licht, der allenthalben angewandte philoſophiſche Geiſt, die daher rührende größere Kenntniß des Fehlerhaften in der angenommenen Denkungsart, und kurzweg das Sturmlaufen auf die Vorurtheile der Zeit, zeuget eine Dreiſtigkeit im Denken, die oft in eine ſtrafbare Frechheit ausartet, manchem ſein kleines Maß von Freiheit, manchem ſein ganzes zeitliches Glück, und hie und da einen Kopf koſten wird; auch leider ſchon jetzt die Sophiſtik des Mißverſtandes und der Mißdeutung zur gegenwärtigen Logik der Zeit macht; aber mit der politiſchen Klugheit und der pflichtmäßigen Unterwürfigkeit unter die Landesgeſetze verbunden, unſerm Weltalter große Verbeſſerungen und der Barbarei den Todesſtich verſpricht.“

beſondere Gönnerin hatte. In ſeiner offenen Weiſe legte Zimmermann gegen S. Geßner ſpäter ſelbſt über den Nationalſtolz das Zeugniß ab: „Es iſt bei meiner Seele im Grunde doch nur ein Narrenbuch: und wenn man es in dieſer Abſicht und unter dieſem Titel gut findet, bin ich zufrieden.“

Zimmermann hatte nun einen Namen, und ſo konnte er hoffen, bald aus ſeinem kleinen Brugg befreit zu werden. Unter Anderm erging ein durch Haller veranlaßter Ruf nach Göttingen an ihn. Allein Zimmermann hatte eine Abneigung gegen die Gelehrten und hätte für die regelmäßige Berufsordnung des akademiſchen Lebens und die in demſelben nöthige Fügſamkeit nicht getaugt. Strenge und gründliche Studien waren überhaupt ſeine Sache nicht. Denn er hatte auf der einen Seite weder die wiſſenſchaftliche Tiefe, noch auf der andern die treue Liebe zur leidenden Menſchheit, um durch beharrliches Forſchen entweder das Gebiet ſeiner Berufswiſſenſchaft zu erweitern, wie ſein Lehrer Haller, oder ſeine Kenntniſſe zum Gemeingute des Volkes zu machen, wie ſein Freund Tiſſot. Er begnügte ſich vielmehr auch als Arzt Weltmann zu ſein. Sein im Jahre 1763 erſchienenes Werk „Von der Erfahrung in der Arzneykunſt“ hat daher keinen wiſſenſchaftlichen Werth, indem dasſelbe weder neue Gedanken und Forſchungen enthält, noch bereits Erkanntes in überſichtlicher, ſyſtematiſcher Gliederung aufführt. Das Verdienſt dieſes Buches für ſeine Zeit beſtand darin, daß es namentlich den gebildeten Weltleuten das Gebiet des Arztes in anregender Sprache nahe legte und durch anziehende Beiſpiele belebte. Allein das philoſophiſche Gerede in demſelben iſt weit entfernt, ſeinen Gedanken Zuſammenhang und Schärfe zu geben, ſondern ergeht ſich rhapſodiſch in allgemeinen Betrachtungen, welche gerade der einfachen Darlegung der Erfahrung Eintrag thun. Auch hier ſtört das Haſchen nach Effekt und die einſeitige Partheilichkeit die unbefangene Sprache der Wahrheit, und übertriebenes Lob oder roher Tadel ſtellen die Perſonen und Thatſachen in ſehr vielen Fällen in ein ſchiefes und unrichtiges Licht. Das Werk blieb unvollendet. Als er ſpäter an die Fortſetzung gemahnt wurde, entſchuldigte er ſich folgender Maßen: „Soll ich etwas ſchreiben, ſo muß es ein ſchneller und leichter Erguß irgend einer guten oder böſen Laune ſein.“

2. Zimmermanns Geltung.

Indeſſen eröffnete dieſes Werk Zimmermann eine Stellung und eine Thätigkeit, wie er es nach ſeiner Sinnesart wünſchte, indem er im Jahre 1768 als großbritanniſcher Leibarzt nach Hannover berufen wurde. Allein kaum aus Brugg befreit, ging ſogleich auch in Hannover die Noth von Neuem an, denn die Hypochondrie trübte hier wie dort ſeine Tage, und mehrfaches häusliches Unglück trat hinzu, um ſein Leben zu verbittern. Das Glück, welches der berühmte Arzt, der Weltmann und Menſchenkenner, der fröhliche Geſellſchafter und vortreffliche Erzähler namentlich bei fürſtlichen Perſonen machte, befriedigte wohl ſeine Ruhmbegierde, aber gab dem unruhigen Manne den innern Frieden nicht. Eine immer ausgedehntere Praxis und häufige Konſultationen der norddeutſchen Höfe nahmen alle ſeine Zeit in Anſpruch, und das Hofleben riß ihn in eine Zerſtreuung hinein, welche der innern Sammlung wie der wiſſenſchaftlichen Ausbildung gleich nachtheilig war. Unter dieſen Umſtänden ruhte auch ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit viele Jahre lang. Lavaters Phyſiognomik, welche Zimmermann die Anregung und Entſtehung verdankte, und welche von ihm zuerſt bei der großen Welt eingeführt wurde, veranlaßte ihn inzwiſchen zu einer wenig glücklichen Vertheidigung derſelben gegen Lichtenberg, wobei er unwürdige Perſönlichkeiten einmiſchte, was weder zu ſeinem Vortheile, noch zu demjenigen ſeiner Sache ausſchlug.

Endlich griff Zimmermann wieder zur Feder, um einen Lieblingsgedanken ſeiner Jugend weiter auszuführen. Er hatte nämlich ſchon 1756 „Betrachtungen über die Einſamkeit“ herausgegeben, unmittelbar nur zur Abwehr ungünſtiger Urtheile ſeiner Mitbürger. Dieſe Richtung ſeiner Gedanken war zunächſt dem Anſtoße Rouſſeau's gefolgt, allein ſie ſagte überhaupt einem Manne vortrefflich zu, welcher mit der innern Welt ſeiner Gefühle und ſeinem Freiheitsgeiſte ſich gerne brüſtete, der ein Menſchenkenner und Sittenmaler war, und indem er ohne die Huldigung und die Aufmerkſamkeit der Welt und der Großen nicht leben konnte, doch den Anſchein haben wollte, als verachte er die Formen der Geſellſchaft, der ſich von dieſer fortwährend angezogen und abgeſtoßen fühlte, und der, wenn er ihre Leerheit und ihre Täuſchungen erfahren, durch die Ergüſſe ſeines hypochondriſchen Unmuthes ſich an ihr rächte. Seine ſentimentale Stimmung fand ſich in dieſem Gegenſtande eben ſo ſehr zu Gemälden des Stillebens, als ſeine kühne Satyre

zu ſtrafenden Bloßſtellungen der Verkehrtheiten der Geſellſchaftsmenſchen aufgefordert, und ſeine Genialität gab ihm Gelegenheit zur Entfaltung einer Lebensphiloſophie, welche anregend und ſchneidend in die damaligen Lebensverhältniſſe eingriff. Schon im Jahre 1773 hatte Zimmermann ſeine Jugendarbeit umgeſchaffen und ein „Fragment" davon im hannöverſchen Magazin herausgegeben, welches in ſofern bemerkenswerth iſt, da ihm noch im Jahre 1803 in Wien die Beachtung zu Theil wurde, daß man dasſelbe in einer auffallend koſtbaren Prachtausgabe erſcheinen ließ. Unterdeſſen hatten vielfache körperliche Leiden, der Verluſt einer hoffnungsvollen Tochter, welche er unendlich geliebt und doch wieder durch ſeine Reizbarkeit und Härte gequält hatte, der allmählig eintretende und zuletzt hoffnungsloſe Wahnſinn ſeines Sohnes und endlich die Entfernung einer edlen Freundin, welche die letzte Stütze ſeiner troſtloſen Verlaſſenheit geweſen war, wie er ſelbſt ſagt, alle Kraft ſeiner Seele vernichtet und ihn in einen Todesſchlummer verſenkt. Allein die ſcheidende Freundin hatte ihn verpflichtet, ſich auf „irgend einen ungewöhnlichen und großen Gedanken zu wenden," und ſo ſchritt er von Neuem zur Bearbeitung eines größern Werkes „Ueber die Einſamkeit." Dasſelbe erſchien in den Jahren 1784 und 1785 in vier Bänden. Leider hatte neben der erhebenden Muſe der Freundſchaft auch der unverhältnißmäßige Zorn gegen einen unbedeutenden und lächerlichen Gegner ſeine Seele bewegt, und ſo leitete denn bald eine edle Begeiſterung und bald ein bitterer Unmuth ſeine dahinſtürmende Feder.

In den erſten Kapiteln des Werkes thut ſich die Wärme des Gefühls kund, aus welchem dasſelbe hervorgegangen; es drängen ſich überraſchende Geiſtesblitze und anziehende Kontraſte voll Humor und Witz. Ueber Einſamkeit wie über Geſellſchaft ſpricht er als erfahrener Beobachter und unbefangener Denker. Alles iſt Leben und Handlung: es unterbrechen den Faden der Betrachtung bunt durcheinander gewürfelte Geſchichtchen, deren Zuſammenſtellung vergnügt, wenn auch ihr Inhalt leicht oder oberflächlich iſt. Denn es wird mit der Geſchichte willkürlich umgegangen; allein die ihm dienenden Züge weiß er charakteriſtiſch und ſchlagend zu benutzen. Immer wird die Beobachtung durch das Leben bekräftigt: denn genannte und ungenannte Perſonen, wie ſeine eigenen Erlebniſſe und Empfindungen gehen in raſcher Abwechslung an uns vorüber. Er feſſelt durch Verſtand und würdigen Ernſt in Beurtheilung der Fehler geſellſchaftlicher Konvention, und ſeine Derbheiten und Selbſtgefälligkeiten heben oft nicht unange-

nehm das individuelle Gepräge des Ganzen hervor. Die Sprache ist nicht rein, aber oft voll kräftiger und glücklicher Gegensätze, und der Gedanke schärft sich häufig in einem überraschenden Schlagworte aus. Es ist keine gefeilte und berechnete, sondern eine ungekünstelt geistreiche, oft beredt dahin strömende und oft wieder gedrungene Sprache des Lebens und Umganges.

Im weitern Verfolge nimmt das Werk freilich eine bedenkliche Wendung, wo er vom Triebe zur Einsamkeit „in den ersten Zeiten der christlichen Kirche" (!) zu reden kommt. Denn hier drängt in der Darstellung der Entstehung und Ausbildung des Mönchslebens im Morgenlande eine Ungezogenheit und Leichtfertigkeit die andere, indem ohne Ehrung geschichtlicher Wahrheit und mit ekelhafter Uebertreibung nicht nur das Mönchswesen, sondern vorzüglich der Charakter der ältesten Kirchenväter verunstaltet wird. Das halbe Buch ist mit den „heiligen Halunken" angefüllt; und wenn es auch zu einer Zeit, wo in Deutschland die großen Klöster noch ihren gewichtigen Einfluß hatten, von einem bekannten und angesehenen Manne eine kühne Freimüthigkeit erforderte, um so offen und schonungslos gegen das Klosterleben zu sprechen: so nahm doch die maßlose Rohheit und der im Gemeinen sich wälzende Cynismus dem Unterfangen alles Verdienst. Auch begnügt er sich nicht mit der Auseinandersetzung der religiösen Verirrungen, sondern er ist auch überhaupt der Vertheidiger der Ketzereien gegen die Kirchenlehre, und indem er von keiner andern, als einer fratzenhaften Erscheinung der Kirche weiß, zieht er dann auch mit wahrem Hasse gegen dieselbe zu Felde. Eben so offenbart sich in muthwillig losgelassenen Hieben gegen sein Vaterland und seine früher unbedingt gefeierten Freunde, Haller und Lavater, weniger das unpartheiische Urtheil, als gallichte Schärfe. Nach Laune und Gunst wird Lob und Tadel ausgetheilt. Wo er aber loben will, versteht er es ganz vortrefflich: so in den Schilderungen von Friedrich dem Großen und Joseph II., wo die Schmeichelei um so feiner ist, da wirkliche Züge aus dem Leben zu einem charakteristischen Kranze verflochten sind. Nachdem er aber lange Kapitel hindurch den Unmuth seiner Seele in aller Rücksichtslosigkeit und Schroffheit ausgegossen, wobei man eben sieht, daß er sich im Schreiben des hypochondrischen Krankheitsstoffes entlud: tritt dann wieder die Stille ruhiger Betrachtung und sentimentaler Schwärmerei ein. So erfüllt das ganze zehnte Kapitel eine hinreißende Beredsamkeit für die Freiheit des Geistes, vereint mit der Freimüthig-

keit des redlichen Mannes, der die Seelen erheben und für das Edle und Große begeistern will.

Mit dem vierten Bande nimmt das Werk eine neue Wendung, indem Zimmermann die bisherigen Härten und Uebertreibungen wieder gut zu machen suchte. Daher folgen nun wahrhaft schöne Gemälde der Einsamkeit in ländlicher Natur und namentlich geht ihm das Herz für sein Vaterland und seine dortigen Freunde auf, Lavatern wird nun auch wieder die Ehre gegeben, freilich auf Kosten seiner Vaterstadt. In der Zeichnung von Doktor Hoze und von Zollikofer zeigt er die ganze Innigkeit der Freundschaft; namentlich aber ist er unerschöpflich in der Begeisterung für die poetischen Einsiedler Petrarcha und Rousseau. Auch das Klosterwesen kommt glimpflicher weg und den Mystikern wird eine bemerkenswerthe Charakteristik zu Theil; überhaupt läßt er sich nun die Religion zu Herzen gehen und entwirft mit Liebe die Bilder frommer Menschen. Treffende Anekdoten und biographische Skizzen beleben stetsfort seine zwar oft breite und sich wiederholende, aber immer seelenfrische und pikante Beredsamkeit. Am Ende läßt das Ganze doch den Eindruck zurück, daß Zimmermann ein selbständiger und fester Charakter war, welcher einen kühnen Beitrag zur sittlichen Erhebung und Kräftigung seiner Zeitgenossen geben wollte. Für die Sittengeschichte seiner Zeit ist Zimmermanns Werk über die Einsamkeit von bleibendem Werthe; allein von einem wirksamen Einflusse konnte es nicht sein. Denn wo die gesellschaftlichen Zustände so vielfache Belege von Verkehrtheit und Verdorbenheit aufwiesen, da konnte mit dem Zurückziehen der Bessern aus der Gesellschaft nicht geholfen sein. Dieses träumerische, phantastische, selbstsüchtige Abschließen und Leben in der Einsamkeit war nur für einzelne sich fühlende Menschen, beschwichtigte aber die Gährung der Menge nicht. Gerade daß diese freien Geister sich der Theilnahme an dem, was allgemein belästigte, entzogen und sich schroff absonderten, reizte die Masse zu wilder Selbsthülfe.

In seinen spätern Jahren wurde Zimmermann noch Historiker. Er hatte Friedrich den Großen so warm, so geschickt und so fein zu loben gewußt, daß der ruhmbegierige König in seiner letzten Krankheit, so wenig er sonst auf ärztliche Hülfe vertraute, den berühmten Schweizerarzt für vierzehn Tage nach Berlin kommen ließ, wo er ihn täglich zwei Male vor sich beschied und gewöhnlich jedes Mal längere Unterhaltungen mit ihm über Literatur und Politik anknüpfte. Zimmermann gab nun im Jahre 1788 eine Schrift „Ueber Friedrich den Großen und

meine Unterredungen mit ihm kurz vor seinem Tode" heraus, worin er jedenfalls ein getreues Bild von Friedrichs Wesen und Gemüthsart aus jener Zeit liefert, wobei man dann die gesteigerte Dargebung seiner Empfindungen mit in den Kauf nehmen muß. Zwei Jahre später wurde diese Schrift und die wenig gelungene „Vertheidigung Friedrichs des Großen gegen den Grafen von Mirabeau" in seine „Fragmente über Friedrich den Großen zur Geschichte seines Lebens, seiner Regierung und seines Charakters" verschmolzen. Hier kamen Zimmermann seine geselligen Eigenschaften förderlich zu statten: denn dem Könige nahestehende Männer, selbst Minister, machten ihm einläßliche Mittheilungen, und er war mit einer so beträchtlichen Zahl von zuverlässigen Männern und unmittelbaren Zeugen der Ereignisse in Verbindung gekommen, daß er aus einer reichen Fundgrube lebendiger Erinnerungen schöpfen konnte. Seine humoristische Redseligkeit und Erzählungsgabe, seine naive Freimüthigkeit, seine Vorliebe zu Klatschereien, seine dramatische Darstellungsgabe eigneten ihn recht sehr zum Memoiren-Schriftsteller. Mochte er auch manchen pikanten Zug oft ohne hinlängliche Prüfung und bisweilen verwegen aufnehmen, mochte Heftigkeit und seine scheltende Derbheit ihn zum ungeschickten Kritiker gegen muthwillig heraufbeschworene Feinde machen: sowohl seine Begeisterung für den König, als seine Freimüthigkeit in Dargebung von dessen Schwächen erweckte beim Publikum Interesse für seine Mittheilungen, und ein bedeutender Theil charakteristischer Züge und Anekdoten aus Friedrichs Leben kamen durch Zimmermanns Eröffnungen zur allgemeinen Kunde*).

Allein mit diesem Werke hatte sich Zimmermann in seinen alten Tagen auf ein unglückliches Feld gewagt, indem er sich auch als Politiker auf eine selbstgefällige und hochfahrende Weise hervorstellte. Er, der ehemalige Freund der Aufklärung und der Geistesfreiheit, betrachtete nun die hereinbrechende Revolution mit andern Augen. Schon in den Fragmenten zog er nämlich gegen die Berliner Aufklärer eben so leidenschaftlich als unmächtig los; worauf der cynische Bahrdt mit all seiner Schamlosigkeit gegen ihn auftrat. Zur Verschlimmerung der Sache

*) Joh. Müller bemerkt über diese Schrift: „In Zimmermanns Werk stehen gute Sachen und die Schreibart ist schön; doch rechtfertigt er wohl zu viel, und ist an schönen Worten reicher als an wichtigen und neuen Sachen. Wahr ists, daß dem großen Friedrich nichts fehlte als — die höchste Stufe der Cultur, nämlich die, die Humanität vervollkommnende, so wie alle Größe vermenschlichende — Religion."

ſtellte ſich Kotzebue mit dem giftigen Pasquill „Bahrdt mit der eiſernen Stirn oder die deutſche Union gegen Zimmermann“ unter dem Namen Knigge's auf ſeine Seite. Der getäuſchte Zimmermann eröffnete nun einen förmlichen Vertilgungskampf gegen Knigge, den er einen der ſcheußlichſten Volksaufwiegler in Deutſchland nannte: ſo daß er gegen erhobene gerichtliche Klage öffentliche Genugthuung geben mußte. Merkwürdiger Weiſe fand Zimmermann im Anfange des Streites Anklang in Wien, ſo daß Kaiſer Leopold mit Beifall eine ſchriftliche Abhandlung von ihm aufnahm, unter dem Titel: „Ueber den Wahnwitz unſers Zeitalters und über die kräftigſten Hülfsmittel gegen die Mordbrenner, die uns aufklären wollen und gegen die Untergrabung und Vernichtung der chriſtlichen Religion und Fürſtengewalt.“ Der Kaiſer wollte auf dieſen Bericht bei dem Reichstage in Regensburg einen Fürſtenverein gegen die Illuminaten bewirken; aber ſein Tod vereitelte dieſes Vorhaben. Allgemein verlaſſen und bedauert verfiel nun Zimmermann in eine immer tiefere Melancholie, welche ihn allmählig verzehrte. († 1795.)

IX. Iſelin.

1. Iſelins vielſeitige Bildung.

Wie Baſel früher durch Drollinger und Spreng mit Zürich in geiſtiger Gemeinſchaft geſtanden, ſo ward in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts durch Iſaak Iſelin (1728—1782) eine vielſeitige Verbindung eingeleitet. Iſelin iſt ein merkwürdiges Glied in der Reihe der ſchweizeriſchen Schriftſteller ſeiner Zeit. Denn dieſe hatten bisher mehr oder weniger in Wechſelwirkung mit der deutſchen Literatur geſtanden und ihre Thätigkeit gehörte zunächſt den ſchönen Wiſſenſchaften an. Allein Iſelin war durch Bildung und Beruf Staatsmann und ſowohl durch die Richtung ſeines Geiſtes als aus Mißbehagen über die engen Schranken ſeiner kleinen Republik Kosmopolit. Als Nachbar von Frankreich und mit deſſen Philoſophen durch einen Aufenthalt in Paris perſönlich bekannt und nachher in beſtändigem Briefwechſel mit denſelben, war er für die dort ſich allmählig entwickelnden allgemeinen Weltverbeſſerungspläne ſehr empfänglich; daher ſchloß er ſich den philoſophiſchen und politiſchen Gedanken der Franzoſen über Beförderung des Volksglückes an und machte ſich namentlich ihre klare und populäre Darſtellung zu eigen. Auf der andern Seite aber war Iſelin ſo durch und durch deutſcher Art und Geſinnung, daß deutſche Gründlichkeit und Idealität bei ihm hervorſtechende Eigenſchaften ſind. Endlich iſt er bei aller Univerſalität ſeiner Ideen ein ſo getreuer Sohn ſeines Vaterlandes, daß die letzte Beziehung ſeiner Beſtrebungen doch immer wieder der Wohlfahrt ſeiner Heimat gilt. Wir ſehen alſo, wie ſich die zu verſchiedenen Zeiten vorkommende Erſcheinung auch hier wiederholt, daß nämlich ſchweizeriſche Schriftſteller die Vermittler zwiſchen deutſchen und franzöſiſchen Richtungen ſind, eine Stellung, welche ſich bei einem ſo

ſelbſtändigen und mit ſich ſelbſt einigen Manne wie Iſelin auch eigenthümlich geſtalten mußte. Seine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit iſt um ſo verdienſtlicher, da ſeine Umgebung ihm keinerlei Ermunterung gewährte, wie er und Andere ſich oft darüber beklagen*). Er ſtellte es ſich demnach als Lebensaufgabe, wieder geiſtige Regſamkeit in ſeine Vaterſtadt zu bringen und namentlich die Univerſität wieder zu beleben. Er hatte nämlich in Göttingen (wo er bei Haller liebevolle Aufnahme, und in Zimmermann, Jenner und R. E. Tſcharner Freunde fand) ſich dem Studium der Rechte gewidmet, und daher nach ſeiner Rückkehr in die Heimat ſich vorzüglich mit ſeiner Fachwiſſenſchaft beſchäftigt, indem er die Bearbeitung des eidgenöſſiſchen Staatsrechtes und eine philoſophiſch-politiſche Geſchichte der Schweiz begann. Allein er war in der Bewerbung um einen Lehrſtuhl der Rechte an der Univerſität von Baſel, wo bekanntlich damals das Loos entſchied, unglücklich. Doch was er als öffentlicher Lehrer nicht leiſten konnte, das ſuchte er als Schriftſteller zu erreichen. Zwar äußert er ſelbſt über den Anfang ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit, daß der Zufall ihn zum Schriftſteller gemacht, „von verſchiedenen Mißbräuchen ergriffen, die ſein Vaterland entehrten.“ Nachdem er nämlich durch die im Jahre 1750 erſchienenen „Verſuche“ von Gedichten ſich als einen Jünger der Bodmer'ſchen Schule erwieſen, kamen 1755 die „Philoſophiſchen und patriotiſchen Träume eines Menſchenfreundes“ heraus, wodurch er zuerſt die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Im Eingange dieſes Werkes erinnert Iſelin durch die Kundgebung ſtoiſcher Selbſtgenügſamkeit an Rouſſeau und eben ſo in der feindſeligen Gegenüberſtellung von Ideal und Leben. Denn nachdem er den Weg angegeben, wie er zu ſeiner philoſophiſchen Lebensanſchauung gekommen, äußert er ſich: „Im Lande der Ideen fand ich nichts als Ordnung, Richtigkeit, Tugend, Gerechtigkeit, Erhabenheit. Im Lande der Wirklichkeit hingegen nichts als Unordnung, Verwirrung, Falſchheit, Scheintugend und betrügeriſche Größe.“ Allein wenn ihn die Geſchichte gelehrt, daß der Menſch ſich überall unendlich weit von ſeiner Natur und ſeiner Beſtimmung entfernt hat, ſo glaubt er dagegen der menſchlichen Natur zutrauen zu dürfen, daß ſeine Mitbürger, denen er ſeine Gedanken zunächſt widmet,

*) Zwar waren im gleichen Jahrhundert ſchon zwei Glieder ſeines Geſchlechtes ihm als Schriftſteller vorangegangen, nämlich Jak. Chriſtoph Iſelin, der Verfaſſer mehrerer hiſtoriſcher und philoſophiſcher Schriften, und Rudolf Iſelin, der Herausgeber der Chronik von Tſchudi.

ſich bewegen laſſen werden, nach höherer Vervollkommnung zu ſtreben. Auf die Sache ſelbſt eintretend, ſtellt er die pſychologiſche Entwicklung der menſchlichen Triebe voran und läßt dann eine Schilderung des Zuſtandes der früheſten Menſchen folgen, um ferner zu zeigen, wie aus der Abweichung von der urſprünglichen Natur und Einfalt, Verderbniß und Elend eingeriſſen, welche er in der Ungleichheit der Stände, im Mißbrauche der Freiheit und im Ehrgeize entdeckt. Dann folgen die Abſchnitte, in denen er ſeine eigenthümlichen Gedanken näher entwickelt. Die Erfahrungen vom Mißbrauche der Vorrechte der Regierenden in ſeinem Vaterlande haben ihn für die Republik ſehr abgekühlt. Dagegen eröffnet er ſeine Gedanken über die Bildung eines auf Erbgüter gegründeten Patriciats, welches er für die beſte Regierungsform hält. Für die kleinen ſchweizeriſchen Republiken jedoch ſchlägt er eine Verfaſſung mit einer Wahlart vor, wie ſie die Schweiz jetzt wirklich, nur weit beſſer hat, freilich ohne die von Iſelin geträumte Gerechtigkeit, Weisheit und Tugend. Ueberraſchend iſt die Entſchiedenheit und Freimüthigkeit, womit er ſich gegen die „Handelſchaft“ ausſpricht*), und darin eine Quelle des Verderbens ſieht: wogegen aber die Entwicklung ſeiner eigenen Vaterſtadt die beſte Widerlegung war, indem ſich gerade damals die Keime der gegenwärtigen Blüthe und ſoliden Bürgertugend zu entfalten begannen. Hingegen ſind ſeine Gründe gegen die Städte und namentlich die großen Städte ſehr bemerkenswerth. Ferner tritt er gegen Rouſſeau für die Gelehrſamkeit in die Schranken, weiſt aber die Nachtheile der Geſellſchaftlichkeit und der Ergötzlichkeiten nach. Schon hier ſpricht er ſich mit aller Wärme für die öffentliche Erziehung aus und daß dieſe eine Pflicht des Staates ſei. Endlich ſtellt er die Ideale

*) Iſelin war nämlich bei all ſeiner Freiſinnigkeit dennoch durch und durch Patricier: daher er befürchtete, daß das Patriciat von Baſel durch ausſchließliches Zuwenden zur Handelſchaft zerſtört werde. Denn wenn in früherer Zeit aus den vornehmen Geſchlechtern Baſels von mehrern Söhnen ſich etwa einer der Handelſchaft widmete, ſo machte er dennoch wiſſenſchaftliche Studien, oft bis zur Magiſterwürde, und wenn er alt war, widmete er ſich dem Staate und übergab ſeine Handlung einem Sohne oder Tochtermann. Seit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aber brach der ausſchließliche Handelsgeiſt mit Macht herein, ſo daß nur noch wenige Söhne alter Häuſer ſich den Studien widmeten. Ein Grund dazu mochte das von 1718—1798 in Baſel regierende Loos bei Aemterbeſetzungen jeder Art ſein, welches Studien faſt nutzlos machte und die beſten Kräfte lähmte. Iſelin ſelbſt, zwei Male auserſehen, Standeshaupt der Republik zu werden, wurde durch das harte Loos verdienter Ehre beraubt.

eines Königs, einer glückſeligen Republik und eines Patrioten auf. Wenn Iſelin dieſen Gedanken den Titel philoſophiſche Träume gab, ſo war es ihm in ſo fern damit ernſte Wahrheit, als er die Erreichung der Tugend und Glückſeligkeit auf dem Wege der Natur, der Vernunft und der Religion für möglich hielt. Als er die zweite Auflage ſeiner Träume Bodmern antrug, ſchrieb dieſer an die Mitgenoſſen der Buchhandlung: „Wie parador, idealiſch, platoniſch!“ Allein Iſelins Idealität war ſo ruhig und klar, der Ausdruck ſo durchdacht, er hatte die logiſche Durchführung des Gedankens ſo ſehr in ſeiner Gewalt, ſeine Sprache war ſo edel und doch wieder ſo verſtändlich, ſeine Beobachtungen ruhten auf einem ſo reichen hiſtoriſchen Grunde, daß er auch für dieſe jugendlichen Träume ein zahlreiches Publikum fand, obgleich Iſelin ſelbſt ſagt, daß „ſeine Mitbürger ihn nicht laſen.“ Allein ſeine Freimüthigkeit war doch kein Hinderniß, daß er im Jahre 1756 zu der anſehnlichen, aber mühvollen Stelle eines Rathsſchreibers berufen wurde, welche er bis an ſeinen Tod bekleidete. Dieſe Beſchäftigung ſagte dem hochſtrebenden, idealen Manne wenig zu; allein nichts deſto weniger lebte er derſelben mit einem Fleiße und einer Pflichttreue, als hätte ſie alle ſeine Zeit und Gedanken in Anſpruch genommen; namentlich ſollen geſetzgeberiſche Arbeiten für die vorzügliche Befähigung in ſeinem Amte zeugen. Allein mitten aus dem Kreiſe der Geſchäfte flüchtete ſich ſein Geiſt immer wieder auf das weite Feld philoſophiſcher Gedanken, ſo daß er ſelbſt auf der Rathsſtube jeden freien Augenblick für ſeine wiſſenſchaftlichen Forſchungen zu gewinnen verſtand.

Daher folgten auf die Träume die „Philoſophiſchen und politiſchen Verſuche“ (1760), wo freilich in zu allgemeinen Zügen von der Verderbniß des Staates und der Nothwendigkeit der Tugend geſprochen wird. Das Beſte darin mag wohl die Rüge ſein, welche er an leichtſinnige Schriftſteller über ihren verderblichen Einfluß auf die Sitten richtet. Iſelin bewegt ſich ſein ganzes Leben hindurch um den Grundgedanken, durch öffentliche Anſtalten, beſonders durch Verfaſſung und Erziehung, die Sitten des Volkes zu verbeſſern. Daher geht er in dieſem wie in allen andern verſchiedenen Verſuchen zuerſt von der pſychologiſchen Darlegung des Menſchen aus, um zu zeigen, daß derſelbe vermöge ſeiner Anlagen wirklich höherer Vervollkommnung fähig ſei. Wir finden jetzt wenig Intereſſe an dieſen zwar wohlausgeſponnenen und klaren, aber breiten und einförmigen Deduktionen, deren Hauptgedanke ſich jetzt von ſelbſt verſteht, womit er aber unter ſeiner

Umgebung damals tauben Ohren predigte, da ſeine Ideen dem Staate zu allgemein und der Kirche zu nüchtern weltbürgerlich waren und die höchſten Bedürfniſſe des Menſchen zu wenig berührten.

Iſelin faßte in ſeinen „Vermiſchten Schriften“ (1770) die große Zahl ſeiner kleinen Abhandlungen in einer Umarbeitung zuſammen. Den erſten Theil zwar nehmen faſt ganz Unterredungen ein, welche den Titel „Schinznach“ führen. Allein ſeine Vorſchläge über die politiſche und ſittliche Umgeſtaltung ſeines Vaterlandes ſchweben ſo hoch und ohne Anknüpfungspunkte über den wirklichen Zuſtänden ſeiner Zeit, daß ſie ſelbſt an den Schinznacher Freunden unbeachtet vorübergingen. Bemerkenswerth ſind im Eingange die Skizzen der geiſtigen Entwicklung von Ariſtus und Philokles, wo er in jener „die Geſchichte ſeiner eigenen Empfindungen,“ in dieſer diejenige ſeines Freundes Frei gegeben zu haben ſcheint*). — Im zweiten Theile findet ſich eine Abhandlung über die Vortheile und Gefahren der Gelehrſamkeit, vorzüglich als Widerlegung Rouſſeau's. Eine andere über die Religion hat nur inſofern Werth, als ſie zeigt, wie der philoſophiſch aufgeklärte Iſelin darin ſeine chriſtliche Lebensanſchauung formuliert. Von beſonderer Bedeutung ſind ſeine Gedanken über Erziehung, da er ein vorzügliches Heil darin ſieht, daß man den Menſchen für ſeinen Beruf erzieht, daß man ihm den Unterricht zur Freude mache und ſein Selbſtbewußtſein wecke, daß namentlich das Volk und beſonders der Landmann gebildet werde. Dieſes Intereſſe für die Volkserziehung und die Uebereinſtimmung mit den Anſichten Baſedows ergriff Iſelin ſo lebhaft, daß er dieſen als einen pädagogiſchen Propheten begrüßte und ſich mit Lavater zur Förderung von deſſen Elementarwerk an die Spitze ſtellte. In ſeinen Abhandlungen über die Handelſchaft, die Reichthümer, die Ueppigkeit iſt die Rückſichtsloſigkeit bemerkenswerth, womit er ſich der in ſeiner Vaterſtadt vorwaltenden Richtung gegenüberſtellte, und namentlich die Vorzüge des Landbaues im Vergleiche mit dem Handel hervorhob. Iſelin war vorzüglich durch die Franzoſen in ſeinen Anſichten beſtärkt und dahin geleitet worden, die Landwirthſchaft als das Fundament der allgemeinen Wohlfahrt und der ſittlichen und bürgerlichen Ordnung des Staates zu betrachten. Er arbeitete daher ſeine Schrift über geſellige Ordnung zu einem größern Werke aus, unter dem Titel: „Träume eines Menſchenfreundes“ (1776), worin er

*) S. Vermiſchte Schriften, Bd. 2. S. 5—15, die Zueignung an Hauptmann Frei.

nicht nur ſeine Ideen, ſondern auch Berechnungen über die Landwirthſchaft giebt.

2. Iſelin, der Menſchenfreund.

Alle Iſelin'ſchen Schriften ſind nur Verſuche, die allgemeinen Grundſätze aufzufinden, nach denen das Menſchengeſchlecht zu einem höhern Grade der Vollkommenheit und des Glücks geführt werden könne, wobei er nach der Richtung jener Zeit der philoſophiſchen Erkenntniß ein viel zu großes Gewicht beimaß. Daher iſt auch ſein bekannteſtes und ſorgfältigſtes Werk „Ueber die Geſchichte der Menſchheit" gar nicht darauf berechnet, feſte geſchichtliche Thatſachen über die frühern Zuſtände der Kultur auszumitteln; ſondern der Verfaſſer giebt „Betrachtungen und Muthmaßungen," um zu den „großen Grundſätzen zu führen, nach welchen in beſſern Zeiten glücklichere Völker ſich einen vollkommenern Wohlſtand verſprechen können." Demnach wird auch hier mit einer pſychologiſchen Betrachtung des Menſchen begonnen; worauf Iſelin aus der Geſchichte ſeine zwar breiten aber ſprechenden Beweiſe gegen den geprieſenen Rouſſeau'ſchen Naturzuſtand herholt, welches die Hauptaufgabe des ganzen erſten Theiles iſt. Im zweiten Theile werden die allgemeinen Umriſſe der allmählig entſtehenden Kultur gezeichnet; und dann, nach der Schilderung der Verderbniß der morgenländiſchen Deſpotien, charakteriſiert er ſehr gut die griechiſchen und römiſchen Zuſtände und beleuchtet deren Mangel an ſittlichem Gehalte. Dagegen waren ſeiner Zeit die Geſichtspunkte zur richtigen Würdigung des Mittelalters noch nicht gegeben, um ſo weniger, als er den Philoſophen die Palme künftiger Weltbeglückung zuwenden zu müſſen meint, und unter denſelben ſolche namhaft macht, welche beſonders wirkſame Vorarbeiter für die Revolution geworden ſind. Allein eben dieſer Geiſt der Aufklärung und Freiſinnigkeit, deſſen Ausdruck bei Iſelins ſonſtiger Zurückhaltung und Mäßigung deſto mehr Werth und Gewicht hatte, machte damals dieſes Werk zu einem anziehenden und vielgeleſenen Buche. Gerade der hoffnungsreiche Blick in die Zukunft und der freudige Glaube, womit die bevorſtehende Zeit großer Veränderungen als „Glückſeligkeit der Nachwelt" verkündigt wurde, gab dem Schweizer Iſelin, deſſen Vaterland damals faſt allein für eine ſo freie Sprache privilegiert war, einen weitverbreiteten und langedauernden Ruhm.

Das Haupthinderniß für Iſelins Lebensanſchauung wie für ſeine Wirkſamkeit war der große Gegenſatz zwiſchen ſeinen weltbeglückenden Beſtrebungen und ſeiner engen äußern Stellung. Seine Vaterſtadt bot damals in Wiſſenſchaft und Staatsleben eine große Stagnation dar*). Als Rathsſchreiber war er mit einer Menge kleinlicher Beſchäftigungen überladen, welche ſchwer auf ihn drückten; fremde Länder ſah er nach ſeiner erſten Reiſe als Jüngling nicht wieder; ſein Umgang und Verkehr beſchränkte ſich auf ſeine vaterländiſchen Freunde und wenige deutſche Nachbarn. So bot ihm die Erfahrung zu geringe Anknüpfungspunkte und Hülfsmittel für die Ausbildung ſeiner edeln und großen Gedanken, als daß dieſelben recht fruchtbar in ſeine Zeit hätten eingreifen und zur wirklichen Anwendung hätten kommen können. Nichts deſto weniger beſaß Iſelin in hohem Maße den praktiſchen Sinn, um beſtehende Verhältniſſe mit beſtimmtem Blicke aufzufaſſen und für dieſelben trefflichen Rath zu wiſſen. Denn ſeine Gelegenheitsſchriften, wozu ihm irgend ein nahes Anliegen Veranlaſſung gab, zeichnen ſich durch eine merkwürdige Einfachheit, Beſtimmtheit und Einſchlägigkeit aus: ſo ſeine Schrift über die Aufnahme neuer Bürger in Baſel, welche gegen alte Vorurtheile und Mißbräuche ſo hart anſtieß, daß ſie verboten wurde, während ſie in neuerer Zeit durch die That die vollſte Anerkennung fand. Die gründliche Bildung und tiefe Einſicht Iſelins giebt ſich vorzüglich in ſeinen „Unvorgreiflichen Gedanken über die Verbeſſerung der Baſelſchen Hochſchule“ kund, welche er im Hinblick auf deren drittes Jubiläum herausgab, unter der Bemerkung: „Es iſt hohe Zeit, alles Mögliche vorzukehren, einen traurigen Verfall zu verhüten.“ Allein auch damit predigte er tauben Ohren. Denn am Jubiläum des Jahres 1760 fand der damalige Rektor: „daß ſchwerlich eine, oder wohl keine der berühmteſten hohen Schulen in Europa ſich mit der unſrigen in einige Vergleichung ſtellen kann.“ Und „als den größten Vorzug“ hebt er hervor, „deſſen ſich wohl ſchwerlich eine hohe Schule in der Welt wird berühmen können, daß ſie nämlich ſeit der längſten Zeit keines fremden Lehrers bedarf**).“ Allein die Umgeſtaltung, welche die Hochſchule ein halbes Jahrhundert ſpäter er-

*) S. Wilh. Viſcher, Programm des Pädagogiums in Baſel nebſt Erinnerungen an Iſaak Iſelin. 1841.

**) Daß es eine Zeit gab, wo in dieſem Umſtande wirklich ein Vorzug lag, iſt in der Einleitung berührt worden.

fuhr, iſt Zeuge für die Weisheit und Zweckmäßigkeit der Rathſchläge Iſelins. Wenn es ihm an jenem Feſte nicht gelang, für den Hauptzweck etwas zu erreichen, ſo hatte er dagegen die Gelegenheit, mit ſeinen zum Jubiläum geladenen Gäſten, Sal. Geßner, Sal. Hirzel und dem jüngern Schinz, eidgenöſſiſche Zuſammenkünfte in Schinznach zu verabreden, wodurch er zum Stifter der „Helvetiſchen Geſellſchaft“ geworden iſt. Iſelins Namen aber iſt in Baſel in lebendigem Andenken durch die im Jahre 1777 von ihm geſtiftete „Geſellſchaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen,“ in welcher er ſeinen Mitbürgern bis auf den heutigen Tag einen Mittelpunkt der ſegensreichſten Wirkſamkeit darbot. Es hat ſich alſo die Verſicherung Iſelins vollkommen beſtätigt, welche er den Gegnern der Geſellſchaft entgegenhielt: „Es wird noch eine Zeit kommen, wo in ganz Baſel ſich kein auf Bildung und Anſehen bei ſeinen Mitbürgern Anſpruch machender Mann finden wird, der ſich nicht ſchämen würde, nicht Mitglied dieſer Geſellſchaft zu ſein.

Ein noch höheres Verdienſt als ſein Eifer für die Hochſchule und ein Beweis tiefer Erkenntniß der Bedürfniſſe einer wahren Volkserziehung zeigen ſich darin, daß Iſelin zu den Erſten gehörte, welche die Bedeutung der Volksſchule erkannten und die Nothwendigkeit einer Erziehung für das Leben. Von bedeutender Einwirkung auf Iſelin in dieſer Beziehung war ſein Jugendfreund Ulyſſes von Salis, der bündneriſche Staatsmann und Begründer des Philanthropins zu Marſchlins. Wenn er Baſedows Unternehmung und ſeine Leiſtungen anfangs überſchätzte, ſo ließ er ſich dadurch nicht irre machen, ſondern vertiefte ſich immer mehr in die Sache ſelbſt und läuterte ſeine Begriffe. Nicht nur förderte er mit Lavater Baſedows Philanthropin von der Schweiz aus thatkräftiger als es in Deutſchland nicht geſchah, ſondern durch die Schweizer, Schweighäuſer und Kaufmann, welche als Lehrer dort eintraten, ſollte die neue Lehrweiſe auch in die Schweiz verpflanzt werden. Das Fehlſchlagen der dießfälligen Hoffnungen hinderte ihn nicht, ſich Peſtalozzi's treu und beharrlich zu einer Zeit anzunehmen, wo der ſichtbare Erfolg von deſſen Beſtrebungen noch ſehr gering war. Denn Iſelin allein erkannte auch in der mangelhaften Ausführung die Wichtigkeit der von Peſtalozzi ins Leben gerufenen Armenſchule, und er hielt dieſen durch ſeine Freundſchaft und Hochſchätzung aufrecht, als Alle an ihm irre wurden. Auch war es Iſelin, der in Peſtalozzi's eigenthümlichen Erfahrungen deſſen Beruf zum Volksſchriftſteller erkannte und ihm in der Ausbildung ſeiner Gedanken über die Volks-

bildung behülflich war. Iſelin war ſelbſt pädagogiſcher Schriftſteller und verfaßte insbeſondere einen „Verſuch über die Verbeſſerung der öffentlichen Erziehung in einer republikaniſchen Handelsſtadt," ſo wie er das erſte, ſehr gut ausgewählte Leſebuch für die Baſelſche Jugend herausgab, worin der kurze Begriff der allgemeinen Geſchichte von ſeiner Hand verfaßt iſt. Die Bewährung ſeines Eifers für Erziehung ergab ſich aber vornämlich in ſeinem nächſten Kreiſe. Denn er war nicht nur ein muſterhafter Hausvater ſeiner eigenen zahlreichen Haushaltung, ſondern er war auch der Berather und bildende Leiter der Familien ſeiner Freunde und Verwandten: denn dieſe Familien zeichneten ſich vor andern durch einen wiſſenſchaftlichen und gemeinnützigen Sinn aus. Allein auch im Allgemeinen bildete er den geiſtigen Mittelpunkt für ſeine Vaterſtadt, indem er alle gebildeten und gelehrten Männer des damaligen Baſels um ſich vereinigte, namentlich den Mathematiker Dan. Bernoulli, den Botaniker Lachenal, den Logiker Legrand, den Stadtſchultheißen Wolleb. In Iſelins Umgange bildete ſich auch vornämlich Peter Ochs heran, ſoll aber namentlich durch das ſeinem Talente unvorſichtig geſpendete Lob von ſeinem Mentor auf Abwege geführt worden ſein. Der übertriebene Enthuſiasmus, mit welchem er überhaupt jeden neuen Gedanken und jede hoffnungsvolle Erſcheinung umfaßte, führte ihn auf manchen Irrweg; wirft dagegen aber in Betracht der beſchränkten Unbeweglichkeit ſeiner Umgebung ein günſtiges Licht auf ſeinen Charakter.

Die letzten Jahre von Iſelins literariſcher Thätigkeit ſind durch eine Zeitſchrift bezeichnet, welche für Deutſchland eine ganz neue Erſcheinung war, indem ſich dieſelbe vorzüglich mit gemeinnützigen Gegenſtänden, nämlich über Erziehung, Armenweſen, Nationalökonomie, Geſetzgebung beſchäftigte, unter dem Titel „Ephemeriden der Menſchheit oder Bibliothek der Sittenlehre und der Politik" (1776—1782). Der Gedanke zwar war nicht ſein eigener, ſondern von den franzöſiſchen Phyſiokraten entlehnt, von welchen vorher ſchon ähnliche Ephemeriden herauskamen. Allein Iſelin faßte mit ſeiner Zeitſchrift ein allgemeines, bishin unbefriedigtes Bedürfniß ſo gut auf und wußte ſo tüchtige Kräfte für ſein Unternehmen zu gewinnen, daß die Ephemeriden, welche jährlich vier Bände ſtark erſchienen, auch nach Iſelins Tode nicht aufhörten, ſondern in Leipzig fortgeſetzt wurden. Das Journal macht jetzt noch durch ſeinen gediegenen Gehalt einen ſehr guten Eindruck. Seine eigenthümlichſte Seite jedoch iſt dasjenige,

was dasſelbe über die Erziehung darbot. Zunächſt giebt der „Catechismus des Menſchenfreundes“ von Iſelin in vortrefflich durchgeführten Geſprächen die einfachſten Begriffe der Sittenlehre für die Jugend; namentlich aber erregten die Briefe J. G. Schloſſers über die Philanthropine nebſt Iſelins Antworten allgemeine Aufmerkſamkeit. Schloſſer, der Beobachter und Menſchenkenner, welcher an einem ſcharfen Sittenbilde ſeiner Zeit die Hoffnungsloſigkeit der Bemühungen für eine ideale Erziehung nachweist, und durch die Wahrheit der Beurtheilung des damaligen Geſchlechtes für die Richtigkeit ſeines Blickes auch in die Zukunft beſticht, iſt hierin Iſelin unendlich überlegen, nicht nur indem er die Täuſchungen zerreißt, in welchen ſich dieſer über die neue Lehrmethode befand, ſondern indem er überhaupt Träumen und Hoffnungen die nackte Wirklichkeit des Lebens gegenüberſtellt. Allein Iſelin hatte doch recht, indem er auf die Entwicklung des Menſchen zum Beſſern rechnete und es der Mühe werth hielt, alle Liebe und Kraft für den Fortſchritt der Menſchheit aufzubieten; und dieſe Entſchiedenheit der Ueberzeugung iſt ihm nicht geringe anzurechnen. Denn dadurch wurde er ein Mittelpunkt und ein Hebel für Anbahnung einer beſſern Volkserziehung und ſahen ſich R. E. Tſcharner und Peſtalozzi veranlaßt, ihre denkwürdigen Briefe über die „Erziehung der armen Landjugend“ in den Ephemeriden niederzulegen. Mögen Iſelins Schriften der Vergeſſenheit anheimgefallen und nur von hiſtoriſchem Werthe ſein, ſo haben dieſelben ihres Zweckes nicht verfehlt: Iſelin hat für Erziehung und Armenweſen vorbereitend und bahnbrechend gewirkt, und darum auch weit über ſeine Lebensdauer hinaus Anerkennung gefunden. Wenn er als Schriftſteller untergeordneten Ranges iſt, ſo ſteht er dagegen in erſter Linie unter den Beförderern einer wahren und bleibenden Kultur im vorigen Jahrhundert. Seine hoch über der Wirklichkeit ſchwebenden Gedanken waren die unverſiegliche Quelle, aus welcher er Muth für Arbeiten und Werke ſchöpfte, deren Früchte erſt in der Zukunft aufgehen und Anerkennung finden ſollten. Baſel war ſchon zu Iſelins Zeit reicher an gemeinnützigen Schöpfungen als jede andere der mit ihm wetteifernden Städte der Schweiz: hier aber vertheilt ſich das Verdienſt unter mehrere; dort hingegen war Iſelin allein durch treues Wollen und unermüdliche Arbeit der geiſtige Urheber einer Reihe von Anſtalten, welche die Keime einer ſchönen Zukunft in ſich trugen und alle Stürme überdauert haben: ſo daß ihm vorzugsweiſe der Name des „Menſchenfreundes“ gebührt, welchen

der Dank ſeiner Zeitgenoſſen ihm gab, und womit die Nachwelt ihn ehrt*).

*) Wir dürfen daher einige charakteriſtiſche Züge aus dem Gedächtniß anführen, das W. Wackernagel dem Manne am fünfundſiebzigſten Stiftungstage der Gemeinnützigen Geſellſchaft von Baſel gewidmet hat.

Ihm war verliehen, was ſo ſelten nur
Dem Menſchen mag verleihn ein gütiger Gott:
Gleich klar zu ſehn das Nahe wie das Ferne,
Im Kleinen wie im Großen ganz zu ſein,
Und eng und weit und immer warm zu lieben.
Ein und derſelbe dient' er hier als Held,
Mit Kräften des Erobrers angethan,
Der Wiſſenſchaft, und dort beſcheiden emſig
Dem Amt, als wär' das ſein Ziel allein;
Ein und derſelb' erſchloß er ſein Gemüth
Der ganzen Welt, und hieng, als wär' ihm das
Die ganze Welt, am Fleckchen Heimaterde:
Ein und derſelb', und immer treu und wahr,
Der Menſchheit Freund und Freund des Vaterlands,
Bürger der Welt und ſeiner Heimat Bürger.

X. Lavater.

1. Lavaters Entwicklung und Bildung.

Nicht nur unter den Schweizern, ſondern auch unter den hervorragenden Geiſtern Deutſchlands im achtzehnten Jahrhundert iſt Keiner, welcher in ſo weiten Kreiſen bekannt und einflußreich war, wie Johann Caſpar Lavater (1741—1801). Kein Anderer wußte den Großen der Erde ſo viel Aufmerkſamkeit abzugewinnen, als dieſer Schweizer, und Keiner erwarb ſich zugleich eine ſo innige Verehrung bei dem gemeinen Manne; Keiner wußte die verſchiedenartigſten Geiſter ſo mächtig an ſich zu ziehen, und Keiner ward durch ſeine Perſon und ſeine Geſinnung ſo Vielen zum Anſtoß. Keiner machte ſich durch Sonderbarkeiten und Mängel der Bildung auffälliger, und Keiner wirkte anregend und erweckend breiter in die Maſſe. Keiner warf eine ſolche Menge verſchiedenartiger Schriften ins Publikum, und war hingegen ſo unbeſorgt, ſeinen Geiſteswerken Dauer zu ſichern. Keiner hat damals und ſeither ſo viel verwerfende Urtheile erfahren, und fordert durch die Eigenthümlichkeit ſeines Weſens und Wirkens doch immer wieder zur Betrachtung und Beſprechung auf. Lavater iſt unſtreitig eine der eigenthümlichſten und merkwürdigſten Erſcheinungen ſeiner Zeit, für Viele ein Räthſel, welche die Mannigfaltigkeit ſeiner verſchiedenartigen Eigenſchaften in ihm nicht zu vereinigen wiſſen. Allein die Offenheit, Treuherzigkeit und Kühnheit, womit er auf die vielfachſte Weiſe ſich ſelbſt kund giebt, bietet alle Mittel dar, ein vollſtändiges Charakterbild von ihm zu entwerfen. Es iſt freilich ſchwer, alle die verſchiedenartigen Züge zu einem klaren und harmoniſchen Bilde zu vereinigen; allein das Bemühen wird dadurch unterſtützt, daß Lavater von Anfang bis zu Ende derſelbe war, ein ſcharfausgeprägter, willenskräftiger, unerſchütter-

licher Charakter, dessen Gesinnung wie seine Bestrebungen durch allen Wandel der Zeit sich gleich blieben. Eine unbefangene Würdigung Lavaters ist darum erleichtert, weil seine unbedingten Bewunderer und Lobredner eben so wenig geeignet sind, durch den Ausdruck blinder Huldigung zu bestechen, als das Urtheil seiner Gegner verfängt, welche in Ernst und Spott aus Mangel an Unbefangenheit und Wahrheitsliebe überraschend wenig Stichhaltiges gegen ihn aufzubringen wußten; während dagegen erst nach seinem Tode durch die nachwirkende Bedeutsamkeit seiner Person eine Anzahl von Zeugnissen hervorgerufen wurde, welche seine Genialität wie die Macht seines Einflusses außer Frage stellen; und seine Eigenthümlichkeit scharf zeichnen, auch wenn sie den innersten Kern seines Wesens weder anerkennen wollen noch können.

Abweichend von der bisherigen Behandlung der schweizerischen Schriftsteller dürfen wir uns bei Lavater nicht darauf beschränken, ihn nach seinen Schriften zu zeichnen. Denn diese hatten nie eine so unbestrittene Anerkennung, um ihm eine hervorragende Stellung unter unsern großen Schriftstellern zu sichern, sondern erst als Nachklänge einer merkwürdigen, in die weitesten Kreise eingreifenden Persönlichkeit traf auch diese eine Beachtung, welche ihnen an sich in geringerm Maße zu Theil geworden wäre. Bei Lavater ist es daher nothwendig, den Schriftsteller fortwährend durch seinen persönlichen Charakter zu beleuchten, schon darum weil dieser in dem größten Theile seiner Schriften in ungewöhnlicher Weise hervortritt, so daß die Person beständig den Schlüssel zum Verständnisse der Schrift darbieten muß. Einen merkwürdigen Beitrag zu seiner Charakteristik giebt uns der sorgfältige und offene Beobachter seiner selbst an die Hand, indem er sich in seinen ersten fünfzehn Jahren nach Anlage und Einflüssen selbst zeichnet.

Lavaters hervorragendste Eigenschaften waren das Erbe seiner Mutter: „eine erstaunliche Einbildungskraft, eine unersättliche Neu- und Wißbegierde, die sich aufs Kleinste und Größte erstreckte. Ihr Erfindungsgeist war unerschöpflich; ihre Thätigkeit und Betriebsamkeit unermüdet. Sie hatte einen planmachenden, ausführenden, durchsetzenden Geist; das ehrlichste, bis zur Pedanterei gewissenhafte Herz; aber ein Herz voll unergründlicher Tiefen, in denen jedoch nur Eine Leidenschaft steckte: die Eitelkeit, wobei sie aber die Ehrbarkeit selbst war. Ihr erhebendster Umgang waren die vorzüglichsten Geistlichen des damaligen Zürich. Sie war eine Hauptfrau und wollte dafür gelten." In Folge dieses mütterlichen Erbes machte sich der Knabe Lavater durch ein auf-

fallendes Gemiſch von Lebhaftigkeit und Schüchternheit, von Heftigkeit und Sanftmuth bemerklich: er war ungeduldig, ſchnellauffahrend, unbedachtſam. „Die Neugierde trieb mich zu Allem hin, und die Furcht von Allem weg. Ich ſchwebte immer in der Höhe, und klebte immer in der Tiefe; mein Herz trieb mich immer zu dieſem, jenem Menſchen — und ward gleich wieder zurückgejagt.“ Er hatte von früh an bis ans Ende eine Vorliebe für hohe Thürme; Alles, was er anfing, war auf einen großen Plan angelegt, aber ſo, daß es ſchwerlich vollendet werden konnte. Wegen ſeiner zarten körperlichen Beſchaffenheit hielt man ihn von allen Knaben fern: daher wurde er unbeholfen, zaghaft, verſchloſſen. Bei Hauſe gedrückt und in der Schule verſpottet, zog der Knabe ſich in ſich ſelbſt zurück, und mußte ſich gefallen laſſen, daß die Kameraden ihn den Unmündigen nannten. Doch wo ein mächtiges Gefühl ſeine Zurückhaltung durchbrach, wurde er luſtig und muthwillig. Allein wenn er ſo aus ſich herausgetreten war, wendete er ſich wieder voll Ekel von den leeren Luſtbarkeiten ab, voll Sehnſucht nach einer höhern Befriedigung. So nahm Lavater früh ſeine Zuflucht zu Gott. Gott wurde ihm Bedürfniß, er ſuchte nach ſeinem Ausdruck von Gott „Gebrauch“ zu machen. Dieſer Gebrauch Gottes wurde der Grundzug ſeiner Jugend. Er ſah ſeine Mitſchüler oft mit einem Blick des halb ſtolzen, halb liebreichen Mitleidens an: Wenn ihr wüßtet, was man kann, wenn man Gott ſucht! Lavater ſuchte ſeinen Gott im eifrigen Gebet und machte erſtaunliche Erfahrungen, daß Gott um ſeines Gebetes willen Manches, was ihm bei ſeiner Mutter hätte Strafe zuziehen können, nicht zu ihrer Kenntniß kommen ließ. In dieſer Stimmung erweckte die Frage eines verehrten Mannes den Ausruf: „Ich will Pfarrer werden!“ Und ungeachtet abweichender Pläne ſeiner Eltern wurde dieſer Gedanke für ihn zur Sehnſucht und zum Entſchluß. Indem ſo ſein Beruf in frühen Jahren entſchieden war, ſtimmte derſelbe fortwährend mit der innerſten Neigung und Richtung ſeines Herzens zuſammen. Wo irgend eine Noth und Verlegenheit eintraf, half ihm ſeine Glaubenskraft heraus. Er hatte einen Gott, der ihn in jedem Anliegen beten lehrte und ihn erhörte; einen Gott, der ihm unentbehrlich war, weil er ihm half. So ſtille und milde in ſolcher Weiſe Lavaters Art war, und ſo blöde er auftrat, ſo wurde er, von Unrecht gereizt, von raſender Kühnheit, ſo daß er von ſich ſelbſt ſagt: „Entweder war ich zahm wie ein Lamm, oder wild wie ein Löwe.“

Als Lavater in die Jünglingsjahre eintrat, hing er mit Ver-

ehrung und lernbegierigem Eifer an seinen Lehrern Bodmer, Breitinger und Zimmermann. Namentlich zog ihn Breitinger an, welcher ihn zuerst an Arbeit und systematisches Denken gewöhnte; und Bodmer begeisterte den Jüngling auf traulichen Spaziergängen für die Poesie. Allein diesen verehrten Männern gegenüber bewährte sich gleich anfangs die Selbständigkeit des Jünglings, denn schon in seinem achtzehnten Jahre suchte er seinen Freunden zu beweisen, daß die Philosophen ihm keine Glückseligkeit gewähren, die er nicht besser durch die heilige Schrift erreichen könne. In dieser Zeit schon beginnt ebenfalls seine erweckende Thätigkeit, der zufolge er unermüdlich für das Seelenheil seiner Freunde wie für sein eigenes bemüht ist; und Beobachtung seiner selbst und seiner Umgebung war für ihn eine fortgesetzte Lebensaufgabe. Daher ist er mit einigen Freunden in lebhafter, ununterbrochener Korrespondenz, und hält ebenso über seine eigenen Gedanken und Empfindungen ein genaues Protokoll.

Demnach ist es der Seelsorger, welcher sich von frühe an in Lavater kund giebt. Wie es ihm das Höchste und Heiligste war, Pfarrer zu werden, so wollte er auch nach Innen und Außen das bestimmte Gepräge seines Berufes zeigen. Der Zarte, Feingebildete, Leichtbewegliche machte schon in früher Jugend einen bezaubernden Eindruck; leise und leichtschwebend in Gang und Bewegung, — „die tiefe Sanftmuth seines Blicks, die bestimmte Lieblichkeit seiner Lippen" gab seinem ganzen Wesen Würde und Anmuth. „Man ward jungfräulich an seiner Seite, um ihn nicht mit etwas Widrigem zu berühren. Sein Geist war durchaus imposant; ein vorzügliches Wesen — in seiner Nähe konnte man sich einer entscheidenden Einwirkung nicht erwehren — ein Individuum, einzig, ausgezeichnet, wie man es nicht gesehen hat und nicht wieder sehen wird." So zeichnet Goethe Lavaters Erscheinung. Dieser entsprach eine eben so ausgezeichnete Gabe der Geselligkeit und Umgänglichkeit, so daß F. Wilh. Jung in seinen „Erinnerungen an Lavater" von ihm zeugt: „Menschenkenntniß, feine Beobachtung, reiche Erfahrung, überraschende Gedanken, anmuthiger Witz, heiterer Umgang, Schonung und Herzlichkeit, sein offenes, inniges, starkes, immer in unerschöpflicher Fülle von Liebe und Wohlwollen überströmendes Gemüth; der Schwung seiner Einbildungskraft, seine tiefe Wärme, mit welcher er von Gott und den göttlichen Dingen, von Christus und dem Geist und Wesen des Evangeliums durchdrungen war, und schmelzend, erschütternd und hocherhebend davon sprach, seine

seltene Gabe, jedem Herzen sich zu nahen, es unwiderstehlich an sich zu ziehen, ihm viel zu sein — Alles erwarb und fesselte ihm nicht bloß einzelne Menschen, sondern in eben so hohem Grade die in Liebe ergriffenen Massen." — So wirkte Lavater gleich von Anfang an durch seine Persönlichkeit und die Macht seines Charakters. Im Gefühl seiner unmittelbaren Gewalt über die Gemüther, gehoben durch die allgemeine Richtung jener Zeit, welche in allen Gebieten des Lebens Wiederherstellung der Natur und des ursprünglichen Geistes verlangte und die herkömmlichen Formen als abgelebt zertrümmern wollte; konnte seinen Geist nur das fesseln, was unmittelbar seine Seele erfüllte, Gedanken anregte, ins Leben eingriff. Sprachstudien, wissenschaftliche Kritik beschäftigten ihn daher nur in geringem Maße. Allein so selbständig er sich aus sich heraus entwickelte und daher zu keinem der damaligen Stimmführer Zürichs in einem seine Bildung näher bestimmenden Verhältnisse stand, so sehen wir in Lavater doch unverkennbar den Einfluß der Bodmer'schen Schule. Von dieser hatte er seine freisinnige Selbständigkeit als Theologe und als Bürger; mit dieser theilte er die Begeisterung für sein geliebtes Zürich; durch sie war er für Bildung mehrfacher Gesellschaften wirksam; wie Bodmer unterhielt er im weitesten Kreise einen unausgesetzten Briefwechsel. Mit Bodmer theilte er die Ueberzeugung, daß der Inhalt der Bibel auch für die Poesie der poesievollste Stoff sei, daher er mit diesem im Streben zusammentraf, die Bibel durch poetische Behandlung seinen Zeitgenossen näher zu bringen. Aber sein Weg führte ihn wieder ganz ab von der Weise der Bodmer'schen Schule, welche sich auf ein bestimmtes Feld beschränkte und dasselbe still und fleißig durcharbeitete, während Lavater offen und gerade aus ins Leben griff und unmittelbar auf seine Umgebung wirken wollte.

2. Lavaters frühe Thatkraft.

Es ist daher äußerst bezeichnend, daß Lavater sich gleich anfangs nicht durch das Ergebniß stiller Studien, sondern durch eine äußere That bekannt machte, wodurch er früh in ungewöhnlicher Weise die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zog. Schon in der Schule hatte Lavater sich mit überraschender Kühnheit dem Unrecht eines Lehrers widersetzt; kurz nach seiner Ordination zum geistlichen Stande zeigte er eine männliche Freimüthigkeit und Entschlossenheit. Rousseau's Schrif-

ten hatten namentlich in der Schweiz die aufstrebende Jugend für Freiheit und Recht begeistert; die eben entstandene Schinznacher Gesellschaft zählte in Zürich die wesentlichsten Stützen und belebte den Patriotismus. Bodmer hatte längst seine Schüler an ein offenes Besprechen der Zustände und Mißbräuche im Vaterlande gewöhnt, und so scheint auch der Anstoß zur Anklage gegen den Landvogt Grebel*), oder wenigstens die Ermunterung dazu, nach brieflichen Andeutungen aus Bodmers Korrespondenz, von demselben ausgegangen zu sein. Allein der Ton, den die erste Aufforderung an den Landvogt anschlägt, macht so unverkennbar Lavaters feurige und überströmende Beredsamkeit bemerklich, daß man sieht, wie er ganz und selbständig für sein Unternehmen einsteht. Es ist keine nachgeahmte, angelernte Beredsamkeit, sondern das Zeugniß von der Energie eines vielversprechenden Geistes, namentlich ist die schlagende Schilderung der Ungerechtigkeit bemerkenswerth. Wir theilen aus der Aufforderung des Jünglings, welche er mit den Anfangsbuchstaben seines Namens unterschrieb, folgende Probe aus dem Schlusse mit: „Wie viele Waisen hast Du nicht gezwungen, das Gut ihrer Aeltern zu verpfänden, damit es Dir in die Hände fiel,

*) Landvogt Felix von Grebel war nach einer gewissenlosen Amtsverwaltung von Grüningen nach Zürich zurückgekehrt, ohne daß Jemand gegen den vornehmen, reichen Mann, den wohlgelittenen Lebemann, den Eidam des Bürgermeisters Klage zu erheben wagte. Dieß geschah nun von Lavater mit Heinrich Füßli, dem nachherigen Maler. Heinrich Rahn, der Bruder Hartmanns, des Schwagers von Klopstock, schreibt, ehe er den Verfasser der Anklage kennt, an Georg Schultheß: „Ohne Zweifel ist Dir das Grebliſche Geschäft auch schon bekannt und hast die vortreffliche Schrift gelesen, die ihren Verfasser unsterblich macht. Es sind schon etliche zwanzig Kläger mit ihren Klagen eingekommen. Unter unzähligen Gräueln, deren dieser Teufel angeklagt wird, verdienen besonders bemerkt zu werden, zwei Männer, die er unschuldig mit einer starken Buße belegt hat, und weil sie nicht bezahlen konnten, ihm Schuldbriefe errichten mußten, die sie wirklich verzinsen; eine Frau, die ihm für die Siglung des Testamentes ihres Mannes zu verschiedenen Malen Geld geben mußte, die er aber aufgezogen und nach dem Tode des Mannes das Testament unter dem Titel, es sei illegal, weil es nicht von ihm gesigelt worden, unnütz gemacht, die fremden Erben aber diese verruchte Handlung keck bezahlen lassen. Eine Frau, die ihr Kind durch Abschneidung des Stricks, an dem selbiges von seinen lustigen Gespielen gehangen ward, vom nahen und unvermeidlichen Tod gerettet hat, hat er um eine große Summe Geldes gnädig erlassen, und ihr weißgemacht, die Sache wäre maleſiziſch, und könnte er sie und ihre Nachkommen auf immer infam und elend machen. Einen Anderen, der zu Gevatter erbetten worden, indem er im Stall war und seine Kühe melkte, hat er um 100 fl. gebüßt, denn das heil. Sakrament sei durch diese lästerliche Handlung verpfuiet ꝛc." Der Ausgang des Prozesses war Strafe und Schadenersatz des Landvogts.

weil ſie Deine Bosheit kannten? Haſt Du ihre geſigelte, bezahlte und wieder zerriſſene Teſtamente vergeſſen! Lebt nicht der Knecht der Ungerechtigkeit noch, deſſen Mund Du mit Gold zu ungerechten und gottloſen Richterſprüchen öffneteſt, und mit Gold zu Erduldung Deiner Abſcheulichkeit ſchloſſeſt? Haſt Du den Vater vergeſſen, den Du zwangſt, unſchuldig in die Verbrechen eines lüderlichen Sohnes zu treten — die grauen Häupter, die Du mit Deiner Ungerechtigkeit in die Grube hinabgeſtürzt — die Männer, die aus Bitterkeit über Deine Bosheit, in der Stärke ihrer Jahre fielen? Betrachte den Schrank, den Deine Gottloſigkeit mit Silber und Pracht füllte — ſiehe Deinen Seckel an, mit deſſen Gold Du prähleſt! — ſiehe aber auch die Haufen derer an, die über Dich ſeufzen, weil Du ſie zehnfach ſtrafteſt. — Ich gebe Dir zwey Monate Zeit — Gieb ein Zeichen des Lebens von Dir. Entweder gieb Deinen Raub zurück — oder erwarte Deine Gerichte!"

Als der Angeklagte ſchwieg, erhob Lavater ſeine Stimme noch mächtiger in der Schrift: „Der ungerechte Landvogt, oder Klagen eines Patrioten," welche er gedruckt vor die Häuſer der Mitglieder des Rathes legte, je nach dem Charakter des Betreffenden mit einem beſondern Motto verſehen, mit der Aufforderung entweder Grebel, oder wenn dieſer unſchuldig ſei, den Kläger zu ſtrafen. Als endlich der einundzwanzigjährige Lavater auf öffentliche Aufforderung ſich nannte und ſeine Sache, unterſtützt von ſeinem Freunde Heinrich Füßli, auch perſönlich vor Rath voll Feſtigkeit und Würde durchführte, war nicht nur Zürich, ſondern die ganze Schweiz von Bewunderung für die hohe Geſinnung und die Geiſteskraft des jungen Anklägers erfüllt. Weil der Beifall über dieſe Mannesthat ſich nicht öffentlich ausſprechen durfte, ſo überfließen zahlreiche Briefe der trefflichen Männer jener Zeit in Freude über den hochſinnigen Jüngling. Das kühne Paar ſollte ſich aber für einige Zeit den Augen der Bedenklichen entziehen, welche durch dieſen Vorgang verletzt worden waren. Es war ohnehin die Zeit, da Lavater für ſeine weitere Ausbildung zum Predigtamt die Fremde beſuchen ſollte. Auf Breitingers Rath entſchloß er ſich, ſtatt einer Univerſität, zum Beſuch des edeln Spalding. Manches Jahr nachher drückt Lavater in einer ſchönen Ode ſeinen Dank an Breitinger aus, welcher ihm gerathen, „ſtille vorbei zu gehn Hohe, glänzende Schulen," und dagegen Spalding zu ſehn, um „Wegzuleuchten die Nacht menſchlicher Lehren, die Gottes Wahrheit umwölkt."

Dieſe Reiſe machten im Begleite Sulzers mit Lavater ſeine Freunde

Heinrich Füßli und Felix Heß, deren ersterer, welcher die Theologie mit der Kunst vertauschte und ein berühmter Maler wurde, viel dazu beitrug, Lavaters Kunstsinn zu bilden. Der liebenswürdige Jüngling nahm mit offener und lebendiger Seele das Bild der edeln Männer auf, bei denen er freundliche Aufnahme fand, in Leipzig bei Zollikofer, Gellert, Oeser, in Berlin bei Sack, Dietrich, Mendelssohn, Ramler. Ganz besonders glücklich aber war er bei Spalding im kleinen Städtchen Barth in Pommern. Die würdige Persönlichkeit Spaldings, seine philosophische Ruhe, seine christliche Liebe und Duldsamkeit, sein offenes Vertrauen zu den jungen Freunden gewährte Lavatern mit seinen Gefährten einen einflußreichen und glücklichen Aufenthalt. Spaldings vortheilhafte Einwirkung auf Lavater zeigt sich vorzüglich in dessen schriftlichen Arbeiten während seiner Anwesenheit in Barth, welche zum Theil in den Jahrgängen 1763 und 1764 der „Lindauer Kritischen Nachrichten" niedergelegt sind, woran namentlich Bodmer und seine Freunde arbeiteten. Hauptsächlich aber sind seine zwei „Briefe", an den berüchtigten Karl Fr. Bahrdt bemerkenswerth, worin er das erste öffentliche Zeugniß seiner theologischen Gesinnung ablegt, indem er den charakterlosen Mann nicht etwa in jener Periode angriff, als selbst Goethe seines schalen Rationalismus spottete, sondern als derselbe Crügot's Christen in der Einsamkeit als unchristlich verdächtigte und sich unterfing, dieses Andachtsbuch als verbesserten Christen mit seinen Zusätzen herauszugeben. Mit dem gesunden Sinn und der Wahrheitsliebe, worin sich Lavater zu allen Zeiten gleich blieb, wies er nun die Verläumdung Bahrdts gegen ein ihm damals liebes Buch nach und fügte, weil er in diesem Buche selbst die Betrachtung einiger eigenthümlichen Lehren des Christenthums vermißte, sein eigenes Glaubensbekenntniß bei, von dem er sein Leben lang nicht abwich. Spaldings Einfluß machte sich vorzüglich in der ruhigen, philosophischen Sprache und in einer sorgfältigern Bearbeitung fühlbar. Uebrigens geschahen die bei Spalding betriebenen Studien weniger auf streng wissenschaftliche Weise, sondern mehr zu allgemeiner Ausbildung und Förderung. Auf der Rückreise aus der Fremde hielt sich Lavater mit Heß einige Tage bei Klopstock in Quedlinburg auf und machte so die persönliche Bekanntschaft des Mannes, welcher nächst der Bibel den größten Einfluß auf ihn hatte. Schon vorher hatte sich Lavater in Poesie und Prosa dem Klopstock'schen Schwunge genähert und verblieb nun um so mehr in dieser Ausdrucksweise.

In die Heimat zurückgekehrt blieb Lavater noch mehrere Jahre ohne öffentliche Anstellung. Aber als ein völlig ausgebildeter, thatkräftiger Mann mußte er für seine mannigfaltigen Talente einen Spielraum gewinnen, um so mehr, da er früh verheirathet, zwar von gutem Hause, aber wenig bemittelt war. Einen überraschenden Eindruck machte er sofort als Prediger; allein es war ihm noch nicht vergönnt, sich auf diesem Wege eine Wirksamkeit zu eröffnen.. Er schlug daher denselben Weg ein, wie vor mehr als vierzig Jahren seine verehrten Lehrer Bodmer und Breitinger. Nach dem Vorbilde des Malers der Sitten nämlich gründete er im Jahre 1765 eine monatliche Wochenschrift, „Erinnerer" genannt. Er stützt seinen Beruf zu dieser Aufgabe auf seine menschenfreundliche Gesinnung und seine Kenntniß des menschlichen Herzens, und schreibt letztere wesentlich seinem genau und aufrichtig geführten Tagebuche zu. Daß er bei seinem Mangel an Gelehrsamkeit und bei der Menge ähnlicher Zeitschriften sich an solch ein Unternehmen wage, geschehe darum, weil er sein Wochenblatt für seine liebe Vaterstadt bestimme. Der Anfang enthielt Selbstprüfungen und Selbstgeständnisse, namentlich über die Folgen eines unbesonnenen Urtheils von erschütterndem Ernst. Schon hier beginnen seine gedankenreichen Beobachtungen sittlicher Zustände in Aphorismen, an denen er sein Leben lang unerschöpflich war. Einen bedeutenden Theil dieser Schrift füllen Mittheilungen aus seinem Tagebuche aus, worin er von sich wie von den Menschen seiner Umgebung mit überraschender Offenheit und Schärfe Züge aus dem Leben schildert. Er läßt sich so weit heraus, daß er förmliche Inhaltsverzeichnisse aus seinem Tagebuche giebt und öffentlich auffordert, von demselben Einsicht zu nehmen. Neben moralischen Abhandlungen, welchen der Blick des Menschenkenners vielfachen Reiz verleiht, kommen Charakterzeichnungen nach dem Leben vor; dabei ist er mit Lesefrüchten und Auszügen nicht sparsam. In dieser Zeitschrift ist eine beträchtliche Zahl seiner geistlichen Lieder niedergelegt, von denen ein Theil zu seinen besten gehört. Der erste Jahrgang des Erinnerers war fast ganz von Lavater. Im zweiten betheiligten sich neben ihm vornämlich Joh. Heinr. Füßli, der nachherige Geschichtschreiber und Staatsmann, Joh. Tobler, Jak. Heß und Andere. Lavater giebt hier die erste Kunde von seinen Schweizerliedern und Auszüge aus einem Gedicht „Von dem zukünftigen Leben," welches eigentlich für gelehrte und philosophische Leser gedichtet sei, damit er dem Schwung der Gedanken auf keinerlei Weise Gewalt anthun dürfe. Nachher er-

schienen anstatt dieses Gedichtes die Aussichten in die Ewigkeit. Der dritte Jahrgang war nicht mehr von Lavaters Hand; Füßli's bittere Satyre führte nach den ersten Blättern desselben schnelles Ende herbei. Lavater hatte sich in diesem ersten literarischen Versuche Gewalt anthun müssen, indem er seiner religiösen Gesinnung nicht den Ausdruck verleihen konnte, der seinem Herzen nahe lag; allein in bemerkenswerther Uebereinstimmung mit seiner später sich kundgebenden Ueberzeugung lehnt er es ab, unter die Orthodoxen gezählt zu werden.

Der Erinnerer enthält die Erstlinge von Lavaters Poesien; zur Poesie glaubte er sich schon durch die außerordentliche Leichtigkeit des formellen Ausdrucks berufen. Allein auch mit seiner Poesie griff er gerne ins Leben ein, daher sollte sein erstes poetisches Werk ein Beitrag zur Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes werden. Nachdem er sich durch Klopstocks Ausspruch überzeugt, daß „die Nachahmung der Psalmen das Höchste sei, was sich der Dichter zu erreichen vorsetzen könne" — gab er im Jahre 1765 „Auserlesene Psalmen" heraus, durch welche er die in der Zürcherischen Kirche eingeführten Lobwasserschen Psalmen ersetzen wollte. Allein die Arbeit gedieh zu breit und willkürlich, als daß dieselbe bei dem später herausgegebenen neuen Zürcherischen Gesangbuch Berücksichtigung hätte finden können. Schon hier begegnete dem Dichter, daß er, auf die Bedeutung des Gegenstandes bauend, sich nicht genug bemühte, denselben durch Anstrengung der höchsten Kraft und Kunst angemessen zu ehren.

Man kann sich denken, daß der Ankläger Grebels auch unter den Vaterlandsfreunden zu Schinznach ein willkommenes Glied war. Ein fröhlicher Geist herrschte in der Gesellschaft; Gesang erhob die Herzen. Lavater brachte im Jahre 1766 seinen Gesangbeitrag im Liede — „Wer, Schweizer, wer hat Schweizerblut?" Der kräftige Ton jenes Liedes, die Grundzüge zum Bilde eines freien Mannes enthaltend, fand warmen Beifall. Da forderte Planta, der Begründer der Erziehungsanstalt zu Marschlins, den jungen Dichter auf, die großen Züge der eidgenössischen Geschichte zur Belebung des vaterländischen Sinnes in Lieder zu bringen. Lavater, welcher, wie er selbst sagt, von der Geschichte seines Vaterlandes bisher kein Wort gewußt, griff zu Bernhard Tscharners „Historie der Eidgenossen" und dichtete in vierzehn Tagen seine „Schweizerlieder." Sein poetisches Vorbild war ihm Gleim, daher er im kurzen Vorworte sagt: „Wenn, Leser, dir mein Reim gefällt, Dank's dem Tyrtäus Gleim!" Allein

die Kritik hat den Nachbildungen des Schweizers den Vorzug vor ſeinem Original gegeben, weil ſie zeigen, „wie ein freier Boden ſolche ungezwungene vaterländiſche Empfindungen weckt.“ Ueber den Geiſt und Zweck ſeiner Lieder berichtet Lavater: „Für mich war es keine Nebenſache, immer auf den moraliſchen und politiſchen Zweck zu arbeiten, den die ganze helvetiſche Geſellſchaft im Sinne hatte, als ſie dergleichen Lieder wünſchte. Dieſem Zwecke ſollte ich alſo das Minder-nothwendige alles nur unterordnen, Reinigkeit des Styls und der Mund-art ꝛc.; denn die Dichtkunſt iſt doch um Wahrheit, Tugend und des Patriotismus willen da, und nicht dieſe letztern um der Dichtkunſt willen.“ Noch beſtimmter bekennt ſich Lavater im bemerkenswerthen Liede des Schweizerliederdichters zu ſeinem Lehrer, wo er in hochſinniger Weiſe dem Vaterlande vom Geiſte ſeiner Poeſie Rechenſchaft giebt:

Das, Bodmer, haſt du mich gelehret,
Zu dieſer Wahrheit will ich ſtehn,
Und wenn uns auch die Welt nicht höret;
„Nein! was nicht gut iſt, iſt nicht ſchön!“
Lacht laut, ſo viel ihr lachen wollet,
Ich ſinge mehr als Lieb und Wein!
Verdammt mit lauter Stimme ſollet
Ihr mir, ihr Wolluſtlieder ſein!“

Wenn in dieſen Schweizerliedern das redneriſche Pathos oft vorwaltet, wenn die Sprache zu affektvoll, die Ausmalung zu grell, der Patriotismus zu deklamatoriſch iſt, ſo waren das Uebelſtände, an welchen die Kundgebungen der im Freiheitsgefühl ſchwärmenden Geſellſchaft überhaupt litten. Allein Lavater wirkte durch ſeine Schweizerlieder auf die Nation mächtig und erhebend ein und bot einer männlichen und freudigen Vaterlandsliebe eine kräftige Stütze. Wie ſeine Lieder aufgenommen wurden, laſſen wir ſtatt vieler Zeugniſſe Zimmermann ausſprechen: „Ich ſah, wie Kinder ſeine Schweizerlieder mit wahrer Begeiſterung ſangen; ich ſah die ſchönſten Augen bei dieſen Liedern in Thränen zerfließen; ich ſah Schweizerbauern, denen man dieſe Lieder ſang, die Augen funkeln, die Wangen glühen, die Muskeln ſchwellen; ich kenne Väter, welche mit ihren Söhnen nach Wilhelm Tells Kapelle reiſen, um dort Lavaters Lied auf Tell hochklingend abzuſingen.“ Bis zur franzöſiſchen Revolution blieben Lavaters Schweizerlieder allgemeines Volksbuch. Wenn die jetzige Zeit ein einfältigeres, naturgemäßeres und wahreres Vaterlandslied verlangt

und lieber zu den Lavater und seiner Zeit unbekannten alten Schlacht- und Bundesliedern zurückgreift, so wird doch unter Anderm die malerische Kraft und Schönheit des Tellenliedes und der versöhnende, allen Zwiespalt verscheuchende Geist des evangelischen Geistlichen im „Loblied auf Helvetische Eintracht" stets für den vaterländischen Dichter sprechen; und das schon erwähnte Lied des Schweizerliederdichters und der Zuruf des Dichters an sein Vaterland haben einzelne Schönheiten und einen Reichthum der Gedanken, wodurch Lavater bisweilen Hallern nahe rückt. Ein ganzer Chor von Schweizerdichtern folgten Lavaters Fußtapfen, daher sich dessen Gesängen als zweiter Theil „Schweizerlieder von verschiedenen Verfassern" anreihten, unter denen wir Ulr. Hegner und Salis nennen. Auch Fr. von Stolberg gesellte sich in tief empfundenen Liedern zu den Sängern schweizerischer Freiheit. Außer diesen Schweizerliedern wendete sich Lavater nicht mehr in die vaterländische Vergangenheit zurück. „Die historische Lobrede auf Antistes Breitinger" (1771) war der einzige Versuch geschichtlicher Bearbeitung: ihm fehlte die Ruhe und Objektivität der Anschauung für die Geschichte. Dagegen giebt er in seinem „Denkmal auf Felix Heß" (1774) und in seinem „Etwas über Pfenningern" (1792) nicht regelmäßige Biographien, aber fein abgelauschte, liebevolle Züge aus dem innern Leben seiner vertrauten Lieblingsfreunde.

3. Lavaters neue Bahnen.

Die Schweizerlieder verdankten ihren Ursprung einer patriotischen Gefälligkeit und entzogen Lavatern daher nur für kurze Zeit seinem näher liegenden Gedankenkreise. Das Hochgestimmte, Aetherisch-Schwunghafte, dem Ueberirdischen Zugewandte in Lavater erfüllte ihn mit einem besondern Zug zum Nachdenken über das ewige Leben. Wir haben schon gesehen, daß er, zunächst durch Bonnet veranlaßt, sich mit einem Gedichte über diesen Gegenstand trug. Unterdessen kam im Jahre 1767 Mendelssohns Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele heraus. Wohl mochte diese ansprechende Erscheinung Lavatern veranlaßt haben, einem philosophischen Versuche zum Beweise der Unsterblichkeit — Aussichten in die Ewigkeit (1768—1773), gegründet auf die heilige Schrift, entgegenzusetzen, um der schattenhaften und kühlen Ewigkeit des Philosophen die lichtvolle, gedankentiefe und trostreiche des gläubigen Christen gegenüberzustellen. Mit Recht

hatte freilich Goethe getadelt, daß Lavater, da er ein Gedicht über diesen Gegenstand beabsichtigte, nicht gleich mit Wärme ans Werk ging, sondern Briefe an seinen Freund Zimmermann schrieb, dadurch Beiträge und Belehrungen für seine Aufgabe hervorzurufen, welche seiner Arbeit die möglichste Vollständigkeit geben sollten, so wie daß er sein Gedicht für denkende Leser bestimmte, da er doch eher hundert Herzen als zwei Köpfe zu vereinigen im Stande sei. Allein es war Lavatern um die Sache zu thun. Philosophie und Naturwissenschaft hatten dem Geschlechte jener Zeit den Himmel, wo nicht genommen, doch seiner Herrlichkeit beraubt. Welch ein großes Unternehmen für den frommen und hochstrebenden Lavater, zu zeigen, wie Philosophie und Naturwissenschaft die heilige Schrift nur unterstützen und die göttlichen Verheißungen bestätigen. Um aber für seine Schriftbeweise Glauben zu finden, mußte er im Stande sein, die Schrift selbst von einer neuen Seite zu empfehlen. Das verstand nun Lavater auf eine ganz überraschende Weise, indem er theils im Allgemeinen in einfacher und gemeinverständlicher Beweisführung die Entstehung und die Glaubwürdigkeit der Bibel prüft, theils ins Besondere die innere Nothwendigkeit seines christlichen Glaubens klar und konsequent durchführt. Er verfolgt die historische Entwicklung des christlichen Glaubens, läßt ihn vor unsern Augen vor sich gehen, er beobachtet sich selbst über die Gründe seines Glaubens und zeigt seine Uebereinstimmung mit den nothwendigen Gesetzen des Denkens. So innerlich erlebt, empfunden, durchdacht, durchgearbeitet hatte zu Lavaters Zeit Niemand den Glauben an Christum; diese freudige Sicherheit und gesunde Kraft, mochte man im Einzelnen noch vielerlei auszusetzen haben, überraschte und überwältigte die tiefern Gemüther. Lavater ist im künftigen Leben zu Hause, lauschend, zart, hinangezogen, hochsinnig. Gleichwohl geht er in der Entwicklung seiner Vorstellungen vom künftigen Leben mit Ruhe und philosophischer Unbefangenheit zu Werke, ist für Einwürfe und Gegensätze offen und nur überzeugt, so weit er beweisen und sich selbst klar machen kann. Der Werth dieses Werkes beruht vornämlich auf einer glaubensvollen Vertiefung in die Aussprüche der heiligen Schrift über das ewige Leben. Wo er weiter geht und Folgerungen über die Zustände des künftigen Lebens macht, mischt sich zu viel Individuelles und Willkürliches ein, was ihm den Vorwurf der Schwärmerei zuzog. Daß er Zimmermann, einen Modeschriftsteller jener Zeit, so warm mit einflocht und auf dessen Zustimmung baute, trug mit zur Empfehlung des Werkes bei. Daß Lavater übrigens mit

seinen Briefen seine Absicht nicht erreichte, nämlich eine vollständige Sammlung von ausgemachten Gedanken und Beweisen für die Ewigkeit, läßt sich denken; dagegen geben seine spätern Anmerkungen von seiner offenen Empfänglichkeit, wie von seiner Konsequenz sehr günstiges Zeugniß. Die Aussichten in die Ewigkeit machten Lavatern zuerst dem größern Publikum bekannt und gewannen ihm namentlich persönliche Verehrung. Dieses Werk erwarb ihm voraus die Freundschaft Herders, daher dieser schreibt: „Wie sehr liebe ich Sie aus dem Buche, aus allen Stellen, wo Ihr Herz, Ihr Zutrauen auf Gott, Ihr bescheidner, liebreicher Character, Ihr moralischer, thätiger und so fein organisierter Sinn, kurz überall wo Ihr ganzer innrer Mensch spricht. — — Dieser innre apostolische Character, dieß Glauben an Gott, und Intuition eines himmlischen Menschen, der uns überkleiden, mit dem wir eins sein sollten, hat meine ganze Seele zu Ihnen geriffen. Was müssen Sie für ein Mensch sein, wenn das die ewige Gestalt Ihres Geistes und Herzens sein könnte." Die Aussichten sind unter allen Schriften Lavaters am sorgfältigsten angelegt und ausgeführt, und die einzelnen Theile sind weniger fragmentarisch behandelt, als es in den spätern Schriften vorkommt.

Während Lavater seine Aussichten in die Ewigkeit ausarbeitete, schrieb er eine Uebersetzung von Bonnets Palingenesie (1769), welche ihn vornämlich auf jene Gedanken geleitet hatte. Der zweite Theil dieser Schrift, philosophische Untersuchung der Beweise für das Christenthum enthaltend, schien Lavatern so überzeugend, daß er meinte, jeder redliche Forscher müsse dadurch für das Christenthum gewonnen werden. Daher widmete Lavater dieses Werk Moses Mendelssohn, dem Verfasser des Phädon, mit der Aufforderung, diese Schrift entweder zu widerlegen, oder zu thun, was Sokrates gethan haben würde, wenn er dieselbe unwiderleglich gefunden hätte. Wohl beruft sich Lavater dabei auf eine persönliche Unterhaltung während seiner Reise zu Spalding, wesentlich aber mochte er sich darauf stützen, daß Mendelssohn, zugleich mit ihm ein Zeuge für das ewige Leben, als Denker und wohlgesinnter Mann nicht anders könne, als die Ueberlegenheit der von Bonnet und ihm selbst dargelegten christlichen Ansichten zu bekennen. Um den Unwillen zu begreifen, welchen Lavaters Zumuthung in den Berliner Kreisen hervorrief, muß man sich die Stimmung vergegenwärtigen, welche damals unter Mendelssohns Freunden herrschte. Das Christenthum wurde nicht angegriffen; man ließ es auf sich beruhen.

Jeder mochte sich zu demselben stellen, wie er es für seine Person gut fand. Nun aber von Jemanden öffentlich verlangen, daß er sich im alten, vollen Sinne als Christ bekenne, war unter den Philosophen eine Ungebühr und ein Gräuel; und dieses Ansinnen vollends an den Juden Mendelssohn rief Spott und Aerger hervor. Dieser selbst weist auf eine wohlwollende und feine Weise Lavaters Anforderung zurück und giebt die Gründe an, warum „seine Religion, seine Philosophie und sein Stand im bürgerlichen Leben ihm die wichtigsten Gründe an die Hand geben, alle Religionsstreitigkeiten zu vermeiden und in öffentlichen Schriften nur von denen Wahrheiten zu sprechen, welche allen Religionen gleich wichtig sind." Offen und liebenswürdig gesteht Lavater seine Uebereilung ein. Aber in seiner Berechtigung an den Philosophen die Aufforderung zu richten zur Untersuchung der Thatbeweise für das Christenthum, der Geschichte, nicht der Lehre, läßt er sich nicht irren. „Ich, als Christ, glaube die stärkste, obgleich von vielen meiner Brüder verkannte Verbindlichkeit zu haben, die Ehre meines Herrn und Meisters und die Wahrheit seiner Religion auf alle vernünftige und der Natur der Sache gemäße Weise auszubreiten, und von jedem schädlichen Vorurtheile zu befreien." In der Nacherinnerung beharrte Mendelssohn auf der allgemeinen skeptischen Ansicht seiner Zeit und hatte das öffentliche Urtheil auf seiner Seite, welches jetzt unbefangener erkennen würde, wie ungenügend der ruhige, feine Mendelssohn dem redlichen Wahrheitsforscher nicht die Wahrheit, sondern nur seine abgeschlossene Ueberzeugung entgegenstellt. — Bald darauf hatte Lavater wirklich die willkommene Gelegenheit, zwei deutsche Israeliten in Zürich zu taufen, welche dem gebildeten Stande angehörten und von denen er sagen konnte, sie hätten Beide ohne Sorge der Nahrung bei den Ihrigen vergnügt leben und gute Tage haben können. Dieser Bekehrungseifer Lavaters veranlaßte zuerst Lichtenberg zu einem feindseligen Schritte gegen ihn, indem er anonym die erste Spottschrift ergehen ließ: „Timorus, das ist Vertheidigung zweyer Israeliten, die durch die Kräftigkeit der Lavaterischen Beweisgründe und der Göttingischen Mettwürste bewogen den wahren Glauben angenommen haben." Man erstaunt jetzt über diese Plattheit, welche ohne alle Rücksicht auf Thatsachen einem krankhaften Aerger Luft macht und mit völliger Glaubensleerheit groß thut.

Großes Aufsehen erregte ein im Jahre 1771 in Leipzig erschienenes „Geheimes Tagebuch eines Beobachters Seiner Selbst."

Wer Lavatern kannte und namentlich die frühern Proben seines Tagebuchs im Erinnerer, konnte ungeachtet der Umkleidungen des Herausgebers (Zollikofers), um den Verfasser zu verhüllen, über diesen nicht lange im Unklaren sein. Daher bekannte sich Lavater bald zur Urheberschaft und fügte dem ersten einen zweiten Theil unter seinem eigenen Namen hinzu. Wer nun diese flüchtig und wahllos hingeworfenen Mittheilungen und Ergießungen betrachtet, die Menge kleinlicher Wiederholungen, die immer wiederkehrenden Selbstanklagen und Aufraffungen, wo es doch immer beim Alten bleibt, das Aufhebens-Machen mit seinen eigenen Empfindungen, das wohlgefällige Beruhen auf seinen zufälligen Gedanken und kleinen Erlebnissen, das Festhalten derselben in bildlichen Schaustellungen — der kann sich eines zerstreuenden und ermüdenden Eindruckes nicht erwehren. Die Fragmente aus dem Tagebuche Hallers, wo er sich in hohem Ernst und in demüthiger Zerknirschung vor Gott prüft, haben ein unzweideutigeres Gepräge der Wahrheit. Doch in einer Zeit, wo Selbstprüfung und Demüthigung vor Gott bei den Gebildeten etwas Ungewohntes war, wo namentlich die Schriftsteller sich spannten und steigerten, um hoch und bedeutend zu erscheinen, und daher der Eine den Andern im poetischen Gewande schillern ließ: da war eine offene Selbstkritik ein Beweis von Kraft und Charakter. In sich selbst durch scharfe und unablässige Beobachtung den Lieblingssünden, Täuschungen und Beschönigungen des Menschenherzens überhaupt nachzugehen, sich selbst gewissenhaft die Wahrheit zu sagen, mit sich selbst demüthig vor Gott Gericht zu halten und so mit den Seelenzuständen, welche Andere verbergen, vor das Publikum zu treten, um durch seine eigenen Fehler, so wie durch das Geständniß hoher, guter Absichten und Gesinnungen, die man erreicht zu haben ferne ist, dasselbe zu belehren: war eine Aufgabe, welche die Herausgabe des Tagebuches erklärt und entschuldigt. Bemerkenswerth ist in Beziehung auf die Darstellung die durchaus schlichte, ganz nüchterne Erzählung der täglichen kleinen Vorkommenheiten, welche indessen häufig durch naive Wahrheit und Anschaulichkeit dramatisches Interesse haben.

Wie Lavater sich durch sein Tagebuch als Menschenkenner und Beobachter der innern Seelenzustände hervorthat, so darf man sich nicht wundern, wenn er auch der äußern Erscheinung des Menschen seine besondere Aufmerksamkeit zuwandte und in dem Körper „die Hülle und das Bild der Seele" erkennen wollte. Mit schwärmerischer Liebe versenkte sich seine Zeit in die Natur und suchte darin das Göttliche. La-

vater folgte nur dieſer Richtung ſeiner Zeitgenoſſen und wendete ſeine ganze Liebe und Begeiſterung dem höchſten Naturweſen, dem Menſchen, zu. In der Menſchengeſtalt offenbarte ſich ihm die göttliche Liebe; je treuer der Menſch ſeinem Gott lebt, deſto edler und geweihter iſt ſeine äußere Erſcheinung, darum mußte Jeſus Chriſtus auch der ſchönſte Menſch ſein. Es war aber nicht Lavaters Erfindung, die Phyſiognomik zu einem beſondern Studium zu machen: Manche hatten ihm vorgearbeitet. Allein Lavater begann nichts um der geiſtigen Uebung ſelbſt willen; Alles mußte ihm einen praktiſchen Zweck, einen Nutzen für den Nebenmenſchen haben. Daher ſprach er ſchon im Jahre 1772 in der von Zimmermann herausgegebenen Schrift „Von der Phyſiognomik" ſo große Verheißungen von dieſer neuen Wiſſenſchaft aus, welche er durch ein umfaſſendes Werk zu erfüllen beabſichtigte. Wirklich erſchienen die vier großen Quartbände der Phyſiognomik in den Jahren 1775—1778 unter dem Titel: „Phyſiognomiſche Fragmente, zur Beförderung der Menſchenkenntniß und der Menſchenliebe." Der Standpunkt, von dem er ausgeht, iſt in der Einleitung — „Würde der menſchlichen Natur" bezeichnet. Hierauf berichtet er, wie er zum Studium der Phyſiognomik gekommen. Dann folgen ſich mehrere Abhandlungen, welche die Phyſiognomik als Wiſſenſchaft feſtſtellen ſollen, wo aber die feſten Punkte, die beſtimmten Grundſätze ſtets vermißt werden. Das philoſophiſche Fundament, auf welches Lavater ſeine neue Wiſſenſchaft aufbauen wollte, iſt ihm durch die Kritik ſo offenkundig untergraben worden, als der beabſichtigte Zweck nur ein Traum blieb, ſo daß eine einläßliche Analyſe dieſes Werkes, ſo ſehr es Lavaters Namen am weiteſten trug, überflüſſig ſcheint, indem nicht das Allgemeine, ſondern nur das Beſondere gegenwärtig noch von Bedeutung iſt. Man mag es vielmehr bedauern, daß Lavater ſeine Kraft in einer Aufgabe zerſplitterte, welche ſo weit hinter dem Ziele zurückblieb und ſich mehr nur als ein anziehendes Spielwerk darſtellt. Eine Arbeit, welche einen großen Theil ſeiner ſchönſten Jahre in Anſpruch nahm, ihn in eine mühſame äußere Geſchäftsthätigkeit hineinzog, ein Kunſt-Atelier in ſeiner unmittelbaren Umgebung hervorrief und ihn mit all dem in einen zerſtreuenden Weltverkehr verwickelte, mußte die unmittelbare ſegensreiche Wirkſamkeit ſeines frommen und liebenden Gemüthes auf ſeine Umgebung und ſeine Zeit ſchwächen und ihn an der innern Vollendung und Durcharbeitung ſeiner Perſönlichkeit für ſeine nächſte Aufgabe hindern. Allein auch

da, wo Lavater eine Bahn betrat, welche ihn in eine äußerliche Vielthuerei hineinzog, drückte er seinem Thun ein höheres sittliches und religiöses Gepräge auf. Daher konnte es nicht fehlen, daß auch das physiognomische Werk einen wesentlichen Beitrag zu seiner Lebensanschauung bildete, namentlich aber ist dasselbe ein Schatz seiner, genialer Beobachtung und vielseitiger Menschenkenntniß; besonders behalten die merkwürdigen Skizzen der Menschen seiner weitausgedehnten Bekanntschaft bleibende Anziehungskraft. Die äußern Charakteristiken, welche in der Physiognomik über die bedeutendsten Männer seiner Zeit niedergelegt sind, machen dasselbe zu einem eigenthümlichen Beitrage der Zeitgeschichte; so wie dieses Werk dem Psychologen für alle Zukunft eine unvergleichliche Fundgrube gewährt. Lavater hat mit seinem Werke namentlich den Fürsten und Staatsmännern zur Entdeckung und Entzifferung der geeigneten Geister dienen wollen, man wundert sich daher nicht, wenn seine Menschenfreundlichkeit in den Angesichtern der Großen der Erde selbst hohe Eigenschaften herausfand. Allein mit ganz besonderm Vergnügen zeichnet er hinwieder die Niedern im Volke, und gerade das Hervorheben der göttlichen Anlage im Naturmenschen gehörte zu dem besonders Willkommenen jener Zeit. Daher selbst der nüchterne Schlosser Lavatern für das anziehende Bild dankt, das er unter Andern von Kleinjogg entworfen. Dieser offene Sinn für die Natur war es vor Allem, der Goethen zu Lavater hinzog und ihn zu einem eifrigen Gehülfen für die Physiognomik machte, so daß Goethe nicht nur die letzte Hand anlegte, sondern auch selbst hübsche Beiträge hinzufügte, wie z. B. den Abschnitt über die Physiognomik der Thiere und der Thierschädel. Die Sprache der Physiognomik zeichnet sich auffallend aus und hat wesentlich dazu beigetragen, dem Werke Theilnahme zu erwecken. Es sind die physiognomischen Darstellungen keine Gemälde, keine künstlerischen Konstruktionen von psychologischen Anschauungen, sondern es ist gleichsam dramatisches Leben darin. Wir sind mit dabei, wie Lavaters feuriges Auge auf ein Menschengesicht blitzt, Zug für Zug durchspäht, mit Lust die eigenthümlichen Linien belauscht und nun in raschen Pinselstrichen seine Entdeckungen hinwirft. Das mächtige liebende Auge saugt das Leben gleichsam in sich hinein und legt aus, was der Schöpfer mit diesen und jenen Zeichen hat offenbaren wollen. Dieses Hineinbohren und Herausholen tiefer Geheimnisse aus der leisesten Falte, dieser fliegende Adlerblick, der Blitz auf Blitz unerklärliche Dinge herausfindet, hatte so unendlich viel Fesselndes und

Zauberiſches, daß Ernſt und Spott der Gegner gegen die „Raſerei für Phyſiognomik", wie Lichtenberg es nannte, gegen die augenblickliche Wirkung des Werkes nichts vermochte. Lavater wußte durch ſein Unternehmen ſo viele einflußreiche Männer perſönlich zu intereſſieren, daß ſein Werk gleichſam eine Ruhmeshalle für die bedeutenden Geiſter ſeiner Zeit wurde. Mochte er oft kühn, grell, unheimlich verfahren, mochten manche ſich ungerne in dieſer Bildergallerie verzeichnet finden, und Herder ſpottend bemerken, Lavater mache die Phyſiognomik zur „Schädelſtätte" ſeiner Freunde: dieſe eigenthümliche Weiſe, auf welche Lavater die Menſchen ſeiner Zeit vor ſeinen Richterſtuhl zog und ſie im Ganzen mit liebevollen Ausſprüchen entließ, brachte ihm Theilnahme, Vertrauen und Bewunderung ein. Der beſte Gewährsmann für die Macht, welche Lavater als Phyſiognom ausübte, iſt Goethe unter Anderm in Folgendem: „Alles überwog ſein phyſiognomiſches Genie. Durch den reinen Begriff der Menſchheit, den er in ſich trug, und durch ſeine ſcharfzarte Bemerkungsgabe, war er im höchſten Grade geeignet, die Beſonderheiten einzelner Menſchen zu gewahren, zu kennen, zu unterſcheiden, ja auszuſprechen. Wirklich ging Lavaters Einſicht in die einzelnen Menſchen über alle Begriffe; man erſtaunte, ihn zu hören, wenn man über dieſen oder jenen vertraulich ſprach; ja es war furchtbar in der Nähe des Mannes zu leben, dem jede Gränze deutlich erſchien, in welche die Natur uns Individuen einzuſchränken beliebt hat." — Sehr zu bedauern iſt, daß Lavater keinen Zeichner fand, welcher einen ſo ſcharfen Blick gehabt hätte, wie er, denn Goethe ſpricht dem Hauptarbeiter, Heinrich Lips, den Sinn für die Natur ab; und der größte Theil der Umriſſe kam aus ſehr ſchülerhaften Händen. So viel anfangs Lavater von ſeiner Leiſtung verſprochen hatte, ſo geſtand er nachher ſelbſt ein, daß er die beſtimmten Geſetze für die Phyſiognomik nicht aufzuſtellen vermöge, und den verheißenen mathematiſchen Geſichtsmeſſer blieb er ſchuldig. Gleichwohl ſammelte er bis an ſeinen Tod Beiträge zu ſeinem phyſiognomiſchen Kabinet, verwendete dafür unverhältnißmäßige Summen und gerieth durch die auf eigene Koſten unternommene franzöſiſche Ueberſetzung der Phyſiognomik, welche durch den Einbruch der franzöſiſchen Revolution nachtheilige Störung erlitt, in drückende Verlegenheit. Nach ſeinem Tode gelangte die merkwürdige Sammlung in die Hand des Grafen Fries in Wien.

Lavaters Intereſſe an Menſchenbeobachtung hing enge zuſammen mit ſeinem Glauben und ſeiner theologiſchen Anſicht, indem er vor-

ausſetzte, daß, wo Geiſt ſei, müſſe derſelbe auch Leben und Geſtalt gewinnen, wo eine Kraft ſei, müſſe auch eine Wirkung ſein, jedem Innern müſſe ein Aeußeres entſprechen, das Innere, Göttliche müſſe durch ſichtbare Zeichen zur Darſtellung kommen. Darum ſuchte und fand er einen lebendigen, erkennbaren, fühlbaren Gott und einen Heiland, mit dem er Alles theilen, den er ſchauen, genießen, gebrauchen konnte. Wenn Lavater ſich ein Auge für Menſchenbeobachtung zutraute, ſo legte er dagegen einen viel höhern Werth auf ſeine Gotteserkenntniß und dieſe hielt er für ſeine werthvollſte und auszeichnendſte Eigenſchaft. Auf ſeine Kunſt der Menſchenbeobachtung ſchaute er ſpäter als auf ein unſicheres und unbefriedigendes Unterfangen zurück, aber in ſeiner Gotteserkenntniß wurde er immer ſicherer, freudiger, feſter. Mit naiver Unbefangenheit geſtand er ſeinen Mangel an gelehrtem Wiſſen, aber in der Wiſſenſchaft göttlicher Dinge wußte er ſich Jedem gewachſen, hierin hielt er ſich für einen der Wiſſenden und Erfahrenen ſeiner Zeit, und er glaubte an ſeine Berufung zur Verkündigung ſeiner Gotteserkenntniß unter ſeinen Zeitgenoſſen. Von früher Jugend an bis ans Ende hielt er ſich an die Offenbarung der heiligen Schrift ohne Abzug und willkürliche Deutung, und all ſein Forſchen und Denken, ſein Leben und ſeine Erfahrung war ihm nur Beſtätigung ſeines Glaubens. Sein lebendiger, vertrauter Umgang mit Gott und Chriſto machte ihn gegen die Dogmen der Kirche gleichgültig und er verachtete die Streitigkeiten der Schule. Lavater geht nicht ein auf den Unterſchied der alten Dogmatik zwiſchen Natur und Gnade, natürlichem Vorgang und Wunder; Gnade und Wunderkraft ſind ihm nur geſteigerte Natur. Im völligen Gegenſatze zu den theologiſchen Aufklärern, welche alle Religion nur als eine Anſtalt zur Beförderung der Sittlichkeit anſahen, erblickte er die Beſtimmung des Menſchen in Weisheit, Güte, Macht, und im Glauben das einzige Mittel dazu. Geſteigerte Kraft und äußere Wirkſamkeit hält er für den Prüfſtein des Glaubens. Daher müſſe der Gläubige auch jetzt noch Wunder thun, in unmittelbarer perſönlicher Gemeinſchaft mit Gott ſtehen und durch Gebet auf Gottes Rathſchlüſſe beſtimmend einwirken können. Das Göttliche und Menſchliche, das Geiſtige und Körperliche waren ihm in genauem Zuſammenhange; daher war ihm das Geiſtige körperlich vernehmbar, und darum zweifelte er nicht, daß der Auserwählte mit Gott in ſo nahem Umgange leben könne, daß er ihn ſehe, höre und empfinde. Man hat behaupten wollen, Lavater habe ſeine theoſophiſchen Anſichten weſentlich aus

Oetinger geschöpft. Er selbst widerlegt diese Behauptung am besten, indem er sagt: „In Oetingers Schriften finde ich einzelne tiefe Gedanken; aber nichts von populärer Geschichtsweisheit der Schrift. Er ist mir zu metaphysisch." Oetinger dagegen wirft Lavatern vor, daß er die „realen Schriftbegriffe spiritualisieren wolle." Wenn Lavater in seinen Gedanken Niemanden nachtrat und auf die Selbständigkeit innerer Erfahrung Anspruch machte, so verwahrte er sich hinwieder gegen die Zumuthung, daß er der Gründer eines neuen Religionssystems werden wolle und erklärte: „Mein Religionssystem ist durchaus nicht aus dem achtzehnten, sondern allein aus dem ersten Jahrhundert." Und ferner: „Gott will Protestanten aller Art, wie Katholiken und Akatholiken aller Art haben — Kantianer — und Lutheraner — nur, ob Gott will keine Lavaterianer. Nein! Es soll nur ein einziger Lavater sein!"

Lavaters theologische Stellung und seine Einwirkung auf seine Zeit wird von Hagenbach sehr gut also bezeichnet: „Lavater war bei seiner scharf ausgeprägten christlichen Ueberzeugung ein Mann der neuen Zeit, ein Mann des Jahrhunderts, ein Mann des Fortschritts. In sofern eine gewisse Unabhängigkeit und Freisinnigkeit, entschiedene Abneigung gegen alle Knechtschaft, gegen alle verderblichen Vorurtheile, gegen alle Mißbräuche, insofern überhaupt das, was wir Liberalismus nennen, zum Charakteristischen der modernen Zeit gehört: so war Lavater unstreitig einer der ersten Liberalen, die den Ideen der neuen Zeit huldigten. — Mit diesem Liberalismus war auch die Humanität — ein anderer charakteristischer Zug der neuern Zeit, in Lavater innig verbunden. Alles, was dem Menschen zum Bewußtsein seiner Menschenwürde verhilft, hatte ihm unendlichen Werth. In jedem Lebensgebiet war Lavater unter denen, die vorwärts schritten und vorwärts drängten."

4. Lavater, der Christ.

Es war Lavatern allein um die richtige Auslegung der Schrift zu thun. Nicht durch philosophische Gründe, sondern durch die Aussprüche der Schrift wollte er widerlegt sein. Als daher sein Schriftglaube bei seinen rationalistischen Zeitgenossen Anstoß erregte, trat er anfangs nur mit drei bescheidenen Fragen auf, um deren Beantwortung er bat (1769). Mit Bezugnahme auf von ihm angeführte Schriftstellen fragte er: 1. Ist nicht unwidersprechlich offenbar, daß die biblischen Ausdrücke Geist ꝛc. durchgehends bedeuten, eine schöpferische Kraft, eine außerordent-

liche, übernatürliche Offenbarung oder Wirkung der Gottheit, übernatürliche Einsichten und Kräfte, oder Offenbarungen, welche sich von den sogenannten natürlichen, unverwirklich unterscheiden? 2. Werden nicht diese Geistesgaben allen Christen aller Zeiten und Orten, auf gewisse Bedingnisse hin, immer so uneingeschränkt, als die Vergebung der Sünden und das ewige Leben angeboten und verheißen? 3. Ist in der heiligen Schrift eine einzige Stelle zu finden, wodurch exegetisch dargethan werden könnte, daß diese außerordentlichen Geistesgaben nur auf die ersten Zeiten des Christenthums einzuschränken seien? Sind die Schriftstellen für die bis ans Ende der Welt fortdauernde Gültigkeit der Verheißung des Geistes, wo nicht schlechterdings entscheidend, doch von überwiegender Beweiskraft? Eine fernere Frage war, ob Gott ein in zweifelloser Erwartung nach der Vorschrift des Evangeliums vorgetragenes Gebet nicht erhören werde? und ob in der heiligen Schrift diese Erhörung nicht verheißen werde? So schrift-, vernunft- und erfahrungsgemäß die in diesen Fragen niedergelegten Ansichten waren, so klar, besonnen und für jedes gläubige Gemüth verständlich sprach sich Lavater auf die mannigfaltigste Weise über Glauben, Geist und Gebet aus. Unsere Zeit, welche den Bibelglauben wieder kennt und ehrt, freut sich in Lavater den Mann zu sehen, welcher in einer glaubensleeren Zeit mit offener Seele, mit freiem Geist und fester Konsequenz sich in seiner Erkenntniß nicht irre machen ließ, sondern immer mit gleicher Frische und Lebendigkeit von seiner innern Erfahrung Zeugniß gab. Die bemerkenswertheste Stelle enthält seine „eigentliche Meinung" in seinen vermischten Schriften (1774). „Wenn ich die Lehre der biblischen Verfasser von den Gaben des heiligen Geistes, von der Kraft des Glaubens und von den Wirkungen des Gebetes, jede insbesondere untersuche, und alle mit einander vergleiche, so komme ich immer auf den lichtvollen Punkt — diese Verfasser sind der Meinung: daß es möglich, daß es die Bestimmung des Menschen sey, in einer eigentlichen und unmittelbaren Gemeinschaft mit der Gottheit zu stehen; daß Sie ein eigentlicher Gegenstand der Freundschaft und Vertraulichkeit sey; daß eine eigentliche, moralisch sinnliche Unterhaltung mit Ihr das Eigenthümliche der Religion, und die Absicht Gottes bey allen seinen Offenbarungen sey; daß der Glaube an Gott, und vornehmlich an den in Jesu Christo geoffenbarten Gott, als einen Gott, der sich allen, die an ihn glauben, offenbaren und mittheilen, von allen, die ihn suchen, finden lassen will, — der höchste, deutlichste Endzweck aller biblischen

Geſchichten, und zugleich die große Triebfeder und Quelle aller moraliſchen und phyſiſchen Vollkommenheit, und der Grund und die Wurzel der völligen Wiederherſtellung der menſchlichen Natur ſey.“ In der Vertheidigung der eigentlichen Meinung ſpricht Lavater von Chriſtus: „Wenn Chriſtus nicht der Held des Teſtamentes iſt, der durch moraliſche Sentenzen nicht und nie erſetzt wird, und weder kann noch ſoll; wenn ſein Tod nicht das Reinigungs- und Belebungsmittel der Welt war; wenn das Menſchengeſchlecht nicht ſein iſt, das er regiert, deſſen Bedürfniſſe er befriedigt, auf das er wirkt, phyſiſch? moraliſch? intellektualiſch? was gehen mich die Unterſcheidungen an — auf das er wirkt, wie ein lebender König auf ſeine Unterthanen wirkt; wenn er nur à la Socrate und Xenophon, und welcher Verſtorbene nicht? allein durch Lehre und Beiſpiel wirkt — Chriſten! was geht euch der Name an? und das Buch, das ihr Evangelium heißt? Lehrer der Chriſtenheit! was ſoll das feine Fingerſpiel? Heraus mit der Sprache! Wählt zuſammenhängendern geradern Text zu euerm Moraliſieren! Chriſtus und Sokrates, zween recht gute Leute! und wir wiſſen, woran wir ſind, und euch iſt die Mühe erſpart, beſchwerliche Maske vorzuhalten.“ Nachdem er dargethan, daß die Verheißung außerordentlicher Wirkungen durch den Glauben an Jeſum Chriſtum nicht nur den Jüngern, ſondern allen Chriſten durch die Schrift verheißen worden, fährt er fort: „Aber! wenn ſolche außerordentliche Gaben und Kräfte ſo das Eigenthümliche des Chriſten ſind — ſein Stern und ſein Panier, warum ſind ſie denn nirgends mehr? warum ganz erloſchen? und muß ſich jeder ſeiner natürlichen Gaben und Kräfte gnügen? Ganz erloſchen? nirgends mehr? Was wißt ihr? was weiß ich? So viel unſcheinbare, in hartem Druck und tiefer Stille lebende Chriſten — ſo viel arme, ſinkende Strohhütten auf'm Berg und im Thal, hab ich nicht beſucht — habt ihr nicht beſucht! Was wohnt drinne? — Chriſtus etwa — die Armen waren ihm ſo nahe — und ſein Reich ſo ſtille und verborgen — ehe es der berechnende Philoſoph angaffen und durch die Species ſeiner Rechenkunſt durchjagen konnte.“

Dieſe innere Erhebung und Richtung auf Gott war bei Lavater ſo eigenthümlich und wahr, daß er dazu keiner äußern Veranlaſſung bedurfte. Daher wurde auch ſein Schmachten und Ringen nach dem Schauen mit der Zeit immer inniger und glühender, ſo ſehr ſeine Freunde über ihn zürnten und trauerten und ſeine Feinde über den Schwärmer ſpotteten. Dieſe Glaubensfreudigkeit und altchriſtliche Feſtigkeit war

in einer Zeit um so bemerkenswerther, wo Gott sich den Philosophen in allgemeine Ideen verflüchtigte und die Theologen willkürlich an Christus modelten. Es ist demnach höchst anziehend und merkwürdig, daß in einer Zeit, wo sich die christliche Kirche nach der Meinung der Stimmgeber überlebt zu haben schien, oder wo man höchstens von der Vervollkommnungsfähigkeit des Christenthums sprach, ein mit dem Leben vertrauter, vielseitig gebildeter Mann, ein Denker und Weltmann, den Glauben und die Gesinnung der Apostel zu erneuern bemüht war und sein ganzes Leben festhielt; und der zugleich durch Leben und Beruf bewies, daß ihm sein Glaube eine eben so eigenthümliche Kraft und Leistungsfähigkeit gab, als er sich durch diesen vor seinen Zeit- und Standesgenossen auszeichnete. Es ist daher eine außerordentlich anziehende Erscheinung, in Lavater in seinen letzten Jahren das gleiche Feuer der Sehnsucht nach der Gottesgemeinschaft vorwalten zu sehen, wie in seinen Jünglingsjahren. Denn in seiner letzten Zeit läßt er sich also vernehmen: „So ein Christus muß gewesen sein. Ist Er gewesen, so ist Er noch. Ist Er noch, so steht Er in einem unauflöslichen Verhältniß mit den Sterblichen, denen zu lieb Er sich der Sterblichkeit unterwarf. So gewiß Er also existiert hat und noch existiert, so gewiß muß Er in einer allenfalls spürbaren und erweislichen Konnexion mit uns stehen — und so gewiß dieß ist, so gewiß muß Er mit kräftig segnendem Wohlgefallen auf jede Seele herabsehen, die sich Ihm zu nähern, als vor Seinen Augen zu handeln, und sich nach Seinem Sinn und Willen zu bilden strebt. Er muß sich dem nicht unbezeugt lassen, dem Er unentbehrlicher scheint als alles Entbehrliche und Unentbehrliche. Er muß sich, wenn Er lebendiger ist, als alles Lebendige, mehr als alle Lebendigen beweisen und darthun können — als ein Leben, reich genug für alle Lebensbedürfer, die sich zu Ihm als dem Lebensquelle wenden." —

Der Hang zum Geheimnißvollen, Mystischen, Wunderbaren lag in Lavaters Zeit und bemächtigte sich aller damaligen strebsamen Geister; Jung und Herder waren davon ergriffen, wie auf andere Weise Claudius und Goethe. Wenn ein Gaßner, ein Cagliostro, ein Mesmer ihn anzogen und er ihnen auffallende Aufmerksamkeit erwies, so zeigte er gesunden Sinn und Unbefangenheit genug, auch zu gestehen, was er gesehen und daß er sich getäuscht habe. Daß Lavater so unabwendbar an seiner Richtung festhielt, daß er sich nicht stören ließ, als allmählig seine frühern Freunde und Gesinnungsgenossen, selbst Herder und Goethe,

ſich von ihm abkehrten, — lag in der Ueberzeugung, daß er unerſchütterlich an das Göttliche in der Menſchennatur glaubte und als Volksmann aus vielfacher Erfahrung wußte, daß in den Einfältigen und Niedrigen im Volke, in den natürlich Begabten ſich häufig eine tiefere Erkenntniß und eine fruchtbarere Wirkſamkeit kund zu thun vermöge, als in den Weiſen und Gebildeten.

Lavaters Chriſtusglaube iſt um ſo bedeutſamer, da er ſonſt durchaus frei und ſelbſtändig ſich den dogmatiſchen Doktrinen gegenüber verhielt und daher anfangs in ſeiner Heimat ſchwere Anfechtungen gegen ſeine Rechtgläubigkeit zu erfahren hatte. In ſeinen ſpätern Jahren ſcheute er ſich eben ſo wenig als früher ſeines eigenen Weges zu gehen, daher er im Jahre 1793 bemerkt: „Ich ſage nie „Athanaſiſcher Chriſtus“, nenne Chriſtus nie in Athanaſiusſchem Sinne Gott — aber ſo herzlich und aufrichtig man es kann im Pauliniſchen und Johanneiſchen Sinne.“ Und noch offener und freier äußert er ſich gegen Profeſſor Paulus: „Ich habe mir zum unverbrüchlichen Geſetze gemacht, mich niemalen über einem bloßen theologiſchen Wort zu zanken und zu diſputiren! Fragt mich einer: Glaubſt du die Dreieinigkeit, glaubſt du die Genugthuung ꝛc. Ich werde weder Ja noch Nein ſagen! Ich empfinde und erfahre täglich den ungeheuren Schaden, den dieſe ſo vielem Mißverſtand ausgeſetzten Wörter angerichtet haben, und noch täglich anrichten. Ein einfältiger Liebhaber und Kenner des göttlichen Wortes fragt nicht ſo. Er fragt: — Was findeſt du, daß die Schrift von Gott, dem Vater, dem Sohne und Geiſte lehre? Biſt du überzeugt, daß der Vater den Sohn zum Heiland der Welt geſendet hat, und daß der Sohn und der Vater Eins, der Sohn dem Vater unterthänig und doch Gott ſey, über Alles gebenedeit in die Ewigkeit?“ — Wenn man daher jetzt die Angriffe von Nikolai und Semler näher anſieht, wie kleinlich und böswillig jener ſich zu Klatſchereien und Verdächtigungen gegen Lavater herabwürdigte, und wie trivial dieſer, auf das Recht der ſubjektiven Anſicht des Chriſtenthums ſich ſteifend, Lavaters chriſtologiſche Anſichten zu widerlegen ſuchte: ſo ſpricht Lavaters liebevolle und großartige Weiſe, wie er ſich vertheidigte, für die Sache ſowohl als für ſeinen Charakter. Goethe zeichnet ihn ſolchen Angriffen gegenüber folgender Maßen: „Gegen Anmaßung und Dünkel wußte er ſich ruhig und geſchickt zu benehmen: denn indem er auszuweichen ſchien, wendete er auf einmahl eine große Anſicht, auf welche der beſchränkte Gegner niemals denken konnte, wie einen diamantnen Schild hervor.“ Lavater,

der als Schwärmer Verschriene, zeigte seinen Gegnern gegenüber stets einen so gesunden Sinn, ein heiteres Selbstbewußtsein, eine so klare Vergegenwärtigung der Hauptsache der Streitfrage und eine so ruhige Konsequenz, daß wir statt aller andern Proben den Schluß seiner Prüfung von Steinbarts „System der reinen Philosophie und Glückseligkeitslehre des Christenthums" anführen wollen. Nachdem Lavater auf die wohlwollendste Weise die Vorzüge der Schrift für diejenigen hervorgehoben, welche im Christenthum viel Anstößiges und Vernunftwidriges finden, faßt er sein Urtheil folgender Maßen zusammen: „Ich sage — ohne allen Zweifel, und ohne alle Furcht zu irren — schlechtweg und entscheidend — Nein! vieles fehlt darin, was das Christenthum wesentliches, d. i. eigenthümliches und charakteristisches hat. — Ich sage meine Meinung geradehin: ich halte es für nichts mehr und nichts minder als feinen Deismus — mit einiger christlicher Färbung, und durchaus nicht für reine, ächte apostolische Christus-Religion — halt es für einen unglücklichen Versuch zur Aussöhnung der neuern Philosophie mit dem Christenthum — Eine Kapitulation mit dem Religionsbedürftigen — aber das ächte evangelische Christenthum theils nicht erkennenden, theils bezweifelnden Geschlechte seines Zeitalters. Nicht für eine ganz neue, viel weniger Probhaltige, solide Kapitulation, wovon sich daurende Vortheile versprechen ließen! Unwürdige Kapitulation eines Philosophen, dem Wahrheit, nicht Akkomodation der Wahrheit das erste, heiligste, einzige Gesetz sein soll — eines christlichen Lehrers, der als solcher schlechterdings nicht befugt ist, das alte, historisch bestimmte und beurkundete Christenthum nach dem Geschmacke seines Zeitalters und des Unglaubens und Schwachglaubens und Halbglaubens zuzuschneiden. — Wie Plinius, Sallust, Xenophon sollten allervörderst und bei der ersten Untersuchung die Evangelisten und Apostel gelesen werden; nach den Grundsätzen und keinen andern ausgelegt, wonach alle Schriften, alle Urkunden in der Welt ausgelegt werden. Komme heraus, was herauskommen mag! Nicht immer mit Hinaussicht auf dies und jenes existirende, oder zu bauende, zu hoffende, oder zu fürchtende System oder Unsystem. — Herr Steinbart liefert uns einen andern Christus und ein anderes Christenthum als die Urkunde, wenigstens bei weitem nicht den ganzen Christus und das ganze Christenthum der Urkunde. — — Ich will lieber geraden Wegs Deist sein und Deist sein lassen, wer da will, denn ich sehe sehr leicht ein, wie weise und ehrliche Männer Deisten seyn können, und in ihren Umständen beynahe seyn müssen. —

Aber mir werd' ich niemals die unleidliche Inkonſequenz erlauben, die Urkunde des Chriſtenthums zugleich anzunehmen, und das weſentlichſte und eigenthümlichſte derſelben zu verwerfen."

5. Angriffe auf Lavater.

Leicht und liebevoll nahm Lavater im Allgemeinen die Angriffe auf, welche ihm von Außen und ſchriftlich widerfuhren; näher aber ging ihm der Gegenſatz zu Herzen, der ihm in ſeiner Vaterſtadt und von ſeinen Mitbürgern entgegentrat, und zwar gerade von Seite derer, welche er als ſeine Lehrer verehrte und welche an Geiſt, Bildung und Anſehen die vorzüglichſten Männer Zürichs waren. Durch den Theologen Zimmermann und die Kritiker Breitinger und Bodmer war in Zürich eine rationaliſtiſche Anſchauungsweiſe in religiöſen Dingen herrſchend geworden. Es hatte daher nicht viel auf ſich, als Lavater in der Synode von einem Geiſtlichen beſchuldigt wurde, daß er ſich in den Ausſichten in die Ewigkeit gegen die Lehre der Kirche verſtoßen; aber deſto ſchwieriger wurde ſeine Stellung, als ihn ſeine Auffaſſung der Bibel mit den Häuptern der Zürcher Schule in Zwieſpalt brachte. Längſt hatte Bodmer darüber geſpottet, daß Lavater Chriſtum über Gott hinaufſetze, und Breitinger warnte in öffentlicher Rede mit offenbarer Beziehung vor der Religionsſchwärmerei. Die erwünſchte Gelegenheit, Lavatern zu züchtigen, bot ein Brief Lavaters, Nachricht von den Zürcheriſchen Theologen enthaltend, welcher in die allgemeine theologiſche Bibliothek aufgenommen worden war. Im Jahre 1775 erſchien ein anonymes „Sendſchreiben" an den Verfaſſer dieſer Nachricht, deſſen Verfaſſer ſich ſtellt, als kennte er jenen Berichterſtatter nicht. Dieſer wird nun belehrt, wie er die Zürcheriſchen Theologen und namentlich Lavatern hätte darſtellen ſollen, indem deſſen Meinung über Glaube, Geiſt und Gebet lächerlich gemacht, ſo wie ſeine Phyſiognomik und ſeine Verbindung mit einer wunderwirkenden Viehmagd verhöhnt wird. Joh. Jakob Hottinger, der gebildeteſte Mann und der vorzüglichſte Kopf aus der Schule des Philologen Steinbrüchel, war der Urheber dieſes jugendlichen Muthwillens, in welchem er Wahres mit Falſchem gemiſcht hatte. Dieſer Angriff eines Jugendfreundes ſchmerzte Lavatern tief. Pfenninger ſchrieb dagegen ein ganzes Buch, J. J. Heß eine würdige Zurechtweiſung, Lavater endlich ſelbſt eine ſchmerzlich bewegte, aber

versöhnliche Erklärung an seine Freunde. Dieser unbedeutende Vorgang brachte damals in jene Windstille des öffentlichen Lebens eine ungewöhnliche Aufregung. Ein Schreiben Bodmers an seinen Freund H. Meister bezeichnet die Stellung, welche dieser und seine Gesinnungsgenossen Lavater gegenüber einnahmen. — — „Hat er nicht von dem Mitbürger, dem Mitchristen, dem geistlichen Verfasser des Sendschreibens in der warmen christlichen Liebe präsumieren sollen, er habe ihn in sich selbst hineinführen, ihn von seiner Geschwindglaubigkeit, von seinem Steckenpferd, seinem fanatischen Hang heilen wollen? Da Breitinger, Ulrich und Andere umsonst gearbeitet haben, ihm Hermeneutik, Philosophie, Logik, Viam Examinis, Philologie zu empfehlen — ist es sehr wahrscheinlich, daß der Unbekannte geglaubt, das letzte Mittel gegen Schwärmerei sei lachen. Und Lachen, selbst den Witz zum Lachen anwenden, wo Grund zum Lachen vorhanden ist, ist nicht Sünde, weder gegen die Moralität, noch gegen Freiheit, noch gegen Toleranz. Nehmen Sie an, Breitinger oder Ulrich wären die Verfasser des Sendschreibens, würde dann der spitzfündigste Mensch Verläumdung darin erblicken, Bemühung Lavater verächtlich zu machen, von seinem Ruhm herabzustürzen? Weder Breitinger noch Ulrich noch Steinbrüchel haben es geschrieben, doch sagt dieser, daß die darin enthaltenen Urtheile meistens auch seine Urtheile seien, die er lange her laut gesprochen habe. Wer läugnet, daß H. Lavater nicht viel Genie und noch mehr Activität hat; wer ihm diese zum Dienst einer eiteln Schwärmerei anzuwenden abräth, handelt der nicht verbindlich und dem gemäß, was Liebe für Wahrheit und Abscheu für Schwärmerei von ihm fordern, wenn er die Feder ergreift? Wir wissen, daß die rechtschaffensten und einsichtvollsten Männer in Lavaters außerordentlichem Schnappen nach Wundern, in der Allmacht, die er dem Gebet zuschreibt, Fanatismus bemerkt haben. War es nicht Blödigkeit, Furcht zu beleidigen, und sich Händel zuzuziehen, daß sie es nicht im Druck haben sagen dürfen? wo nicht, ihn zurückzuziehen, doch schwache Köpfe nicht zu verwirren? — Lassen Sie mich auch fragen, da der Fanatismus kein Civilverbrechen ist und niemand die bürgerliche Ehre raubt, gehört es nicht den Scribenten zu, ihn zu bestrafen? Wenn dadurch der Fanatiker an seinem Autorruhm verkürzt wird, was ist das Mehreres, als daß ihm genommen wird, was ihm nicht gehörte? Welch größern Ruhm hätte sich Lavater erworben, wenn er sich selbst, der Richtigkeit seiner Meinung bewußt, überzeugt von der Superiorität seiner Talente, der

Wahrheit, der strengsten Untersuchung überlassen hätte, sich selbst gegen Verläumdung, Verfälschung zu retten." — Nachdem wir in Vorstehendem einen Beweis haben, wie Bodmer in seinen Ansichten sich völlig zu Lavaters Gegnern bekannte, so ist folgendes Zeugniß an denselben Freund um so unverdächtiger und bemerkenswerther: „Lavater hat einen Vortheil, den sich wenig Andere zulegen dürfen, den Credit, den Anhang, den er sich durch seine Geschäftigkeit, Dienstfertigkeit, Gutthätigkeit gemacht hat. Man muß im Civilleben so untadelhaft sein, wie er ist, wenn man gegen ihn aufstehen, und allenfalls Wahrheiten selbst annehmlich und glaubwürdig machen will" (1779). Mit heiterm Bewußtsein wies Lavater stets das Geschrei über seine Schwärmerei von sich; der beste Beweis seines gesunden Sinnes ist die Zurechtweisung an den Freund, welcher ihn auf die Wunder jener „Viehmagd" aufmerksam gemacht und im Verkehr mit dieser zum Schwärmer geworden war. Wir kennen keine Kundgebung Lavaters, welche für ihn selbst eine schlagendere Rechtfertigung gegen die Vorwürfe seiner Gegner wäre.

Du betest Nächte durch, und ringst vor Gottes Thron;
Du härmst Dich ängstlich ab, willst Gottes Gnad' erzwingen,
Verdienen mit Geheul, und sprichst dem Glauben Hohn,
Der frohen Muthes kühn Erbauung will erringen —
— — —
Wo Du nicht Thränen siehst, da sey nicht Eifervoll!
Sprich nicht zur Ruhe: Fluch! Zur Freude: Du bist toll!
Will Gott, die Liebe, denn, daß man mit Furcht ihr fröhne?
Ach, ist er Vater nicht? Sind wir nicht Seine Söhne?
Gebietet er uns Angst? Hat er an Winseln Lust?
Haucht Er durch seinen Geist nicht Freud in jede Brust?
— — —
Die Thränen waren Zwang; Dein Lachen nicht Natur.
Von sanfter Ruhe floh, von Weisheit jede Spur.
O Freund, entreiße Dich der Andacht Zauberspiele!
Vertrauen ist der Weg, und Liebe steht am Ziele!
Gott will nicht Sklaven-Angst; Er will nur Zuversicht.
Was bey Dir Krankheit ist, ist Andern keine Pflicht.
— — —
Bin ich in Gott vergnügt, heißt Er mich fröhlich seyn,
So stürme Du mich nicht in Deine Angst hinein!
Was hilft's, mit lautem Schall auf Worte Worte thürmen?
Empfindung läßt sich nicht, ach, Liebe nie erstürmen!
— — —

Ach, lerne ruhig ſeyn — und denk an Deine Jugend!
Die Unruh iſt Dein Feind, der Feind der wahren Tugend.
Einſt warſt Du kindlich fromm; Du ſuchteſt, fandeſt Gott;
Empfandeſt Seine Huld, und hielteſt Sein Gebot!
Zerriſſen ſchienen ſchon des Stolzes feſte Stricke;
Dein Mund war Liebe nur, und Demuth Deine Blicke!
Der Täuſchung Stimme war noch nicht Dir Gottesſtimm',
Noch nicht Dein Eifer Sturm, und Deine Liebe Grimm.
Du lerneteſt und ſchwiegſt, und ſanfte Thränen floſſen . . .
Doch dieſe Ruhe hat Dein Herz nicht lang genoſſen.
Du wollteſt mehr Gefühl durch Wort-Gebet erflehn;
Fiengſt an auf Gottes Licht, auf die Vernunft zu ſchmähn.
Du ſchmähteſt die Natur, verdammteſt Gottes Werk,
Und Unerklärbarkeit war nur Dein Augenmerk!
Dein Männlicher Verſtand, Dein Heldenmuth im Denken
Erniedrigte ſich nun, Gewiſſen einzuſchränken.
Geheimes Fieber ſprach im Namen Gottes ſtets
Und jeder Zufall war Erhörung des Gebets.
Wer anders dacht', als Du, der durfte kaum Dir nahen;
Du ſprachſt von Wundern nur, wo wir Natur nur ſahen

— — —

Sei ruhig, bitt' ich nur — Nur höre ſtill, mein Lieber,
Gott quält die Menſchen nicht! Die Tugend iſt kein Fieber!
Nicht ſag' ich dieß zum Spott: Ich wäre, was Du biſt,
Hätt Er mich nicht gewarnt, der ganz Erbarmen iſt.
Dem Abgrund, wo Du ſtehſt — wie war ich ihm ſo nahe!
Doch Gott zog mich zurück, da ich die Tiefe ſahe!

— — —

Brich Deinen Eigenſinn,
Dieß iſt mein Rath, und flieh' des Geiſtes Täuſcherin!
Sey ſanft und ruhig! Lern, und thu die erſten Pflichten!
Sey fleißig, weiſe, treu im Kinder-Unterrichten!
Sey Beyſpiel! Aergre nicht! Fleh' Gott um Weisheit an!
Die Weisheit iſt's allein, die Dich noch retten kann!
Sey freundlich ohne Zwang, und eifrig ohne Hitze!
Sag nicht die Wahrheit nur, frag: Ob die Wahrheit nütze!
Gieb uns für Worte Licht! Empfindung für Gewalt!
Und gieb der Wahrheit ſtets die lieblichſte Geſtalt!
Dring Dich doch nirgend ein — und überſtürme Keinen;
Lach, wenn Dein Herz ſich freut, und zwing Dich nie zum Weinen!
Gefühl erſt ſey Dein Herz, dann öffne ſich Dein Mund!
Wenn Du nicht ruhig biſt, ſo biſt Du nicht geſund!
Sprich, kämpfſt Du, nicht von Kampf; und wachſt Du, nicht vom Wachen;
Dieß kränkt der Demuth Ohr, und heißt die Spötter lachen.
Verachte Mittel nicht; betrachte die Natur.
Erklärerin von ihr iſt Deine Bibel nur!

Bau langsam, aber fest! Prüf' Höhrer erst und Geister!
Sei Allen allerley, und ruhig wie Dein Meister!
Erwieg sein großes Wort — und dieß sey nun genug;
Ahmt Tauben-Einfalt nach, und seyd wie Schlangen klug!

Der unversöhnliche Gegensatz, in welchen Lavater durch die Darlegung seines christlichen Glaubens mit der öffentlichen Meinung und mit einem Theile seiner Mitbürger gerathen war, hatte indessen einen tiefen, beunruhigenden Eindruck in ihm zurückgelassen. Denn so fest er in seiner Ueberzeugung war, so konnte er doch nicht verkennen, daß es ihm nicht gegeben sei, derselben bei dem größern Theile seiner Zeitgenossen Eingang zu verschaffen. Was er in auseinandersetzenden Abhandlungen zum Verständniß und zur Vertheidigung seiner Ansichten thun konnte, damit war er zu Ende. Denn es ist nicht zu läugnen, daß bei Lavater, bevor er vierzig Jahre alt war, der Ideenkreis sich nicht mehr erweiterte, daher in seiner Geistesbildung und in seiner wissenschaftlichen Erkenntniß und Befähigung ein Stillstand eintrat, welchen er zum Theil nicht fühlte, zum Theil nicht gestehen wollte, der aber für Freunde und Gegner auffallend und für fernere Verständigung und Auseinandersetzung hinderlich war. Von diesem Zeitpunkte an dehnte sich das Feld seiner geistigen Bestrebungen nicht mehr aus, und im Gefühl, den Anforderungen der Wissenschaft nicht mehr gewachsen zu sein, schrieb er namentlich für „seine Freunde." Aber wenn er, der Menschenforscher und Seelenmaler, das größte Drama der Weltgeschichte zum Gegenstande seiner Darstellung wähle, den Menschen und den Gott in ihr innerstes Wesen verfolge und so an der Hand der biblischen Erzählung seinen Glauben in die hellste Beleuchtung bringe, so zweifelte er nicht an der überwältigenden Kraft dieser Darstellungsweise, wenigstens für die ihm nahestehenden Gemüther. So entstand das sonderbarste, aber auch wieder das genialste, eigenthümlichste von Lavaters Werken — „Pontius Pilatus, oder der Mensch in allen Gestalten, oder Höhe und Tiefe der Menschheit, oder die Bibel im Kleinen und der Mensch im Großen, oder ein Universal Ecce Homo, oder alles in Einem" (1782—1785). Schon in der äußern Form und Darstellung fällt das Unruhige, Gespannte, Sprunghafte auf, offenbar eine Folge des zu erwartenden Widerspruchs, im Gefühl, daß er Anstoß und Aergerniß gebe. Daher Lavater selbst seine Arbeit mit naiver Offenheit charakterisiert: „Es ist ein Werk, das sehr vieles für sehr viele enthält: aber sehr wenigen, auch weisen und guten Menschen ganz tauglich,

ganz genießbar seyn kann. Die, so es ganz genießen können, gehören in den engsten Kreis meiner Freunde, oder der sympathetischen Seelen. Es ist ein Werk, wies geschrieben seyn muß, um sich viele Erzfeinde und wenig Erzfreunde zu machen, Abdruck meines Geistes und Herzens, Schimmer oder Dämmerung von mir, allemal von Individualität, und ohne das Medium meiner Selbst eine im Ganzen ungenießbare Speise. Es ist wie Ich. Wer dieß Buch haßt, muß mich hassen. Wer dieß Buch liebt, muß mich lieben. Wer's nur halb genießen kann, kann auch meinen Geist und mein Herz nur halb genießen. Wem es durchaus gefällt, der muß ein Herzensfreund von mir seyn." Allein der erste Theil des Werkes war mißrathen: breit und deklamatorisch folgen Gedanken und Betrachtungen, welche er anderswo schon besser gegeben hatte. Daher fällte Nikolai folgendes Urtheil über diesen ersten Theil: „Recensent fügt nichts hinzu, als daß er bedauert, daß H. L. sich in dieser Schrift auf eine so nachtheilige Weise gezeigt hat, und wünscht, daß er sich durch die Fortsetzung dieses elenden Geschreibes oder anderer Schriften dieser Art nicht ganz um die Achtung des vernünftigen Theils der Lesewelt bringen möge." Lavater setzte dieses Urtheil dem zweiten Bande des Werkes vor nebst der Aufforderung an diejenigen, welche in diesen Wunsch eintreten, ihr Exemplar an den Verfasser oder Verleger zurückzusenden und das Geld zurückzuverlangen. Aber der erhaltene Sporn machte den zweiten Theil auch besser an Gestalt und Gehalt. Er bewies, daß er sich seinen Heiland aufs lebendigste vergegenwärtigen könne, und daß diese Vergegenwärtigung in ihm nicht nur Begeisterung, sondern wirklich Gedankenreichthum zu erzeugen vermöge. Gerade die entschiedene Ungläubigkeit seiner Zeit bewirkte, daß Lavater als religiöser Charakter sich desto ausgeprägter, klarer, vollständiger entwickelte, den Einen zum Spott und Aerger, den Andern zur Erleuchtung, damit sie sich an seiner Unerschütterlichkeit festhalten könnten. Allein nicht nur als frommer Mann, sondern auch Schriftkundiger, als Philosoph und Dichter bringt er eine Fülle von Licht und Leben in seine Geschichtsbetrachtung. Wirklich wird Leben und Glauben durch die Beleuchtung der kurzen Vorgänge zwischen Christus und Pilatus so vielseitig und geistreich hervorgehoben, das gläubige Gemüth und der feine Beobachter zusammen weiß so tief und lebendig in die evangelischen Scenen zu versetzen, daß einzelne Abschnitte zu den vorzüglichen Darstellungen und Betrachtungen über das Leiden des Herrn gehören. Lavater, der Mendelssohn zum Christenthum hin-

überziehen wollte, züchtigt zum Beispiel die Judenverachtung seiner Zeit bei der Frage: „Bin ich denn ein Jude?“ — „ists der hochgepriesenen Aufklärung, und dem Toleranz-Geräusche, und dem Menschlichkeits-Getümmel und der Christenthums-Läuterung unserer Zeit zu verzeihen?“ Von Jesu „Achtung“ der Menschheit bezeugt er: „Der kan unmöglich die Lehre Christus oder die von Christus gelehrte Wahrheit verstehen, der es nicht klar erkennt, daß diese hohe Lehre von der Gottähnlichkeit der menschlichen Natur die Summe, der Inhalt, Kern und Geist aller seiner Bezeugungen, Thaten und Schicksale ist. Verherrlichung der Menschennatur — siehe da den Schlüssel zu allen Geheimnissen des Evangeliums!“ Unter dem Titel „Was ist Wahrheit?“ faßt er die ganze Christologie, die ganze Glaubenslehre in geistreicher Auseinandersetzung zusammen. Im Abschnitt „Die Thaten Christus — Wahrheit“ giebt er den Nachweis der Authenticität der evangelischen Geschichte. In der Voraussetzung, daß die Evangelien betrügliche Erdichtungen seien, läßt er jeden betrüglichen Evangelisten seine Rolle spielen. Ferner läßt er sie als Dichter, als Schwärmer figurieren. An den gesunden Sinn und die Wahrheitsliebe des Publikums sich wendend, stellt er demselben die große Frage des christlichen Glaubens auf eine ganz originelle, objektive, anziehende Weise dar, und giebt so einen theologischen Gegenstand in der Gestalt einer Unterhaltungsfrage. In dem weitläufigen Werke steigt und sinkt der Ton, verliert sich bisweilen ins Weite und Breite; aber der Menschenkenner, der fromme Philosoph macht sich immer wieder in den „scharfen Linien“ bemerklich, „die sein Flammenschwert schneidet,“ um mit Goethe zu sprechen, dem aber als „dezidirten Nichtchristen“ der Pilatus natürlich eine „widerliche Empfindung machte.“ Aehnlich in Form und Geist, aber ein schwächerer Abdruck des Pontius Pilatus, folgte bald darauf in „Nathanael“ (1786).

6. Wachsender Kampf.

Wie man ein Recensent sein und aus dem Recensieren eine wichtige Sache, eine Lebensaufgabe machen könne, davon hatte Lavater, der mit dem geschriebenen Worte nur wirken, unmittelbar wohlthun wollte, gar keinen Begriff. Da er also nicht wußte, wozu solch eine Recensentenstellung gut sei und wie sich ein ehrlicher Mann und Menschenfreund damit abgeben könne, so nahm er die Recensionen für persönliche Angriffe auf und sah in den Recensenten; welche sich freilich gar wenig

Mühe gaben, ihn zu verstehen und ihm einen vernünftigen Sinn zuzutrauen, seine persönlichen Feinde. Dagegen war es Lavaters liebevolle und großherzige Weise, Jeden von seiner Seite zu fassen und seinem Wesen und seiner Wirksamkeit freudige Anerkennung zu Theil werden zu lassen. Er war gutmüthig und wohlwollend genug, vorauszusetzen, daß, wenn seine Gegner ihn recht kennten, so könnten sie ihm nicht mehr übel wollen, so müßten sie seine Freunde werden. Er hatte manchen Sieg erfochten, manche Abneigung überwunden, wenn er persönlich diesem und jenem Gegner in seiner herzgewinnenden Liebenswürdigkeit und seiner heitern und würdevollen Hohheit entgegengekommen war. Das Schreiben war ihm überhaupt nur Nothbehelf, nur Ergänzung und Fortsetzung seiner persönlichen Einwirkung. Mit der Macht seiner Persönlichkeit, durch das lebendige Wort, durch die liebevolle Kraft der Gesinnung und des Herzens war er sicher zu gewinnen und hatte daher einen so zahlreichen Kreis von Freunden und Bewunderern aus allen Ständen an sich gezogen, daß zu seiner Zeit mehrfach ausgesprochen wurde, so weit eingreifend und mächtig habe seit Luther keine Persönlichkeit in Deutschland gewirkt wie Lavater. Er war nicht nur als Prediger, sondern als Mann des Umgangs und der Gesellschaft, wie Goethe sagt, zum Wirken „ins Weite und Breite" geschaffen. Mit der großen Zahl der durch ihn Gewonnenen und geistig Angeregten fühlte er sich innig verbunden, und gleichsam fortwährend zu geistiger Gemeinschaft verpflichtet. Dabei tritt Lavaters Selbstgefühl allerdings stark und auffallend hervor und es ist nicht zu wundern, wenn ihm dasselbe zum Vorwurf gemacht wurde, indem man den Thatbestand eines so innigen Verhältnisses zwischen dem Gebenden und den Empfangenden und die freiwillige Hingebung und Unterordnung für so viel Liebe und Leistungen nicht genug beachtete. Aus diesem Sachverhältniß ist die vielangefochtene „Herzenserleichterung" vom Jahre 1784 hervorgegangen, worin er nach allen Seiten Abrechnung halten und die Beziehungen feststellen will. Wirklich spricht Lavater gewissermaßen wie ein Fürst zu seinen Untergebenen; allein es ist auch eine merkwürdige Erscheinung, daß Einer solche Ergebenheit findet, daß er so sprechen und ein solches Verhältniß bis ans Ende bewahren kann. Er erleichtert sein Herz an seine Freunde, damit sie ihm nicht schaden, indem sie zu viel Wesens aus ihm machen; an seine Leser, um sie zu versichern, daß er nichts schreibe, als was er für wahr, gut und nützlich halte; an die Käufer seiner Schriften, um ihnen eine Selbstkritik derselben zu

geben; an seine Recensenten, um ihnen zu sagen, daß er sie nicht lese: an seine Korrespondenten, um ihnen gemessene Verhaltungsregeln zu geben; an Kollektanten, um sich ihre Zudringlichkeit zu verbitten; an Arme, damit sie nicht zu viel von ihm erwarten; an fremde Durchreisende, wie sie sich beim Besuche verhalten sollen; an seine Mitbürger mit einer liebenswürdigen Offenheit und Vertraulichkeit; an seine Gemeinde, als der treue und liebevolle Diener Aller; an seine Unfreunde voll Liebe und Versöhnung. Diese Alle aber zieht Lavater nur an sich heran, um ihnen die Hauptsache, welche er zu sagen hat, ans Herz zu legen. Das ist nämlich enthalten in „Einige meiner Grundsätze", wo er seine Erfahrung und seine Lebensweisheit auseinandersetzt und dann in einem doppelten Alphabet kurze Sätze zusammenfaßt, darin eine bemerkenswerthe Kürze und Klarheit bewährend; und ferner in „Etwas über meine Religion und mein Christenthum", wo er in vierundvierzig Thesen die faßlichste und vollständigste Uebersicht seines Glaubens giebt, und worin jene verketzerte Stelle vorkommt: „Der Nichtchrist ist, ohne daß er es vielleicht selbst weiß, Atheist." Durch diese beiden Zugaben ist diese Herzenserleichterung ein Büchlein, welches Lavaters Wesen und Gesinnung eigenthümlicher darstellt als jede andere seiner Schriften. Diese Herzenserleichterung aber führte eine Phalanx von Philosophen und Freidenkern gegen ihn ins Feld, unter Andern Reinhold, welcher sich verpflichtet glaubte, seiner Zeit „die religiösen Irrthümer Lavaters aufzudecken und zu zeigen, wie dieselben zum Katholizismus führen, und wie unser Christenthum eigentlich nur die Idee vom Christenthum sei." Gleichwohl spricht Reinhold folgendes Geständniß aus: „Dieser außerordentliche Mann, welcher, vielleicht ohne es darauf angelegt zu haben, der Lieblingslehrer und das Muster eines großen Theils unserer christlichen Zeitgenossen geworden ist, giebt, so wie er sich in der Herzenserleichterung selbst schildert, ein merkwürdiges Beispiel ab, wie sich das, was man heut zu Tage Orthodoxie nennt, mit wissenschaftlicher und moralischer Aufklärung beides in einem hohen Grade in Einem Menschen beysammen vertragen könne. Ja, mein Freund, Orthodoxie und Aufklärung, die festeste Anhänglichkeit an ein System mit der sanftesten Schonung aller übrigen, der feurigste Bekehrungseifer mit der uneingeschränktesten Duldung, der entschiedenste Wunderglaube mit der bedächtlichsten Ueberzeugung, die verworrensten Begriffe von übernatürlichen Gnadenwirkungen mit den hellsten psychologischen Einsichten, und theologischer Haß mit philosophischer Liebe

der Natur! Sie würden hier nicht nur das bloße Beysammenseyn von Eigenschaften, die man sonst für ausschließend hielt, eingestehen, sondern auch zugeben müssen, daß der Mann durch seine Vorurtheile selbst ein besserer Mann ist; daß sein Glaube, so wie er ihn glaubt, wirklich manche trostlose Lücke in der Reihe unserer Einsichten und Ueberzeugungen ausfüllet, und daß er eben durch denselben in den Stand gesetzt wird, auf eine gewisse sehr zahlreiche Klasse von Menschen, welcher sich kein Heterodoxe nähern darf, zum Vortheil der wahren Aufklärung zu wirken." Durch dieses Zusammentreffen und in Folge weiterer Erörterungen wurde Reinhold Lavaters Freund und blieb es. Dagegen verfolgte Nikolai Lavatern mit hartnäckiger Feindschaft. Er hatte recht, wenn er mit gesundem Blick und scharfem Verstand für den Protestantismus gegen die indifferenten Ausgleicher der Konfessionen ins Feld rückte; aber man ist von der kleinlichen und boshaften Art überrascht, wie er Lavatern bekämpfte. Statt sich auf dessen bekannte Lehren einzulassen und dieselben redlich zu zergliedern, werden Lavatern plumpe Reden vom Hörensagen aufgebürdet, alte Briefe Lavaters werden herausgegeben und mit witzlosen und hämischen Anmerkungen begleitet, einige Gedichte hervorgezogen und mit unglaublichen Schmähungen auf die Mönche ausgestattet, welche Lavater bei katholischen Freunden im Jahre gedichtet, als Götz von Berlichingen und Herders Blätter von deutscher Art und Kunst erschienen waren, und welche Belege seines geheimen Katholizismus sein sollten. Diesen Kleinmeistern gegenüber stellt Lavater „Rechenschaft an seine Freunde" (1786). Da es hier nicht Begriffsentwicklung galt, sondern durch Thatsachen sein Leben und seinen Charakter zu rechtfertigen, so vertheidigte sich Lavater mit dem edeln Unwillen und wieder mit dem Gefühl des Anstandes und der Ueberlegenheit eines Mannes, der in übler Gesellschaft beleidigt worden ist. Ueber Magnetismus erklärte er, daß er an Mesmers System nicht glaube, wohl aber, daß eine Kraft im Menschen sei, die durch eine gewisse Berührungsart in den andern übergehen könne und die frappantesten und bestimmtesten Wirkungen hervorbringe, und daß er diese Wirkungen an seiner Frau erfahren. Mit unzweideutiger Offenheit sprach er sich ferner über das angeschuldigte Verhältniß zu Cagliostro und zu den geheimen Gesellschaften aus. Das Geschrei gegen ihn „Nichtchrist — Atheist" wies er zurück, indem er damit nichts als eine Paraphrase der Schriftstelle — „Wer den Sohn leugnet, der hat den Vater nicht" — habe geben wollen. Im zweiten Blatte der „Rechenschaft"

ſetzte er ſich gegen die Jeſuitenriecher und die Spione ſeines geheimen Katholizismus ſo vollſtändig auseinander, daß über ſeine Geſinnung in dieſer Beziehung Niemand mehr in Zweifel hätte ſein ſollen, und worin er wieder zeigte, wie er unbefangener und freiſinniger war als die Philoſophen ſeiner Zeit und den Proteſtantismus beſſer kannte, als deſſen leidenſchaftliche Vertheidiger. Alles, was er in dieſer Beziehung ſagt, iſt ein Wort, das auch für unſere Zeit ſeine volle Anwendung findet; ſein geſchildertes Freundſchaftsverhältniß mit Sailer iſt ein ſchönes Blatt ſeiner Lebensgeſchichte, und ſelbſt der Humor, womit er ſeine argwöhniſchen Feinde verſpottet, zeigt, daß er gegen dieſelben ſiegreiche Waffen zu gebrauchen verſtand. Nachdem er ſeine Anſicht von der Kirche der katholiſchen gegenübergehalten, erklärt er: „Keine äußerlich ſogenannte Kirche, weder die Katholiſche, noch die Lutheriſche, noch die Reformierte, als ſolche, iſt die Rechte — Sondern die Rechte iſt das Aggregat aller von Chriſtus allein beſeelten Menſchen. Wer Chriſtus lieb hat, und Ihn von Herzen ſeinen Herrn nennt, und ſich durch ſeine Lehre beſtimmen läßt, iſt ein Chriſt und ein Heiliger, er heiße Jeſuit oder Akatholikus — Vernunftheld oder Schwärmer.“

7. Lavater, der Dichter.

Lavater fand zuerſt als Dichter Eingang und hat bis zum letzten Athemzuge gedichtet. Zum Dichter fühlte er ſich geboren; er verſuchte ſich in allen Dichtungsarten. Tiefes, lebendiges Gefühl, glühende Einbildungskraft, Reichthum und Geſchmeidigkeit der Sprache ſtanden ihm in hohem Maße zu Gebote. Aber er iſt gewöhnlich mehr Redner als Dichter; es fehlt ihm das Geſchick, ſeine Bilder ruhig zuſammenzufaſſen und künſtleriſch zu ordnen, und ſich im Strome ſeiner Empfindungen zu zügeln. Fortgezogen vom Fluſſe ſeiner poetiſchen Wortfülle verliert er ſich häufig in eine Breite, die ermattet und erkältet. Aber als lyriſcher und didaktiſcher Dichter gab er einer ehrenwerthen Zahl ſeiner Gedichte durch tiefe Wahrheit und Hohheit der Geſinnung, ſowie durch die Weisheit und Kraft, womit er die Falten des Menſchenherzens eröffnet, bleibenden Werth. Die theuerſte Aufgabe blieb ihm ſein Leben lang der religiöſe Geſang, das chriſtliche Volkslied. Leider blieb er von der Einfalt, Kunſtloſigkeit und Kindlichkeit des alten Kirchenliedes unberührt, und lehnte ſich dagegen an Klopſtock und Cramer an, daher ſeine geiſtlichen Lieder, wie die Vorzüge, ſo auch die Fehler dieſer Dichtweiſe

theilen. Lavater hat seinen innern Drang zum Dichten, seinen Dichterberuf dadurch beurkundet, daß jedes innere und äußere Erlebniß ihn trieb, seine Empfindungen in Dichtungen festzuhalten: es ließe sich aus seinen Dichtungen ein vollständiges Bild seines innern Lebens, seiner Gedanken und Bestrebungen geben, und das Ganze würde sich vornämlich zu einem Cyklus von Lob- und Dankliedern für die Güte Gottes gestalten. Lavater war überhaupt der Sänger der göttlichen Liebe; denn so oft, mannigfaltig wahr und in liebevoller Seelenfreudigkeit hat kaum ein anderer neuerer Dichter das Lob Gottes verkündigt. Denn in Freud und Leid, in jeder Stimmung und bei jedem Schicksal wird sein Gesang Lob und Dank. Darum sinnt er nicht auf ein das Wesen Gottes umfassendes Lied, in welches er seine Gedanken abgränzt, sondern warm und kunstlos stimmt er immer und immer wieder eben den Ton an, der ihm ungesucht aus dem Herzen quillt. Das fromme Lied war daher die ihm eigenste Poesie, worin sich sein Inneres am liebsten entfaltete. Darin versuchte er sich zu allen Zeiten, und eine Auswahl dieser Gesänge ist in den „Zweihundert christlichen Liedern" enthalten, welche zu verschiedener Zeit von 1771 bis 1780 herauskamen. Der größere Theil dieser Lieder ist freilich zu lang, schleppend, rednerisch, voll müßiger Ausrufungen; der Grundgedanke wird selten festgehalten und klar durchgeführt, der Dichter springt immer wieder auf Nebengedanken ab, ein Wort, ein Bild, der leicht hingleitende Reim ziehen ihn fort und führen ihn auf zerstreuende Nebenpfade. Gleichwohl ist ein Theil dieser Lieder christliches Gemeingut geworden, so daß keine größere Sammlung ohne eine Aehrenlese von Lavaters frommen Liedern ist, indem sowohl eine Anzahl seiner Festlieder, voll freudiger Liebe zu seinem Heiland, als vorzüglich seine Lieder für besondere Gelegenheiten, voll heiligen Eifers für treue Pflichterfüllung, bleibende Anerkennung gefunden. Unter allen die lieblichsten und innigsten sind diejenigen, welche er als Prediger an der Waisenhauskirche für seine Waisenkinder gedichtet. Wir nennen unter manchen Liedern nur: „Liebster Jesus, voll Erbarmen" — „Wie hat es doch ein Mensch so gut" — „Der Tag ist da, und weg die Nacht" — „Nun so schlaf' ich ruhig ein!" — Was aber Lavater am tiefsten erfahren und worin er sich sein ganzes Leben geübt, in der Selbsterforschung und im Kampf mit dem eigenen Herzen, das besang er auch am besten. In seinen Liedern für Leidende liegt daher eine Kraft der Wahrheit und des Trostes, daß sie durch die Tiefe der innern Seelenerfahrungen noch immer wirksam

sind. Wir erinnern an — „Fortgekämpft und fortgerungen“ — „Vater aller Menschenkinder“ — „Ach, nach deiner Gnade schmachtet“ —. Die kleine Zahl der gelungenen Lieder söhnen mit den zahlreichen verfehlten Versuchen aus, wenn Lavater nach einem bestimmten Schema ganze Abschnitte der biblischen Geschichte, der Glaubenslehre, der Sittenlehre in flüchtige Reime gebracht hatte. Er entschuldigte und befriedigte sich häufig damit, daß er etwas Wahres und Nützliches geschrieben zu haben glauben durfte.

Nach Bodmers und Klopstocks Vorgang mußte für Lavater voraus die Bibel eine poetische Fundgrube sein, wobei er freilich so sehr auf den Gehalt des Gegenstandes baute, daß er das Erforderniß poetischer Erfindung und künstlerischer Gestaltung zu sehr hintansetzte und meinte, je mehr einer im Geiste der Bibel dichte, desto weniger bedürfe es der Kunst, daher er sagt: „Wer aus der Bibel nicht dichten lernt, der wird gewiß aus keinem Lehrbuche der Dichtkunst etwas lernen.“ Diese poetische Schule begann für Lavater zunächst in seinem „Abraham und Isaak, ein religiöses Drama“ (1776). Lavater wäre unter Umständen nicht ohne dramatisches Geschick gewesen, denn er wußte die Individualität scharf aufzufassen und war glücklich im Dialog. Allein das Stück entbehrt durchaus der Handlung; dagegen herrscht in demselben Schwung und lyrische Erhebung, und ist insofern bemerkenswerth, daß Lavatern vielleicht in keinem andern Gedichte die lebendige Darstellung seiner höchsten Sehnsucht, des Anschauens Gottes, so wohlgelungen wie hier. Von nun an beschäftigte sich Lavater beständig mit irgend einem biblischen Stoffe, entweder daß er biblische Personen in Scene setzte, oder einzelne Stellen poetisch ausführte. — Eine größere Arbeit, welche ihm sehr am Herzen lag, war „Jesus Messias, oder die Zukunft des Herrn“ nach der Offenbarung des Johannes (1780). Dieses große Gedicht, eine Paraphrase der Offenbarung, ist in Hexametern geschrieben, welche ihm so erstaunlich leicht flossen, aber mit welchen es sein unmusikalisches Ohr so wenig genau nahm, daß wirklich gute, reine und wohllautende Verse eine seltene Ausnahme sind. Der Verfasser der Aussichten in die Ewigkeit versetzt sich so lebendig in die Visionen der Apokalypse, er weiß sich mit so hohem Seherblick in dieselben hineinzufühlen, daß die Ausführungen der ersten Hälfte dem Geiste des Urbildes entsprechen und eine poetische Bereicherung desselben sind, und daß selbst Goethe sich zum Beifall akkommodiert. Dagegen ist er im fernern Verlaufe unendlich freigebig in

Darlegung der Engel und Geister und führt dieselben hauptsächlich redend und singend ein, so daß ihm nichts so unaussprechlich ist, das nicht in langen, erschöpfenden und sinnverwirrenden Hymnen verdolmetscht würde. Man überzeugt sich bei diesem Unternehmen, daß Lavater mit Bodmer die poetische Form überschätzte und über die Gränzen und die Leistungsfähigkeiten der Poesie überhaupt sich keine bestimmte Rechenschaft gab. Bemerkenswerth ist bei diesem Buche, daß er nach dem Vorgange Meyers von Knonau und Sal. Geßners sein poetisches Werk auch zugleich durch Vignetten illustrierte, welche durch Chodowiecki in Kupfer ausgeführt wurden. — Die kühle Aufnahme der Apokalypse hinderte Lavatern nicht, einen von frühe an gehegten Gedanken auszuführen, nämlich die ganze Geschichte Jesu und der Apostel in poetischer Erzählung zu behandeln, und so erschien: „Jesus Messias, oder die Evangelien und Apostelgeschichte in Gesängen" (1783—1786). Schon zehn Jahre früher hatte Lavater über sein Vorhaben Herdern ausholen wollen, worauf dieser antwortete: — „Ich soll das Leben Jesu schreiben? — ich? Niemals, die Evangelisten habens geschrieben, wie's geschrieben werden kann und soll. Anschauend commentiren kannst Du's und nicht ich." Es müßte uns wundern, daß Lavater im Vertrauen auf die unzureichenden Mittel der Poesie dennoch sich auf dieses Unterfangen einließ, wenn nicht ein neuerer Dichter, auf die kunstreiche Formgewandtheit seiner Sprache bauend, sich zu einem ähnlichen Versuche hätte berücken lassen. Wie diesem mit Kunst und Darstellung reicher begabten Dichter die Aufgabe mißlang, so konnte sich auch Lavater mit seiner „kostbar" mit Kupfern ausgestatteten Messiade in vier Bänden, dieser Iliade nach Homer, keinen Dank erringen. Die alten Freunde schwiegen, und diejenigen, welche ihn lobten und mit Klopstock nicht zu seinem Nachtheile verglichen, gehörten dem Kreise seiner unbedingten Bewunderer an, womit ihm selbst wenig gedient war. Sonderbarer Weise lautet Lavaters Selbsturtheil wie folgt: „Ich darf den Jesus Messias allen Lesern der Klopstockischen Messiade, allen Geistlichen und allen ganzen und halben Verehrern der Evangelischen Geschichte — die etwas mehr als trivialen Dichtersinn haben, als eines meiner ausgearbeitsten, dauerfähigsten, und tief aus der Seele quillenden Produkten anrathen." Es ist zur Kenntniß Lavaters nicht gleichgültig, sich die Gesichtspunkte zu vergegenwärtigen, aus welchen er seine Aufgabe und sein Werk betrachtete. Er wollte sich bescheiden, nur „poetischer Erzähler, ausmalender Darsteller der Ge-

schichte" zu sein, daher folgte er Schritt für Schritt der Geschichte ohne poetische Erfindung, ohne belebende Darstellung des Landschaftlichen, ohne Ausführung von Charakteren und Gemüthszuständen, dagegen mit vorwaltender Ausschmückung der Reden und Gefühle. Er gesteht, daß Klopstocks Messiade nicht nur sein Gedicht veranlaßt, sondern daß er das meiste Gute darin einem Werke verdanke, „das er seit zwanzig Jahren sein liebstes nenne, und welches das einzige außer der Bibel sei, an dem er sich nie satt lesen könne." Gleichwohl hat ihn das, was er an Klopstock vermißt, zu seiner Arbeit geführt: „Ich still stehe oft mit stummem Staunen bey der geflissentlich scheinenden Absicht meines Vorbildes, die Ausmalung und poetische Darstellung alles eigentlich Geschichtlichen auszuweichen. Sogar das, was aus dem Texte der Passionsgeschichte in sein unsterbliches Gedicht übergegangen ist, scheint absichtlich mit einer Allgemeinheit gesagt zu seyn, wobei weder dichterische Zeichnung, noch Kolorit statt haben konnte." Daher glaubte er sich „berufen, eine Messiade zu schreiben, die historischer, planer, vollständiger, wahrer und — wenn ich ohne Unbescheidenheit das Wort hinzufügen darf — weniger neuchristlich und mehr altisraelitisch wäre... Sie wird mehr gemeinnütziges Erbauungsbuch für cultivierte Leser seyn." Zum Schlusse seines Werkes bemerkt er: „Ich habe nicht umsonst gelebt, wenn zehn meiner Leser so heiße und selige Momente dabey hatten, wie Gottes Erbarmen mir dabey gönnte."

Nach dem verfehlten Messias glaubte die Kritik sich berechtigt, Lavaters Poesien nicht mehr zu beachten. Gleichwohl lieferte der Unermüdliche zehn Jahre später den Beweis, daß er des Lernens und des Fortschrittes noch fähig war. „Joseph von Arimathea" (1794) in achtfüßigen Jamben ist eine freilich breit ausgesponnene Idylle, aber wirklich reich an poetischer Erfindung und voll anmuthiger Scenen im Geiste des letzten Kapitels im Evangelium des Johannes. Lavater hatte eine besondere Vorliebe für schöne, ruhige Leichen. Daher wurde er veranlaßt, die schönste und heiligste aller Leichen zum Gegenstande seiner Dichtung zu machen und sich in den Gemüthszustand des Joseph hineinzudenken, da ihm der Leib des Herrn geschenkt ward. Die Liebe und Verehrung des Gottessohnes im Menschensohne bezeugt sich in Joseph und dem ihn umgebenden Kreise so warm und mannigfaltig, wie sie in Lavater selbst wahr und tief lebte. So hat dieses Gedicht einen poetischen und zugleich wahrhaft erbaulichen Charakter. — Neben seinem Gott und Heiland war die Menschenseele, der Spiegel der gött-

lichen Liebe, der theuerſte Gegenſtand ſeiner Dichtung. Wir haben früher geſehen, wie Lavater vom Menſchen, als dem Träger und Werkzeuge des göttlichen Geiſtes, nicht hoch genug denken konnte, und wie dieſer Grundgedanke ihm die Veranlaſſung zur Phyſiognomik war: dieſe Liebe und das Vertrauen zum Menſchen konnten ihm alle ſchlimmen Erfahrungen weder rauben noch erſchüttern. Ein merkwürdiger Beweis dieſer Liebe iſt ſein jambiſches Gedicht in ſechs Geſängen — „Das menſchliche Herz“ (1789). Dieſes Lehrgedicht erinnert an ähnliche Poeſien Herders. Es iſt eine pſychologiſche Ergründung des Herzens von ſeiner guten Seite, ein Gemälde ſeiner Eigenſchaften und Tugenden. Die Lobpreiſung dieſer allgemeinen Eigenſchaften, ohne daß aus dem Leben gegriffene Bilder hinzukommen, in immer gleich angeſpanntem Hochgang iſt bisweilen breit und ermüdend. Allein namentlich die letzten Geſänge von den verſchiedenen Erſcheinungen der Liebe und der Religion im Menſchenherzen ſind ein lebendiger Strom aus voller, gotterfüllter Seele. Lavater nennt daher dieſes Gedicht mit Recht „das liebſte ſeiner Werke, ein Schooßkind ſeines Herzens.“ Daher erfuhr dieſes Gedicht auch in der zweiten Auflage eine ſonſt ungewohnt ſorgfältige Ueberarbeitung. Wir theilen als Probe aus dem ſechsten Geſang folgende Stelle mit (Vers 55—68):

O Menſchenherz! — — —
Wie Du Dich ehrſt, wirſt Du die Gottheit ehren!
Wie Du Dich ehrſt, wird Gott Dich wieder ehren!
Dein Gott iſt, wie Du ſelbſt! . . . Kein böſes Herz
Kann andre Götter ſich, als ſtrenge ſchaffen —
Des Edeln Gott iſt überſchwänglich edel;
Kein großes Herz hat einen kleinen Himmel.
Wer zärtlich liebt, deß Gott iſt eitel Liebe!
Wer fröhlich giebt, dem iſt Gott froher Geber —
Wer ſchnell und groß vergiebt und ſchont und duldet,
Der hat in ſeiner Bruſt den großen Glauben
An Langmuth, die zehntauſendfach vergiebt.
Wer nicht vergeben kann, dem iſt der Glaube
An den verſagt, der tauſendfach vergiebt,
Der jedem Schritt der ſchamerfüllten Reue
Entgegeneilt mit offnen Vaterarmen.
Wer ſchnell und ganz Beleidigung vergißt,
Der iſt gebaut, mit Luſt an den zu glauben,
Der ſiebzig ſiebenmal vergeben heißt.
Wer mächtig lieben kann, kann mächtig glauben.

Außer dieſen großen religiöſen Gedichten dichtete Lavater ſein ganzes Leben lang ſo ſtetig und unaufhörlich wie ſelten ein Menſch.

Er dichtete und reimte zu allen Stunden des Tages und der Nacht, auf Spaziergängen, bei Tiſche, auf Reiſen, in Sitzungen; er dichtete nicht nur, weil ihm die Feſthaltung ſeiner Eindrücke und Gedanken Bedürfniß war, ſondern weil er wußte, daß er mit ſeinen liebevollen Gedanken und Empfindungen in weiten Kreiſen Freude machte. Sein Herz war einer großen Gemeinſchaft von Menſchen liebend ergeben, dieſen drückte er ſeine Theilnahme in allen Verhältniſſen aus, war ihnen Freund und Lehrer im ſchönen und großen Sinne. So ſind faſt alle ſeine kleinern Gedichte im eigentlichen Verſtande Gelegenheitsgedichte, ſowohl in Beziehung auf ſich als auf Andere. Er war ſich nicht gewohnt, einen Gedanken mit ſich herumzutragen, ihn bei ſich reifen und erſtarken zu laſſen und zu guter Stunde auszubilden; ſondern ſowie der Augenblick ihn lebhaft ergriff, ſo wurde auch der ſchnelle Eindruck leicht und raſch in die beliebige Form gegoſſen. Die erſte Sammlung dieſer Gelegenheitsgedichte erſchien im Jahre 1781 in zwei Bänden unter dem Titel „Poeſien," ſämmtlich in „reimfreien Verſen," den „Freunden des Verfaſſers gewidmet," denen er „Urkunden ſeines Geiſtes und Herzens geben will, ihnen zum Genuſſe dargelegt." Daher Goethe darüber bemerkt: „Deine Poeſien ſind auch mir Aufſchluß deines Innerſten, und als Bild deines äußern Lebens ſehr willkommen. Mit gutem Vorbedacht haſt du ſie deinen Freunden gewidmet, denn ſie ſchließen ſich ſo an deine Individualität an, daß niemand, der dich nicht liebt, und nicht kennt, eigentlich was damit zu machen weiß." Denn Lavater läßt ſich gegen die guten Freunde ganz ſo gehen, als wenn er unter vier Augen mit ihnen redete. Zuvörderſt werden die ſchülerhaften Nachahmungen Klopſtocks nicht geſchenkt, dann müſſen alle die verſchiedenen glücklichen und unglücklichen Anläufe nach dem Anſchauen Gottes ans Licht hervor, wo ein heißes Ringen, ein herausforderndes Herandrängen und Vergleichen mit den alten begnadigten Sehern Iſraels charakteriſtiſch iſt, aber gemildert durch Zeugniſſe inniger Gemeinſchaft mit Gott. Beſtändig mißlungen ſind die zahlreichen Ausmalungen bibliſcher Scenen, weil ihm eine objektive Anſchauung von Land, Volk und Geſchichte des Orients völlig abging. Zu dem Eigenthümlichen gehört der Chriſt, ſterbend und geſtorben; und wie Voß zu ſeiner Zeit Anklang fand, beweiſt, daß wir auch Lavatern in einigen Naturſchilderungen auf ſeiner Spur betreffen. Merkwürdig iſt, daß Lavater zu einer Zeit, als Bodmer ſchon ſcharfe Mißbilligung über deſſen religiöſe Anſichten kund gab, gleichwohl noch im Jahre 1779 als

Dichter ſich zu Bodmers Schule bekannte, und aus dieſer Zeit das Fragment einer Patriarchade „Adam" gab, aber zugleich bewies, daß er weniger im Falle war, den Ton der Urwelt zu treffen als Bodmer und Geßner. Unter den vermiſchten Oden gehören jedenfalls diejenigen des „Phyſiognomen" zu den unbedeutenden, nicht ohne eigenthümlichen Reiz aber ſind diejenigen, worin er ſeine Mutter ſein Entſtehen und ſein Wachsthum ganz naiv erzählen läßt, und an ſein „erſtes noch ungebornes Kind," wo er fern von aller ſentimentalen Romantik die Sprache patriarchaliſcher Einfalt und Keuſchheit redet. Während die poetiſchen Briefe an die Freundinnen in ihren Hyperbeln beweiſen, daß bei der großen Zahl der Freundinnen der Name der Freundſchaft doch nur bei wenigen wahre Anwendung gefunden haben mag; gehören dagegen diejenigen an die Freunde zu den beſten ſeiner Poeſien. Diejenigen an Bodmer und Breitinger haben wir früher ſchon erwähnt. Wie ſinnig berührt er des Letztern Entfernung von ihm:

Liebe kann es nur ſeyn,
Jener einſame Kummer,
Daß ich täuſchendem Schimmer folg,
Und der Wahrheit entflieh,
Wenn ich die ewige Kraft
Der himmliſchen Lehr allen Jahrhunderten,
Auch den fernſten verkünde
Und allmächtig den Glauben nenn'.

An Ramler erließ er den Aufruf:

Noch mehr von Gotte, noch von der Tugend mehr,
O Dichter, ſing uns! Keine Geſänge mehr,
Die Götterfabeln und der Hölle
Lügen uns mahlen! Sing Chriſtenlieder!

An Baſedow, nach dem Ausdrucke der Freude und des Dankes für ſeine Erziehungsbeſtrebungen —

Jeſus Chriſtus allein ſey deine Weisheit!

Eben ſo ruft er Profeſſor Rüſcheler, dem Herausgeber des Zürcheriſchen Geſangbuches, zu, nicht nur Engländer und Griechen darzuſtellen, ſondern —

Gedanken deines Geiſtes; Empfindungen,
Die Deine Bruſt fühlt. —

Bemerkenswerth iſt, daß Lavater ſchon zur Zeit der Herausgabe dieſer Poeſien auf den Beifall der deutſchen Meiſter und ihres Publikums

verzichtete, und daher die einzelnen Abschnitte der Sammlung geringen Zürcher Landleuten dedicierte.

Lavaters liebevolles, reiches, für alles Schöne und Menschliche offenes Gemüth wird noch besser gezeichnet durch „Vermischte gereimte Gedichte“ (1766—1785), wo er in der Vorrede sagt: „Beinahe alle diese Stück hat nicht sowohl der Autor, als der Freund, der Tröster, der Briefschreiber, der jedem Auftrag und Ruf gehorsame, der frohe Mensch verfertigt. Der Mensch schrieb für sich oder für Menschen in besondern Fällen, durch Noth oder Freude, Bitte oder Beruf aufgefodert — sehr weniges der fürs Publikum arbeitende Dichter. Das meiste, was diese Gedichte wirken sollten, haben sie schon gewirkt; was sie weiters wirken werden, ist reiner Gewinn.“ In diesen Liebesblicken nach allen Seiten zeigt sich Lavaters ganze Liebenswürdigkeit und Vielseitigkeit. Seine Gedichte an Personen zeichnen sich durch die unendliche Mannigfaltigkeit der Beziehungen aus: Jedem sagt er etwas Eigenes, gerade diesem Abgelauschtes, Zutreffendes. Und wo er seinen Freunden gegenüber auch ganz allgemein und beziehungslose ist, so giebt er doch immer einen Labetrunk aus liebevollem, rathvollem, lehrreichem Herzen: da ist tiefe, liebenswürdige Wahrheit. Namentlich ist Lavater in seinen kleinen und kleinsten Gedichten, den Sinnsprüchen und Devisen, ein Freund und Rather der seltensten Art: er weiß für Jeden etwas Zusagendes, fürs Leben Tüchtiges und Ermunterndes. Auch in seinen launigen und witzigen Kleinigkeiten — welch ein lauterer, feiner Lebensblick. Lavater ist Zürichs allgemeiner Freudenspender. Wo ein bürgerliches oder häusliches Fest poetische Würze verlangt, ist er eben so freundlich bei der Hand, wie mit seinem Rath und seiner Liebe in der Gemeinde. Für die alte Gesellschaft der „Böcke“*) weiß er den altväterischen, heitern, bürgerlich kräftigen Liederton anzuschlagen, wie er in der Kantate auf den Tod des gefeierten Bürgermeisters Heidegger in tiefempfundener Anerkennung würdevoll und erhaben wird. Die Romantik der Liebe kannte Lavater nicht und besang sie nie; aber wo heitere Jugend und treuer Sinn irgend ein glückliches Band schloß, da mischte Lavater gerne einen herzerfreuenden Ton hinein; selbst einer Tochter, „die an einen

*) Die Böcke von Zürich waren eine Gesellschaft kühner Männer, welche im alten Zürich-Kriege die Vorkämpfer für ihre Vaterstadt bildeten. Eine bis auf den heutigen Tag unter diesem Namen bestehende Gesellschaft erhält das Andenken der Väter.

Dienſt gieng," hat er ein eben ſo anmuthiges als paſſendes Viaticum mitgegeben; aber das Beſte, was er hatte, bot er „einer leidenden Schweſter" oder einem „Freudeloſen." So ſind ſeine perſönlichen Gedichte ein Hauch der Liebe, unendliche Strahlen eines reichen Herzens, in welchem jeder Freund ſeine eigene Stelle hat. In dieſer Sammlung kamen auch jene Stücke vor, welche Nikolai unter dem Titel „Drei Lobgedichte auf den katholiſchen Gottesdienſt" mit Anmerkungen herausgab, worin er nur ſeine nüchterne, hausbackene und zugleich zelotiſche Philiſterei bloßſtellte. Lavater hatte den freien, weitherzigen Sinn mit manchen ſeiner Glaubensgenoſſen gemein, in edeln Katholiken chriſtliche Brüder zu lieben. So ſtand er mit dem Abte von Einſiedeln in freundſchaftlichem Verhältniſſe. Im Gedichte „Maria Einſiedeln" giebt er daher ganz unbefangen den freudigen Eindruck des Chorgeſangs auf ſein Gemüth; in — „Wenn Chriſtus nur verkündigt wird" — mit vollem und ausgeprägtem proteſtantiſchen Bewußtſein ſein Wohlgefallen an der Chriſtusverehrung auch in katholiſchen Hüllen. Daher unter Anderm — „Mir ſei, was dich nur, Jeſus Chriſtus,

Zu ehren meint, verehrungswerth!
Wenns Täuſchung nur, nur Fabel wäre;
Es fable nur zu deiner Ehre —
Es mag mich drücken und betrüben,
Um deinetwillen will ichs lieben;
Erinnerts nur an dich; trägts nur
Von dir die allerſchwächſte Spur.

Freilich auch Semler gab ſich zur Parodie dieſes Gedichtes hin! Das dritte war die „fromme Nonne," als ſeine Kinder ihn um ein Märchen baten, zu jener Zeit gedichtet, da Bodmer die altdeutſche Poeſie zu neuem Leben brachte und Bürger mit ſeinen Balladen Deutſchland bewegte; da ſchlug auch Lavater ſpielend dieſen Ton an und mit ſehr glücklichem Geſchick. Jene Anklage eines beſchränkten proteſtantiſchen Partheieifers iſt jetzt ein entſchiedener Beleg für Lavaters geiſtige und freie Weiſe. — Nach dieſer Sammlung fährt Lavater in ſeinen verſchiedenen Gaben an Freunde fort, ſie auch mit Poeſien reich zu beſcheeren, in jener ſorgloſen Weiſe, welche nur dem Augenblick ein Genüge thun will. Namentlich die „Handbibliothek" enthält eine nicht kleine Zahl voraus von Sinngedichten, welche durch geſunde körnige Lebensweisheit und durch kurze, einfache, gediegene Sprache zum Beſten

dieſer Art gehören, welche Lavatern als Lehrdichter den gleichen Rang anweiſen, den er durch das chriſtliche Lied einnimmt. Denn hier iſt er von jeder Manier frei und es tritt die Kraft des Gedankens mit einer Schärfe, ſeine Kenntniß des menſchlichen Herzens mit einer Feinheit, ſeine Lehrweisheit mit einer klaſſiſchen Ruhe und Klarheit hervor, daß viele dieſer kurzen Sprüche mit ihren bezeichnenden Ueberſchriften die Vergleichung mit dem, was große Dichter geleiſtet haben, auszuhalten im Stande ſind. Nur ſelten freilich können die hexametriſchen Nachläſſigkeiten dahin gezählt werden*).

*) Einige Proben:

Menſchlichkeit.

Von den Blößen weggeſehen!
Mängel liebreich zugedeckt!
Bei des Elends bangem Flehen
Sich erſt, Andre dann erweckt!
Mit den Guten ſich vereint!
Mit den Weinenden geweint!
Mit den Frohen ſich gefreut!
Menſch, das nenn' ich Menſchlichkeit!

Wohl Dem!

Wohl dem, welcher Augenblicken
Stunden-Werth zu geben weiß,
Der ſich Ruhe, ſich Entzücken
Sammelt durch Geduld und Fleiß;
Wohl dem, welcher ſeine Tage
Ziert durch wohlvollbrachte Pflicht;
Der verläumderiſchen Sage
Stets durch Thaten widerſpricht!
Wohl dem, welcher bei der Plage,
Ohne Leichtſinn, ohne Klage,
Harrt auf Gottes Troſt und Licht!

Arme-Sünderei.

Auf des Nächſten Fehler lauern;
Ueber Großer Größe trauern;
Klagen über kleine Leiden —
Streben nie nach großen Freuden;
Immer nur den Körper nähren;
Jeden Aufſchwung ſich erſchweren;
Immer nur am Staube kleben —
Heißt ein Armes-Sünderleben.

8. Lavaters Briefe.

Lavater wirkte durch seine unmittelbare Persönlichkeit wie selten ein Mensch; denn theils wußte der Menschenkenner sogleich, wen er vor sich hatte, theils war er liebevoll bemüht, Jedem wohl und leicht zu machen und ihm nützlich zu sein. So überraschte, entwaffnete und gewann Lavater manchen Gegner beim ersten persönlichen Zusammentreffen (wie z. B. Wieland, Joh. Müller) und fesselte Tausende aus allen Klassen an sich durch den Zauber seines Wesens voll Liebe und Würde. Allein Lavater begnügte sich nicht mit dem augenblicklichen Eindrucke; er wollte auf die Gemüther, welche sich ihm mit Vertrauen geöffnet, bleibend einen wohlthätigen Einfluß ausüben. So entspann sich ein Briefwechsel von außerordentlichem Umfange, und von nicht weniger mannigfaltigem und merkwürdigem Inhalte. Ueber religiöses und sittliches, geselliges und bürgerliches Leben, über Erziehung, Kunst, Menschen, Zeiterscheinungen enthalten diese „Briefe" eine Fülle von Weisheit, jedesmal in dem Tone, welchen die Eigenthümlichkeit des Empfangenden in ihm anschlug. Man sieht diesen gleichsam vor sich, fühlt, was für eine Stimmung durch denselben im Schreiber angeregt worden, und wie er die Falte herausfindet, wo dem Herzen beizukommen ist. Wahrheiten zu sagen, mit dem Gepräge der vertraulichen Mittheilung zwischen Zweien, war Lavatern besonders lieb. Er berichtet daher über diese Art der Mittheilung im Allgemeinen: „Es ist mir ausgemachte Erfahrung, daß jedwede Schrift, die nur für Einen, einen uns bekannten, geliebten Menschen gemacht ward, treffender, Wahrheit reicher, und — gerade um so viel gemeinnütziger ist, je individueller sie war." Seine Liebe und seine Menschenkenntniß, so wie seine elastische Beweglichkeit und ein gewisser heiterer, leichter Weltsinn gaben ihm eine unendliche Fügsamkeit, sich in die Menschen zu finden, in ihre Gedanken einzugehen und aus ihrer Seele zu reden, wodurch er an Beobachtungen und Gedanken immer reicher wurde. Weil ihm von verschiedenen Seiten über seine Ansichten und Schriften ähnliche Fragen eingingen, so lag darin die Aufforderung, die betreffenden Antworten an Einzelne zu eröffnen, und so kamen zwei Bände „Antworten auf Fragen und Briefe" (1790) heraus. So lästig und peinlich manche dieser Fragen waren, und so schlagend Lavater die Schälke und Indiscreten zurechtzusetzen verstand, so unerschöpflich war er sonst in Liebe und Schonung, im Hüten vor einseitigem Richten, Erniedrigen, Verwerfen.

Wo er ſicher war, in einem Gemüthe einen empfänglichen Boden zu finden, da wurde ſein Brief voll heiterer Anmuth, fröhlicher Laune, immer neu, überraſchend, geiſtreich. Daher ſind auch ſeine Briefe an die Geringen reicher, ungezwungener, anmuthiger als diejenigen an geiſtige Größen; das Kerngeſunde, Reine, Wohlmeinende ſeiner Geſinnung thut ſich in jenen unmittelbarer kund. Bei dem Ueberdrange der Tauſende, welche von Lavater ein beſonderes Zeichen in Händen haben wollten, darf es freilich nicht befremden, wenn eine große Zahl von gar leeren Brieflein und Verslein herauskam. Aber der Empfänger hatte dadurch gleichſam ein Pfand, daß er damit in Lavaters Freundeskreis hineingezogen ſei, und daß nun alles Andere, was Lavater den Freunden bot, auch für ſeine Perſon geſchrieben ſei. Goethe ſchrieb ſeinem Freunde: „Zuvörderſt danke ich dir, du Menſchlichſter, für deine gedruckten Briefe. Es iſt natürlich, daß ſie das Beſte von allen deinen Schriften ſein müſſen. . . Selbſt deinen Chriſtus hab ich noch niemals ſo gern als in dieſen Briefen angeſehen und bewundert."

Der Werth von Lavaters Briefen beſteht weſentlich darin, daß der Schreiber ein ideenreicher Denker war. Allein metaphyſiſche Abſtraktion und ſcientifiſche Dialektik iſt ihm nie gelungen, obgleich er verſchiedene Verſuche machte. Namentlich trug er ſich lange mit einem „Einmal-Eins der Menſchheit, oder Organon zur Erkenntniß der Wahrheit," worin er über „Natur, Menſch und Gott über alle Zweifel erhabene Belehrungen" geben wollte, brachte es aber nicht zu Stande. Lavaters auf das Leben gerichtete Denkweiſe hielt ihn von der tranſcendentalen Seite der Philoſophie fern. Gleichwohl verſchaffte er ſchon in vorgerückten Jahren dem durch ihn in günſtige Verhältniſſe eingeführten Fichte in Zürich Gelegenheit, ſeine erſten Vorleſungen über die Kantiſche Philoſophie zu halten und wurde desſelben aufmerkſamer und dankbarer Zuhörer. Als jedoch ſpäter der Philoſoph den Lavater'ſchen Anſichten gegenüber für ſeine Wiſſenſchaft einen reformatoriſchen Einfluß auf Leben und Glauben beanſpruchen wollte, ließ ſich Lavater auf eine Weiſe vernehmen, die darthut, mit welch ſicherm Urtheil er den damals überſchätzten Einfluß der Philoſophie auf das Leben zu würdigen wußte. „Wer iſt, ohne allen Widerſpruch, die herrſchende und wer die unterdrückte Kirche? Offenbar iſt es die herrſchende Philoſophie, durch welche die Kirche unterdrückt wird. Wodurch unterſcheidet ſich die herrſchende philoſophiſche Kirche von jeder gemeinen orthodoxen oder hierarchiſchen Kirche? Gewiß nicht in Duldung und Schonung, ge-

wiß nicht in Sanftmuth und Billigkeit gegen ihre kaum mehr sprechen dürfenden Gegner! Welche Bände von inhumanen Urtheilen, Prostitutionen, unwürdigen Verhöhnungen, unwürdigen Mißhandlungen könnte man zusammenfinden, um Belege davon darzulegen! Wie oft ist dies den kritischen Philosophen schon zu Gemüthe geführt worden, und was hat es geholfen?" ——— „Es giebt unter Millionen Menschen kaum Einen, der so über sich selbst herausspringen, und bei Ihrem Gotte das Allergeringste denken, oder auch nur empfinden kann. Und ein Gott, bei dem man nicht das Mindeste denken oder empfinden kann, ist nicht nur kein Gott, sondern für den, der dabei nichts denken und empfinden kann, ein absolutes Unding." — Lavater war dagegen in der praktischen Philosophie, welche auf Beobachtung, Erfahrung und sicherer Erwägung der Verhältnisse beruht, bedeutender, als man ihn gewöhnlich dafür zu halten geneigt ist. Er war gewohnt, keinen Gedanken an sich vorüber gehen zu lassen, sondern denselben sofort zu notieren. So sammelte sich der lebhafte Geist, der Blick auf Blick neue Züge des Menschenherzens entdeckende Beobachter einen außerordentlichen Reichthum an Lebenswahrheiten. Diese Entdeckungsreisen des Menschenforschers hielten ihn beständig in freudiger Bewegung und Spannung. Eine Fülle dieser gleichsam am Wege gesammelten Blüthen der Weisheit sind über seine kleinern Schriften ausgesät, welche durch den reichen Gehalt eben so vorzüglich sind, als durch die gedrungene Kraft und Klarheit der Sprache. Wir nennen unter Andern „Fünfhundert unphysiognomische Regeln zur Selbst- und Menschenkenntniß" (1788). Im „Taschenbüchlein für Weise" (1789), in allerkleinstem Format, zeigt Lavater, wie er nicht nur ein Denker, sondern ein weiser und liebevoller Arbeiter an sich und Andern war. Das „Geschenkgen für Freunde" (1796), ein anderes jener kleinen Büchlein, eröffnet eine so durchgearbeitete, im Kleinsten erprobte, unmittelbar anwendbare Lebensweisheit, ein so probehaltiges, einfältiges Wohlwollen, so frei von überfliegender Schwärmerei und luftigen Idealen, daß aus diesem leichten, kleinen, schnell entworfenen Werkchen der ethische Geist Lavaters sich in besonderer Klarheit spiegelt. Alles ist eigene, innerste, individuellste Erfahrung, Lebenshauch, Lebenskunst, wodurch der liebenswürdige, imponierende Gesellschafter so anziehend wird. Ebenfalls ein Schatz von Weisheit und vom Besten, was Lavater schrieb, ist enthalten in „Anacharsis, oder vermischte Gedanken und freundschaftliche Räthe" (1795). Wie an kleinern Poesien, so auch an Lehr-

und Spruchweisheit bietet die „Handbibliothek für Freunde“ (1790 bis 1793, der Jahrgang je zu sechs Heften) vielfache, werthvolle Gaben.

Von den Philosophen aus, namentlich von Rousseau angeregt, ging der Ruf zur Förderung der Menschheit durch die Erziehung. Lavater als Menschenfreund, in hoher Würdigung der Anlagen des menschlichen Geistes, und wieder als Volksmann und Christ, welcher sich mit besonderer Vorliebe zu den Niedrigen und Einfältigen neigte, ging eifrig in dieses Bestreben ein. Obgleich er von Basedow über seinen Glauben angefochten worden war, so reichte er doch Iselin die Hand, um desselben pädagogische Unternehmungen mit seiner ganzen Thatkraft zu unterstützen; und als das Philanthropin in Marschlins nach Basedow'schen Grundsätzen ins Leben trat, hinderte ihn selbst die bedenkliche Mitwirkung eines Bahrdt nicht, bei der Eröffnung desselben die gewünschte Einweihungsrede zu halten. Lavater war als Hausvater und Lehrer ein liebevoller Kinderfreund und ein vorzüglicher Erzieher. Er hatte gegen die Seinen eine Sprache heiterer seelenvoller Einfalt und Kindlichkeit, wie Luther, reiner von Manier als Claudius, wie unter Anderm sein Schreiben an seinen Enkel Johannesli beweist, vermischte Lehren an seine Tochter Luise, Auszüge aus Briefen an seinen Sohn in der Fremde. Es war ihm nicht zu wenig, ein „ABC oder Lesebüchlein“ (1772) zu schreiben, welchem das „Christliche Handbüchlein für Kinder“ (1769) vorausgegangen war, das die lieblichsten seiner christlichen Lieder für das Waisenhaus enthält. In den „Regeln für Kinder“ (1793) kommt auch diesen sein ganzes Geschick in der Spruchweisheit zu Gute. Noch weit werthvoller aber sind seine „Brüderlichen Schreiben an verschiedene Jünglinge“ (1782). Wie angenehm, heimlich, zwanglos, in anregender Neuheit weiß er das Ernsteste und Höchste zur Sprache zu bringen, und wieder mit welch gewinnender Traulichkeit, ohne alle Schwerfälligkeit und Schulmeisterei, in Welt und Gesellschaft einzuführen. — Als zeitweiliger Rektor der Zürcherischen Lehranstalten schrieb er für Schüler und Studenten sehr faßliche und lehrreiche Aufgaben zum Uebersetzen ins Lateinische; und seine Schulreden waren freilich fern von klassischer Ruhe und Maßhaltung, aber enthielten sehr zweckmäßige Winke über Lesen, Zeitbenutzung ꝛc. und treffliche Lehren über die Kontraste seiner Zeit. Uebrigens war Lavater keineswegs schwärmerisch für die Erfolge der neuen Schule und Erziehung einge-

nommen, daher er einem jener philosophischen Enthusiasten zurief: — — — „Ich verehre Ihre Wohlmeinung gegen das menschliche Geschlecht — und Ihren Wunsch, daß sich Alles aufklären und zu richtigen Begriffen von der Würde der menschlichen Natur in allen Individuen kommen werde. Aber ich lache mit meinem Quantulum Philosophie, Menschenkenntniß und Christensinn Ihres gutmüthigen Idealismus und Utopismus, wenn ich die unphilosophischen Philosophen von Helvetius an die unsinnigste aller Unsinnigkeiten lehren höre: Alles komme nur auf Erziehung an, Mangel an Erziehung allein mißbildete die sonst gut gebildeten Menschen."

9. Lavater für das Volk.

Alle bisher berührten Eigenschaften Lavaters befähigten ihn in besonderm Grade zu dem, was er seinem Berufe nach sein sollte und wollte. Der Vorsatz des Knaben, „Ich will Pfarrer werden," — ist mit einem seltenen Gelingen zur That geworden. Sein Leben fiel in eine in den Staats- und Bürgerverhältnissen armselige, dagegen schreibselige Zeit, wo Schriftstellerthätigkeit und Schriftstellerruhm über Alles ging. So sehr nun Lavatern daran gelegen war, auch auf diesem Felde Lorbeern zu ernten, so hatte er doch zugleich das höhere Ziel im Auge, durch seine Person, durch That und Leben zu wirken; während dasjenige, was er schrieb, nur in zweiter Linie seine persönliche Wirksamkeit unterstützen sollte. Lavater war ein Mann der That, ein seltener und rastloser Arbeiter. Es kann indessen hier nicht in Betrachtung fallen, was er als solcher unmittelbar gewirkt, sondern vielmehr was er mittelbar als religiöser Volksschriftsteller geleistet. In dieser Beziehung hat er das ganze Gebiet sittlicher Belehrung und religiöser Erbauung mehrfach durchmessen, und darin das Bedeutendste und Beste geleistet, was seine Feder vermochte. In seinem spätern Leben wurde Lavater gleichgültiger gegen die Glorie der Schriftstellerei; allein in gleichem Maße wurde es ihm immer tiefere Herzenssache, zu erbauen. Die schönen Geister Deutschlands hatten ihn gefeiert und sich ihm angeschlossen, trotzdem daß er ein Pfarrer war, und hofften, ihn allmählig zu humanisieren und zu immer größerer Freiheit und philosophischem Spiritualismus herauszubilden. Als er aber in vollem Ernst, zunächst und voraus Geistlicher sein, und den geistreichen Mann und den Weltmann immer inniger im Geistlichen aufgehen lassen

wollte, wurde er aufgegeben und als Schwärmer und eigenrichtiger Sonderling, und oft als listiger Schalk behandelt. Wenn sich in seinem Wesen und frühern Leben Eitelkeit und Streben nach dem Beifall der Menge nicht in Abrede stellen läßt, und wenn kleine und große Geister diese Seite mit unaufhörlichem Spotte verfolgten: so dienen wenigstens Lavaters religiöse Schriften nicht als Belege zu diesem Vorwurf. Die Bibel reden zu lassen, in ihrem Geiste zu reden, das ist sein treues und demüthiges Bemühen von Anfang bis ans Ende. Er kannte für sich und Andere keine höhere Aufgabe als in und mit der Bibel zu denken und zu leben. Daher spricht er sich unter Anderm darüber folgender Maßen aus: „Ich danke meinem Gott, daß ich Alles, was ich in der Welt brauche, das Geschehene, das Gegenwärtige, das Zukünftige, im Himmel und auf Erden, für mich und für andre in meiner Bibel finde. Nicht allein das Religiöse, nicht allein das Moralische, sondern alles Politische, alles Gesellschaftliche, Alles, Alles!" Er war in die Bibel so eingelebt, daß ihm der ganze Inhalt derselben buchstäblich zu Gebote stand und er gleichartige Gedanken aus den verschiedensten Büchern mit großer Geschicklichkeit zu einem wirksamen Ganzen zu verbinden verstand. Manche seiner erbaulichen Schriften, wie z. B. sein „Nachdenken über mich selbst", legen ihr Gewicht wesentlich in die lebendige Verbindung der dahin einschlagenden Schriftstellen, wobei er selbst nur das empfehlende und anwendende Nachwort hinzufügt. Wie er den Geist des Herrn in seinen Tagen wirksam sehen wollte, so war ihm auch die Vorstellungs- und Ausdrucksweise der Bibel die Sprache, welche er ins Leben zurückgeführt und aufgefrischt wünschte. Daher stellte er sich denn auch, namentlich in seinen spätern Jahren, die unerreichbare Aufgabe, im Namen biblischer Personen zu reden. So enthält sein Nachlaß die in seinem letzten Jahre verfaßten „Privatbriefe von Paulus und Saulus", wo bei lebendiger und charakteristischer Versetzung in die Stimmungen der betreffenden Personen, doch der Mangel an geschichtlichem Geist und Wissen dem Ganzen eine sehr moderne Färbung giebt. Noch auffälliger sind die „Worte Jesu (1792), zusammengeschrieben von einem christlichen Dichter." Diese „tausend Worte" bestehen aus Aphorismen, welche den Beweis leisten, wie innig Lavater in den Geist des Herrn eingelebt ist, namentlich mit Johanneischem Grundton. Viele der Sprüche sind eine nähere Hineinführung und Entwicklung evangelischer Wahrheiten, welche wirklich zum bessern Verständnisse derselben und zu

Liebe und Glauben an Christum führen. Dagegen enthält freilich ein beträchtlicher Theil derselben nur zufällige Meditationen, und das Ganze besteht aus lieben, weisen Worten, denen aber jene lebenvolle, schaffende Kraft fehlt, die das Wesen der Worte Jesu ausmacht. Es ist daher ein merkwürdiger Mangel an Kritik, wenn der Verfasser am Ende seiner Worte unter andern Fragen auch diese stellen konnte: „In welchem dieser tausend Worte ist etwas enthalten — was dem Geiste Jesu nicht gemäß scheint; was Er, als Lehrer, als Messias, als Sohn Gottes, nicht gesagt haben könnte?" — Es war Lavatern nicht gegeben, zur Schriftkenntniß irgend einen wesentlichen Beitrag zu liefern. Es kümmerte ihn gar nicht, sich den äußern Sachverhalt der geschichtlichen Begebenheiten der Bibel zu vergegenwärtigen; denn nicht der besondere Vorgang und Verlauf, sondern allein das Dauernde und Ewige der göttlichen Offenbarung beschäftigte ihn. Daher enthalten auch seine „Betrachtungen über die wichtigsten Stellen der Evangelien" (1789) eben so wenig Proben von der Gelehrsamkeit des Exegeten als dogmatische Auseinandersetzungen, sondern es sind dieselben ein in Prosa geschriebener Lobgesang des Herrn, mit freudigem Aufruf an das reiche Menschenherz, ihn zu lieben. — Allein wo es sich um die Beweise handelt, wie seine Religion sich in ihm gestaltet und mit seinem Denken und seiner Geisteseigenthümlichkeit sich vereinbart habe, da ist Lavater stets neu und unerschöpflich. Daher legte er dem Publikum zu verschiedenen Zeiten seine religiösen Grundsätze vor. Wir haben oben, als Anhang zur „Herzenserleichterung" „Etwas über meine Religion" genannt, worin gleichsam seine kritischen Gesichtspunkte zur Beurtheilung der Bibel angegeben sind. Im Jahr 1778 richtete er eine „Vorstellung meiner Religionsbegriffe" (enthalten in „Antworten auf Fragen und Briefe") an ältere Freunde, um dieselben zu veranlassen, auf Einen und denselben Zweck und auf Eine und dieselbe Weise in Ausbreitung und Beförderung der Religion zu arbeiten, wobei er zeigt, wie seine religiösen Ansichten eben sowohl der Natur des Menschen, als allen dogmatischen Stellen und allen Beispielen in der Offenbarung vollkommen gemäß seien. Sein Glaubensbekenntniß wiederholt sich am bestimmtesten und schärfsten, nicht als Lehre und Erkenntniß, sondern als Leben, Erfahrung, Glaubenserrungenschaft in der Handbibliothek 1792. 1. — „Gedanken über Religion und Christenthum." Hier läßt er sich unter Anderm über seinen Christusglauben vernehmen: „Ich muß immer wiederholen:

Mein Gott ist das, was mich zum existentesten Menschen, zum lebendigsten Leben macht. Ich, Person, muß etwas persönliches haben! Ich, Lebendiger, einen Lebendigen! Ich, Mensch, einen Menschen — der äußerst einfach, wie ich, und unendlich lebendiger und wirksamer ist, als ich — Etwas, das ich als vor mir, über mir, außer mir denken, und dennoch wie Speise und Trank mit mir vereinigen, wodurch ich meine Existenz, mein wahres Leben, wie durch Speise und Trank nähren, erweitern, sichern, vervollkommnen kann. — Ich Gottesmensch bedarf eines Gottmenschen."

Dieses Leben in Gott machte Lavatern zu einem ausgezeichneten Beter. Er hatte Gott so nahe und gegenwärtig, er war von seiner fortwährend wirksamen Liebe so tief durchdrungen, daß er Alles mit ihm besprach und Alles seiner Entscheidung anheimstellte. Augen- und Ohrenzeugen sprechen mit Bewunderung und Entzücken von der Inbrunst und Lebendigkeit des Beters, und wir haben zahlreiche Beweise seiner Gebetskraft, wenn er bei außerordentlichen Gelegenheiten vor der Gemeinde betete. Sonderbarer Weise aber gehören seine verschiedenen Gebetbücher nicht zu den gelungenen Gebetzeugnissen. Lavaters Beten war eine lebendige Aktion, ein Ringen vor Gott, im unmittelbaren Gefühl und Drang des Augenblicks, wobei Person und Sache ihn erregte. Nicht so entstanden seine allgemeinen Gebetsanleitungen, wobei er sich weniger in den Zustand eines bewegten, nach Erhörung dürstenden Gemüthes versetzt hatte; sondern er sammelte vielmehr nutzbare Gedanken und Betrachtungen, gegen deren Statthaftigkeit und Zweckmäßigkeit nichts einzuwenden ist, welche aber im Allgemeinen eines tiefen, unmittelbaren Grundtones, eines Kerns der zusammenfassenden Grundstimmung entbehren. Es haben sich daher Lavaters zahlreiche Gebete auch nur in denjenigen Kreisen erhalten, welche dieselben in lebendigem Andenken an seine Person ehrten. Auch sind seine geschriebenen Gebete mehr ein Ergebniß des Andringens zahlreicher Verehrer, welche ihn um einen Beitrag zur Befriedigung ihres Verlangens, in seiner Weise beten zu können, ersuchten.

Wenn also die „Sammlung christlicher Gebete" (1778) die Erwartung nicht befriedigt, so ist dagegen die „Handbibel für Leidende" (1788) zwar nicht ein Gebetbuch, aber dennoch eine ganz vorzügliche Erbauungsschrift, wie man nur immer eine solche von einem Lavater wünschen kann. Dieselbe enthält nämlich dreihundertundfünfzig Betrachtungen und Auslegungen von Bibelstellen, größtentheils nur

kurz, aber in einer Sprache voll Wärme, Geist und Leben. Er spricht seine eigenen Leidenserfahrungen und seinen eigenen Trost in seinem Gott und Heiland aus. Hier zeigt sich der ganze Inbegriff christlicher Weisheit und Glaubensstärke, wie solche in Lavater lebte und wie er durch dieselbe ein mitfühlender Freund und Tröster der Leidenden wurde. Es ist in vollem Sinne eine Handbibel für Leidende, indem die Trostworte der Bibel so mit ganzer Seele aufgenommen und in das Leben hineingezogen werden, und indem die Macht göttlicher Liebe und Gnade dem beschwerten Herzen so siegreich dargelegt wird, daß dieses Buch nach Sprache und Inhalt wohl das ausgezeichnetste und wohlthuendste unter allen Schriften Lavaters für Andacht und Erbauung ist. Die Erforschung des eigenen Herzens, die Betrachtung der göttlichen Erbarmung erhebt sich immer wieder auch zum Gebet, zum Danke, zur Lobpreisung: so daß manches leidende Gemüth darin Trost gefunden, und ferner finden wird. Das Ganze ist einfach, seelenvoll, edel, für den gemeinen Mann wie für den Gebildeten gleich ergreifend und trostreich, so daß unter allen Schriften Lavaters wohl diese am längsten wirksam bleiben wird.

10. Lavater als Prediger.

Die Kanzel war der Schauplatz, das Arbeitsfeld, wo sich alle Kräfte des reichbegabten Mannes zu einem großen und nachhaltigen Eindrucke vereinigten. Von seinem ersten Auftreten an bis ans Ende, in Zürich und in der Fremde, beim gemeinen Manne wie beim Hohen und Gebildeten war seine Predigt siegreich und überwältigend. Steffens hörte Lavatern in der Zeit von dessen höchster Kraft und Berühmtheit in Kopenhagen, und giebt folgendes Zeugniß von dem empfangenen Eindruck: — — — „Als die scharfe an dem Gaumen klebende Stimme, die hohlen, schneidenden Töne des berühmten Mannes sich vernehmen ließen, machten sie einen solchen Eindruck auf mich, daß ich das Gebet fast überhörte. Ich mußte mit gespannter Aufmerksamkeit auf seine Rede horchen, wenn ich sie verstehen wollte. Nun war es aber höchst merkwürdig, wie diese Rede mich gewann und ergriff. Es sprach sich nicht allein die Zuversicht des Glaubens, sondern auch eine tiefe, gewaltig ergreifende, herzliche Innigkeit in seiner Rede aus. Es war mir, als hörte ich zum ersten Mal eine Stimme, nach der ich mich lange gesehnt hatte. Seine Predigt handelte vom Gebet. Jenes innere,

tief verborgene und doch mächtige Leben meiner Kindheit, wie ich es in der ſtillen Kammer meiner Mutter kennen gelernt hatte, wie es tief das belebende Innere ergriff, nach außen aber nur leiſe flüſternd ſich vernehmen ließ, ſchien plötzlich wach geworden zu ſein, ſchien mich, den Schlummernden, aus dem langen Schlafe mit Donnerſtimme aufzurütteln. Er ſchilderte mit jener ergreifenden Wahrheit, die nur da ſich zu geſtalten vermag, wo man ein innerlich ſelbſt Erlebtes ausſpricht, jene äußern und innern Kämpfe, in welchen der Sieg nur durch Gebet zu erringen ſei. Die Sprache, die mir anfangs ſo zurückſtoßend ſchien, klang mir zuletzt immer ſchöner, heller, ja anmuthiger, ſie ſchien mir mit dem belebenden Inhalte ſo innig verwoben, als wäre irgend eine andere unmöglich. Wenn er einen Zuſtand innerer Hoffnungsloſigkeit geſchildert hatte, hielt er einige Male inne und rief dann mit lauter Stimme: — Betet! — Das e wurde faſt wie ein Diphthong ausgeſprochen, die harte Ausſprache verdoppelte das t, und dennoch hatte, ſo ausgeſprochen, dieſes Wort eine ungeheure Gewalt. Es rief laut, ja zerſchmetternd in mein Innerſtes hinein, und ich habe es in meinem ganzen Leben nicht wiederholen können, ohne wenigſtens etwas von dem tiefen Eindruck zu empfinden, der mich damals erſchütterte.“ — Wenn man jetzt dieſe übermäßig langen Predigten anſchaut, mit ihren weitſchweifigen Sätzen, ihren unendlichen Ausrufungen, ihren unaufhörlichen Gegenſätzen, ihren häufig wiederkehrenden Gedanken und Effekten, ſo verwundert man ſich über den außerordentlichen Eindruck auf ihre Zeit. Allein die Macht ſeiner Perſon entwickelte ſich vornämlich im Predigen in ihrer ganzen Stärke und hob und beſeelte ſein Wort auf eine Weiſe, wie der todte Buchſtabe ſolches nicht mehr ahnen läßt. Auch läßt ſich von Lavater in ganz beſonderm Maße ſagen, daß ſeine Beredſamkeit eine That war, indem in ſeinen Predigten als Grundgedanke und Hauptziel hervortritt, die Arbeit an ſich ſelbſt und die Beſſerung des Lebens durch lebendigen Glauben zu fördern. Er hatte eine beſondere Stärke in Warnung, Erweckung, Erſchütterung, daher waren es vorzüglich die Buß- und Bettagspredigten, in welchen ſich ſeine ganze Kraft entfaltete und wo die Mittel ſeiner Beredſamkeit am gewaltigſten wirkten. Das Hauptgewicht ſeiner Predigt jedoch war eine für Lavaters Zeit überraſchende und für alle Zeiten ungewöhnliche Glaubensfreudigkeit. Erſt in ſeinen Predigten gewinnt ſeine Chriſtusliebe den innigſten und treuſten Ausdruck. Eine ſeiner Predigten beginnt mit folgendem Eingange: „Wann wird die erwünſchteſte Stunde

meines Lebens kommen? Wann der seligste Moment meines Daseins? Der seligste Moment meines Daseins ist der, da ich mit ganzer Seele an Jesum Christum glaube; die erwünschteste Stunde meines Lebens, da ich Andre mit ganzer Seele an Jesum Christum glauben machen kann. Der weiß nicht, was Leben ist, der nicht an Jesum Christum glaubt. Wie dieser Glauben, so das Leben der Seele." Das ist seine Kraft und seine Kunst, Jesum Christum den Herzen nahe zu bringen, wobei er aber für seine Zuhörer den Glauben an Jesum nicht als eine ausgemachte Wahrheit voraussetzt. Er benutzt vielmehr den ganzen Vorrath einer in der Schule des Lebens ausgebildeten Philosophie und alle Feinheit und Schärfe des Menschenkenners, um das Evangelium stets von einer neuen Seite anziehend zu machen. Er ist in seiner Beweisführung so ruhig, unvorgreiflich, mit kluger Berechnung vorbereitend, daß er durch dieses wohlangelegte, gemeinverständliche Beikommen von allen Seiten fesselt und gewinnt. Seine Predigten ermangeln der scharfen Begriffsbestimmungen, der lebendigen Begriffsentwicklungen keineswegs; er verweilt bei seinem Gedanken und legt ihn den Gemüthern nahe, mit einer so gewaltigen und lieblichen, eindringlichen und strömenden Beredsamkeit, welche alle Weitschweifigkeit und alle künstlichen Effekte vergessen macht, ob dem tiefen bleibenden Eindruck des verkündigten Evangeliums. Gerade das sich gehen lassen, sich ausreden, Alles sagen, sich selbst ganz geben und in seinem Gegenstande ganz verlieren gab Lavaters seelenvollem Worte eine solche Gewalt über die Gemüther. — Bei einem so lebendigen und feurigen Manne, wie Lavater war, mit seiner Menschenkenntniß und seiner Freimüthigkeit, hätte man glauben sollen, daß seine Predigten ein Spiegel seiner Zeit gewesen wären und örtliche Zustände und bestimmte Lebensverhältnisse und deren Gebrechen scharf beleuchtet hätten. Allein seine Predigt ist ein freudiger Aufblick zu Gott, ein heiteres Evangelium des Friedens; er ist zu liebevoll und zu groß, um sich in die kleinen und trüben Einzelnheiten des Lebens zu verlieren. Eben so wenig ließ er sich auf dogmatische Erörterungen ein und vermied daher Schriftabschnitte, welche ihn dazu geführt hätten. Nachdem viele einzelne Predigten Lavaters im Druck erschienen waren, überraschte er durch die erste größere Sammlung in zusammenhängenden Predigten über den Propheten „Jonas" (1773), wo er die Geschichte aufs lebendigste mitten in die Gegenwart hineinzieht, seine Gedanken ungekünstelt daran anknüpft und das Ganze zu solchem dramatischen Leben verarbeitet, daß

Lavater durch dieſe geiſtreichen und populären Predigten einen Leſerkreis fand, welcher ſonſt für Predigten verſchloſſen blieb. Allein die rationaliſtiſche Schule Bodmers ermangelte nicht, ihm auch auf dem Felde in den Weg zu treten, wo Lavater ſeine größten Triumphe feierte. Ohne den Verfaſſer zu nennen, noch die Perſon, wogegen der Angriff gerichtet war, erſchien nämlich von dieſer Seite im Jahre 1773 eine kleine Schrift „Ueber den guten Geſchmack in der Kanzelberedſamkeit," worin ſich das Mißbehagen über Lavaters Erfolge ausſpricht. „Eine falſche Rührung, eine fieberhafte Bewegung iſt zweideutig, gefährlich, und der Würde des Gegenſtandes zuwider." — — — „Weg mit unverſtändlichen Kunſtwörtern, mit gelehrten Anſpielungen, mit ſpitzfindigen Gegenſätzen, mit gekünſtelten Wortfügungen, mit langen in einander geſchlungenen Perioden!" Wahr und treu ſpiegelt ſich dagegen der Eindruck von Lavaters Predigtweiſe in folgendem Ausſpruche eines unbefangenen Zuhörers: „Im ſanften Strome ſeiner Beredſamkeit lag zugleich viel ſchweizeriſche Treuherzigkeit. Er war ſalbungsvoll und für den gemeinen Mann doch immer verſtändlich. Bei all der ſchwebenden und bangen Höhe, in die er ſeine Zuhörer erhob, überraſchte er zugleich durch klare Blicke in die praktiſchen Einzelheiten des Lebens. Dieß Gemiſch von Feierlichem und menſchlich Wahrem riß hin, dieſem Schwunge der Empfindung konnte man ſich hingeben, denn die Richtigkeit der verſtändigen Wahrnehmungen bürgte dafür, daß hier kein leerer Träumer nebelte." Das klarſte Bild von Lavaters Predigtweiſe geben die in ſeinen „Kleinern proſaiſchen Schriften" (1784) geſammelten theils allgemeinen, theils Gelegenheits-Predigten, indem jene die Grundzüge ſeines Glaubens und ſeiner Gotteserkenntniß, dieſe ſein großes Geſchick darthun, beſondere Umſtände ergreifend zu benutzen. Die Trauerrede auf ſeinen Freund Felix Heß, ſein „Andenken des Gerechten" am Grabe des Erbauers des Zürcheriſchen Waiſenhauſes, ſeine Predigten bei Amtswechſeln, unter dieſen namentlich die ergreifende Antrittspredigt bei St. Peter: Ihr Brüder, betet für mich! — legen Lavaters innerſte Geſinnung, ſein Streben und Lieben, ſeine Schwachheit und ſeine Kraft mit eben ſo rührender als würdiger Offenheit dar. Seine Predigt nach der angeblichen Nachtmahlsvergiftung, „Der Verbrecher ohne ſeines Gleichen*)," giebt freilich ein merkwürdiges

*) Eine Verunreinigung des Nachtmahlweins am Bettag d. J. 1776, welche indeſſen nie genau und überzeugend erhoben war, wurde dem verbrecheriſchen Verſuche abſichtlicher Vergiftung beigemeſſen, und daher von der Obrigkeit verordnet, auf allen

Beispiel höchsten Affectes, wo er durch die entsetzliche Ausmalung des Verbrechens und des Gemüthszustandes des Verbrechers das Kainsmal auf dessen Stirne drücken und ihn zur Selbstentdeckung drängen will. Indem der jugendliche Lavater dabei das ganze Feuer seiner Phantasie entfaltete, hat man zugleich ein merkwürdiges Beispiel, wie ihn selbst die Lebhaftigkeit derselben überwältigen und sein Urtheil beherrschen konnte. — Vielleicht die größte Reife und Ruhe des Geistes zeigt sich in den „Predigten über Philemon" (1785—1786). Er hat gerade diesen kleinen Gelegenheitsbrief gewählt, um in unbeengter Herzlichkeit das Heil in Christo zu verkündigen. Der christliche Weise bringt einfach und ungesucht das Vertrauenswort des Erfahrenen, des Gotteskenners, ohne gelehrte Mühsamkeit und ohne spekulatives Forschen. Auch da könnte die Form sorgfältiger und besser sein: aber er sagt Erlebtes, aus ihm Herausgekommenes, giebt sein treuestes Eigenthum: da ist die Gabe seines Geistes und Herzens schon fertig und ausgebildet, er will nicht mehr an der Form zurichten. — Lavater als Prediger hatte noch einen andern Werth, der manchen andern glänzenden Rednern nicht zukommt. Die in der Predigt so beredte Liebe zu den Mühseligen und Beladenen ließ nicht nach, wenn er die Kanzel verlassen hatte, sondern wurde in der unverdrossenen Ausübung des Seelsorgers That und Wahrheit.

Eine neue Periode in Lavaters Kanzelberedsamkeit veranlaßte die französische Revolution. Wenn er bisher die öffentlichen Zustände seiner Heimat und das bürgerliche Leben seiner Umgebung nur selten berührt hatte, so gab ihm der Umsturz aller Grundlagen des bürgerlichen und sittlichen Lebens den Muth und die Kraft, mitten in die Zeitverhältnisse hineinzugreifen und den Maßstab des ewigen Wortes an die Vorgänge seiner Zeit anzulegen. Ehe wir aber Lavatern in dieser Richtung folgen, müssen wir überhaupt die Stellung betrachten, welche er als Bürger einnahm.

11. Lavater als Bürger.

Nach Lavaters Auftreten gegen Grebel und nach seinen Schweizerliedern hätte man glauben sollen, daß seine vaterländische Gesinnung

Kanzeln der Stadt darüber zu predigen. Lavater schien den Pfarrer Waser im Verdachte gehabt zu haben, überzeugte sich aber in der letzten Unterredung mit ihm von seinem frühern Irrthum.

und seine lebhafte und freimüthige Theilnahme an dem bürgerlichen Leben seiner Vaterstadt ihn in seinem fernern Lebensgange wiederholt auf den öffentlichen Schauplatz führen würde. Allein Lavater hielt sich auch da gemessen in den Gränzen, welche ihm sein Stand und die Würde desselben vorschrieben. Wenn Bodmer und seine Richtung den Jüngling in eine Bahn hineingezogen, welche für ihn des Lockenden viel hatte, so beweist auch das wieder Lavaters Takt und Selbstbeherrschung, daß er sich von der Politik fern hielt. Daher war es auch der tiefe Ausdruck des Mitleids und des Abscheus, welcher sich in Betreff des unglücklichen, durch politische Leidenschaft verirrten Pfarrers Waser kund gab. Noch in der Stunde vor seiner Verurtheilung sprach Waser zu Lavater: „Ich habe es mit unserm Vaterlande gut gemeint; ich kannte seine Gebrechen und wollte sie aufdecken. Der Schaden ist unheilbar! die Wunde ist zu tief. Ohne Aufruhr ist unserm Staate nicht mehr zu helfen. Es muß Alles umgestoßen und die Uebermacht der Familien gestürzt werden!“ Da rief Lavater aus: „Arme Seele! Ihr klagt über die unheilbare Verdorbenheit unsers Staates? Wie, wäre denn unser Staat weniger verdorben, wenn er aus lauter solchen Bürgern bestände, wie Ihr seid?“ Wir sehen aus diesem Worte, daß er weit entfernt war, durch äußere Formen Verbesserung der Zustände seines Vaterlandes zu erwarten. Dagegen stimmte er gar nicht mit seinen alten Freunden Zimmermann, Herder, Goethe zusammen, welche mit Geringschätzung auf das Nationalgefühl hinschauten und sich des humanen Weltbürgerthums des deutschen Volkes freuten. Denn Lavater war mit ganzer Seele ein Schweizer und ein Zürcher. In Zürich zu leben und zu wirken ging ihm über Alles; daher jeder Ruf, so lockend er für ihn hätte sein können, wie der vielbesprochene nach Bremen, ihn seiner Vaterstadt nicht entfremden konnte. Freilich auch Lavater hatte ein Weltbürgerthum, welches ihn ganz erfüllte, und dessen Großartigkeit ihn gegen die äußern Formen des bürgerlichen Lebens und seine Mängel gleichgültig machte, nämlich die christliche Kirche. Diese nahm so sein ganzes Herz und seine Thätigkeit ein, daß es ihm nicht schwer fiel, der apostolischen Vorschrift zu folgen, daß kein Geistlicher sich mit weltlichen Geschäften befassen solle. Zwar begrüßte Lavater die französische Revolution mit großen Hoffnungen; allein er war in Bezeugung seiner Gesinnung sehr zurückhaltend, daher die Handbibliothek, dieses Tagebuch seiner mannigfaltigen Gedanken während der ersten Revolutionsjahre, nur wenige Spuren seiner politischen Gesinnung aufweist. Gegen

Freunde sprach er sich vorherrschend günstig aus, so unter Andern an Hegner. Allein öffentlich wollte er weder nach der einen noch der andern Seite Anstoß geben; in den ersten Jahren der Revolution berührte er daher in seinen Predigten die immer drohender werdende Gefahr nur im Allgemeinen. Als aber in Paris der Mord der Schweizergarde, die Septembergräuel, der Sturz des Thrones und die Gefangennehmung des Königs erfolgt waren, und somit nicht nur die Religion und die Ruhe seines Vaterlandes in Gefahr kam, sondern Allem, was dem Bürger und dem Christen theuer war, Untergang und Verderben drohte: da begann Lavater über seine Zeit mit einer Offenheit und Freimüthigkeit zu sprechen, welche einen Theil beunruhigte und ärgerte, Viele in Erstaunen setzte, die Besten aber mit Freude und Ehrfurcht erfüllte. Lavater stand frei und groß zwischen den Partheien; auch im Mißbrauch verkannte er den Werth der Ideen nicht, welche der Revolution zu Grunde lagen, wußte aber damit Anhänglichkeit und Treue gegen die bisherigen Zustände und Personen zu vereinigen. Die Schweiz war in jener Zeit scharf zwischen den Anhängern des Alten und des Neuen gespalten; feste Unpartheilichkeit war selten, noch seltener der Muth, davon öffentlich Zeugniß zu geben, und einzig, Solches achtunggebietend für Freund und Feind zu thun. Diese Stellung nahm Lavater ein. Ihn befing weder Interesse noch Leidenschaft; dagegen gab ihm sein Glauben, wie einen frohen Heldenmuth und ein sicheres Wahrheits- und Rechtsgefühl, so auch wieder eine Hoheit der Gesinnung und eine ins Leben eingreifende Kraft, daß Philosophen und Schöngeister, welche sich in Geringschätzung von ihm abgewendet hatten, von Neuem mit Bewunderung auf den Mann hinschauten, bei welchem die Predigt in vollem Sinne eine That geworden war. Es wäre freilich irrig, wenn man in seinen Kundgebungen die Gedanken und den Blick eines Staatsmannes erwarten wollte, denn Lavater verläugnete nirgends den Pfarrer, oder sprach doch als Bürger, welcher vor Allen ein Christ sein wollte, und welcher um Christi willen die Wahrheit redete und sich vor den Folgen nicht fürchtete. Er predigte nicht Politik, sondern Christenthum, und weil er dieses predigte, mußte er es anwenden und die Sünden der Zeit strafen. In seiner ersten Predigt dieser Art nach dem Septembermord heißt es: „O Frankreich! verjage nur alle deine Priester! Zerstöre und verkaufe die Tempel! Verwandle die christlichen Feiertage nur in Schauspiele, und die Altäre in Altäre der Freiheit! Rathschlage, ob man das Wort Vorsehung noch dulden

wolle, und predige die Religion der Epikuräer: Lasset uns essen und trinken, denn morgen sterben wir! — auf deinen noch übrigen Kanzeln. Und dann laßt uns sehen, was endlich aus dir werden wird." — Nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. wußte er aus den Worten: „Verderb' ihn nicht, denn wer hat je seine Hand an den Gesalbten des Herrn gelegt, und ist ungestraft geblieben?" — Davids Großmuth so rührend und ergreifend hervorzuheben mit Anwendung auf seine Zeit und sein Publikum, daß eine solche Hoheit biblischer Gesinnung Lavatern ein vorher nie genossenes, neues Ansehen gab. Wenn nun aber der Vorwurf einer Hinneigung zum Alten gegen ihn erhoben wurde, so ließ er sich also vernehmen: „Ich streite durchaus nicht für die Aristokraten. Ich streite nur als Mensch, Christ, Christenlehrer gegen die irreligiösen Grundsätze und weltkundigen, gesetzlosen Handlungen, die man in Schutz nehmen will; und von dieser Abscheubezeugung gegen diese Unmenschlichkeiten und der so nöthigen Warnung an mein Zeitalter werd' ich mich durch nichts, durch keine Freunde und keine Gewalt abhalten lassen, — und wenn ich meine Predigerstelle und mein Bürgerrecht, Ehr und Leben drüber einbüßen sollte. Was? Ein christlicher Prediger soll nicht vor Grundsätzen warnen dürfen, die alle menschliche und göttliche Ordnung umstoßen, und die in zehntausend Blättern unter alle Volksklassen verbreitet werden? die man in allen Gesellschaften hört, und diese seine absolute Pflichtfreiheit sollte in der Zeit gefesselt werden, wo man von nichts als von Freiheit spricht? Was mir die Seele verwundet, ist dieß, daß ich zehnmal freier reden und schreiben durfte, da kein Freiheitsgeprahl in Europa brauste, als jetzt, da von nichts und wieder nichts, als von Freiheit und Erlösung von Sklaverei gesprochen wird." — Seine Menschlichkeit und seine Freiheitsliebe bewährte sich dann namentlich in den Stäfner Unruhen 1795, wo er der Beschützer des Landvolks wurde; und es ist bekannt, daß man es seinen verschiedenen Schritten und seiner gewaltigen Rede verdankte, daß kein Blut vergossen wurde. Lavater folgte zu dieser Zeit in seinen Predigten Schritt für Schritt den öffentlichen Vorgängen. Allein indem er so unmittelbar in die Gegenwart hineintrat, bewahrte ihn sein fester Stand im Worte Gottes vor allem Unpassenden und Unwürdigen. Das Zeitwort erhielt durch das ewige Gotteswort stets seine versöhnende Weihe, und so befand er sich, obgleich von Vielen angefochten und verlästert, doch mit den bedeutendsten Staatsmännern Zürichs, so wie mit dem Volke in einflußreicher Berührung. Er faßte die wichtigsten der im

Jahre 1795 gehaltenen Predigten unter dem Titel: „Christliche Belehrungen" zusammen, und ließ denselben später unter ähnlicher Aufschrift andere folgen. Ungeachtet aller Drohungen und Gefahren, ungeachtet des Spottes, daß er ein Märtyrer werden wolle, fuhr Lavater fort in seinen Predigten bei wichtigen Vorgängen in die Zeitereignisse einzugreifen, indem er bezeugte, er spreche, was gesprochen werden müsse, und was, wenn er es nicht thäte, sonst Niemand sagte. Allein wo nicht neue Begebenheiten ihn aufforderten, hatten seine meisten Predigten auch aus dieser Zeit einen ganz objektiven, biblischen Charakter. — Als aber allmählig die Revolution ihre Fluthen über die Gränzen der Schweiz zu wälzen begann, fühlte sich der von Natur nichts weniger als muthige Lavater als Bürger und Christ zu einer Thatkraft entflammt, daß er für sein Vaterland Alles zu thun und zu wagen bereit war. Im Anfange jedoch, nachdem die alte Verfassung gestürzt und Freiheit und Gleichheit erklärt war, hielt er einige Predigten, in denen er mit der Ruhe und dem frohen Muth, welchen der feste Glaube auf den Lenker der Schicksale ihm unter allen Umständen gab, zur Eintracht und zu brüderlicher Vereinigung mahnte; und als die Franzosen in die Schweiz einbrachen, so hatte er Trost, wie kein Anderer. Bei einer der Regierung von den Franzosen auferlegten Kontribution stellte er sich an die Spitze zur Sammlung einer Subscription; gegen die Zehntaufhebung erhob er die gewichtigste Stimme. Wo Andere den Muth verloren, oder leidenschaftlich aufgeregt waren, stand Lavater, gestützt auf das Steuer des Evangeliums, fest im Sturme. Als ihm von den neuen Machthabern mißfällige Winke und Direktionen zukamen, sprach er über den Text: „Rede, was der gesunden Lehre gemäß ist" — unter Anderm: „Es kann keine Zeit geben, wo der Prediger des Evangeliums ein anderes Evangelium zu predigen berechtigt ist, als das alte, Apostolische. Er hört in demselben Augenblick auf, christlicher Christenlehrer zu seyn, so bald er diesem, in allen seinen Wesentlichkeiten und Eigenthümlichkeiten unveränderlichen und unverletzlichen Evangelium, ein Anderes, wie gut ihm dieses auch scheinen mögte, so sehr es auch gepriesen werden mögte, ja, wenn es auch von einem Engel des Himmels gepredigt würde — unterschiebt. Auch zu dieser Zeit also muß er sich nicht umsehen, was dem herrschenden Geiste derselben gefällig oder mißfällig, sondern nur, was der gesunden evangelischen Lehre gemäß sey? Will Er dem Zeitalter gefallen, ist dieß Gefallenwollen sein Zweck, so entsagt Er seinem eigentlichen Berufe, seiner unüberschreitbaren Pflicht,

ſeinem heiligen Verhältniß mit Chriſtus als ſeinem Herrn. Er tritt außer die ihm angewieſene Bahn und Er kann nicht mehr jenem allerchriſtlichſten Apoſtel nachſagen: Wir predigen nicht uns ſelbſt, ſondern Jeſum Chriſtum, daß Er der Herr, wir aber um Jeſu willen, Knechte der Menſchen ſeyen."

Als aber mit der Waffengewalt auch jenes Raub- und Bedrückungsſyſtem der Franzoſen ſich unter dem anſpruchvollen Namen der Befreiung der Nation über die Schweiz ausbreitete, als die Einen aus Leidenſchaft dieſem übermüthigen Hohn der Feinde entgegenjubelten, und die Andern in feiger Rathloſigkeit ſich duckten, ſetzte Lavater jede Rückſicht bei Seite und hatte jenen Muth der Vaterlandsliebe und der Ehre, dem Unterdrücker wenigſtens offene Wahrheit zu ſagen. Er richtete nämlich „Ein Wort eines freyen Schweizers an die große Nation" mit einer Zuſchrift an den Direktor Reubel, worin er unter Anderm ſchreibt: „Soll ich ſchweigen, weil Alles ſchweigt? Wofür wär mir Hand und Zunge gegeben, wenn ich nicht ſprechen und ſchreiben dürfte, was Bürgerpflicht und Vaterlandsliebe mich ſprechen und ſchreiben heißen — Wie könnt' ich meine Exiſtenz ertragen — wenn ich in dieſer Zeit für mein Vaterland hinathmete — und Alles gut ſeyn ließe!" Lavaters Wort wurde ohne ſein Zuthun gedruckt und machte ſolches Aufſehen, daß eine officielle Antwort dagegen erſchien, ein wohlangelegtes Lügengewebe, deſſen Widerlegung dem ehrlichen, geradeaus ſtürmenden Lavater etwas ſchwer wurde. Nach dieſem kühnen Hervortreten gewinnt die geiſtige Kraft Lavaters um ſo höhern Werth, der zufolge er an den weltbewegenden Ideen der Revolution nie irre wurde und daher in der „Vaterländiſchen Geſellſchaft" jener Zeit eine Vorleſung hielt, „über die Vortheile und Nachtheile, welche Moral und Religion von der neuen Ordnung der Dinge zu hoffen und zu fürchten haben." Als ſich die haltloſe helvetiſche Regierung durch Deportation der angeſehenſten ehmaligen Mitglieder des Rathes von Zürich zu ſichern und zu rächen ſuchte, erhob Lavater von Neuem ſchonungslos ſeine Stimme, ſo daß auch ihn das erwartete gleiche Schickſal traf. Wenige Wochen nach ſeiner Rückkehr aus der Verbannung traf ihn der langſam tödtende Schuß. Das letzte von Lavaters Lebensjahren, da er unter erſchütternden Leiden den Tod in der Bruſt trug, blieb ſeine Thätigkeit dennoch raſtlos. Eine Frucht derſelben ſind ſeine „Freimüthigen Briefe über das Deportationsweſen," wo er als Menſch eben ſo liebenswürdig, wie als

Bürger weitherzig und in unerschütterlichem Vertrauen auf die gerechte Sache erscheint. Die fünf Vierteljahre der Leiden waren eine gesegnete Läuterungszeit für Lavaters Wesen. Während seine Kraft allmählig dahinschwand, und er den Tod langsam heranrücken sah, reinigte sich seine Seele von ihren Schlacken, und immer heiterer, milder, hochsinniger wartete er der letzten Stunde. Das schönste Zeugniß für das durch Leiden gereifte und geweihte Gemüth geben seine Briefe an Jung Stilling, welche aus dem Nachlasse dessen veröffentlicht worden sind. Während Krankheit und Schmerz sonst egoistisch macht und auf sich selbst beschränkt, verfaßte Lavater während dieser Leidenszeit, nebst manch Anderm, sein „Gebetbuch für Leidende," welches, wenn auch nicht ein Ausdruck seines eigenen Gemüthslebens, doch für manche Leidende ein willkommenes Mittel der Erbauung wurde. Zu den merkwürdigen Beweisen seiner Thätigkeit und seiner Liebe gehören ferner sowohl die geschriebenen Ansprachen an seine Gemeinde, als auch die Menge der in Versen bestehenden „Vermächtnisse an seine Freunde," deren eine große Zahl nach seinem Tode ein sprechendes Andenken erhielt.

12. Lavaters Freunde.

Lavaters letzte Jahre, sein Leiden und sein Tod brachten seine Feinde und seine Verächter zum Verstummen, und gewannen ihm von Neuem die Theilnahme und Verehrung der alten Freunde. Denn Lavater hielt mit Bodmer und Klopstock die Freundschaft in hohen Ehren und war glücklich in der Vorstellung einer über den Tod hinausgehenden Freundesgemeinschaft. Daher brach er nie ein Freundschaftsband, und indem er selbst öfters den Schmerz erkalteter Freundschaft erfuhr, tröstete er sich mit der Hoffnung: Sie werden wiederkommen! Lavater gehörte freilich nicht zu denen, welche sich in einem engern Freundeskreise erst vertraulich wohl fühlen, sondern es zog ihn zu den verschiedensten Menschen hin, von denen er sich wohlthätige Anregung versprach. Aber dieses Streben zog ihn dennoch von den alten Freunden nicht ab. So blieb er seinen beiden Jugendfreunden Heß stets mit gleicher Innigkeit zugethan und es war in dieser Freundschaft mehr Poesie als in seiner Liebe; und gleichermaßen duldete er allerlei Derbheiten und Ungezogenheiten des Londner Malers Heinrich Füßli, weil dieser geistreich und treu war. Noch unermüdeter war der Arzt

Zimmermann im Mahnen und Schelten, so oft Lavater durch eine auffällige Sonderbarkeit von sich reden gemacht; er machte auch öffentlich seinem Unwillen über den ihm unbegreiflichen frommen Schwärmer Luft, aber in seiner Anhänglichkeit und Aufrichtigkeit wankte er nie. Wenn die Freunde sich Lavatern gegenüber in derbem Humor gehen ließen, so war das nur Schadloshaltung gegen die liebevolle und treubesorgte Seelenhut, welche er gegen seine Freunde beständig und oft nicht ohne Belästigung ausübte und sie zurechtwies. Das ging freilich mit ferne Lebenden eher als in der Nähe. Hier erwies Lavater durch seine imponierende Erscheinung, so wie durch Neigung und theilnehmenden Eifer, auf das Leben Anderer heilsam einzuwirken, eine Macht, daß man sich entweder ferne halten oder durch dieselbe überwältigen und bestimmen lassen mußte. Der Einfluß Bodmers und Breitingers auf die Jugend Zürichs und die Vorliebe, mit welcher daselbst die klassischen Studien betrieben wurden, und dagegen der Rückstand Lavaters in dieser Beziehung hielt die der Wissenschaft sich widmenden Jünglinge von ihm ferne, so daß er sagen mußte: Diese sind Fremdlinge in meinem Hause. Was also in seiner nächsten Umgebung auf Bildung, Gelehrsamkeit und allgemeine Geltung Anspruch machte, suchte seinen nähern Umgang nicht. Es war daher eine Ausnahme, daß Stolz und Häfeli, durch die damaligen Verhältnisse weniger begünstigt, als sie nach Talent und Bildung Anspruch machen durften, sich an Lavater anschlossen und als Prediger und Schriftsteller in seine Fußtapfen traten. Beide dankten dem sie hervorhebenden Freunde vortheilhafte Anstellungen in Deutschland; aber Beide lösten sich von ihm ab, als die dortigen Stimmführer sich von ihm zurückzogen. Dagegen bestand zwischen Lavater und Pfenninger eines jener schönen Bande ungeschwächter, freudiger, aufopferungsfähiger Freundschaft, wo der überragende, vielbewegte, weitwirkende Geist in dem treuen, dankbaren, Alles theilenden und mitlebenden Gemüthe ausruhen, dieses aber an dem geistigen Reichthum sich aufrichten und erweitern, und alle Prüfungen mittragen und mit durchkämpfen konnte. Das bunte Gemisch von Zeugnissen der großen Zahl der von Pfenninger wohlthätig Berührten in der Sammlung Lavaters „Etwas über Pfenninger" giebt einen klaren Beweis, daß Lavater an diesem einen Freund hatte, der durch Wesen und Wirksamkeit seine ganze Liebe verdiente. Pfenninger war auch ein fruchtbarer Schriftsteller, von dessen Erzeugnissen die „Jüdischen Briefe," eine Messiade in Prosa, am meisten Aufmerksam-

keit erregten. Niemand sprach sich unbefangener über Pfenningers Schriftstellerei aus als Lavater selbst: „Ich kenne wenig Schriften, mit deren Inhalt ich so sehr, und mit deren Einkleidung ich so wenig zufrieden wäre, als die seinigen. Er konnte Alles wirken mit seinem Verstande, seinem Wahrheitssinn, seiner Billigkeit und Bescheidenheit. Und nun wirkt er so wenig aus Mangel an Geschmack, schriftstellerischer Beurtheilung, Leichtigkeit und Klarheit und Einfalt, und verdirbt so viel, aus Begierde, es recht gut zu machen! Dem Gelehrten und im Denken geübten ists zuwider, sich durch alle Künsteleyen, weitschweifigen Wendungen und Wiederholungen durchzuarbeiten, und der Ungelehrte oder Ungeübte weiß gar nicht, was er daraus machen soll." Wie scharf zeichnet hier Lavater seinen geistigen Bruder und sein Nachbild, und ist doch so fern, in vielen dieser Züge sich selbst zu erkennen! — Wenn Pfenninger, Lavaters enthusiastischer Verehrer, welcher ganz in seinem Vorbilde aufging, für das allgemeine Urtheil nicht maßgebend sein kann, so ist dagegen von großem Gewichte, daß J. J. Heß, der Vorsteher der Zürcherischen Kirche, von Anfang bis ans Ende fest und unbeirrt zu Lavater stand. Der gelehrte, ruhige, besonnene, aller Uebertreibung abgeneigte Heß, als theologischer Schriftsteller, namentlich durch seine Lebensgeschichte Jesu, allgemein bekannt, wie durch die Lauterkeit evangelischer Gesinnung und die Einfalt und Demuth seines Wesens in weiten Kreisen verehrt, wich unter allen Umständen nie von Lavaters Seite. Heßens Milde und Vorsicht übte oft einen mäßigenden Einfluß auf Lavater aus, so wie dieser dagegen Heßen zu einer Unerschrockenheit ermuthigte, daß Beide, namentlich in der Revolution, mit ihrem Gesinnungsgenossen Muslin in Bern, der Stellung des Predigers eine der apostolischen Zeit würdige Hohheit und Kraft zu geben wußten. Ueberhaupt ist es unverkennbar, daß Lavater unter den Predigern seiner Vaterstadt im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts einen lebendigen Wetteifer und vorzügliche Leistungen hervorrief, indem außer den frühern Wiez und Ulrich neben ihm und Heß sich namentlich Joh. Tobler, Felix Herder und Sal. Klauser auszeichneten. Mit J. J. Hottinger, dem erklärten Gegner aus früherer Zeit, welchen Lavater um seiner Gelehrsamkeit und vielseitigen Bildung willen achtete, konnte er nicht in bleibender Spannung leben; er war ihm daher liebevoll entgegengekommen und hatte ihn zu einer beide Männer ehrenden Versöhnung veranlaßt, wenn sie sich auch nach Wesen und Richtung ferne bleiben mußten. S. Geßner war nach

Art und Beschäftigung zu weit von Lavater entfernt, als daß gemeinsame Liebe zur Kunst sie gegenseitig näher gebracht hätte; und H. Pestalozzi's nachlässige und ungesellige Weise stieß den reinlichen, feinsinnigen Weltmann zu sehr ab, als daß Lavaters Eifer für Volksleben und Volkserziehung eine Annäherung vermittelt hätte. Der Zudrang der fremden hohen und vornehmen Welt trug mit dazu bei, das Haus Lavaters, so sehr es sich für jedes Anliegen gerne öffnete, an Umgänglichkeit und geselliger Unterhaltungsgabe über die damals gewöhnliche Sphäre zu erheben, und somit demselben unabsichtlich den Schein einer Höherstellung zu geben. Allein gerade Lavaters Haus, desselben anmuthiger, freier, heiterer Ton, seine Einfachheit und patriarchalische Würde trug wesentlich dazu bei, daß man in ihm nicht nur den Schriftsteller voll apostolischen Geistes, sondern auch den Charakter des würdevollen Hausvaters ehrte. Daher Fr. Stolberg davon erzählt: „Mir ward wohl, wenn ich die Schwelle dieses geliebten Hauses betrat. Inniger Friede, stiller seliger Genuß erfüllte oft meine Seele, wenn er mit herzlicher Liebe uns in seine Arme schloß." Die Kunde von Lavaters Person und Umgebung war es auch, was Herdern den Schriftsteller in ihm so sehr empfahl. Als aber ihm, der alle Erkenntniß umfaßte und in seinem Wissensdrang immer rationaler wurde, Lavater innerlich stehen zu bleiben schien und äußerlich immer vielthätiger sich ausbreitete, da verbitterte sich bei Herder die frühere Stimmung, und als er selbst ein Anderer geworden war, so gingen die Wege der beiden edeln Männer bleibend aus einander. — Klopstock hatte als Greis fast mit den gleichen Ausdrücken auf eben so schnöde Weise mit Lavater gebrochen, wie einst als Jüngling mit Bodmer; und doch hatte er in Deutschland keinen dankbarern und treuern Verehrer als Lavater.

Zu den merkwürdigsten Beziehungen bedeutender Geister des vorigen Jahrhunderts gehört das Verhältniß Lavaters zu Goethe. Dasselbe begann, als Herder Lavatern seine ganze Seele entgegentrug, und einen überwiegenden Einfluß auf Göthen ausübte. Sie waren schon in vertraulichem Briefwechsel, als Lavater im Jahre 1774 im ungetrübtesten Glanze seines Namens und seiner Person sich in Deutschland zeigte und nach Frankfurt kam*). Beide waren nicht durch Ge-

*) Wie tief Goethe's Mutter von Lavater ergriffen war, beweisen die „Zwölf Briefe von Goethe's Eltern an Lavater", herausgegeben v. S. H. 1860, worin dieselbe

lehrſamkeit und Nachahmung der Alten, ſondern durch den Drang des eigenen Genius zu bedeutenden Schöpfungen angetrieben worden; Beide lauſchten mit geheimnißvoller Luſt auf das Walten der Natur; Beide waren kühne Beobachter und Menſchenkenner; Beide wußten mit dem Dichter den Weltmann zu verbinden; Beide waren offenen Weſens, von aufrichtiger Empfindung, von reinem, liebevollem Selbſtgefühl, von der wohlwollenden Fügſamkeit, die jede fremde Natur ehrt. So mußte Lavaters anmuthige Erſcheinung, in welcher ſich bezaubernde Freundlichkeit mit Vertrauen erweckender Würde verband, und bei ſeiner Kunſt, Jedem ſchnell und traulich beizukommen, Goethen überraſchen und gewinnen, welcher zu jener Zeit zu religiöſen Menſchen ſich hingezogen fühlte, um ſich in Andern an einer Wärme zu erlaben, welche ihm ſelber fehlte. Seit der Bekanntſchaft mit Herder, war Lavater die vorzüglichſte Perſönlichkeit, welcher Goethe nahe kam; allein wie Jener ſeine Ueberlegenheit ſcharf und demüthigend geltend machte, ſo wußte dagegen der nicht weniger ausgeprägte und charaktervolle Lavater ihm wohl zu machen, ſo daß er ſich ihm ganz aufſchließen konnte, wie keinem Andern. Lavaters treue, rein menſchliche, feine, Alles verſtehende und von der guten Seite nehmende Weiſe that dem liebebedürftigen Herzen Goethe's wohl; und die innige chriſtliche Sorge, die Herzensgüte Lavaters, welche nie müde wurde, den titaniſchen Geiſt zu mahnen und zu zügeln, fand bei Goethe eine dankbare Liebe, ſo daß er im weitern Verlaufe ihrer Verbindung den Freund immer wieder aufforderte, „fortzufahren, ihm mit ſeinem Geiſte und ſeiner Art nützlich zu ſein, und ihm, wenn er etwas über, von oder wider ihn wiſſe, es nicht zu verhelen, ſondern wie bisher und wo möglich noch mehr, eine gute Wirkung unter ihnen zu erhalten*)." Goethe's lebhafte Theilnahme und eifrige Mitarbeit an der Phyſiognomik war wohl auch ein anziehendes Band zwiſchen ihnen, und Lavater war reich an Mitteln, ſeine Freunde für ſeine Beſtrebungen zu feſſeln. Allein Goethe wußte vor Allem, daß er, wenn nicht als Schriftſteller, doch als Menſch, als von Gott begabter Genius, bei Lavater eine Anhänglichkeit fand und eine Befliſſenheit, zur wohlthätigen Kundgebung ſeiner reichen Kraft beizu-

unter Anderm ſagt: „Das betheure ich, daß von allen, die ich kenne, keiner ſo in meinem Hertzen angeſchrieben ſteht wie Ihr."

*) Gewiß hat ſich Lavater in ſeiner Einwirkung auf Goethen von ſeiner feinen und vielſeitigen Seite gezeigt. Wie kann denn Oſterzee ſich über die Art der „Bekehrungsverſuche" Lavaters aufhalten, da er die Unmöglichkeit der Bekehrung ſelbſt nachweiſet?

tragen, wie bei keinem Andern. Daher faßt auch Goethe seine dankbare Verehrung für diese um ihn besorgte Liebe im Ausrufe zusammen: Du Menschlichster! Aus Goethe's Antworten sehen wir, wie Lavater in seinen Briefen nach seiner Weise stets bemüht ist, auf den Freund einzuwirken und ihn für seine christliche Lebensanschauung zu gewinnen. So oft auch Goethe derb und muthwillig dazwischen fährt, so sehr er über Lavaters Art und Schriften und ihr gegenseitiges Verhältniß sich in humoristischer Offenheit und geistreicher Schärfe ausspricht; so liegt ihm doch vor Allem daran, den Freund immer wieder zu begütigen und Anknüpfungspunkte zu finden; namentlich giebt er sich Mühe, Lavaters Erzeugnissen auch für sich eine entsprechende Seite abzugewinnen, oder wo er es nicht kann, Angesichts der Verschiedenheit ihrer Gesinnung über die weite Kluft in heiterm Spiel und Scherz eine vereinigende Brücke zu schlagen. Wie viel Lavater für Goethe war, geht daraus hervor, daß dieser sich in seinen Briefen an Jenen mit einer ungewohnten Offenheit und Gemüthlichkeit hingiebt und in die innersten Falten seines Herzens schauen läßt, wie in keinem andern Freundschaftsverhältnisse. Allein schon als Goethe nach der Rückkehr von Genf den Freund in Zürich besuchte, war die frühere Freude etwas gedämpft; doch kehrte Goethe auch nachher immer wieder zum Ausdrucke alter Liebe zurück und rang nach dem ehmaligen Glück gegenseitiger Gemeinschaft. Man fühlt es ihm an, wenn er von Lavater läßt und ihn preisgiebt, giebt er den bessern Theil seines eigenen Wesens auf. Allein der Riß, der sich in Briefen verkleistern ließ, trat bei neuem Zusammentreffen unheilbar hervor, noch ehe Goethe durch seinen Aufenthalt in Italien ein Anderer geworden. Als Lavater im Sommer 1786 Goethen in Weimar besuchte und in dessen Hause wohnte, da mußte schon der vergleichende Gegensatz zwischen der Häuslichkeit Beider für letztern unerfreulich sein; allein er that sich auch keine Gewalt mehr an, den alten Ton zu finden. Lavater in seiner Milde, die nie einen Freund aufgab, bemerkte in einem Briefe an Spalding: „Goethe ist älter, kälter, weiser, fester, verschlossener, praktischer geworden.“ Goethe dagegen schreibt über Lavater an Frau von Stein: „Er hat bei mir gewohnt. Kein herzlich, vertraulich Wort ist unter uns gewechselt worden und ich bin Haß und Liebe auf ewig los. Er hat sich in den wenigen Stunden mit seinen Vollkommenheiten und Eigenheiten so vor mir gezeigt, und meine Seele war wie ein Glas rein Wasser. Ich habe auch unter *seine* Existenz einen großen Strich gemacht, und weis nun, was mir per saldo von ihm übrig bleibt.“

Von dieſer Zeit an hegte Goethe gegen den, welchen er einſt „den liebſten der Menſchen“ genannt, eine bittere und feindſelige Stimmung. Wohl hat Goethe Lavaters Liebe zum Volke, zu der von jenem verachteten Menge, die Liebe um Chriſti willen, nie verſtanden, ſonſt hätte er nicht gleich nach der erſten Bekanntſchaft zum Plane eines Trauerſpieles Muhamed veranlaßt werden können, um ihm gleichſam zur Warnung zu zeigen, wie, das Hohe unter die Menge bringen zu wollen, das Göttliche irdiſch mache und zu Mißbrauch und Täuſchung führe. Im heitern, genialen Zuſammenſein konnte ſich übrigens Goethe nie rühmen, auch enthalten ſeine Briefe davon keine Spur, daß Lavater mit Goethe je in dem „Evangelium der fünf Sinne“ ſich begegnet hätte. Wenn alſo Goethe in den Xenien Lavatern höhnt, ſo iſt darin mehr Ausdruck eigener Schalkheit, als eine charakteriſtiſche Bezeichnung zu ſuchen*). Doch wenn auch feindſelige Erbitterung aus Goethe ſprach, ſo war er wieder ein zu feiner und ruhiger Beobachter, als daß ſein Urtheil jeder Wahrheit entbehrt hätte. Denn jene „Etourderie, welche Lavatern zu abenteuerlichen Menſchen hinzog, der Leichtſinn, der ſich durch alle Erfahrungen vom Hang nach myſteriöſen Erſcheinungen nicht zurückbringen ließ, die „Liſt“, die ſich im Auge verhüllte, und die im raſchen Uebergang vom ſalbungsvollen Erguß zu fröhlicher Laune mit dem gläubigen Vertrauen der Menge zu ſpielen ſchien, — brachten es mit ſich, daß aus dieſem „geiſtreichen Gewirre von Himmliſchem und Irdiſchem“, wie ein witziger Schriftſteller ſich ausdrückt, bisweilen auch der Schalk hervorſchaute. Das Beſte, was ſeine Spötter gegen ihn vorbrachten, ſeiner als Knigge's „Reiſe nach Fritzlar“, welche ſeinen Reiſe- und Tagebuchſtyl perſiflirte, iſt das Gedicht, welches ſeinen Aufenthalt in Bremen (1786) von einer Seite auffaßt, die mit Goethe's Xenien zuſammentrifft**). Allein als Goethe in ſeinen alten

*) Der Prophet.

Schade, daß die Natur nur Einen Menſchen aus Dir ſchuf!
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

Das Amalgama.

Alles miſcht die Natur ſo einzig und innig; doch hat ſie
Edel- und Schalkſinn hier, ach! nur zu innig gemiſcht.

**) Wie ſchön leucht't uns von Zürich her
Der Wunderthäter Lavater
Mit ſeines Geiſtes Gaben.
Sein neues Evangelium
Hat uns bezaubert um und um,

Tagen jene ſchönen Jugenderinnerungen des Freundſchaftsbundes mit Lavater in ſich auffriſchte, da kehrte ihm deſſen Bild rein und ungetrübt vor die Seele zurück, und er hat ihm in ſeinem Leben ein Denkmal geſtiftet, welches beweist, daß kein anderer Menſch auf eine Zeit ſeine

---

Thät blöde Seelen laben.
Wunder, Plunder,
Magnetismus, Prophetismus,
Zauberkuren, Zeigen ſeiner Finger Spuren.

Was war das für ein Freudenſchrein,
Als er zu uns tritt mitten ein,
Die Jüngerſchaft zu grüßen.
Im wonnetrunkenen Genuß
Kam Herz und Seele zum Erguß
In eins mit ihm zu fließen.
Kinder, Sünder,
Matadoren, Weiſe, Thoren,
Große, Kleine Taumelten als wie vom Weine.

Da ward mit ſonderlicher Pracht
Dem theuren Gaſt aus aller Macht
Von männiglich hofieret.
Das Inſtitut, das große Faß
Man ihm zu zeigen nicht vergaß,
Und was nur Bremen zieret.
Damen kamen Wo er weilte, Wo er eilte,
Ihm entgegen, Bettelten um Kuß und Segen.

Mit Segen und mit neuer Lehr
Die Kirchen, Häuſer, Gaſſen er
Thät mildreich überſtrömen.
Als obs Pabſt Pius wär in Wien,
Alſo agiren ſah man ihn
In unſerm lieben Bremen.
Leiſe, Weiſe, Im Gedränge, Vor der Menge
Hinzuſchreiten, Thät man ihm zur Demut deuten.

Ach! aber er nicht bleiben wollt;
Es half kein Weihrauch oder Gold,
Kein Bitten, kein Bemühen.
Das Heimweh ganz ſein Herz beſaß,
Auch muß in Deutſchland er fürbaß
Das Land umher durchziehen.
Klüglich, Füglich, Hochzuſchweben, Sich zu geben,
Anzuſchauen Große Herrn und große Frauen.

Seele so rein und tief erfüllte, und welches das unverdächtigste Zeugniß von Lavaters edler und unvergeßlicher Persönlichkeit ist.

13. Lavaters Charakter.

Wenn wir zum Schlusse aus all dem Vorhergehenden ein Gesammtbild Lavaters zusammenfassen sollen, so ist klar, daß seine Schriften von seinem Wesen und seiner Wirksamkeit einen unvollständigern und mangelhaftern Begriff geben, als dieß bei irgend einem andern berühmten Schriftsteller seiner Zeit der Fall ist. Es wäre aber sehr irrig und ungerecht, den Schluß machen zu wollen, daß, weil Lavaters Schriften nach ihrem Gesammteindruck und nach ihrem Werthe für die Gegenwart, namentlich von Seite der Form, unbefriedigend sind, der Mann überhaupt von seiner Zeit überschätzt worden sei. Es gehörte allerdings zu der Vielseitigkeit von Lavaters Lebensaufgaben, daß er auch über seinen persönlichen Bereich hinaus schriftstellerisch wirken wollte; allein sein wahres Geschick und sein Beruf bestand in der unmittelbaren und persönlichen Wirksamkeit. Das Edle, Würdige, Anmuthige, Wohlmachende seiner Persönlichkeit, die Gewandtheit und Kunst, Jeden von seiner Seite zu fassen und sein Herz zu gewinnen und vor Allem die Macht unermüdlicher christlicher Liebe und das damit verbundene Geschick sich selbst ganz zu geben, verschafften in seiner Person dem lebendigen Worte eine Gewalt und eine Wirkung, wie bei keinem Andern seiner Zeitgenossen. Diese Ueberlegenheit der unmittelbaren Einwirkung veranlaßte daher Lavatern in seinen spätern Jahren, nach der Erfahrung, daß sein geschriebenes Wort so oft verkannt und mißdeutet wurde, dieses nur „für Freunde" zu bestimmen, d. h. für solche, welche schon persönlich für ihn gewonnen waren. Es war nämlich in Lavater die seltene Gabe vereint, daß er neben dem ausgezeichneten Redner ein noch bezaubernderer gesellschaftlicher Unterhalter war. Man konnte ihn bei dem Geschäftsüberdrang und seiner beständigen Bereitwilligkeit zum öffentlichen Worte bisweilen sehr mittelmäßig predigen hören; aber weil er nie von Launen beherrscht war, sich den Menschen gegenüber stets in seiner Gewalt hatte, an humaner Aufmerksamkeit nie ermüdete und in zwangloser Unterhaltung immer lieblicher und genialer aufleuchtete: so war Jeder, der seines vertraulichen Gespräches theilhaftig geworden, gewonnen, entzückt, erbaut. Namentlich hatte vielleicht kein Deutscher in höherm Grade die Gabe

beſeſſen, das Vertrauen und die Verehrung der Frauen zu gewinnen. Es war in dem wohlgebildeten Manne „mit Mondſtral im Geſichte," wie Claudius ſich ausdrückt, ein ſüßer Zauber, der die Frauen zu ihm hinzog; ſo wie hinwieder ſeine leicht und tief erregbare ſinnlich-geiſtige Liebefähigkeit und Mittheilſamkeit ihm Frauenumgang angenehm und werthvoll machte. Hegner bemerkt: „Er fühlte ſeine Vorzüge nie beſſer, als im Umgang mit gebildeten Frauen, die ihn verſtanden." Er war durchaus frei von ſchöngeiſtiſcher Sentimentalität und ſüßlicher Romantik; vielmehr zeigte ſein Benehmen gegen die Frauen eine einfache im bibliſchen Sinne patriarchaliſche Männlichkeit, gepaart mit aller Würde des Anſtandes und der feinen Sitte. Mit dem Wohlwollen des Freundes verband er immer die ernſte Freimüthigkeit des Geiſtlichen, und ſein Benehmen war ſo ſicher, offen und frei, daß alle die Frauenhuldigung, welche ihm von allen Seiten in Heimat und Fremde, von Bürgersfrauen und Fürſtinnen entgegenkam, ſeinen Feinden und Spöttern keinen Halt zu übler Nachrede gab. Dagegen war das Verdienſt ſtiller, leitender und anregender Wirkſamkeit in ſolchem Kreiſe ſehr bedeutend, und eine Sammlung ſeiner Briefe an die vor ihm ſich erſchließenden Herzen würde ein ſeltenes Buch der Weisheit für Frauen und Mütter darbieten können. Die ganze Kraft und Fülle ſeiner Liebe aber offenbarte ſich am ſchönſten in ſeinem eigenen Hauſe. Liebe, Heiterkeit und Würde machten ihn zum beſten Hausvater. Daher ſchrieb Stolberg an Claudius: „Wenn meine Phantaſie ermüdet iſt, und ausruhen will, ſo führe ich ſie in das Haus meines Lavater; es wird mir wohl, wie es mir jedesmal innig wohl ward, wenn ich die Schwelle dieſes geliebten Hauſes betrat. Inniger Friede, ſtiller, ſeliger Genuß erfüllte oft meine Seele, noch eh ich ihn ſah, wenn mir ſeine lieben Kinder froh und koſend entgegenliefen, oder wenn ich durch die halbgeöffnete Thür des Nebenzimmers ſeine treue, ſanfte, liebenswürdige Gattin erblickte. Und wenn ich ihn ſelber ſah! Wenn er mit herzlicher Liebe uns alle drei umſchloß! O, mein Claudius, Sie müſſen ihn ſelbſt ſehen! Wie gewinnt dieß Herz, näher gekannt zu ſein, dieß Herz, welches ſo viel umfaßt, als ſein Genie!" Dieſen Eindruck nahmen hundert Andere aus Lavaters Hauſe. Hegner als Hausfreund bezeugt: „Wer in ſeiner häuslichen Nähe gelebt hat, konnte aus täglicher Erfahrung wiſſen, welch ein froher, liebender, zärtlicher, unerſchöpflich ſcherz- und geiſtreicher Hausvater und Gaſtfreund er war, und darin immer gleich in trüben wie in heitern Tagen." Er war immer derſelbe, als Jüngling gegenüber der Braut,

in den Eröffnungen seines Tagebuches, in seinen Gedichten, Briefen, Sinnsprüchen, und als er im Kreise der Seinigen dem Tode entgegenschaute. Es läßt sich kaum ein anderer bedeutender Mann seiner Zeit nennen, welcher bei seiner umfassenden Thätigkeit noch das Herz hatte, das Glück liebevoller Häuslichkeit in That und Wort so reich und erhebend zu bewähren und zu genießen. Selbst Goethe bekennt, als er zum ersten Male in Lavaters Haus war: „Wir sind in und mit Lavatern glücklich; es ist uns Allen eine Cur, um einen Menschen zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt."

So ausgezeichnet aber Lavaters anregende und belehrende, erbauende und tröstende Thätigkeit war, so fehlte ihm dagegen jene durchgreifende reformatorische Kraft, um eine tiefwirkende und nachhaltige Erweckung und Sinnesänderung unter den von ihm zu religiösem Leben Angefachten hervorzubringen. Denn außer seinen unmittelbaren Erbauungsschriften waren seine sonstigen religiösen Werke durchweg für denkende Leser geschrieben, denen er Empfänglichkeit und Interesse für philosophische Untersuchung zumuthete, und mit seiner allereigensten Gedankenform nicht verschonte. Eben so ist es auffallend, wie fest Lavater auf die Kraft des Gebetes und die Nothwendigkeit seiner Erhörung baute, und wie schwach die unmittelbaren Wirkungen des Gebets waren, welche durch ihn zu Stande gebracht werden konnten; während in unserer Zeit schlichtere und weniger begabte Männer die Wahrheit seines Glaubens entschieden durch die That bewährten. Allein es war ein zu andringendes Hervorstellen seiner Persönlichkeit, ein zu ungeduldiges, den Himmel bestürmendes Verlangen nach besonderer Auszeichnung, ein zu unruhiges und heftiges Wirken seines persönlichen Willens, als daß sein Streben zur völligen Einheit mit dem ewigen Willen gelangt wäre; auch übten seine zarte, reizbare Leiblichkeit, und seine feurige, bisweilen überströmende Einbildungskraft eine doch mitunter störende und trübende Gewalt über ihn aus, so daß er jenen Grad der Heiligung und Gottgelassenheit nicht erreichte, um apostolischer Kräfte theilhaftig zu werden. Es war aber auch das schon eine bedeutende Auszeichnung in einer so sehr auf das Aeußerliche und Begreifliche gewendeten Zeit, daß er fest am Glauben an die für das Erdenleben erreichbaren höhern Kräfte des göttlichen Geistes hielt; und selbst daß die Unklarheit seiner Erkenntniß und das Unzureichende seiner Erfahrung ihn nicht ermatten ließ, mit einer Treue, welche ihm als Eigensinn zum Vorwurf gemacht wird, bei der Ahnung einer ewigen

Wahrheit zu beharren', kann im Urtheile der neuern Zeit Lavatern nur günstig sein. Die Feder in der Hand stand er mit unzureichenden Mitteln einer auf ganz anderer Fährte begriffenen Zeit gegenüber; während hingegen seine vielseitige, edle, versöhnende, weitherzige Persönlichkeit vielfache Siege feierte. Die Gediegenheit seines Wesens und die Tüchtigkeit seiner Gesinnung ergiebt sich am kräftigsten aus der Stellung, welche er der weichlichen, sittlich zerflossenen Richtung seiner Zeit gegenüber einnahm: „Unser tagdiebähnliche Schön-Geist muß zu Taglöhnerarbeit unerbittlich und unablässig angehalten werden. Eine gewisse kaltruhige, derbfeste Strenge gegen ihn ist das einzige mögliche Heilmittel." — Eine schöne Seite in Lavaters Charakter bildet seine völlige Offenheit. Es ist kaum ein Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, welchen man seiner Gesinnung und seinem Charakter nach aus seinen Werken so ganz kennt, der mittelbar und unmittelbar ein so treues Bild von sich selbst giebt. Wenn man sich nicht für das einzelne Werk an sich interessieren kann, so ist dasselbe doch ein Beitrag zur Zeichnung einer Persönlichkeit, welche um so mehr anzieht, je mehr man von ihr weiß. Indem man Lavatern in seinen Schriften verfolgt, fühlt man gerade bei ihm, der im Aeußern des Menschen wie in einem offenen Briefe sein Inneres zu lesen wußte, das Bedürfniß des Schauens: ihn selbst hätte man sehen sollen, um die Gewalt zu begreifen, welche seine Person in weiten Kreisen ausübte. Sein Ruhm so wie die mit seinen physiognomischen Studien verbundene persönliche Liebhaberei brachten es mit sich, daß Lavater sehr oft gemalt oder gezeichnet wurde. Man muß sich nicht wundern, wenn eine so feingebildete und mannigfaltig belebte Persönlichkeit nicht leicht so getroffen wurde, daß man eine deutliche Anschauung seines Wesens erhält. Selten ist der geistliche Charakter und der Weltmann gehörig zu einem harmonischen Ganzen verbunden. Während gewöhnlich die feierliche Würde voransteht, giebt hingegen ein Bild von Diogg mehr jene belebte, heitere, weltmännische, scharf nach Außen gerichtete Gestalt, mit jenem wunderbaren Auge, welches klar durchdringend die Außenwelt gleichsam in sich hineinsaugt. Dieses Bild ist es, dessen Auge Lavater im Scherz und doch wieder mit einer kühnen und liebenswürdigen Offenheit also zeichnet:

„Du wirst in meinem Aug' ein amoroses Schmachten,
Licht, Nacht, Etourderie und List, mit Lust betrachten."

Was man Volksmann nennt, war Lavater in höherm Grade als irgend einer seiner Zeitgenossen: denn mit Menschen der verschiedensten Art

stand er in der genauesten Verbindung, und wußte den Bauer und den Handwerker so vertraulich an sich zu ziehen, wie das Herz der Großen zu gewinnen. Zu seiner Zeit diente es ihm zur Empfehlung, ein Schweizer zu sein, und seine offene Schweizerart und sein Schweizerdialekt trugen mit dazu bei, die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken. So einfach Lavater mit den Seinigen in seinem Hause lebte, so brachten seine Verbindungen und Besuche und sein physiognomisches Kabinet einen Aufwand mit sich, der fast über seine Kräfte ging. Allein jede Lockung von Ehre und Gewinn konnte ihn von seinem geliebten Zürich keinen Augenblick abwendig machen. So sauer ihm ein Theil seiner Mitbürger zuweilen seine Stellung machten, so war doch Herz und Wirksamkeit, Auge und Lebensgewohnheit so innig mit Zürich verbunden, daß er nach jeder Reise mit einem gewissen Heimweh dahin zurückkehrte. Die letzten zehn Jahre fesselte ihn auch die treue Liebe zu seiner Vaterstadt immer ernster und ungetheilter an seine nächste Umgebung, und für sein Zürich zu arbeiten und zu wirken überwog ihm jede andere Auszeichnung. Lavater war es vorzüglich, welcher zu einer Zeit, da die Berge noch weniger Anziehungskraft ausübten, Zürich zu einem Mittelpunkte geistiger Besucher machte. Daher sagt Garve von Lavater: „Ich habe niemand von Zürich wieder kommen sehen, der nicht von Lavater eingenommen gewesen wäre. Ein solcher allgemeiner und gleichförmiger Eindruck kann nicht ohne Wahrheit sein.“ Wenn bei Lavater dem Schriftsteller ein Stillstand geistiger Entwicklung eingetreten war, nachdem er die Mitte des Lebens kaum erreicht hatte, so wurde doch sein Charakter immer weiter, großartiger, geläuterter; die Seltsamkeit einzelner Vorstellungen milderte sich und es trat in überraschender Uebereinstimmung der schönste Verstand, die reichste Erfahrung und die humanste Bildung hervor: darum ist Lavater als Charakter einer der eigenthümlichsten Menschen und als lebendiger Ausdruck christlicher Wahrheit und Gesinnung der bedeutendste Mann seines Jahrhunderts.

Was Lavater für unsere Zeit ist, spricht Nitzsch folgender Maßen aus*): „Unter denen, welche von Schluß des achtzehnten Jahrhunderts das der Kirche durch eingebildete Rechtgläubigkeit oder eingebildete Aufklärung verrückte Ziel zurecht rücken halfen, steht Lavater keinem nach,

*) Ueber Lavater und über Gellert. Zwei Vorträge von K. J. Nitzsch. Berl. 1857.

ſondern inſoweit allen voran, als er dafür die volle Einheit von Lehre und Leben in Anſpruch nahm und ſeine ganze Perſönlichkeit mit einſetzte. — — Lavater muß viele Male wie ein verborgener Säemann auf dem Felde der reſtaurativen Theologie des neunzehnten Jahrhunderts erſcheinen. Jeder aufmerkſame Leſer Lavaters wird ſich überzeugen können, daß bei ihm ſchon alle Elemente der heutigen chriſtologiſchen Beſtrebungen, die dahin gehen, das menſchliche Bewußtſein des Gottmenſchen denk- und vorſtellbar zu machen und eben von dieſer Baſis aus überhaupt die Perſon des Erlöſers und ſein hiſtoriſches Leben verſtändlicher, reichlich vorkommen."

XI. Peſtalozzi.

1. Peſtalozzi's erſte Richtung.

Es iſt ein bemerkenswerther Umſtand, daß Zürich zu gleicher Zeit zwei Männer wie Lavater und Peſtalozzi hervorgebracht hat. Zwar giebt es nicht leicht zwei Charaktere, welche nach Anlagen, Lebensgewohnheiten und geſellſchaftlichen Verbindungen verſchiedener geweſen wären. In Lavater eine ſeltene Harmonie von leiblicher und geiſtiger Schönheit, ein edles Gleichgewicht, ein wohlthuender Ordnungsſinn nach Innen und Außen, eine den Feind verſöhnende, den Freund bezaubernde Anmuth des Umgangs; in Peſtalozzi dagegen eine durch körperliche Vernachläſſigung ſonderbar auffallende Häßlichkeit, ein ſtürmiſcher Wechſel von Gemüthsbewegungen und Stimmungen, ein ſorglos träumeriſches Vergeſſen aller Weltformen. Allein beide Männer zeichneten ſich vor allen ihren Zeitgenoſſen durch eine unauslöſchliche Menſchenliebe und durch die aufopferndſte Hingebung für die Armen aus. Dieſe Uebereinſtimmung zweier in Geſinnung und Lebensaufgabe ſo verſchiedener Männer war indeſſen keine Zufälligkeit, ſondern eine Folge der zu jener Zeit in Zürich ſich kundgebenden Geiſtesrichtung. Bodmer und ſeine Freunde bildeten durch Lehre und eigenen Vorgang ihre jungen Mitbürger zu einem theoretiſchen und praktiſchen Philanthropismus, und nahmen ſich mit beſonderer Vorliebe des Volkes und ſeiner Erhebung an. Es iſt daher ein ſprechendes Zeugniß für den Geiſt Zürichs in jener Zeit, daß aus ihm die beiden größten und wirkſamſten Freunde des Volkes im achtzehnten Jahrhundert hervorgingen. Im Gemüthe Peſtalozzi's hatte ſeine Menſchenliebe einen andern Urſprung und eine andere Richtung als bei Lavater. Während ſie bei dieſem aus dem heitern Borne einer lebendigen, freudigen, von Jeſu Chriſto erfüllten und gehobenen Seele hervorging, hatte dieſelbe bei Peſtalozzi

von früher Jugend an unter mancherlei Dornen und Laſten ſich hindurchzuarbeiten. Auch darin ſtehen ſich die beiden Männer beſonders nahe, daß die Bildungsmittel und der bildende Einfluß ihrer Zeit, namentlich Bücher, wenig auf ſie wirkten, ſo daß beide unter den ſogenannten Originalgenies jener Periode eine vollberechtigte Stellung einnehmen. Bei ſo ſelbſtändigen Charakteren aber ſind die Einwirkungen, welche in ihrer Umgebung lagen und die unbewußt und unwillkürlich ſie erfaßten, um ſo bedeutender und tiefer. Namentlich bei einem Manne von ſo reizbarer und heftiger Natur und von ſo tiefem Gemüthe wie Peſtalozzi war, mußten die erſten Jugendeindrücke und Erlebniſſe ſich tief eingraben und beſtimmend in ſein Weſen übergehen. Um ſeine eigenthümliche Richtung kennen zu lernen, verdient daher Peſtalozzi's Jugendleben eine beſondere Beachtung.

Johann Heinrich Peſtalozzi, geboren zu Zürich den 12. Jänner 1746, gehörte einer angeſehenen Familie an, deren Glieder ſich in der Kaufmannſchaft und im Staate rühmlich bethätigten. Dieſes Verhältniß, welches ihm Gelegenheit gab, die patriciſchen Zuſtände Zürichs und deren wohlthätigen Einfluß kennen zu lernen, trug dazu bei, in dem liebevoll den Geringen zugewendeten Volks- und Armenfreund dennoch die Anſicht zu befeſtigen, daß die Beförderung der Volkswohlfahrt nicht von der Maſſe des Volkes ſelbſt, ſondern von der Einſicht und dem Edelſinn einzelner Höhergeſtellter zu erwarten ſei. Den Vater, der Arzt war, verlor er früh. Er meinte aber in ſeinem Charakter und in ſeinen Eigenſchaften eine auffallende Aehnlichkeit mit ſeinem gelehrten Ahnherrn väterlicher Seite, dem Chorherrn Baptiſt Ott, zu haben, indem er von dieſem ſeine argloſe Gutmüthigkeit und ſeine leichtſinnige Unbedachtſamkeit geerbt haben möchte, wobei er namentlich, wie dieſer, in zu großer Meinung von ſich ſelbſt ſtets mehr unternommen, als er zu Ende bringen konnte. Seine Mutter war eine Tochter des Pfarrers Hotz von Höngg und die Nichte des berühmten Arztes dieſes Namens in Richtenſchweil. Als Witwe lebte ſie mit ihren drei Kindern in beſchränkter Zurückgezogenheit, mehr auf die Verwandtſchaft ihrer Seite hingewieſen. So kam der junge Peſtalozzi häufig zu ſeinen Verwandten an den Zürichſee, und theilte in dieſer Umgebung das bittere Gefühl der durch die Hauptſtadt in ihren Rechten und Gewerben beſchränkten Seebevölkerung*). Denn der Arzt Hotz

*) „Mit Bitterkeit hörte ich ihn öfter über die „gnädigen Herren in Zürich", wie er ſich ausdrückte, ſprechen. Als ich einmal in einem Geſpräch den Ausdruck „freie

war ein auch im Auslande rühmlich bekannter, durch Beruf und Charakter ausgezeichneter Mann; gleichwohl ward ihm in Zürich die verdiente Anerkennung nicht zu Theil. Und nur im Auslande konnte deſſen Bruder, der öſterreichiſche General, ſeine Laufbahn machen. Durch die Hotz'ſchen Familienverbindungen ſtand Peſtalozzi auch mit Frankfurt in Berührung. Durch ſeine mütterliche Familie gehörte alſo Peſtalozzi einerſeits der politiſchen Demokratie, anderſeits aber der Ariſtokratie des Genies an, welche beide Einflüſſe ſich bei ihm durchweg in aller Beſtimmtheit geltend machten. Namentlich aber wurde er von frühe an durch ſeinen Großvater mit dem Landvolke bekannt, indem derſelbe ſich mit Liebe der Schule annahm und der Privatſeelſorge beſondere Aufmerkſamkeit widmete, welche unter dem Einfluſſe der rationaliſtiſchen und äſthetiſchen Richtung jener Zeit von den Geiſtlichen vernachläſſigt wurde. Allein der baldige Tod dieſes Großvaters beraubte ihn der Ausſicht auf eine kräftige Erziehung. Denn die Mutter konnte ihm dieſe nicht geben, da der ſterbende Vater, wie wir wiſſen, in dieſer Beziehung von der treuen Magd des Hauſes mehr erwartet zu haben ſcheint und ſie daher zum Bleiben im Hauſe verpflichtete. Peſtalozzi war daher zur Zeit ſeiner Jünglingsjahre ſich ſelbſt in träumeriſcher Abgeſchloſſenheit überlaſſen, ſo daß ihm die Bildung zur männlichen Kraft völlig mangelte. Denn ſo ausgezeichnet Bodmers und Breitingers Unterricht für wiſſenſchaftliche Anregung war, ſo wenig wußten dieſelben die Ausübung fürs praktiſche Leben zu fördern. Mit klarem Blicke ſieht Peſtalozzi im Alter auf die Mängel ſeiner Jugendbildung zurück, indem er ſagt: „Unabhängigkeit, Selbſtändigkeit, Wohlthätigkeit, Aufopferungskraft und Vaterlandsliebe war das Loſungswort unſerer öffentlichen Bildung. Aber es fehlte das Mittel zu dieſen Eigenſchaften zu gelangen, die ſolide Ausbildung der praktiſchen Kräfte. Es wurde lebendig und reizvoll darauf hingelenkt, die äußern Mittel des Reichthums und der Ehre geringzuſchätzen; durch Sparſamkeit und Ein-

---

Schweizer-Bauern" gebrauchte, bemerkte er mit Heftigkeit: „Sprich nicht von freien Schweizer-Bauern: ſie ſind mehr Leibeigene als in Livland!" Von ſeiner Animoſität gegen alle Gewalthaber zeugt auch das Wort, das er einſt in meiner Gegenwart dem Prof. Benzenberg ſagte, als ein Knabe die ſelbſtändige Löſung einer von B. ihm gegebenen Aufgabe gegen deſſen Einwendungen keck vertheidigte, — das Wort: „Seht ihr, ſehet ihr! das will ich, der wird ſich ſein Recht nicht nehmen laſſen!"

Anmerkung W. Hennings, eines der preußiſchen Zöglinge Peſtalozzi's, geweſenen Seminar-Direktors in Köslin.

ſchränkung ſollte man häusliches Glück und bürgerliche Selbſtändigkeit gewinnen, ohne die Kraft des Erwerbs zu beſitzen. Die Erſcheinung Rouſſeau's war ein vorzügliches Belebungsmittel der Verirrungen, zu denen der edle Aufflug treuer, vaterländiſcher Geſinnungen unſere vorzügliche Jugend in dieſem Zeitpunkte hinführte, der dann durch den bald darauffolgenden großen, leidenſchaftlichen Weltgang in ſteigende Einſeitigkeit und Verwirrung überging, und durch die Miterſcheinung von Voltaire und ſeiner verführeriſchen Untreue am reinen Heiligthum des religiöſen Sinnes mitwirkte, eine neue Geiſtesrichtung zu erzeugen, die weder das alte Gute, was als Segen der Vorzeit den ſchweizeriſchen Städten geblieben, zu erhalten, noch irgend etwas ſolid Beſſeres zu erſchaffen geeignet war. Auch bei mir, geſteht Peſtalozzi, war die Erſcheinung Rouſſeau's der Anfangspunkt der Belebung der böſen Folgen, welche ungünſtig auf die Erneuerung der altſchweizeriſchen Geſinnungen wirkten. So wie ſein Emil erſchien, war mein im höchſten Grade unpraktiſcher Traumſinn von dieſem eben ſo im höchſten Grad unpraktiſchen Traumbuch enthuſiaſtiſch ergriffen. Auch das durch Rouſſeau neu belebte, idealiſch begründete Freiheitsſyſtem erhöhte das träumeriſche Streben nach einem größern, ſegensreichen Wirkungskreiſe für das Volk in mir*)."

Sowohl dieſer Einfluß Rouſſeau's, als die Richtung ſeines vertrauteſten Jugendfreundes Bluntſchli, welcher auf dem Todbette ſeine Zweifel über die Unſterblichkeit der Seele kalt erörterte, nebſt dem Mißlingen ſeiner erſten Predigt, brachte Peſtalozzi vom Plane ab, Geiſtlicher zu werden. Dagegen hoffte er im Studium der Rechte eine Laufbahn zu finden, wodurch er auf den bürgerlichen Zuſtand ſeiner Heimat wirkſamen Einfluß erhalten könnte. Lavaters That gegen den Landvogt hatte unter den Jünglingen Zürichs ein ſtolzes Selbſtgefühl hervorgerufen. Auch in Peſtalozzi glühte der Zorn gegen die Mißbräuche und Ungerechtigkeiten in der Verwaltung ſeines Vaterlandes. Im Verein mit Bluntſchli und Chriſtoph Heinrich Müller, dem nachherigen Profeſſor in Berlin, der als Bodmers Schüler und Nachfolger

*) „Rouſſeau's Grundanſicht von der Reinheit der menſchlichen Natur in den Kindern und wie dieſelbe unter den Menſchen entarte, theilte P. bis zu ſeinem Tode. Noch zwei Jahre vor ſeinem Tode, da ich ihn im Sommer 1825 auf ſeinem Neuenhof beſuchte, erklärte er mir rundweg: eine Erbſünde nehme er nicht an und an die Dreieinigkeit glaube er einmal nicht."

Anmerkung W. Henningſ.

die „Sammlung deutscher Gedichte aus dem zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert" herausgab, wollte daher auch Pestalozzi früh einen Beweis seiner Liebe zur Gerechtigkeit und zum Volke geben; demnach wurde eine Schrift verfaßt, welche die Ungerechtigkeiten der Regierung von Zürich rügte. Diese wurde als „aufrührerisch" vor dem Rathhause der Stadt durch den Henker verbrannt, und die entdeckten Urheber traf ein Mißfallen der Regierung, welches Pestalozzi zugleich jede Aussicht auf Beförderung im Staatsdienste abschnitt. Er verließ daher die Stadt und zog sich zu seinen Hotz'schen Verwandten nach Richtenschweil zurück. Pestalozzi erblickte in diesem Vorgange die Quelle alles nachherigen Mißgeschicks, indem er dadurch auf ein weitaussehendes Geschäftsleben hingedrängt wurde, vor dem sein sterbender Freund Bluntschli ihn gewarnt hatte. — Aus jener ersten Zeit, da sich Pestalozzi zum Ankläger der verdorbenen Sitten seiner Vaterstadt aufwarf, hat sich sein erster schriftstellerischer Versuch erhalten, „Agis"*) (1765), wo Pestalozzi in glühenden Farben eine rhetorische Darstellung der Verdienste dieses jungen Märtyrers für die Wiederherstellung der spartanischen Gesetze und Sitten entwarf. Schon in den ersten Gedanken spricht sich die Gesinnung des Zöglings von Rousseau und Bodmer aus. „Agis war zu einer Zeit König in Lacedämon, da die Einfalt der Sitten gewichen war; damals waren die Gesetze Lykurgs entweihet, und die Grundfesten des Lacedämonischen Staats, die Armuth, die Enthaltsamkeit und die Liebe zur Arbeit, waren schon sehr entbehrliche Tugenden. — — — Es war schon kein Verbrechen mehr reich zu sein; und Gold und Silber verbannten, Lacedämon! dir dein geheiligtes Eisen; und mit ihm wich deine Enthaltsamkeit selbst."

Mehrere Biographen lassen Pestalozzi schon nach seinem unfreiwilligen Rücktritte vom Rechtsfache ausrufen: Ich will Schulmeister werden. Allerdings stellt es Pestalozzi in seinem Schwanengesange selbst so dar, indem er von diesem Zeitpunkte sagt: „Ich warf mich auf den alten Plan, verbesserte und vereinfachte Unterrichtsmittel in die Wohnstube des Volks zu bringen, mit gedoppelter Lebendigkeit zurück, und hoffte auf diese Weise in einer ruhigen, glücklichen häuslichen Laufbahn bei dem Zustand des gemeinen Volks durch meinen Einfluß auf die Vereinfachung seines Unterrichts und eine tiefer begründete Bildung seines ökonomischen Erwerbs im Stillen wohlthätig auf meine Umge-

*) S. Lindauer Nachrichten, 12. Stück, 1766.

bung wirken zu können.“ Allein ſo unſchätzbar Peſtalozzi's Eröffnungen über ſich ſelbſt aus ſeiner letzten Zeit für ſeine Charakteriſtik ſind, ſo müſſen ſie dagegen für hiſtoriſche Thatſachen mit großer Sorgfalt geprüft werden, indem er, ſich ſelbſt täuſchend, in ſein Leben von Anfang an eine Planmäßigkeit pädagogiſcher Beſtrebungen hineinlegte, für welche ſich ſonſt keine gleichzeitigen Belege vorfinden. Wenn ſich übrigens Peſtalozzi von der Wiſſenſchaft zum Landbau wandte, ſo darf man ſich darob nicht wundern, da damals allgemein für das Landleben und ſeine Geſchäfte geſchwärmt wurde, da beſonders die naturforſchende Geſellſchaft in Zürich für den Landbau thätig war und Hirzel durch ſeine Schrift über Kleinjogg für dieſe Thätigkeit begeiſterte. Durch den Entſchluß, ſich als Landwirth mitten unter das Volk zu ſtellen, hoffte Peſtalozzi beinebens allerdings, an deſſen Bildung und Verbeſſerung zu arbeiten. Er brachte ein Jahr bei Tſchiffeli, dem berühmten Berner Landwirthe, zu; allein er fand ſpäter, bei allen Kenntniſſen und Beſtrebungen, Tſchiffeli's Landwirthſchaft, ſo wie ſeine Lebens- und Weltanſichten in praktiſcher Beziehung ſo wenig ſolid, daß er zwar große An- und Ausſichten, aber wenig praktiſche Einſicht und Fertigkeit davon getragen. Im Jahre 1768 kaufte der einundzwanzigjährige Peſtalozzi mit dem kleinen Reſte ſeines väterlichen Vermögens um eine geringe Summe gegen hundert Juchart dürres Weideland nahe bei Habsburg im Aargau, mit der Hoffnung auf Verbeſſerung, baute darauf ein ſchönes Haus im italieniſchen Styl und gab der ganzen Beſitzung den Namen „Neuenhof“*). Peſtalozzi hatte ſich bei Tſchiffeli vorzüglich mit der Krappkultur bekannt gemacht, welche einen großen Gewinn zu geben verſprach; und im Vertrauen auf die bei Tſchiffeli gewonnenen Kenntniſſe verband ſich ein reiches Handelshaus ſeiner Vaterſtadt mit ihm. Das beträchtliche, aber geringe Gut, welches verbeſſert werden ſollte, zugleich mit der Abſicht, noch mehr Land zu erwerben, die Aſſociation auf Gewinnung des Krapps, die unverhältnißmäßige Hausbaute — dieß Alles lag weit ab von der Abſicht und der Vorbereitung, Schulmeiſter zu werden. Und als er bald die Tochter eines angeſehenen Hauſes in ſeine ländliche Einſamkeit einführte, ſo iſt der warme Antheil, den ſeine Gattin an ſeinen Plänen nahm, wohl von der Landwirthſchaft und dem durch dieſelbe auf das Volk zu bewerkſtelligenden emporhebenden Einfluſſe zu verſtehen, aber nicht von einem

*) S. Zürcher Taſchenbuch auf d. J. 1859. „Heinrich Peſtalozzi und Anna Schultheß“ vom Verfaſſer.

unmittelbaren Wirken für die Schule. Auch läßt seine bekannte offene Erklärung an die Geliebte, und indem er „von wichtigen und bedenklichen Unternehmungen" spricht, welche ihn drängen, noch nicht schließen, daß er jetzt schon sein Leben der Volksbildung und der Schule widmen wolle. Denn seine Liebe zum Volk bewegte sich noch in großartigen Idealen, allein bei den Gefahren, in welche ihn dieselben führen können, ist es nur um so bedeutsamer, daß der Jüngling voll Stolz und Hoffnung in die Zukunft blickt, um der Geliebten in ländlicher Stille ruhige und glückliche Tage zu bereiten. Doch sein unvorsichtiger und zweckwidriger Hausbau, welcher mit der demüthigen Beschränktheit des Schullehrerlebens noch völlig im Widerspruche stand, und der in der Umgebung verhaßte Haushalter, welcher die Besorgung und Leitung der Wirthschaft in Händen hatte, zunächst aber der Mangel eigener Tüchtigkeit und Anstelligkeit brachten ihn schnell in Mißkredit; so daß das mit ihm verbundene Haus seine Gelder zurückzog und er in Verlegenheit und Noth gerieth. Indem er unter diesen Umständen seinen Freund J. Heinr. Füßli um Beistand bittet, baut er die Hoffnung der Gewährung keineswegs auf seine gemeinnützigen Unternehmungen, sondern er sagt ganz einfach: „Sie erheitern dadurch die Tage eines kleinen Hauses, das ohne solche Sorgen sonst ruhig wäre, und voll Hoffnung und angenehmer Aussichten ist." Vertraute Familienpapiere aus dieser Zeit legen die tiefe Betrübniß seiner Angehörigen über die Verwirrung des Haushaltes in Birr dar. Den 3. Mai 1773 heißt es: „Pestaluz hat ein schweres Joch auf sich, es fehlt ihm an Ordnung in Allem; ein Bauer ist er nicht und ein Staatsgelehrter kann er nicht werden." Im Frühlinge des Jahres 1775 suchte er sich durch Betreibung der Baumwollenspinnerei zu helfen. Allein gegen Ende des Jahres muß sein Schwager Heinrich Schultheß von ihm bemerken: „Es steht mit seinem Gewerbe sehr kritisch aus; es ist richtig, was ich schon lange gesagt und vorhergesehen; er ist nicht Manns genug für sein Gewerbe, er hat weder Ordnung, noch Klugheit, noch Geduld um von einer Stufe zur andern zu steigen. Entweder muß er dem Comercieren und Fabricieren den Abschied geben, oder er ist sich und unserm Hause zur Plage und Schande." Mit rührender Bereitwilligkeit suchten indessen seine Mutter sowohl als seine Schwäger dem Ruin durch ihre aufopfernde Beihülfe zuvorzukommen*).

*) Die Schulden beliefen sich auf 15,000 fl., das Deficit auf 8000 fl. Die Kreditoren traten auf ein Accommodement mit 36 p. C. ein. Die Familie wünschte,

Um auf dem geliebten Neuenhof bleiben zu können, entſchloß er ſich jetzt erſt zu einem gewagten und mühvollen Verſuch, als dem letzten Anker in der Noth, und dieſes war das Projekt einer Armenſchule. Peſtalozzi freilich, gewöhnt, ſeine theuerſte Lebensaufgabe, die Armenſchule, von vorne herein in einen großen idealen Zuſammenhang zu bringen und als urſprünglichen Lebenszweck ſich zu vergegenwärtigen, äußert ſich in ſeinem Schwanengeſang darüber alſo: „Ich verſuchte eine Anſtalt zu begründen, die dem ganzen Umfang der träumeriſchen Hoffnungen, welche ich mir in meinen frühen Jahren davon machte, entſprechen ſollte. Der Glaube an meine Fähigkeit, diesfalls etwas leiſten zu können, das für meine Zwecke in einem großen und weitführenden Umfange einzuwirken geeignet ſey, belebte mich forthin mit einer unüberſteiglichen Gewalt. Ich wollte mein Gut zu einem feſten Mittelpunkt meiner pädagogiſchen und landwirthſchaftlichen Beſtrebungen, um deren willen ich meine Vaterſtadt verließ, erheben.“ Allein der Begründer der Armenſchule verliert nichts dabei, wenn eine der ſegensreichſten Schöpfungen der neuern Zeit nicht das Ergebniß eines lang gehegten und reif ausgebildeten Gedankens war, ſondern es iſt nur ein um ſo größerer Beweis geiſtiger Kraft, wenn aus dem Drang der eigenen Noth eine ſo köſtliche und bleibende Frucht hervorging. Daß aber die Armenſchule ſelbſt für ſeine Vertrauteſten ein völlig neuer Gedanke war, geht daraus hervor, daß ſein Jugendfreund und Schwager, ſein Fürſprech bei der Familie, J. Kaſpar Schultheß, damals Pfarrer in Neuenburg, ſehr unangenehm überraſcht war, als das Projekt der Armenſchule auftauchte, und daher an ſeinen Bruder Heinrich ſchrieb: „Dagegen habe ich ihn beſchworen, von ſeinem unverdauten Entwurf, auf Subſcription Kinder zu erziehen, abzuſtehen, und es ſich zur größern Angelegenheit zu machen und als einen Ruf der Vorſehung anzuſehen, ſich ſelbſt und die Seinigen zu erziehen.“ Darauf antwortete der Schwager in Zürich: „Die Lage P. iſt dermalen ſo beſchaffen: er glaubt, wenn ſein Plan wegen Auferziehung armer verlaſſener Kinder Bernergebiets von den Herren von Bern gutgeheißen

---

daß Peſtalozzi ſein ganzes Gut an ſeinen Bruder Baptiſt überlaſſe; allein Peſtalozzi „wüthete gegen jede Bevormundung“ und ſeine Frau theilte ſeine Entſchloſſenheit. Denn es heißt unter Anderm: „Acht Tage waren P. und ſeine Frau hier; es war aber nichts mit ihnen zu machen. Sie reiſten wieder ab mit den härteſten Köpfen und den ſchwächſten Projekten: ſie wollen lieber den Schutt über ſich ergehen laſſen und in der Fremde ihr Brod ſuchen.“

werde, so könne er sich vermittelst hinlänglicher Unterstützung auf dem Wege der Subscription wiederum aufhelfen. Allein nach meinem Bedünken bindet er sich die Hände durch zu große Versprechungen. Und was wollen 6 fl. Subscription heißen, auch wenn er hundert Subscribenten fände? Ich rechne ein Kind für Nahrung und Kleidung wenigstens auf 60 fl.; er aber als ein feiner Kopf rechnet nur 30 fl. Erfahrne behaupten, er werde und könne damit nicht bestehen. Es wird Pestaluzen eine harte Nuß sein, Kinder lesen und schreiben zu lehren." Das schwerste nothgedrungene Opfer bestand aber darin, daß, indem sein Haus ein Obdach von Bettelkindern wurde, seine zartgebaute, kummergebeugte Gattin dieses Getümmel nicht ertrug, so daß von dieser Zeit an diejenige, welche ihm am meisten Muth und Trost geben konnte, oft jahrelang von ihm getrennt leben mußte. Dieser letzte Umstand beweist am deutlichsten, daß Pestalozzi's Armenschule auf dem Neuenhof eine Frucht herber Bedrängniß war; allein es ist nur um so größer, daß dieses Werk bitterer Schmerzen zum Fundament einer der gesegnetesten Institutionen der Zukunft wurde*).

Die Schinznacher Gesellschaft hatte die Gelegenheit dargeboten, daß edle Männer die geistige Kraft und das tiefe Gemüth Pestalozzi's kennen lernten. Als daher der beredte Aufruf zur Errichtung einer Armenerziehungsanstalt auf dem Neuenhof erschien, wurde derselbe, ungeachtet des Mißtrauens in Pestalozzi's praktische Tüchtigkeit, mit warmer Theilnahme aufgenommen, und Iselin und Battier in Basel, N. E. Tscharner und Grafenried in Bern, Lavater und Füßli in Zürich brachten nicht nur die gewünschte Anzahl von Subscribenten, sondern auch ein unverzinsliches Anleihen zusammen. Als nun Pestalozzi seine Anstalt beginnen konnte, so fehlte ihm wenigstens die tiefe Auffassung und die Einsicht für seine Aufgabe nicht. Denn man ist erstaunt, mit welcher Klarheit er den Zweck und den Umfang der Armenschule erkennt und mit welch tiefem Blick er die Mittel des Gelingens angiebt. Eine besonders kräftige und ermunternde Hülfe fand er in einigen Berner Landvögten, namentlich in Niklaus Emanuel Tscharner, demjenigen, welcher Pestalozzi später das Bild zum Arner bot. Dieser bevorwortete Pestalozzi's Versuch in Iselins Ephemeriden durch „Briefe über die Armenanstalten auf dem Lande" (1776), worin er

*) „Ueber seine Armenerziehungs-Versuche auf dem Neuenhof erklärte er: „Ich lebte mit den armen Kindern wie ein Bettler, um sie wie Menschen leben zu machen." Anmerkung von W. Henning.

die Aufgabe der Armenſchule im Geiſte Peſtalozzi's einfach und einleuchtend darthut, und in Hoffnung auf deſſen Unternehmen hinzufügt: „Sollten meine Betrachtungen auch nur Träume bleiben, ſo ſind es, wenigſtens für mich, angenehme und glückliche Träume. Doch Träume ſind bisweilen Ahndungen, die nicht ſelten erfüllt werden.“ — Im folgenden Jahre erſchienen dann in derſelben Zeitſchrift von Peſtalozzi „Briefe über die Erziehung der armen Landjugend“ an den Obigen, wo er im Eingange ſagt: „Ich bin nun drei Jahre beſchäftigt den Abſichten Ihres Traums nach meiner Lag und nach meinen Umſtänden genug zu thun! aber ach! wie wenig iſt der Anfang, den ich erreicht, wie unvollkommen, wie langſam gehen die Wege zu ſolchen Endzwecken, mit welchen vaſt unbeſieglichen Schwierigkeiten muß man in dieſem Fach, in dem man keinen Vorgänger, keinen Wegweiſer hat, kämpfen — hier in dieſem für die Menſchheit ſo wichtigen Fach lauft der Menſchenfreund im erleuchteten Jahrhundert in dunkeln Einöden ganz ungebahnte Pfade.“ Es iſt auch für unſere Zeit äußerſt lehrreich, wie ſcharf Peſtalozzi die Bedingungen einer guten Armenſchule feſtſtellt. „Der Endzweck in der Auferziehung des Armen iſt, neben der allgemeinen Auferziehung des Menſchen, in ſeinem Zuſtand zu ſuchen — der Arme muß zur Armuth auferzogen werden und hier iſt der Prüfungsknoten ob eine ſolche Anſtalt würklich gut ſey. Die Auferziehung des Armen fordert tieffe, genaue Kenntniß der eigentlichen Bedürfniſſe, Hemmungen und Lagen der Armuth, Kenntniß des Details der wahrſcheinlichen Lag ihrer künftigen Tage — denn es iſt allerdings Wahrheit, daß jeder Stand des Menſchen ſeine Jugend vorzüglich in den Einſchränkungen, Hemmungen, Beſchwärlichkeiten ſeiner ältern Tage üben ſoll, und ich glaube, das Weſentliche der Lehrzeit eines jeden Berufs beſtehe in den Uebungen der Beſchwärlichkeiten deſſelben, in der Geduld und Ueberwindung aller Wünſche, die an einer fortgehenden, ununterbrochenen Thätigkeit in künftigen Hauptpflichten hinteren würden, dieſe allgemeine Wahrheit finde ich am allerwichtigſten in der Auferziehung des Armen zum allerbeſchwärlichſten Berufe des Lebens. Der Menſchenfreund muß hinabſteigen in die unterſte Hütte des Elends, muß den Armen in ſeiner dunkeln Stuben, ſeine Frau in der Küche voll Rauch und ſein Kind am vaſt unmöglichen Tagwerk ſehen — das iſt die Hütte in der ein öffentlich erzogener Sohn einſt wohnen muß — ſeine Frau wird wahrſcheinlich in einer ſolchen Küche mit ſo wenig Geſchirr, mit ſo wenig umwechſelnden Speiſen ihre Haus-

haltung machen müssen, die oder diese Art beschwerlichen Verdiensts wird die einige Quelle zur Unterhaltung ihres Lebens seyn. Wenn diese Kinder bey so armen Eltern in so armen Hütten lebten, so würden sie nothwendig an alle diese Einschränkungen gewöhnt, daß sie ihnen nicht beschwerlich seyn würden — sie würden unter diesen Beschwerlichkeiten ruhig und glücklich leben können — eine gute Auferziehungsanstalt soll ihnen diese Ruh, diese Zufriedenheit nicht rauben — und das würde geschehen wenn der Menschenfreund, der arme Kinder auferziehen will, nicht genugsame Kenntniß der Armuth und ihrer Hülfsmittel hat, wenn er nicht in der ganzen Führung einer solchen Anstalt mit Lebhaftigkeit immer sich vorstellt, diese Kinder werden einst arme Leute seyn, sie werden in der Art sich zu erhalten nach den Ressourcen bequemen müssen, welche nach den Lokalumständen eines jeden Distrikts den Armen offen stehen. Er muß lebhaft empfinden, daß der ganze Erfolg der Auferziehung davon abhängen wird, daß der Abtrag der Arbeitsamkeit mit Aengstlichkeit besorgt, und alle Bedürfnisse des Lebens mit der genauesten Einschränkung genossen werden; biegsame Anschlägigkeit, folgsame, nachgebende Bescheidenheit, Uebung im ruhigen Umschauen und Berechnen des Abtrags der verschiedenen Unterhaltungswege des Armen — sind die wichtigsten Lehren der Auferziehung desselben." Unsere Zeit, welche dieses Grundgesetz nothwendiger Einfachheit in der Armenschule häufig überschreitet, kann vom Begründer der Armenschule lernen und bei ihm die Bedingungen des Gelingens derselben klar ausgesprochen sehen. Sein leitender Gedanke war, wie nachher Fellenberg ihn festhielt und durch Wehrli ausführte — die Erziehung armer Kinder lasse sich auf dem Lande ohne Ausgaben an Geld bewerkstelligen, indem der allmählig steigende Ertrag ihrer Arbeit die Kosten decke. Bemerkenswerth sind auch seine Ansichten, denen zufolge er der Beschäftigung mit Industrie für die sittliche Erziehung einen nicht geringern Einfluß beimißt als derjenigen mit dem Landbau; und eben so seine Ansichten über religiöse Erziehung. Am Ende spricht er es aus, daß das, was er nur aus Noth ergriffen hatte, von nun an der Beruf seines Lebens werden solle. — — „Wenn der Weg auch noch langsamer, noch mühvoller wäre, so sehnet sich doch meine Seele ihn zu gehen und mein Leben diesem Endzweck zu widmen. Edler Herr! Es ist unbeschreibliche Wonne, Jünglinge und Mädchen die elend waren wachsen und blühen sehen, ihre Hände zum Fleiß zu bilden und ihr Herz zu ihrem Schöpfer zu erheben, Thränen der betenden Unschuld im

die Aufgabe der Armenſchule im Geiſte Peſtalozzi's einfach und einleuchtend darthut, und in Hoffnung auf deſſen Unternehmen hinzufügt: „Sollten meine Betrachtungen auch nur Träume bleiben, ſo ſind es, wenigſtens für mich, angenehme und glückliche Träume. Doch Träume ſind bisweilen Ahndungen, die nicht ſelten erfüllt werden.“ — Im folgenden Jahre erſchienen dann in derſelben Zeitſchrift von Peſtalozzi „Briefe über die Erziehung der armen Landjugend“ an den Obigen, wo er im Eingange ſagt: „Ich bin nun drei Jahre beſchäftigt den Abſichten Ihres Traums nach meiner Lag und nach meinen Umſtänden genug zu thun! aber ach! wie wenig iſt der Anfang, den ich erreicht, wie unvollkommen, wie langſam gehen die Wege zu ſolchen Endzwecken, mit welchen vaſt unbeſieglichen Schwierigkeiten muß man in dieſem Fach, in dem man keinen Vorgänger, keinen Wegweiſer hat, kämpfen' — hier in dieſem für die Menſchheit ſo wichtigen Fach lauft der Menſchenfreund im erleuchteten Jahrhundert in dunkeln Einöden ganz ungebahnte Pfade.“ Es iſt auch für unſere Zeit äußerſt lehrreich, wie ſcharf Peſtalozzi die Bedingungen einer guten Armenſchule feſtſtellt. „Der Endzweck in der Auferziehung des Armen iſt, neben der allgemeinen Auferziehung des Menſchen, in ſeinem Zuſtand zu ſuchen — der Arme muß zur Armuth auferzogen werden und hier iſt der Prüfungsknoten ob eine ſolche Anſtalt würklich gut ſey. Die Auferziehung des Armen fordert tieffe, genaue Kenntniß der eigentlichen Bedürfniſſe, Hemmungen und Lagen der Armuth, Kenntniß des Details der wahrſcheinlichen Lag ihrer künftigen Tage — denn es iſt allerdings Wahrheit, daß jeder Stand des Menſchen ſeine Jugend vorzüglich in den Einſchränkungen, Hemmungen, Beſchwärlichkeiten ſeiner ältern Tage üben ſoll, und ich glaube, das Weſentliche der Lehrzeit eines jeden Berufs beſtehe in den Uebungen der Beſchwärlichkeiten deſſelben, in der Geduld und Ueberwindung aller Wünſche, die an einer fortgehenden, ununterbrochenen Thätigkeit in künftigen Hauptpflichten hinteren würden, dieſe allgemeine Wahrheit finde ich am allerwichtigſten in der Auferziehung des Armen zum allerbeſchwärlichſten Berufe des Lebens. Der Menſchenfreund muß hinabſteigen in die unterſte Hütte des Elends, muß den Armen in ſeiner dunkeln Stuben, ſeine Frau in der Küche voll Rauch und ſein Kind am vaſt unmöglichen Tagwerk ſehen — das iſt die Hütte in der ein öffentlich erzogener Sohn einſt wohnen muß — ſeine Frau wird wahrſcheinlich in einer ſolchen Küche mit ſo wenig Geſchirr, mit ſo wenig umwechſelnden [redacted] ihre Haus-

haltung machen müſſen, die oder dieſe Art beſchwerlichen Verdienſts wird die einige Quelle zur Unterhaltung ihres Lebens ſeyn. Wenn dieſe Kinder bey ſo armen Eltern in ſo armen Hütten lebten, ſo würden ſie nothwendig an alle dieſe Einſchränkungen gewöhnt, daß ſie ihnen nicht beſchwerlich ſeyn würden — ſie würden unter dieſen Beſchwerlichkeiten ruhig und glücklich leben können — eine gute Auferziehungsanſtalt ſoll ihnen dieſe Ruh, dieſe Zufriedenheit nicht rauben — und das würde geſchehen wenn der Menſchenfreund, der arme Kinder auferziehen will, nicht genugſame Kenntniß der Armuth und ihrer Hülfsmittel hat, wenn er nicht in der ganzen Führung einer ſolchen Anſtalt mit Lebhaftigkeit immer ſich vorſtellt, dieſe Kinder werden einſt arme Leute ſeyn, ſie werden in der Art ſich zu erhalten nach den Reſſourſen bequemen müſſen, welche nach den Lokalumſtänden eines jeden Diſtrikts den Armen offen ſtehen. Er muß lebhaft empfinden, daß der ganze Erfolg der Auferziehung davon abhängen wird, daß der Abtrag der Arbeitſamkeit mit Aengſtlichkeit beſorgt, und alle Bedürfniſſe des Lebens mit der genauſten Einſchränkung genoſſen werden; biegſame Anſchlägigkeit, folgſame, nachgebende Beſcheidenheit, Uebung im ruhigen Umſchauen und Berechnen des Abtrags der verſchiedenen Unterhaltungswege des Armen — ſind die wichtigſten Lehren der Auferziehung deſſelben.“ Unſere Zeit, welche dieſes Grundgeſetz nothwendiger Einfachheit in der Armenſchule häufig überſchreitet, kann vom Begründer der Armenſchule lernen und bei ihm die Bedingungen des Gelingens derſelben klar ausgeſprochen ſehen. Sein leitender Gedanke war, wie nachher Fellenberg ihn feſthielt und durch Wehrli ausführte — die Erziehung armer Kinder laſſe ſich auf dem Lande ohne Ausgaben an Geld bewerkſtelligen, indem der allmählig ſteigende Ertrag ihrer Arbeit die Koſten decke. Bemerkenswerth ſind auch ſeine Anſichten, denen zufolge er der Beſchäftigung mit Induſtrie für die ſittliche Erziehung einen nicht geringern Einfluß beimißt als derjenigen mit dem Landbau; und eben ſo ſeine Anſichten über religiöſe Erziehung. Am Ende ſpricht er es aus, daß das, was er nur aus Noth ergriffen hatte, von nun an der Beruf ſeines Lebens werden ſolle. — — „Wenn der Weg auch noch langſamer, noch mühvoller wäre, ſo ſehnet ſich doch meine Seele ihn zu gehen und mein Leben dieſem Endzweck zu widmen. Edler Herr! Es iſt unbeſchreibliche Wonne, Jünglinge und Mädchen die elend waren wachſen und blühen ſehen, ihre Hände zum Fleiß zu bilden und ihr Herz zu ihrem Schöpfer zu erheben, Thränen der betenden Unſchuld im

die Aufgabe der Armenſchule im Geiſte Peſtalozzi's einfach und einleuchtend darthut, und in Hoffnung auf deſſen Unternehmen hinzufügt: „Sollten meine Betrachtungen auch nur Träume bleiben, ſo ſind es, wenigſtens für mich, angenehme und glückliche Träume. Doch Träume ſind bisweilen Ahndungen, die nicht ſelten erfüllt werden.“ — Im folgenden Jahre erſchienen dann in derſelben Zeitſchrift von Peſtalozzi „Briefe über die Erziehung der armen Landjugend“ an den Obigen, wo er im Eingange ſagt: „Ich bin nun drei Jahre beſchäftigt den Abſichten Ihres Traums nach meiner Lag und nach meinen Umſtänden genug zu thun! aber ach! wie wenig iſt der Anfang, den ich erreicht, wie unvollkommen, wie langſam gehen die Wege zu ſolchen Endzwecken, mit welchen vaſt unbeſteglichen Schwierigkeiten muß man in dieſem Fach, in dem man keinen Vorgänger, keinen Wegweiſer hat, kämpfen' — hier in dieſem für die Menſchheit ſo wichtigen Fach lauft der Menſchenfreund im erleuchteten Jahrhundert in dunkeln Einöden ganz ungebahnte Pfade.“ Es iſt auch für unſere Zeit äußerſt lehrreich, wie ſcharf Peſtalozzi die Bedingungen einer guten Armenſchule feſtſtellt. „Der Endzweck in der Auferziehung des Armen iſt, neben der allgemeinen Auferziehung des Menſchen, in ſeinem Zuſtand zu ſuchen — der Arme muß zur Armuth auferzogen werden und hier iſt der Prüfungsknoten ob eine ſolche Anſtalt würklich gut ſey. Die Auferziehung des Armen fordert tieffe, genaue Kenntniß der eigentlichen Bedürfniſſe, Hemmungen und Lagen der Armuth, Kenntniß des Details der wahrſcheinlichen Lag ihrer künftigen Tage — denn es iſt allerdings Wahrheit, daß jeder Stand des Menſchen ſeine Jugend vorzüglich in den Einſchränkungen, Hemmungen, Beſchwärlichkeiten ſeiner ältern Tage üben ſoll, und ich glaube, das Weſentliche der Lehrzeit eines jeden Berufs beſtehe in den Uebungen der Beſchwärlichkeiten deſſelben, in der Geduld und Ueberwindung aller Wünſche, die an einer fortgehenden, ununterbrochenen Thätigkeit in künftigen Hauptpflichten hinteren würden, dieſe allgemeine Wahrheit finde ich am allerwichtigſten in der Auferziehung des Armen zum allerbeſchwärlichſten Berufe des Lebens. Der Menſchenfreund muß hinabſteigen in die unterſte Hütte des Elends, muß den Armen in ſeiner dunkeln Stuben, ſeine Frau in der Küche voll Rauch und ſein Kind am vaſt unmöglichen Tagwerk ſehen — das iſt die Hütte in der ein öffentlich erzogener Sohn einſt wohnen muß — ſeine Frau wird wahrſcheinlich in einer ſolchen Küche mit ſo wenig Geſchirr, mit ſo wenig umwechſelnden Speiſen ihre Haus-

haltung machen müssen, die oder diese Art beschwerlichen Verdiensts wird die einige Quelle zur Unterhaltung ihres Lebens seyn. Wenn diese Kinder bey so armen Eltern in so armen Hütten lebten, so würden sie nothwendig an alle diese Einschränkungen gewöhnt, daß sie ihnen nicht beschwerlich seyn würden — sie würden unter diesen Beschwerlichkeiten ruhig und glücklich leben können — eine gute Auferziehungsanstalt soll ihnen diese Ruh, diese Zufriedenheit nicht rauben — und das würde geschehen wenn der Menschenfreund, der arme Kinder auferziehen will, nicht genugsame Kenntniß der Armuth und ihrer Hülfsmittel hat, wenn er nicht in der ganzen Führung einer solchen Anstalt mit Lebhaftigkeit immer sich vorstellt, diese Kinder werden einst arme Leute seyn, sie werden in der Art sich zu erhalten nach den Ressourcen bequemen müssen, welche nach den Lokalumständen eines jeden Distrikts den Armen offen stehen. Er muß lebhaft empfinden, daß der ganze Erfolg der Auferziehung davon abhängen wird, daß der Abtrag der Arbeitsamkeit mit Aengstlichkeit besorgt, und alle Bedürfnisse des Lebens mit der genauesten Einschränkung genossen werden; biegsame Anschlägigkeit, folgsame, nachgebende Bescheidenheit, Uebung im ruhigen Umschauen und Berechnen des Abtrags der verschiedenen Unterhaltungswege des Armen — sind die wichtigsten Lehren der Auferziehung desselben." Unsere Zeit, welche dieses Grundgesetz nothwendiger Einfachheit in der Armenschule häufig überschreitet, kann vom Begründer der Armenschule lernen und bei ihm die Bedingungen des Gelingens derselben klar ausgesprochen sehen. Sein leitender Gedanke war, wie nachher Fellenberg ihn festhielt und durch Wehrli ausführte — die Erziehung armer Kinder lasse sich auf dem Lande ohne Ausgaben an Geld bewerkstelligen, indem der allmählig steigende Ertrag ihrer Arbeit die Kosten decke. Bemerkenswerth sind auch seine Ansichten, denen zufolge er der Beschäftigung mit Industrie für die sittliche Erziehung einen nicht geringern Einfluß beimißt als derjenigen mit dem Landbau; und eben so seine Ansichten über religiöse Erziehung. Am Ende spricht er es aus, daß das, was er nur aus Noth ergriffen hatte, von nun an der Beruf seines Lebens werden solle. — — „Wenn der Weg auch noch langsamer, noch mühvoller wäre, so sehnet sich doch meine Seele ihn zu gehen und mein Leben diesem Endzweck zu widmen. Edler Herr! Es ist unbeschreibliche Wonne, Jünglinge und Mädchen die elend waren wachsen und blühen sehen, ihre Hände zum Fleiß zu bilden und ihr Herz zu ihrem Schöpfer zu erheben, Thränen der betenden Unschuld im

Angeſicht geliebter Kinder zu ſehen und ferne Hoffnungen von Tugendempfindung und Sitten im verworfenen verlornen Geſchlechte."

Im Jahre 1778 erſchien: „Zuverläſſige Nachricht von der Erziehungsanſtalt armer Kinder des Herrn Peſtalozze im Neuenhof bey Birr", herausgegeben von der ökonomiſchen Geſellſchaft in Bern, welche bezeugt, daß der Bericht das Gepräge der Aufrichtigkeit und Redlichkeit an ſich trage. Peſtalozzi ſetzt auseinander, wie der Verſuch eines Partikularen, eine Erziehungsanſtalt zu unternehmen, deren Erfolg gänzlich von der Arbeitſamkeit der zu erziehenden armen Kinder abhangen mußte, ein Plan war, der ſeiner Natur nach unzählige Schwierigkeiten vorausſehen ließ. Nach Aufzählung dieſer Schwierigkeiten, welche im Zuſtande der armen Kinder und ihrer Eltern lagen, findet er gleichwohl ſeine Hoffnungen durch die Erfahrung beſtärkt, daß der Ertrag der Arbeit und die Verdienſtfähigkeit bei der allmähligen Heranbildung der Kinder im Verhältniß zu den Unkoſten und Bedürfniſſen ſich günſtig herausſtelle. Er fordert ſeine Gönner zur ſorgfältigſten Prüfung auf, weil er „die Erforſchung der Wege, wie die Auferziehung der Armen erleichtert und mit Sicherheit durch einfache Anſtalten erzielt werden könne, zum einzigen Geſchäft ſeines Lebens beſtimmt habe." Nachdem er eine Charakteriſtik ſeiner Kinder gegeben, vernimmt man, daß die Subſcription ſich auf ſechszig Louisd'or belaufen, eine Summe, welche auch bei einem beſſern Haushalt nicht ausgereicht hätte. Allein bei dem zahlreichen Perſonale, welches Peſtalozzi zur Beihülfe nöthig hatte, ergiebt ſich ſogleich die Unhaltbarkeit der Anſtalt. Denn er führt eine Hausmeiſterin, einen Webermeiſter, zwei Weber, eine Spinnermeiſterin, zwei Spinnerinnen, einen Mann, der neben dem Spulen die Anfänge des Leſens und Buchſtabierens beſorgt, zwei Knechte und zwei Mägde an. Zu dem kam, daß es ihm an unmittelbarer Einſicht in die Fabrikation mangelte, und er daher zur Erzielung einer größern Erträglichkeit zu ſchnelle Fortſchritte machen wollte. Dadurch gerieth Peſtalozzi bald in unerſchwingliche Schulden hinein; ſein Unglück war entſchieden: er war völlig arm. Allein auch in ſeiner tiefen Armuth war es ihm ein heiliges Anliegen, ſein künftiges Leben der Hülfe der Armen zu widmen. Denn Peſtalozzi lebte der Ueberzeugung, daß jeder Menſch ſeiner Anlage nach genugſame Kräfte und Mittel habe, um ſich Unterhalt und ein befriedigendes Daſein zu verſchaffen; es handle ſich daher nur um die Auffindung der rechten Mittel, die jedem Menſchen urſprünglich inwohnende Kraft zu ent-

wickeln und zu beleben. Dieſes Mittel fand er in der häuslichen Erziehung, welche durch ländliche Arbeit, Selbſtüberwindung und Sparſamkeit dem Menſchen die Kraft geben ſolle, ſeine Bedürfniſſe zu befriedigen und ſeinen Geſchäften, Pflichten und Verhältniſſen genügend zu entſprechen. Im Jahre 1780 hörte ſeine Armenanſtalt auf. Von dieſer Zeit an lebte er viele Jahre lang, zwar nicht, wie man häufig glaubt, im Mangel, denn dazu ließen es ſeine Verwandten, ſeine Familie und ſeine Freunde nie kommen; auch wußte er, wie er ſorglos gab, eben ſo ſorglos zu nehmen: allein das Qualvolle ſeines Zuſtandes war, daß er bei allem Thatendrang ſeine Kraft nicht in nützlicher Thätigkeit zu verwenden wußte und Vertrauen und Hülfe verloren hatte. Daß er ſich indeſſen in dieſer Erniedrigung nicht verzehrte, dazu half ihm theils ſein von ihm ſelbſt eingeſtandener anerborner Leichtſinn, welcher ſich immer mit der Hoffnung einer beſſern Zukunft nährte, theils ſein humoriſtiſches Behagen im Umgang mit dem gemeinen Mann. Unter dieſen Verhältniſſen lernte er denn auch die Nothſtände der Armen und die Quellen ihres Elendes beſſer kennen als ein Glücklicher. Verachtet und vergeſſen konnte er in Beziehung auf dieſe Zeit von ſich ſelbſt ſagen: „Mitten im Hohngelächter der mich wegwerfenden Menſchen hörte der mächtige Strom meines Herzens nicht auf, einzig und einzig nach dem Ziele zu ſtreben, die Quellen des Elendes zu verſtopfen, in das ich das Volk um mich her verſunken ſah; und meine Kraft ſtärkte ſich, mein Unglück lehrte mich immer mehr Wahrheit für meinen Zweck.“

2. Peſtalozzi's Noth und Ruhm.

Peſtalozzi mußte ſein Gut verpachten. In ſeiner Verlaſſenheit kehrte die fromme Magd des Vaterhauſes zu ihm zurück. „Ein muthiges, theilnehmendes Weſen war nun in das Haus gekommen. Sie baute mit eigenen Händen erſt wenig, dann immer mehr Land zum Garten, Reinlichkeit kam in das Haus zurück, und auf den ordentlichen Tiſch friſche Nahrung. Der kleine Garten gab Hoffnung für das größere Feld, ſobald auch dieſem nur die Hände geboten wurden. So kam aufleben des Vertrauen unter das arme Dach.“ In ſeiner Einſamkeit, auf ſich ſelbſt beſchränkt, wendete er die ganze Kraft ſeines Geiſtes auf die Ausbildung und Entwicklung des von nun an ſeine ganze Seele füllenden Gedankens der Volkserziehung und Menſchen-

bildung. Das Reſultat ſeines Denkens und ſeiner Erfahrung legte er in Iſelins Ephemeriden nieder, unter der Aufſchrift „Abendſtunden eines Einſiedlers“ (1780). Es ſind nur kurze Sätze, jedoch unter einander in fortlaufendem Zuſammenhang. K. v. Raumer nennt dieſe kleine Schrift: „Frucht der vergangenen ſind ſie zugleich Saatkörner der folgenden Lebensjahre Peſtalozzi's, Programm und Schlüſſel ſeines pädagogiſchen Wirkens.“ Er wollte in dieſen kurzen Sätzen nur andeuten, welch eine Fülle von reichen und heilſamen Gedanken in einem verachteten Manne ſchlummern und auf Anlaß zum Wirken warten. Unſtreitig finden wir in den Gedanken des Einſiedlers den Schüler Rouſſeau's. Mit dieſem ſtimmt er zuſammen, daß nicht Schall und Worte, ſondern Realkenntniß wirklicher Gegenſtände und die Anwendung und Ausübung der Kenntniſſe die Grundlage der Bildung ſei; auch er verlangt, daß die geiſtige Kraft des Kindes nicht in ferne Weiten gedrängt werde, ſondern daß die Bildung auf dem feſten Grund der Anſchauung ſeiner nächſten Verhältniſſe beruhe. Allein Peſtalozzi entfernte ſich wieder weit von Rouſſeau, der den Namen Gottes von den Kindern nicht genannt wiſſen, ſondern durch weitläufige Naturſtudien zum Denken an Gott befähigen wollte, der von der frommen Hausſitte und Elternliebe, ſo wie von dem Vaterſinn der Obrigkeit und daher auch von Treue und Gehorſam keinen Begriff hatte, der als Ideal nur eine kalte, egoiſtiſche Freiheit kannte. Peſtalozzi dagegen bekennt als höchſtes Ziel der Erziehung den Glauben an Gott, der die Quelle der Ruhe und der Ordnung, der Weisheit und des Segens iſt, an einen Gott Vater, der alle Verhältniſſe des Lebens befeſtigt und heiligt; während er im Unglauben jede Verirrung des Hauſes und des Staates erkennt, und alle Gerechtigkeit und Freiheit nur in der gottergebenen Liebe findet.

So gehaltreich dieſe kleine Schrift war, ſo blieb ſie doch unbeachtet. Peſtalozzi ſelbſt fiel nicht ein, daß er durch ſchriftſtelleriſche Arbeiten ſein Schickſal erleichtern könnte; er hatte gelegentlich den Buchhändler Füßli angegangen, daß er ſeinem Bruder zum Abſchreiben gebe. In Zürich hatte er an Helfer Pfenninger noch einen Getreuen, welcher, ſelbſt beengt, Lavatern antrieb, für Peſtalozzi zu wirken. Lavater antwortete: „Was kann man für ſolchen Menſchen thun; auch nicht zum Abſchreiber taugt er!“ Darauf ſprach Peſtalozzi Füßli an. Dieſer unterhielt ſich mit ſeinem Bruder, dem berühmten Maler, über Peſtalozzi und beklagte es, daß er durchaus kein Mittel kenne, ihm, wie er

einmal sei und sich benehme, aus seiner Lage zu helfen. Eben lag eine Posse auf dem Tische, über „die Umgestaltung der krummen, staubigen, ungekämmten Thorwächter Zürichs in gerade, gekämmte und geputzte," wobei sich Pestalozzi über den Modegeist des Militärprunks lustig machte. Der Maler las den Aufsatz mehrere Male durch und sagte dann zu seinem Bruder: „Dieser Mann kann sich helfen; er hat Talente, auf eine Art zu schreiben, die im jetzigen Zeitpunkt Interesse erregen wird; muntere ihn dazu auf und sage ihm von meiner Seite, er könne sich als Schriftsteller ganz gewiß helfen, wenn er nur wolle." Füßli ließ Pestalozzi sogleich zu sich kommen und theilte ihm freudig seine Aussichten mit. Pestalozzi war wie im Traum und glaubte sich zum Schriftsteller ganz unfähig, da er seit Jahren den Büchern fremd geworden und kaum eine Zeile ohne Sprachfehler schreiben konnte. In seiner Verlegenheit schrieb er zuerst einige Erzählungen nach der Art von Marmontel; dann kam er auf die rechte Fährte und begann am Ende des Jahres 1780 „Lienhard und Gertrud, ein Buch für das Volk." Sein Landleben hatte ihn mit der Lebensweise und den Sitten der Bauern bekannt gemacht; fröhlich und vertraut verkehrte er mit diesen in den Häusern, auf dem Felde und in der Schenke Er verstand es sehr gut, mit dem Volke umzugehen und dasselbe in seiner Umgebung heimlich und gesprächig zu machen. Er durfte also nur die Ideen, welche ihn längst belebten, zusammenfassen, — sein Erbarmen mit dem sich selbst überlassenen, verwahrlosten Volke, sein Vertrauen auf den Edelsinn der höhern Stände und seinen Glauben an die sittliche und bildende Kraft der Wohnstube: wenn er diese Gedanken mit den lebendig erfaßten Bildern aus dem Volksleben verband, und den Zauber seines Genies und die Liebe seines Herzens darüber ausgoß, so mußte das Ganze eine neue und ungewöhnliche Schöpfung werden. Pestalozzi selbst berichtet Folgendes über die Abfassung: „Die Geschichte von Lienhard und Gertrud floß mir aus der Feder und entfaltete sich von selbst, ohne daß ich den geringsten Plan im Kopfe hatte, oder auch nur einem solchen nachdachte. Das Buch stand in wenigen Wochen da, ohne daß ich eigentlich wußte, wie ich dazu gekommen." Er zeigte seinen Versuch Pfenningern, welcher denselben interessant fand, aber meinte, so inkorrekt könne das Buch doch nicht gedruckt werden und müsse die Umarbeitung von Jemanden erfahren, der schriftstellerische Uebung habe. Allein durch die Hand eines jungen Menschen war das reine Naturgemälde des wahren Bauernlebens in frömmelnde

Kunſtformen umgewandelt und den Bauern im Wirthshauſe eine ſteife Schulmeiſterſprache in den Mund gelegt worden. Peſtalozzi reiste mit ſeinem Werke zu Iſelin nach Baſel, auf den dasſelbe einen außerordentlichen Eindruck machte. Er ſprach geradezu aus: „Es hat in ſeiner Art noch keines ſeinesgleichen, und die Anſichten, die darin herrſchen, ſind dringendes Bedürfniß unſerer Zeit.“ Die Sorge für die Verbeſſerung der fehlenden Rechtſchreibung übernahm Iſelin ſelbſt.

Es iſt eine große Merkwürdigkeit in der Literatur, wie einem nicht nur im Schreiben Ungeübten, ſondern mit der Literatur überhaupt Unbekannten, von der Geſellſchaft gleichſam Ausgeſtoßenen und als Narren Behandelten auf den erſten Wurf eine ſo bedeutende geiſtige Schöpfung gelingen konnte. Peſtalozzi hatte mit manchen unanſtelligen, im Leben zerfahrenen Menſchen ein feines Gefühl für die Individualität und ſcharfe Beobachtungsgabe gemein; dazu geſellte ſich eine klar und tief in ſich aufnehmende und zugleich ſchöpferiſch geſtaltende Phantaſie. Die über ſein Talent vorwaltende Kraft aber war die hülfsbereitwillige Liebe, welche vor Allem auf der Verehrung für die göttliche Grundlage im Menſchen beruhte. Darum verzichtete er bei ſeinem Volksgemälde auf das dichteriſche Verdienſt. Er wollte nur das darſtellen, was tief im Menſchen wohnt und daher zur Erſcheinung kommen kann und ſoll. Gerade dieſe treue und unerſchöpfliche Liebe zum Volk nimmt dann den Schilderungen der ſchlechten und elenden Menſchen das Widerwärtige und Ekelhafte, weil liebevolle Theilnahme auch die Zeichnungen der Tücke des menſchlichen Herzens leitet, und weil auch über dem Grellen ein ächt poetiſcher Humor herrſcht, der, gehoben durch den ſich gleich bleibenden Adel der Geſinnung, auch die Darſtellung des Gemeinen anziehend macht. Eben die dramatiſche Mannigfaltigkeit der Scenen aus dem gemeinen, nackt bloßgeſtellten Leben, ſo wahr und lebendig und doch ohne alle Uebertreibung, giebt dem Ganzen ſeine charakteriſtiſche Farbe. Die Zeichnung der beim Kirchenbau angeſtellten Bettler gehört zu den beſten aller Volksgemälde. Man fühlt es dieſen Bildern ab, daß ſie unmittelbare Lebensanſchauung ſind: die Wahrheit der Darſtellung ergiebt ſich daher am überzeugendſten aus der Sprache. Denn dieſe iſt die dem Volke abgelauſchte Ausdrucksweiſe, theils in der Kundgebung der Unarten und Leidenſchaften, namentlich aber in allen Tönen und Schattierungen des Gemüthslebens. Der Mittelpunkt der Handlung aber iſt Gertrud: ſie und ihre Haushaltung bietet die Grundlage einer beſſern Zukunft für

Bonal; dabei aber werden ihr keine ungewöhnlichen Eigenſchaften und Handlungen angedichtet, ſie wird nicht in außerordentliche Verhältniſſe verflochten; ſondern was ſie iſt und thut, iſt und thut ſie als fromme und treue Mutter. Die hohe Poeſie beſteht eben darin, daß dieſer ganz gewöhnlichen Alltäglichkeit, dieſem allerſchlichteſten Haushalte eine ganz ungekünſtelte ſittliche Würde und lautere Frömmigkeit in den Vorkommenheiten des Tages gegeben wird. Es iſt eine Lebenswahrheit, wie nur ein edler Menſch und ein liebevolles Gemüth ſolche geben kann. Es iſt irrig, in der Gertrud die Spuren von Peſtalozzi's Babeli finden zu wollen (Niederer und Krüſi fanden ſie in der Gertrud), denn wir ſehen den univerſellen Grundzug der Mutterliebe, ohne die charakteriſtiſchen Merkmale eines Individuums. Ebenſo wenig hat man im Arner die individuellen Züge ſeines Freundes Tſcharner zu ſuchen. Allein Männer ſeiner Umgebung, wie dieſer, Grafenried, Obervogt zu Schenkenberg und Effinger von Wildeck gaben ihm das Vertrauen zum heimatlichen Patriciat und zum Adel überhaupt, daß derſelbe ſeine Aufgabe zur Erhebung und Veredlung des Volkes wirklich ſo ernſt und tief faſſen wolle, ſo daß er berechtigt zu ſein glaubte, im Arner ein lebenswahres Bild der Ausdauer und Weisheit eines Herrn in der Umbildung ſeines verwahrloſten Volkes zu geben. Wohl mögen indeſſen Arners ruhige Würde, die ſchlagfertige Thatkraft im rechten Augenblick, die feinlaunige Behandlung des Volkes noch ganz beſonders dem Berner Weſen entnommene Züge ſein. Etwas bedenklich iſt, daß auch dieſer Gutsherr wie mancher andere Volksbeglücker das Rechnen gar nicht nöthig hat. Eine beſonders merkwürdige Figur iſt der Pfarrer, das Gegenſtück zu Arner, ein Mann nach dem eigenſten Herzen Peſtalozzi's: daher eine Unermüdlichkeit, eine Liebeskraft, eine Hingebung für die Verirrten und Gefallenen, gepaart mit einem unerſchöpflichen Mitleiden über das Elend des Volks und einer erſchütternden Gewalt in Schilderung und Beſtrafung ſeiner Verirrungen. Auch kann man nicht ſagen, daß nicht ein chriſtliches Bekenntniß ſich kund thue; allein es iſt doch nur ein blaſſes, ſich viel bemühendes, in Wort und That ſich unſäglich zerarbeitendes Chriſtenthum, welches durch keine ſiegreiche Hoffnung getragen wird. Daher hat das Bild des Pfarrers etwas Gedrücktes und Wehmüthiges, wie das Weſen Peſtalozzi's ſelbſt; vor Allem aber iſt ſeine Seele vom Glauben an die Einfalt und Unſchuld der durch eine beſſere Erziehung veredelten Menſchennatur beherrſcht; allein das Träumeriſche und Troſtloſe dieſes Glaubens, welcher keinen andern

TAYLOR INST. OXFORD

Boden als die eigene Kraftanſtrengung hat, macht einen trübſeligen und ermüdenden Eindruck. Die ſchwache Seite des Werkes bilden die Darſtellungen der Feinde Arners, deren Perſonen und Lebensverhältniſſe in dem Grade unnatürlich und fratzenhaft gezeichnet ſind, als der Verfaſſer ſelbſt dem Hofleben und den Anſchauungsweiſen desſelben ferne ſtand.

Der erſte Theil von Lienhard und Gertrud erſchien 1781 in Berlin und erweckte überall die lebhafteſte Theilnahme. Leider war aber im Allgemeinen die damalige vornehme und gebildete Welt weit davon entfernt, in Peſtalozzi's Werk mehr als einen Roman zu ſehen; oder ſie wurde höchſtens dadurch veranlaßt, die Unterbeamteten als die Landesſündenböcke aufzufaſſen, vergeſſend, daß es ohne tiefer wirkende Einflüſſe von Oben keine Hummel geben würde. Der zweite Theil erſchien erſt 1783. Die Fortſetzung ſo wie die Umarbeitung und Abkürzung der frühern Abſchnitte fand 1790—92 ſtatt, indem der Verfaſſer nun näher auf die Grundſätze der Volkserziehung einging. In dieſer Ausgabe iſt der erſte Theil von Peſtalozzi ſelbſt mit Sorgfalt überflüſſiger Weitſchweifigkeit entledigt, und einzelne weſentliche Stücke, wie z. B. die Oſterpredigt, welche Hummels Gewiſſen ſchlug und ihn in ſeiner Vernichtung vor der Gemeinde bloßſtellte, und deſſen Lebensbeſchreibung ſind ganz umgeſchaffen. Gleichwohl gab Peſtalozzi im Jahre 1804 den erſten Theil in unveränderter Geſtalt heraus, wie er das erſte Mal 1781 erſchienen war; und eben dieſen Text enthält auch die Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Schriften. Als nämlich Peſtalozzi zur Geſammtausgabe ſeiner Werke ſchritt, arbeitete er nach einem Vierteljahrhundert mit Ausnahme des erſten Theiles alles Andere um, indem er das Lehrhafte der Ausgabe vom Jahre 1790—92 ebenfalls dramatiſch entwickelte, und namentlich ſeine Anſichten über Volkserziehung und Volksſchule in dieſes Lebenswerk niederzulegen gedachte. Dadurch gedieh die Arbeit freilich zu einer Breite, daß Peſtalozzi nicht mehr zur Vollendung derſelben gelangte, ſondern zu den vier Bänden noch zwei in Ausſicht ſtellte, woran er in ſeinen letzten Jahren mit Eifer und Liebe arbeitete, und wovon der fünfte Theil, wie er ſelbſt ſagte, ſo viel als vollendet war und daher unter ſeinem Nachlaſſe geweſen zu ſein ſcheint. Von den bisherigen Ausgaben des volksthümlichen Theiles des ganzen Werkes iſt die eine der Umarbeitung, die andere dem urſprünglichen Texte gefolgt, ſo daß es an einer Volksausgabe fehlt, welche nach Vergleichung der beiden Bearbeitungen je die beſſere Redak-

tion böte. Denn Lienhard und Gertrud in ſeinem erſten Theile iſt ein ſehr unbefriedigendes Volksbuch, indem es nur die wüſte Wirthſchaft Hummels und die Verwahrloſung von Bonal mit den wenigen Sonnenblicken aus der Haushaltung der Gertrud giebt, und dagegen die tiefere Einwirkung dieſer auf die Gemeinde und deren allmählige Umwandlung zum Beſſern bei Seite läßt. Lienhard und Gertrud bleibt durch Wahrheit der Beobachtung, Einfachheit der Anlage, dramatiſche Lebendigkeit der Durchführung und die Macht der Naturtreue und der Gemüthstiefe unter allen deutſchen Volksbüchern das erſte, und es wäre daher eine Textberichtigung und neue Bearbeitung, welche beide Bearbeitungen ſorgfältig zu Rathe zöge und aus den ſpätern Bänden das Geſchichtliche und Volksthümliche im Auszuge mittheilte, ein wirkliches Verdienſt. Erſt in dieſer Geſtalt würde das Werk die verdiente allgemeine Verbreitung finden. Wie hoch Peſtalozzi in Betreff der Erziehung im Verhältniß zu Rouſſeau ſteht, erhellt aus einer Vergleichung ihrer Hauptgeſichtspunkte. Rouſſeau's Emil iſt vorzüglich bedeutend in der Hervorhebung der Fehler der frühern Erziehung und in der Auseinanderſetzung der Nothwendigkeit der körperlichen Erziehung und der Bildung durch die Welt der Umgebung und für das Leben. Aber er ſteht der Leiſtung Peſtalozzi's nach, weil Rouſſeau ſich außer Standes erklärte, als Erzieher etwas zu leiſten, und daher die Hand nicht ans Werk, ſondern nur an die Feder legen wollte; während Peſtalozzi den Gang angiebt, den er ſelbſt verſucht und der in jeder Haushaltung gegangen werden kann. Rouſſeau weiß für den Armen keine Hülfe, ſondern nur für den Sohn von Eltern, welche ſich um dieſen nichts bekümmern und ihn unbedingt dem Erzieher überlaſſen, der ſeinen Zögling in ländliche Einſamkeit führt, nicht eigentlich um ihn zu bilden, ſondern nur um von ſeiner guten Natur böſe Einflüſſe abzuwehren. Mit achtzehn Jahren weiß der junge Menſch noch nichts von Gott; dieſen ſoll er aus dem Buche der Natur kennen lernen und mit einer geoffenbarten Religion unbehelligt bleiben. Wie einfach und geſund iſt dagegen Peſtalozzi's Erziehung! Dieſelbe wird von einer liebenden und frommen Mutter in der Hütte des Armen begonnen; durch Uebung in Arbeit und Gebet und durch liebevolle Bekämpfung der Unarten ihrer Kinder erreicht ſie ihr Ziel; ihr Beiſpiel wirkt allmählig auf einige Nachbarn; Pfarrer und Gutsherr helfen der braven Frau, und ihre verſtändige Weiſe, ihre Kinder im Beobachten und Nachdenken zu üben und durch das Leben zu unterrichten, ermuntert einen alten Officier, auf dieſem Wege Schule zu

halten; und Gutsherr, Pfarrer und Schulmeister werden durch die einfachen Erfolge dieser Frau zu einer Bemühung für Volkserziehung angespornt, welche selbst die Jugendideale des Landesfürsten wieder zu neuen Hoffnungen und Versuchen belebte. Niemand hat wie Pestalozzi der Schul- und Erziehungsaufgabe eine so rührende Anmuth zu geben verstanden.

Im Jahre 1782 erschien „Christoph und Else, zweites Volks-Buch," wovon Pestalozzi sagt: „Dieses Buch ist der Versuch eines Lehrbuches zum Gebrauche der allgemeinen Realschule der Menschheit, ihrer Wohnstube. Das Ganze ist Stück für Stück auf die Geschichte von Lienhard und Gertrud gegründet," mit dem Wunsche, daß es „in den Strohhütten" gelesen werde. Allein dreißig Jahre später muß Pestalozzi gestehen: „Dieses Buch ist dem Volke gar nicht in die Hände gekommen. Es ist in meinem Vaterlande, selbst im Kanton meiner Vaterstadt und sogar im Dorfe, in welchem ich wohnte, so fremd und unbekannt geblieben, als wenn es nicht in der Welt gewesen wäre." Es war ein sonderbarer Fehlgriff, und ein Beweis, daß Pestalozzi die volksthümliche Bedeutung von Lienhard und Gertrud zu hoch anschlug, wenn er mit einem praktischen Kommentar darüber Glück zu machen vermeinte. Zwar auch in diesem Buche ist große Menschenkenntniß und Volksverstand; im Beruf, im bürgerlichen und religiösen Leben hält der Verfasser mit Vorliebe an althergebrachter Sitte und am Bibelglauben und setzt namentlich den Segen der Wohnstube für den Unterricht näher aus einander. Werthvoll sind eine Menge von Zügen und Anekdoten aus dem Leben und es ist eine eigenthümliche Neigung, wie er mit gemüthvoller Vorliebe am Todbette verweilt. Als schriftstellerisches Produkt ist freilich die Schrift durch Breite und Zerflossenheit in der Form, ohne alle künstlerische Gestaltung des Dialogs, sehr verfehlt.

Zu den merkwürdigsten Schriften Pestalozzi's gehört „Ein Schweizer-Blatt", welches im Jahre 1782 wöchentlich einen Bogen stark herauskam. Die frühern Blätter geben vorzüglich in kurzen dramatischen Darstellungen, wo der Dialog eben so volksthümlich als kraftvoll ist, „verschiedene Schilderung des Lasters," namentlich Scenen vom verderblichen Einflusse der Härte der höhern Stände auf das Volk, wovon er sagte: „Das überwägende Wahre der rohen Zeichnungen mache oft einen Eindruck, den ein zärtrer Pinsel nicht erreichen könne." Allein nachdem ihm Isaak Iselin berichtet: „Was Sie auch darüber sagen, mein Freund, so ekeln mir diese Bilder!" bemerkt Pestalozzi:

„Ich hatte nicht mehr das Herz gehabt, so lange er lebte, einen ähnlichen Zug zu wagen." — Das Werthvollste dieser Wochenschrift aber sind seine Aufsätze über Volkszustände und Volksbildung; denn er hat darüber nie einfacher, erfahrungsvoller und klarer gesprochen. Hier ist Pestalozzi ganz er selbst in der unmittelbaren Kraft und Frische seiner Gedanken und in der ganzen Unbeholfenheit aber Naturwahrheit seiner Sprache, ohne nachbessernde Hand: denn die Sprache tritt hier in ihrer völlig unorthographischen und mundartlichen Regellosigkeit auf und ist gerade dadurch merkwürdig. In allen dahin einschlagenden Stücken tritt aber keineswegs der pädagogische, sondern der sittlich-politische und staatswirthschaftliche Standpunkt hervor. So spricht er in der Abhandlung „Ueber den Bauern" vom Einflusse des ökonomischen Zustandes auf den sittlichen, wo er das „Resultat seiner Erfahrungssätze" also zusammenzieht: „Der künstlichere Broderwerb fodere höhere Kultur der Menschheit, und ein Land werde durch erhöheten Verdienst und durch ausgedehntere Lebensgenießungen nur in dem Mas glücklicher, als es vorher weiser gebildet worden." In weitern Aufsätzen stellt er die Bedingungen eines geordneten und glücklichen Volkslebens auf, wo er von dem Fabrikarbeiter eine höhere Bildung verlangt als vom Bauer und schließlich findet: „Er trittet durch den Fabrikerwerb und seine Genießungen völlig in den Stand des Handwerkers und des gemeinen Bürgers, deßnahen er in dieser Lag aller der Ausbildungen bedarf, welche der gemeine Bürger und Handwerker, um in seinem Stand glücklich zu leben, nöthig hat. Genießt er das aber nicht, so geht er verlohren, und wird freylich dann oft noch elender, als er selbst bei der größesten Zerrüttung seines landlichen Erwerbs nicht werden könnte." — Zum Vorzüglichsten, was Pestalozzi je schrieb, gehören die Artikel über Volkserziehung, indem er als erste Forderung stellt, daß man die Kinder nicht über den Stand und die Verhältnisse erziehe. Er schließt also: „Die Knaben in unsern Schulen bekommen große Begriffe von der Bestimmung des Menschen, von den Rechten des Bürgers, von der Liebe zum Vaterlande u. s. w. Was ist das alles im Bubenmund, und in unserm Zeitalter, und im Verderben unsers häuslichen Lebens! Lehr deinen Knaben Vater und Mutter folgen, arbeiten, zu dem Seinen schauen, auf Gott hoffen, und in Demuth einherwandeln, so hast du den Bürger gebildet, der das thut, wovon unsre Knaben izt sprechen, und den Weisen, der in Befolgung der wichtigsten Wahrheiten glücklich ist, und den Hausvater, der seine Kinder mit dem nährt und ruhig

ſezt, mit dem die Schwäzer unſrer Tagen ihren Kindern von allen fünf Sinnen nur die Ohren befriedigen." — Eine wahre Ueberraſchung aus ſo früher Zeit iſt ferner die erfahrungsmäßige Einſicht, womit Peſtalozzi in einem „Gutachten Arners an Herzog Leopold" die Behandlung der Sträflinge auseinanderſetzt, wie es heute ein erfahrenes Mitglied eines Schutzaufſichtsvereines nicht beſſer und zweckmäßiger könnte. Ein Schweizerblatt war dieſe Wochenſchrift freilich nur in geringem Maße. Das in dieſer Beziehung allein Bemerkenswerthe iſt ein Nachruf an Iſaak Iſelin, worin Peſtalozzi ſein perſönliches Verhältniß zu dieſem eröffnet und ihn als ſeinen Retter feiert *).

Von beſonderer Bedeutung iſt ferner ſeine Schrift „Ueber Geſetzgebung und Kindermord", ebenfalls vom Jahr 1782, urſprünglich eine Preisſchrift. Der Mann, welcher in Lienhard und Gertrud die Ausſicht eröffnet hatte, das Volk auf dem einfachen Wege des häuslichen Lebens zu erziehen und zu veredeln, und der im Mutterherzen die Liebe und die Kraft fand, dieſes Ziel zu erreichen, mußte im Kindsmord eine Verirrung ſehen, welche nicht nur eine Folge des innern Verderbniſſes der Mutter, ſondern vielmehr das Ergebniß einer allgemeinen Entartung der bürgerlichen Geſellſchaft ſei, der Verführung und Furcht vor Schande und Armuth auf der einen, der Härte der Geſetzgebung und der Gerichte auf der andern Seite. Da alſo die Entſtehung unehlicher Kinder ein Gebrechen der bürgerlichen Geſellſchaft ſelbſt ſei, ſo habe der Staat es als ſeine Pflicht zu erkennen, ein Vater der Verlaſſenen zu ſein, wobei er ſeiner Pflicht am beſten durch Verſorgung bei braven Landleuten nachkomme. Den Gefallenen ſoll Schonung zu Theil werden, und amtlich angeſtellte Gewiſſensräthe ſollen die verſchwiegenen Berather der Unglücklichen ſein. Natürlich iſt Peſtalozzi in Angabe der Urſachen des Kindsmordes glücklicher als in der Auffindung der Mittel zur Verhütung desſelben; namentlich aber bringt er eine Reihe erſchütternder Beiſpiele aus Kriminalakten ſeiner Umgebung. In einem gedrängten Rückblick faßt darauf Peſtalozzi die Hauptgeſichtspunkte ſeiner Auseinanderſetzung zuſammen und ſtellt den Hausſegen als den Mittelpunkt der Hülfe dar. Was den Hausſegen untergräbt, befördert den Kindsmord, ſo wie was jenen ſichert, dieſen verhütet. Dann auf die große Frage der Kultur übergehend, entwickelt er ſeine Idee in ſcharfer Unterſcheidung von Rouſſeau: Bei

*) Es iſt durchaus unverzeihlich, daß das Schweizer-Blatt in Peſtalozzi's ſämmtlichen Werken unbeachtet blieb.

tief zurückstehenden Völkern mangeln die Fundamente des Menschensegens. Ein ungebildeter Mensch ist auch unter den glücklichsten Umständen nicht menschlich, sondern nur sinnlich gebildet, und in unglücklichen Umständen immer thierisch verwildert. Im Allgemeinen erfordert das bloße Brot eine sehr ausgebildete Ueberwindungsstärke gegen die Gelüste einer idealen Sinnenbegehrlichkeit. Wenn der Mann eine schwere Lebenslast zu tragen hat, so ist Hülfe dagegen nicht „in der Zurücklenkung der Nationen zu ihrem Kinderstand, sondern in der Ausbildung und Veredlung der Männerkräfte zu der beruhigenden Weisheit des alles vollendenden Alters zu suchen. Die Natur will allenthalben vollendete Reifung, aber es fordert schwache Blüthen und heiße Sommertage, ehe der Segen des Herbstes seine Früchte zum Kosten anbietet. Ewiger Winter ist der Stand der Natur, den du lobst, guter Rousseau. Aber du lebtest neben bösen Weisen, die der Welt wenig Gutes zu thun geschienen haben, und es ging dir wie einem Mädchen, das edel und gut, aber auch träumend und träge hinblickt in die arge, böse Welt und alle ihre Mühseligkeit und Gefahren." „Der Schluß dieser Nachforschungen wird also dahin auslaufen, daß das Fundament einer jeden wahren Nationalerleuchtung sowohl als das Fundament aller Weisheit im Erwerb und Gebrauch der Reichthümer eines und eben dasselbe ist, nämlich die allgemeine innere Veredlung der Grundtriebe des Volks, welche beym armen, gebrechlichen Menschen nur durch seine Hinlenkung zum wahren, lebendigen Glauben an Gott und an die Seligkeit der Liebe zu erzielen ist." Er schließt mit der Voraussetzung vom Charakter des wahren Gesetzgebers: „Er ist ein Christ. Er opfert sich seinem Volk, und weiß, daß ohne dieses Opfer des Herrschers keine die Menschheit befriedigende Gesetzgebung möglich ist." Es ist klar, daß bei dieser Allgemeinheit für den Gesetzgeber wenig Raths zu erholen war, auch entbehrt die Abhandlung der planmäßigen Anordnung und der Fortbewegung in der Beweisführung und wird daher in Einzelnheiten störend breit. Dagegen ist dieselbe ein bemerkenswerther Beitrag zur Geschichte der Gebrechen des bürgerlichen Lebens und der Gesetzgebung seiner Zeit, reich an feinen Zügen und Beobachtungen des Menschenherzens und stellenweise von einer großen Beredsamkeit. Im gleichen Jahre mit Pestalozzi's Schrift dichtete Schiller seine Kindsmörderin, und wenn man den gleichartigen Grundzug jenes Gedichtes betrachtet, so ist es wahrscheinlich, daß der Dichter von der Darstellung des Schweizers ergriffen und geleitet worden. — Hieher gehört noch die

Bemerkung, daß Peſtalozzi, um die Tiefen des Elendes im Volke nach allen Seiten zu erforſchen und Hülfe vorzubereiten, ſich im folgenden Jahre mit Vorſchlägen über Zucht- und Irrenanſtalten beſchäftigte, welche Handſchrift jedoch verloren ging.

Zu dieſer Zeit kam Peſtalozzi wenigſtens ein Mal aus ſeinem engen Kreiſe heraus, indem ihn ſeine in Leipzig verheirathete Schweſter und mütterliche Verwandte in Frankfurt zu einer Reiſe nach Deutſchland veranlaßten. Die deutſchen Muſterſchulen, denen er ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte, befriedigten ihn wenig. Den Eindruck, den die großen Geiſter jener Zeit auf ihn machten, Klopſtock, Wieland, Jakobi und Andere, hat er mit Stillſchweigen übergangen; dagegen wiſſen wir, daß Goethe und Herder ſich dieſes ſchweizeriſchen Gegenſtücks von Lavater ganz beſonders freuten.

3. Peſtalozzi während der Revolution.

Peſtalozzi war nebſt Lavater unter den Wenigen, welche beim Herannahen der franzöſiſchen Revolution und den in der Schweiz dadurch veranlaßten Bewegungen, die volle Klarheit und Geiſtesruhe behaupteten, und die genaue Bekanntſchaft mit den Mißbräuchen und Ungerechtigkeiten der frühern Zeit bewahrte ihn vor Verblendung über die hereinbrechende Zukunft. Er wollte ſein in den Wirbel der Neuerungen hineingezogenes Vaterland warnen, aber um die Gährung leidenſchaftlichen Partheieifers nicht mit anzuſchüren, wollte er nicht unmittelbar zum Volke ſprechen, ſondern um ſeine Zeitgenoſſen deſto zwangloſer auf den Standpunkt der Prüfung und kühlen Ueberlegung zu führen, wählte er die Form der Bilder und Gleichniſſe. Er nannte dieſe im Jahre 1795 herausgekommene Schrift „Figuren zu meinem ABC-Buch oder zu den Anfangsgründen meines Denkens;“ und bei der zweiten Auflage von 1803 „Fabeln.“ Der erſte Titel paßt zum Inhalte nicht, ſo wie der zweite dieſem ebenfalls wenig Ehre macht. Denn Peſtalozzi war für die ſtille Naturbetrachtung, und namentlich für das heitere, behagliche Belauſchen der Thierwelt nicht geeignet. Man hat demnach in dieſen Bildern nur das Weſen und Thun der Menſchen in Thier-Hülle gekleidet, gar abſichtlich und mühſam lehrhaft. Daher ſah ſich Peſtalozzi bei Herausgabe ſeiner ſämmtlichen Schriften veranlaßt, zum gehörigen Verſtändniß ſeiner „Figuren“ bei den meiſten Stücken weitläufige Nachträge und Er-

klärungen zu liefern. Allein gerade durch dieſe Erklärungen tritt das Unbeſtimmte, Willkürliche, tendenziös Zugerichtete der Zeichnungen um ſo auffallender hervor. Die Gedanken, welche ihn beſchäftigten, waren gleichſam zu groß, als daß ſie ſich in den kleinen Rahmen der Fabel und des thieriſchen Stilllebens hätten begränzen laſſen. Denn Peſtalozzi ſagt in der Vorrede, dieſe Bilder ſeien „ein Zeugniß ſeines tiefen, innern Gefühls von der allgemeinen Abſchwächung der weſentlichen Fundamente, auf welchen der alte Segenszuſtand des Schweizerlandes ruhete," und daß ſie „den Fundamentalirrthum jenes Zeitpunktes erklären ſollten, — den ſelbſtſüchtig belebten Anſpruch an Volksgewalt, als dem Wohl und Segen des Menſchengeſchlechts und ſeiner Beſtimmung weſentlich entgegenſtehend." Er ſelbſt geſteht daher, daß er in der Darſtellung „den Mißmuth ſeiner Seele" nicht habe unterdrücken können, namentlich darüber, daß er, ſtatt thätig in die Umgeſtaltung ſeines Vaterlandes einzugreifen, ſich zum bloßen Schreiben genöthigt ſah. Dieſe Stimmung ſpricht ſich namentlich im erſten Stücke der neuen Bearbeitung aus — „Der Menſchenmaler." „Er ſtand da — ſie drängten ſich um ihn her, und einer ſagte: Du biſt alſo unſer Maler geworden? Du hätteſt wahrlich beſſer gethan, uns unſre Schuhe zu flicken. — Er antwortete ihnen: Ich hätte ſie euch geflickt, ich hätte euch Steine getragen, ich hätte euch Waſſer geſchöpft, ich wäre für euch geſtorben, aber ihr wolltet meiner nicht, und es blieb mir in der gezwungenen Leerheit meines zertretenen Daſeyns nichts übrig, als malen zu lernen*)."

Je mehr Peſtalozzi in die höhern Jahre einrückte, ohne daß ſeine Kraft ihre Thätigkeit und ſein Geiſt und ſein Wille Anerkennung gefunden, deſto mehr ergriff ihn ein herber und bitterer Unmuth, verdüſterte ſeine Gedanken und raubte denſelben den warmen, weichen und lieblichen Fluß früherer Zeit. Im Anfange der neunziger Jahre hatte er in Zürich Fichte und in Bern Herbart kennen gelernt, welche Beide ſpäter bemüht waren, Peſtalozzi's Gedanken über Erziehung auszubilden und zu verbreiten. Namentlich machte des jungen Fichte charaktervolle Derbheit und ſein reformatoriſcher Thatendrang einen großen Eindruck auf

*) Der Verfaſſer hörte von Bürgermeiſter Heß in Zürich, er habe von Peſtalozzi nahe Stehenden vernommen, derſelbe habe in ſeinen „Figuren" eine Bildergallerie ſeiner Mitbürger und ſeiner politiſchen Erlebniſſe unter denſelben gegeben, habe aber durch die herbe Weiſe, womit er ſelbſt Freunde und Wohlthäter gezeichnet, Aergerniß veranlaßt.

den ältern Mann, ſo daß er ſeinen eigenen Gedanken das Gepräge der Fichte'ſchen Lehre von der Beſtimmung des Menſchen und ein philoſophiſches Gefüge zu geben verſuchte. Er betitelte dieſen philoſophiſchen Verſuch „Meine Nachforſchungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menſchengeſchlechts“ (1797). Er betrachtete den Menſchen unter dem dreifachen Geſichtspunkte als Werk der Natur, der Geſellſchaft und ſeiner Selbſt. „Ich bin als Werk der Natur phyſiſche Kraft, Thier. Aber das Leiden hebt den reinen Naturzuſtand der urſprünglichen Gutmüthigkeit auf, ſo daß der Naturmenſch ſich überall thieriſch verdorben, mißtrauiſch, gewaltthätig und nur in ſoweit wohlwollend zeigt, als dieſes Wohlwollen nicht mit der Befriedigung ſeiner Begierden ſtreitet. Als Werk des Geſchlechts, als geſellſchaftlicher Menſch, als Bürger erkenne ich den Zwieſpalt zwiſchen meiner Kraft und meiner Begierde, ich bin nur geſellſchaftliche Kraft, Geſchicklichkeit. Der Menſch als Geſchlecht, als Volk, unterwirft ſich dem Staat gar nicht als ein ſittliches Weſen; er tritt nichts weniger als deswegen in die bürgerliche Geſellſchaft, damit er Gott dienen und ſeinen Nächſten lieben könne. Er tritt in die bürgerliche Geſellſchaft, ſeines Lebens froh zu werden, und alles das zu genießen, was er als ſinnliches thieriſches Weſen unumgänglich genießen muß, um ſeine Tage froh und befriediget auf dieſer Erde zu durchleben. Als Werk meiner Selbſt erhebe ich mich über den Irrthum und das Unrecht meiner Selbſt und werde ſittliche Kraft, Tugend. Als ſittliches Weſen wandle ich ausſchließend der Vollendung meiner Selbſt entgegen, und werde als ſolches ausſchließend fähig, die Widerſprüche, die in meiner Natur zu liegen ſcheinen, in mir ſelbſt auszulöſchen.“ — — „Erziehung und Geſetzgebung müſſen dieſem Gang der Natur folgen. Sie müſſen dem Menſchen als thieriſchem Weſen, durch die Erhaltung ſeines thieriſchen Wohlwollens, das Bild ſeiner Unſchuld in Kindesſchwäche, und gleichſam träumend vor Augen halten. Sie müſſen in ihm als geſellſchaftlichem Weſen durch Treue und Glauben die geſellſchaftliche Zuverläſſigkeit entwickeln, durch die er ſich den Mangel der Unſchuld, von der ihn der geſellſchaftliche Zuſtand ſo gewaltſam entfernt, in demſelben erträglich zu machen beſtrebt. Sie müſſen ihn endlich durch Selbſtverläugnung zu der Kraft emporheben, durch die er allein im Stande iſt, das Weſen der Unſchuld in ſich ſelbſt wieder herzuſtellen, und ſich ſelbſt wieder zu dem friedlichen, gutmüthigen und wohlwollenden Geſchöpf zu machen, das er in der Unverdorbenheit ſeines thieriſchen Zuſtandes auch iſt.“

Diese starre, durch das Ganze mehrmals wiederkehrende Dreigetheiltheit der Gedankenentwicklung bringt eine unerfreuliche Härte und Geschraubtheit in die Darstellung, welche das Verständniß selbst erschwert. Dieses thut sich besonders in denjenigen Erörterungen kund, wo er seine unklaren und trostlosen Gedanken über die Religion entwickelt, wo unter Anderm folgende Sätze vorkommen: „Göttlich ist die Religion einem jeden Menschen nur in soweit, als sie in ihm selbst ein Werk seiner selbst ist.“ „Das Christenthum ist ganz Sittlichkeit; darum auch ganz die Sache der Individualität des einzelnen Menschen.“ „Wir haben noch kein Christenthum, und werden und sollen als Nationen keins haben.“ Pestalozzi selbst sagt von dieser Schrift: „Ich schrieb drey Jahre lang mit unglaublicher Mühseligkeit an den Nachforschungen wesentlich in der Absicht, über den Gang meiner Lieblingsideen mit mir selbst einig zu werden, und meine Naturgefühle mit meinen Vorstellungen vom bürgerlichen Rechte und von der Sittlichkeit in Harmonie zu bringen. Auch dieses Werk ist mir selbst wieder nur ein Zeugniß meiner innern Unbehülflichkeit — ein bloßes Spiel meines Forschungsvermögens.“ — Das Gute im Buche sind seine Erfahrungen und Ansichten über bürgerliche und sittliche Zustände seiner Zeit. Wie der Anfang, so ist auch das Ende dieser Schrift ein gepreßter Seufzer über die zertrümmerte Lebenshoffnung.

Wenn Pestalozzi unter dem Gefühl mangelnder Anerkennung niedergebeugt war, so wäre die Voraussetzung sehr irrig, daß ihm als Denker und Schriftsteller nicht die gebührende Ehre zu Theil geworden. Allein er strebte nach einer Stellung, welche ihm die praktische Verwirklichung seiner Gedanken eröffnen sollte. Nicht etwa daß er nach einer Lehrstelle getrachtet hätte, sondern er hatte die organische Entwicklung der Volksbildung im Staatsdienste im Auge. Allein auch in dieser Beziehung fand er eine ganz unerwartete Beachtung. Seit Bodmers Zeit standen liberale österreichische Staatsmänner mit den Schweizern in Verbindung; daher fand auch Pestalozzi sowohl beim Grafen von Zinzendorf, dem Minister Josephs II., so wie bei dem Minister von dessen Bruder, dem Großherzog Leopold von Toskana, große Theilnahme. Namentlich Letzterer, der Graf von Hohenwart, eröffnete ihm Aussichten zur praktischen Ausführung einer Erziehungsanstalt nach Pestalozzi'schen Grundsätzen; allein die Erhebung Leopolds auf den Kaiserthron vereitelte auch diese Hoffnung. Bald darauf zeigten sich ähnliche Aussichten von entgegengesetzter Seite, indem Mitglieder der französischen Nationalversammlung ein Auge auf Pestalozzi warfen in

der Erwartung, „er möchte fähig ſein, dem franzöſiſchen Volke in dieſem Sturme der Leidenſchaft die Wahrheit, die es jetzt beherzigen ſollte, mit Erfolg zu ſagen.“ Wirklich wurde Peſtalozzi neben Klopſtock, Schiller und Kampe mit dem franzöſiſchen Bürgerrechte beſchenkt und an ihn die Einladung erlaſſen, nach Paris zu kommen, um ſeinen Rath wegen Einrichtung des Erziehungsweſens zu ertheilen. Auch erhellt aus ſeinen Briefen an Fellenberg, daß er ſich einige Zeit mit dem Gedanken trug, nach Frankreich zu gehen und „über mehrere Theile der Geſetzgebung für Frankreich zu arbeiten.“ Allein bald ſah er ſich auch in dieſen Träumen ſchmählich getäuſcht, da man von Frankreich aus planmäßig Unzufriedenheit und Mißtrauen gegen die ſchweizeriſchen Regierungen zu verbreiten begann und ihm ſelbſt die Niederträchtigkeit zumuthete, die Anklageſchrift gegen die Obrigkeiten ſeines Vaterlandes zu verfaſſen.

Doch gerade in dieſe Zeit fällt die ermuthigende und ſpäter erfolgreiche Bekanntſchaft Peſtalozzi's mit dem nachherigen preußiſchen Staatsrathe Nicolovius, an welchen er im Jahre 1793 ſchreibt: „N., ſtoße den bittenden Alten nicht weg — werde Erbe meiner Wünſche für die Menſchheit — werde der Aufbewahrer der Erfahrungen meines Lebens, der Vorbereiter meines zerrütteten Werkes — und fordere von mir Treue und Handbietung bis an mein Grab.“ Es darf freilich nicht unerwähnt bleiben, daß Peſtalozzi's Freude über die Harmonie der Denk- und Empfindungsweiſe mit dieſem Manne ſich namentlich auf den Beifall gründete, womit Nicolovius jenen bezeichnenden Ausſpruch aufgenommen hatte: „Gott hat ſich mir nur durch Menſchen geoffenbaret. Ich kenne alſo keinen Gott als durch Menſchen.“ Das merkwürdigſte und offenſte Bekenntniß Peſtalozzi's über ſein Verhältniß zum Chriſtenthum, welches nicht nur eine augenblickliche Stimmung, ſondern die ihn beherrſchende Ueberzeugung ausſpricht, iſt im Briefe an Nicolovius (1793) ausgedrückt: — — — „ich kann und ſoll alſo nicht verhehlen — meine Wahrheit iſt ans Koth der Erde gebunden und alſo tief unter dem Engelgang zu welchem Glaube und Liebe die Menſchheit erheben mag. Du kenneſt Glulphis Stimmung — ſie iſt die meinige — ich bin unglaubig — nicht weil ich den Unglauben für Wahrheit achte — ſondern weil die Sonn meiner Lebens Eindrücke — den Seegen des Glaubens vielſeitig aus meiner innerſten Stimmung verſchoben.“ „von meinen Schickſahlen alſo geführt halte ich das Chriſtenthum für nichts Anders als für die reinſte und edelſte Modification der Lehre von

der Erhebung des Geistes über das Fleisch — und diese Lehre für das grose Geheimniß und das einzig mögliche Mittel unsere Natur im innersten ihres Wesens — ihrer wahren Veredlung neher zu bringen; — oder um mich deutlicher auszudrücken — durch innere Entwicklung der reinsten Gefühle der Liebe — zur Herrschafft der Vernunft über die Sinnen zu gelangen." — „Das glaube ich sy das Wesen des Christenthums — aber ich glaube nicht daß viele Mentschen ihrer Natur nach fehig syen Christen zu werden — ich glaube das Grose der Mentschheit so wenig einer solchen allgemeinen innern Veredlung fehig — als ich daselbe im Algemeinen fehig glaube irdische Cronen zu tragen." „ich glaube das Christenthum sey das Salz der Erde — aber so Hoch ich dieses Salz auch schaze, so glaube ich denoch daß Gold und Stein und Sand und Perlen ihren Werth unabhangend von diesem Salz haben und daß die Ordnung und die Nuzbarkeit aller dieser Dinge unabhangend von demselben muß ins Aug gefaßt werden — ich glaube nemlich alles Koth der Welt hat seine Ordnung und sein Recht unabhangend von dem Christenthum — und Freund indem sich meine Wahrheit auf das Forschen nach diesem Recht und nach dieser Ordnung beschrenkt — fühle ich die Schranken meines Gesichtspunkts ganz aber den ahndet mir auch — meine Stimm seye wie die Stimm eines Rufenden in der Wüste einem andern der nach mir kommt den Weg zu bereiten ꝛc."*) Diese wenigstens unter Freunden offen ausgesprochene Ablösung vom Bekenntniß der christlichen Kirche, wobei indessen Wärme des religiösen Gefühls und die Erkenntniß vom Werthe frommer Gesinnung nicht fehlte, empfahl Pestalozzi wie den Stimmführern und Beförderern der damaligen Kultur in Preußen, so auch den Männern, welche bald in seinem Vaterlande öffentlich einflußreich werden sollten. Unter diesen war Lukas Legrand, Mitglied des helvetischen Direktoriums, welcher hernach mit Pfarrer Oberlin im Steinthal zum Segen der dortigen Gegend gewirkt hat. Dieser stimmte in Gesinnung wie in enthusiastischer Thätigkeit und Hoffnung für die Umgestaltung des Vaterlandes mit Pestalozzi zusammen. Vorzüglich durch Legrand ermuntert, schloß sich Pestalozzi in thätiger Handbietung der neuen Republik an. In dieser Stellung schrieb er zunächst „Ueber die gegenwärtige Lage und Stellung der Menschheit." In dieser Schrift, wie in dem auf Anregung

*) Vorträge gehalten bei der Pestalozzi-Feier den 12. Jänner 1846 in Basel.

der helvetiſchen Regierung herausgegebenen „Schweizer Volksblatt“ drang er auf Rückkehr zur alten Ehrenfeſtigkeit und Frömmigkeit, und vor Allem auf Umſchaffung des Erziehungsweſens, indem er verlangte, daß die größtmöglichſte Wirkung der Volksbildung durch die vollendete Erziehung einer beträchtlichen Anzahl der ärmſten Kinder erzielt werden müſſe, wenn dieſe Kinder durch die Erziehung nicht aus ihrem Kreiſe gehoben, ſondern feſter an dieſen geknüpft würden. Legrand war von Peſtalozzi's Plänen ſo eingenommen, daß er nicht ruhen wollte, bis er dem Dulder ein beſſeres Schickſal bereitet hätte, indem er darauf dachte, ihm eine öffentliche Beamtung zu verſchaffen.

Peſtalozzi iſt ein ſo reiner und großartiger Charakter, daß weder Egoismus noch Partheileidenſchaft ihn von dem Pfade der Wahrheit und des Rechtes entwegen konnte. Vor der Revolution hatte er in gleichem Geiſte wie Lavater für die Vereinigung der Gemüther gearbeitet und vor den Irrthümern der Volksherrſchaft gewarnt. Als aber die durch Raub und Tyrannei der Franzoſen ſchmachvolle Revolution der Schweiz Lavatern zu jenem heldenmüthigen Widerſtand erhob, wozu ihn der klare Blick in Menſchen und Verhältniſſe, voraus aber die Erkenntniß der ewigen Wahrheit führte: — wie ſehr verirrte ſich der für den Adel der Menſchennatur und die Menſchenrechte ſchwärmende Peſtalozzi vom Wege des Rechtes und der Staatsweisheit, daß er ſich herbeiließ, in einer Reihe kleiner Flugſchriften aus dem Jahre 1798 Wortführer der Revolution zu werden! So ſpricht er für unentgeldliche Aufhebung des Zehnten. Um aber den Schaden zu decken, räth er, die Gemeindegüter theils unter die Bürger zu vertheilen, theils zum Staatsgut zu machen, wobei unter Anderm zur Rechtfertigung der Maßregel der Grundſatz aufgeſtellt wird: „Das Volk muß wiſſen, daß das Eigenthum nicht durch ſich ſelbſt, ſondern um ſeines Zweckes willen heilig iſt.“ In einem zweiten „Revolutionsgeſpräch“ entwickelt er ſeine Befürchtung, daß bei der Unfähigkeit und Selbſtſucht der in die neuen Aemter eingerückten Patrioten die Ariſtokraten wieder aufkommen möchten, daher ſein Ruf: „Wach auf, Volk!“ Mit wahrem Bedauern aber erfüllen einige Aufrufe, wie der „An mein Vaterland“, wo unter Anderm folgende Stellen vorkommen: „Und Vaterland! bey der Trennung Europens, beym waltenden Kampf zwiſchen Freyheit und Deſpotie', was wollteſt du ſeyn? was konnteſt du bleiben? was konnteſt du werden? ohne Anſchließung an ein Volk, das bei allen Menſchlichkeiten ſeines erhabenen Kampfes, dennoch immer das Wohl der

Menschheit zu seinem Ziel, das Recht der Menschheit zu seinem Schild hat." — „Schwöre heute, frey zu leben, mit Frankreich zu stehn und mit Frankreich zu fallen." Pestalozzi macht den Lobredner des von Frankreich erzwungenen Schutz- und Trutzbündnisses, welches Escher so muthvoll im Rath und Lavater von der Kanzel bekämpfte. Noch mehr erstaunt man ob dem zweiten Aufruf „An Helvetiens Volk", als die innern Kantone die von Frankreich aufgezwungene Verfassung zu verwerfen wagten und zu den Waffen griffen, wo Pestalozzi also beginnt: „Die Stunde ist da, in welcher ihr die Rettung des Vaterlandes wahrscheinlich mit dem Blute einiger Irregeführter — im Herzen gewiß nichts weniger als allgemein Böswilliger — aber in ihren Thaten als unverbesserliche Landesaufwiegler und Landesverräther zum Vorschein kommender Verbrecher werdet erkaufen müssen. Trauert Bürger! das Blut eines jeden Schweizers seye euch heilig; aber das Wohl des Vaterlandes sey euch heiliger, als das Blut der Aufrührer; es sey euch heiliger als euer eigenes." — Wir dürfen dieses dunkle Blatt aus Pestalozzi's Leben nicht verschweigen, wo sich ihm die Begriffe von der Freiheit und Selbständigkeit seines Vaterlandes so sehr verwirrt hatten. Wie er später zu Iferten in augenblicklichem Enthusiasmus Großen gegenüber, welche ihm für seine Erziehungsunternehmungen förderlich sein zu können schienen, sich zu sonderbaren Huldigungen herabließ, so zogen ihn während der Revolution Männer der neuen Ordnung der Dinge, welche er sonst achten konnte, auf eine falsche Bahn, die er indessen bald genug erkannte und in seiner Beschämung darüber in seinen spätern Bekenntnissen mit tiefem Schweigen bedeckt.

Allein indem diese unglückliche Theilnahme und Thätigkeit für die Revolution seine Unbrauchbarkeit für den Staatsdienst für ihn selbst und Andere zur völligen Klarheit brachte, führte diese Enttäuschung endlich zur rechten Entfaltung des innersten Kerns und der tiefsten Kraft seines Wesens. Er erkannte, daß er ein bisher verlorenes Leben nur retten könne, wenn er dasselbe dem unmittelbarsten und demüthigsten Dienst für das Volk widme. Als Frucht dieser Erkenntniß und dieses Entschlusses sprach er nun die Erklärung aus: „Ich will Schulmeister werden!" Die helvetischen Minister Rengger und Stapfer schenkten seinen nach dieser neuen Aufgabe zielenden Vorschlägen eifrige Theilnahme, worauf sich Pestalozzi in den Kantonen Zürich und Aargau nach einer Lokalität umsah, welche die „vereinigten Vortheile der Industrie, des Landbaus und der äußern Erziehungsmittel

darböte." Allein das Unglück in Unterwalden entſchied über den Ort ſeiner Thätigkeit.

4. Peſtalozzi als Erzieher.

In einem Alter von nicht weniger als zweiundfünfzig Jahren begann Peſtalozzi ſeine merkwürdige Thätigkeit in Stanz, wo er in der Mitte ſeiner armen Kinder eine Vaterliebe und Vaterkraft entwickelte und ein Erziehungsgeſchick an den Tag legte, daß er darin den Beweis für die Richtigkeit und Zweckmäßigkeit ſeiner Anſichten leiſtete. Seine Werke enthalten den Brief an den Sohn Sal. Geßners „Ueber ſeinen Aufenthalt in Stanz." Wenn ſich ſchon bei Peſtalozzi's erſten Unternehmungen auf dem Neuenhof die Nothwendigkeit der Vorſicht in Betreff der Darſtellung über ſeine allgemeinen Geſichtspunkte und Ideenverbindungen ergab, ſo gilt das ganz beſonders auch von dieſem merkwürdigen und vortrefflich geſchriebenen Briefe. Denn ſo werthvoll in dieſem Berichte alles dasjenige iſt, was Peſtalozzi über ſeine erzieheriſchen Verſuche und Maßregeln vorbringt, ſo vorſichtig wollen dagegen einzelne Thatſachen aufgenommen ſein. Nicht daß man an Peſtalozzi's Redlichkeit und Wahrhaftigkeit zweifeln dürfte; allein er wird dermaßen von ſeinen Grundgedanken und Tendenzen beherrſcht, und die rhetoriſch belebte Schilderung mit ſtark aufgetragener ſentimentaler Färbung iſt eines ſeiner techniſchen, etwas verſchwenderiſch angewandten Mittel der Darſtellung, daß man dieſe und andere Schriften nicht ohne ſorgfältige Kritik für hiſtoriſche Darſtellungen benutzen darf. Der Bericht über Stanz ſoll der Welt zeigen, daß, wenn er ſich zum demüthigen Schuldienſt herabließ, darin eine hohe, ſegensreiche und ſelbſt genußvolle Aufgabe liege. Peſtalozzi hat durch ſeine Darſtellung einen Beruf, den die Welt bisher nur von ſeiner mühſeligen und langweiligen Seite kannte, zum erſten Male in ſeiner poetiſchen Tiefe erfaßt, und dadurch eine Zeit, welche mit revolutionärem Ungeſtüm die Wohlfahrt des Menſchengeſchlechtes bezweckte, für dieſe neue Aufgabe elektriſiert. Ueberhaupt iſt es nicht das geringſte Verdienſt Peſtalozzi's, daß er die Wichtigkeit und das Glück einer naturgemäßen Erziehung und Schulbildung für das Volksleben im Ganzen mit einer Wärme und einem Glanze zu ſchildern vermochte, wie Keiner vor ihm. Indem er ſeine Erlebniſſe und Erfahrungen in Stanz erzählte, was er dort erreicht und mit welchen Mitteln, wobei außerordentliche Umſtände

die allgemeine Theilnahme erhöhten, mußte dieſer Abriß die Gemüther für ihn und ſeine Aufgabe gewinnen*). Man darf zunächſt nicht vergeſſen, daß nicht die wirklichen Leiſtungen in Stanz das waren, worauf er einen beſondern Werth legte, ſondern die Möglichkeit künftiger Leiſtungen auf dem dort eingeſchlagenen Wege, und daß der Bericht die Abſicht hatte, ihm einen neuen erzieheriſchen Wirkungskreis zu eröffnen. Es iſt ſich daher nicht zu verwundern, wenn die Anlage des Ganzen auf eine ergreifende Wirkung berechnet iſt. Dabei fällt freilich zunächſt auf, daß er den Gegenſatz, wie er ſeine Kinder in Stanz angetroffen, und was er aus ihnen gemacht, zu grell darſtellt. Er ſchildert ſie nämlich als einen Haufen „verwilderter Bettelkinder", vertraut aber auf die „Kräfte der menſchlichen Natur, welche mitten im Schlamm der Rohheit, der Verwilderung und der Zerrüttung die herrlichſten Anlagen und Fähigkeiten entfaltet." Und dem zufolge fährt er fort: „Ich war überzeugt, mein Herz werde den Zuſtand meiner Kinder ſo ſchnell ändern, als die Frühlingsſonne den erſtarrten Boden des Winters. Ich irrte mich nicht; ehe die Frühlingsſonne den Schnee unſerer Berge ſchmelzte, kannte man meine Kinder nicht mehr." Allein es iſt nicht zu vergeſſen, daß die Kinder jener Väter, welche ſo heldenmüthig für ihr Land gekämpft und geblutet hatten, keine Bettelkinder waren, und daß überhaupt bei den frommen und genügſamen Unterwaldnern weniger verwahrloſte Kinder gefunden werden als in andern Theilen der Schweiz. Peſtalozzi ſelbſt muß anderswo von dieſen Kindern ſagen: „Es war ein anderes Geſchlecht; ſelbſt ihre Armen waren andere Menſchen als die ſtädtiſchen Armen und als die Schwächlinge unſerer Korn- und Weingegenden. Ich ſah die Kraft der Menſchennatur und ihre Eigenheiten in dem vielſeitigſten und offenſten Spiel." Wenn alſo Peſtalozzi ſich die Liebe dieſer offenen Kinderſeelen erwarb, und durch dieſe Liebe in ihrer Bildung und Erziehung eine große und günſtige Aenderung hervorzubringen begann, ſo iſt es jedenfalls unverhältnißmäßig, von ſeinen Leiſtungen als von etwas Außerordentlichem und Niedageweſenem zu ſprechen. Vielmehr iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß die plötzliche Unterbrechung ſeiner Arbeit durch die Franzoſen ihm nur den Schmerz über das Mißlingen ſeiner Bemühungen erſparte. Denn hier ſchon treten jene Irrthümer und Mißgriffe klar hervor, an denen ſeine

*) „So ſagte mir von Muralt, dieſer Brief Peſtalozzi's über ſein Wirken in Stanz habe ihn für Peſtalozzi und den Erzieherberuf begeiſtert und veranlaßt, ſich an Peſtalozzi anzuſchließen." Anmerkung W. Hennings.

ſpätern Unternehmungen ſcheiterten*). Er baute zu viel auf den natürlichen guten Willen und die Naturkraft des Kindes, zu viel darauf, die Tugenden als „Fertigkeiten“ bei ihnen auszubilden. Er verkannte den Werth der Einübung der mechaniſchen Fertigkeiten der Schule, und daher die Unzweckmäßigkeit, den Unterricht mit häuslichen Arbeiten zu verbinden; eben ſo verkannte er die Nothwendigkeit einer ſyſtematiſchen Betreibung der Schulfächer und darum täuſchte er ſich über die Befähigung der Mutter nicht nur zu erziehen, ſondern auch Schule zu halten. Es war daher ein offenbarer Irrthum, wenn Peſtalozzi meinte, Stanz, wo die Bevölkerung ſo entſchieden dem katholiſchen Bekenntniſſe zugethan iſt, ſo daß Lebensanſicht und Erziehung, Geſelligkeit und Berufsleben davon beherrſcht wird, wäre der „ſeiner Individualität eigene und ihn gleichſam ſelig machende Boden geweſen, den er für ſeine Zwecke ſegensvoll und für die Dauer hätte benutzen können.“ Allein das iſt das Bedeutende, daß er von Stanz ſagen konnte: „Ich machte entſchiedene Erfahrungen über die Möglichkeit, den Volksunterricht auf pſychologiſche Fundamente zu gründen, wirkliche Anſchauungskenntniſſe zu ſeinem Fundamente zu legen und der Leerheit ſeines oberflächlichen Wortgepränges die Larve abzuziehen.“

Peſtalozzi ließ ſich daher nicht abſchrecken, in Burgdorf unter den kümmerlichſten Verhältniſſen ſein Werk fortzuſetzen. Allein bald konnte er mit weiterer Hülfe der helvetiſchen Regierung, welche ihm das dortige Schloß zur Verfügung ſtellte, in Verbindung mit Krüſi, zu dem ſich bald Tobler und Buß geſellten, ein Erziehungsinſtitut gründen, welchem ungeſucht Zöglinge zuſtrömten, namentlich die Söhne der helvetiſchen Beamteten. Als vollends noch Niederer und Schmid und der treue Ramſauer hinzukamen; als dieſe Gehülfen alle mit Liebe und Verehrung an Peſtalozzi hingen und in Eintracht und Begeiſterung in ſeinem Sinne arbeiteten, ſo war das die ſchönſte Zeit der Peſtalozzi'ſchen Erziehungsbeſtrebungen. In dieſer Zeit entſtand auch diejenige ſeiner Schriften, welche neben Lienhard und Gertrud für ſeine pädagogiſchen

*) Der Verfaſſer ſah ſich im Fall, durch mehrfache, an Ort und Stelle eingezogene Erkundigungen zu vernehmen, daß bei den Leuten, welche einſt als Kinder unter Peſtalozzi's Leitung ſtanden, kein anderer Eindruck zurückgeblieben zu ſein ſcheine, als derjenige ſeiner Sonderbarkeiten. Zugleich mit Peſtalozzi wurde von der helvetiſchen Regierung zur Beförderung der Volksbildung Buſinger, der Geſchichtſchreiber von Unterwalden, als Pfarrer nach Stanz geſendet, welcher indeſſen zugleich mit der Einheitsregierung wieder abtreten mußte.

Ansichten die wichtigste ist, nämlich „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt, ein Versuch, den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder selbst zu unterrichten“ (1802). Schriftstellerisch ist dieses Stück unbedeutend, indem dasselbe aus verschiedenen im Tone ungleich gehaltenen Fragmenten besteht; der Inhalt aber giebt etwas ganz Anderes, als auf dem Titel versprochen ist, indem durchaus keine Anleitung für Mütter, sondern die allmählige Entstehung der sogenannten Methode Pestalozzi's und seiner wesentlichen Ansichten von Volkserziehung darin zu finden ist. Namentlich aber ist diese Schrift der erste Versuch, die Lehrfächer der Volksschule organisch zu entwickeln, nachdem Basedow und Salzmann nur zufällig und empirisch herumgetastet hatten. Besonders erklärt sich hier Pestalozzi zuerst eingehend über den Anschauungsunterricht, durch welchen er der Reformator der neuern Schule geworden, daher er denn auch von sich selbst sagt: „Wenn ich zurücksehe, und mich frage: was habe ich denn eigentlich für das Wesen des menschlichen Unterrichtes geleistet? — so finde ich: ich habe den höchsten obersten Grundsatz des Unterrichtes in der Anerkennung der Anschauung, als dem absoluten Fundament aller Erkenntniß festgesetzt und mit Beseitigung aller einzelnen Lehren, das Wesen der Lehre selbst und die Urform aufzufinden gesucht, durch welche die Ausbildung unsers Geschlechts durch die Natur selber bestimmt werden muß.“ Oder an einem andern Orte: „Ich komme immer auf die Behauptung zurück, daß die Anschauung das absolute Fundament aller Erkenntniß sey, mit andern Worten, daß jede Erkenntniß von der Anschauung ausgehen und auf sie müsse zurückgeführt werden können.“ Einläßlich und lehrreich in der Ausführung verstand aber Pestalozzi nur in Beziehung auf Sprache zu sein, daher er bemerkt: „Meine Unterrichtsweise zeichnet sich vorzüglich hierin aus, daß sie von der Sprache, als Mittel, das Kind von dunkeln Anschauungen zu deutlichen Begriffen zu erheben, einen größern Gebrauch macht, als bisher geschehen ist. —— Wer eingesteht, die Natur führe nur durch die Klarheit des Einzelnen zur Deutlichkeit des Ganzen, der gesteht ebenfalls ein: die Worte müssen dem Kinde einzeln klar seyn, ehe sie ihm im Zusammenhange deutlich gemacht werden können — und wer dieses eingesteht, wirft mit einem Schlage alle bisherigen Elementar-Unterrichtsbücher als solche weg, weil sie alle Sprachkenntniß beym Kinde voraussetzen, ehe sie ihm selbige gegeben haben.“

Pestalozzi's glühender Eifer für die Volksbildung beruht auf der tiefen Ueberzeugung von der verkehrten und fundamentlosen Bildung

ſeiner Zeit; er donnert daher mit ſtrafender Heftigkeit auf die Schulen und Lehrer im Allgemeinen hinein: allein er ſelbſt legte wieder einen unverhältnißmäßigen Werth auf ſeine noch wenig ausgebildete und geiſtig durchgearbeitete, und darum auch wieder ſteife Methode von Wort, Zahl und Form, womit er dem kindlichen Gemüthe auch wieder Gewalt anthat*). Es mußte daher unter den Schulmännern große Verwunderung erregen, daß ein Mann, welcher die wirklichen Leiſtungen der Schulen ſeiner Zeit nicht kennen konnte, ſolch ein allgemeines Verdammungsurtheil ausſprach, zu ihrer Reorganiſation aber nur noch ſehr mangelhafte und unerprobte Vorſchläge zu machen wußte. Ruht doch das Princip dieſes Buches ſelbſt, den Schulunterricht durch die Mütter überflüſſig zu machen, auf einem unpraktiſchen Traum, indem eben die Fertigkeiten, auf welche Peſtalozzi einen ſo großen Werth legt, nicht von den Müttern erworben und ausgeübt werden können. Es iſt das Weſen und die Stellung der Mutter überhaupt auf eine ideale Höhe geſchraubt, wofür er in der Wirklichkeit die Anhaltspunkte nicht fand. Warum Alles von der Mutter erwarten und den Vater völlig zurückſetzen? Mit Recht ſpricht die Volksſprache von der Macht des Mutterherzens, welches den innern Menſchen bildet und erzieht, aber zugleich von dem Vaterhauſe, welches nicht nur durch die Wohnſtube einwirkt, ſondern vornämlich durch die geſellſchaftliche Stellung und durch die Arbeit, durch die Nahrungs- und Verbrauchsmittel, durch die Hausſitte und die Vergnügungen, welche Einflüſſe mehr vom Vater abhängen, und als die eigentliche Atmoſphäre des Kindes ſeine weſentlichen Bildungs- und Erziehungselemente ausmachen. Mit Recht befürchtet man von dem nur in der Wohnſtube Auferzogenen eine zu weiche Empfindſamkeit. — Nicht weniger ungenügend iſt diejenige Auseinanderſetzung des Buches, welcher zufolge die Erziehung zur Gottesverehrung eben nur auf dem naturgemäßen Verhältniß zwiſchen Mutter und Kind zu beruhen hat, indem dieſes gelehrt werden ſoll, die Liebe zur Mutter auf Gott überzutragen. K. von Raumer ſagt daher über letztere Aufgabe der Mutter: „Kurz die Mutter wird als Mittlerin zwiſchen Gott und dem Kinde hingeſtellt. Aber mit keinem Worte wird erwähnt, daß ſie ſelbſt eines Mittlers bedürfe; Chriſti Name iſt

*) „Merkwürdig, daß dem in Ideen lebenden Peſtalozzi die Gebiete der Zahl und des Raums, in denen die Kinder des Inſtituts in Iferten vorzugsweiſe ihre Geiſtesgymnaſtik treiben mußten, eigentlich fremd waren.“

Anmerkung W. Hennings.

im ganzen Buche nicht genannt. Daß die Mutter eine chriſtliche Mutter ſei, Glied der Kirche, daß ſie dem Kinde lehre, was ſie als Glied der Kirche ſelbſt gelernt, das iſt nirgends erwähnt. Die heilige Schrift wird nirgends erwähnt; aus dem eigenen Herzen ſchöpft die Mutter ihre Theologie. In dieſem Werke herrſcht alſo eine entſchiedene Entfremdung von Chriſto." — Was in der Anleitung „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" nicht erfüllt wurde, ſollte im „Buch der Mütter" (1803) gegeben werden. Allein auch darin darf man nichts dem Mutterherzen und ſeinem Gedankenkreis Entſprechendes erwarten. Vielmehr enthält dieſe Schrift eine Reihe von Anſchauungen, welche durch ihre organiſche Aufeinanderfolge zur Ausbildung der Sinne, der Sprache und des Denkvermögens führen ſollten. Statt aber das kindliche Auge in die reiche und anmuthige Welt der Umgebung in Natur und Menſchenwelt einzuführen, ſoll das Kind ſich mit der Anſchauung ſeines eigenen Leibes, der Glieder und Gliedertheile beſchäftigen, um Blick und Rede zu üben.

5. Peſtalozzi in Iferten.

Wir ſchweigen von dem ſchnell ſteigenden und weitverbreiteten Ruhm des Peſtalozzi'ſchen Inſtituts vor und nach ſeiner Verſetzung nach Iferten, ſo wie von Peſtalozzi's Sendung nach Paris, als Mitglied der helvetiſchen Konſulta im Jahre 1802, wo Monge nach Auseinanderſetzung der Ideen des Pädagogen fand: „das iſt zu viel für uns" — und Bonaparte auf Peſtalozzi's Denkſchrift über das, was der Schweiz Noth thue, erklärte, er könne ſich „ins ABClehren nicht miſchen." — Während der Dauer des Inſtitutes ſchrieb Peſtalozzi nichts, als was auf dieſes Bezug hatte. Vom Jahre 1807 bis 1812 erſchien: „Wochenſchrift für Menſchenbildung von Heinrich Peſtalozzi und ſeinen Freunden" in vier Bänden. Allein von Peſtalozzi ſelbſt iſt nur der Bericht von ſeiner Anſtalt in Stanz: alles Andere, auch das Peſtalozzi ſelbſt in den Mund Gelegte, wie der „Bericht an die Eltern und an das Publikum über den gegenwärtigen Zuſtand und die Einrichtungen der Peſtalozzi'ſchen Anſtalt in Iferten," und die vor der Geſellſchaft der ſchweizeriſchen Erziehungsfreunde in Lenzburg im Jahre 1809 gehaltene Rede „Ueber die Idee der Elementarbildung und den Standpunkt ihrer Ausführung in der Peſtalozzi'ſchen Anſtalt zu Iferten" gehören in Geiſt und Sprache nicht mehr Peſtalozzi an, ſondern ſind von Niederer überarbeitet und mit ruhmredigen Zuthaten ausgeſtattet worden. Daher

sagt Pestalozzi selbst von dieser Rede, daß sie „von derjenigen, welche er in Lenzburg wirklich gehalten, merklich verschieden sei, und das Gepräge eines fremden, auf ihn wirkenden Einflusses sichtbar an sich trage.“ Von dem Bericht an die Eltern und der Ankündigung der Wochenschrift giebt er folgende Erklärung: „Diese Schrift ist eigentlich nicht als mein persönlicher Aufsatz, sondern vielmehr als der allgemeine Ausdruck der Ansichten der mit mir damals verbundenen Freunde zu betrachten. Die unnatürlichen Anmaßungen desselben und die unbegreifliche Mißkennung unsrer selbst, unsrer Kräfte und unsrer Mittel, die darin herrscht, muß das Publikum um so mehr interessiren, als die erste und allgemeine Quelle alles Unglücks, aller Erniedrigung und alles Jammers, das später meine Person, meine Familie und mein Haus traf und meine Bestrebungen an den Rand des Verderbens brachte, im phantastischen Taumel jenes Zeitpunkts liegt.“

Ein ganz besonders werthvoller Beitrag, den Pestalozzi's Aufenthalt in Iferten zu seinen Schriften lieferte, sind die „Reden an mein Haus“ in den Jahren 1808 bis 1812, denn diese geben uns das eigenthümlichste und ergreifendste Seelenbild von Pestalozzi. Es thut sich darin eine seltene Beredsamkeit des Herzens kund, wo kindliche Demuth und überwältigende Liebe mit dem Siegesjubel genialen Thatendranges, wo innere Zerrissenheit und erschütternde Selbstanklage mit der Erhabenheit einer großen Seele und eines edeln Willens wechseln. In der Neujahrsrede von 1808 bricht der Schmerz über seine falsche Stellung durch, der zufolge er sich in eine Erziehungsaufgabe hineingelassen, welcher er nicht gewachsen ist, und wofür ihm sowohl die Regierungsfähigkeit, als der zusammenhaltende Einfluß auf seine Gehülfen fehlt. Der frische Eindruck von dem Zwiespalt unter seinen Gehülfen bringt ihn zu einer Kundgebung des Jammers und der Selbstanklage, wie die neuere deutsche Literatur kaum Aehnliches aufweist. „Mein Werk forderte Heldenkraft, ich blieb träge; es forderte Wachens und Betens, ich wachte nicht, ich betete nicht; es forderte Weisheit des Lebens, ich hatte sie nicht; es forderte Kenntnisse, ich suchte sie nicht; es forderte Wirthschaft, ich war unwirthschaftlich; es forderte Selbstüberwindung, ich that, was mir wohlgefiel; es forderte Regelmäßigkeit und Ordnung, ich war unordentlich und zerstreut; es forderte Weisheit in der Behandlung von Freunden und Feinden, es ist unmöglich, gegen beyde mehr zu fehlen als ich hierin gegen sie fehlte — und doch gelang mein Werk. Aber ich mangelte ihm. Ich war seiner nicht werth. Es forderte vor

allem aus das reine Opfer meiner selbst. Ich brachte ihm dieses Opfer nicht. Je glücklicher ich wurde, desto mehr verlor sich meine Kraft. Ich schrieb das Gute, das Gott mir erwies, mir selbst zu. Was als ein Wunder um mich her geschah, das wähnte ich in meiner Thorheit, ich thue es selbst. Ich ließ mich für das ehren, was ich nicht that, und glaubte mich Schöpfer eines Werks, das nicht mein ist." In diesem Kampf und Zwiespalt glaubte sich Pestalozzi dem Tode nahe. „Mein Werk wird bestehen. Aber die Folgen meiner Fehler werden nicht vergehn. Ich werde ihnen unterliegen. Meine Rettung ist mein Grab." Störend ist freilich, daß Pestalozzi nicht dabei blieb, sein Herz sprechen zu lassen, sondern daß er im grellen Uebermaß seiner Verzweiflung einen für ihn bestimmten Sarg in die Mitte der Versammlung stellen ließ, und sogar mit dem Schädel seiner alten Magd und treuen Gehülfin eine theatralische Schaustellung machte. — „Eine Freundin starb mir. Seht hier ihren Schädel. — — Seht hier meinen Sarg. Was bleibt mir übrig? Die Hoffnung meines Grabes. Mein Herz ist zerrissen. Ich bin nicht mehr, was ich gestern war. Was soll ich mehr leben? Wofür bin ich unter dem Fußtritt der Pferde gerettet? Das Band ist zerrissen, das meinem Leben einen Werth gab." Bemerkenswerth sind diese und andere dieser Reden durch die kunstlose Annäherung an die Bibelsprache, welche aus der Tiefe eines religiösen Grundes kam und seiner Seelenstimmung angemessen war.

Unterdessen trug Alles dazu bei, Pestalozzi für sein Werk zu ermuthigen; denn es nahm nicht nur die Zahl der Zöglinge zu, sondern Iferten wurde allmählig der anerkannte Mittelpunkt der Hoffnungen für eine auf unabänderliche Grundsätze gebaute Bildung. Eben im Jahre 1808 versprach der muthige Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation Rettung durch eine Nationalerziehung, und wies zur Verwirklichung derselben „an den von Heinrich Pestalozzi erfundenen, vorgeschlagenen und unter dessen Augen schon in glücklicher Ausführung begriffenen Unterrichtsgang." Pestalozzi konnte daher am Neujahrstage 1809 hoffnungsvoll aussprechen: „Die Aufmerksamkeit auf unser Thun hat, ich möchte sagen, seinen obersten Gipfel erreicht. Die Augen tausend und tausend edler Menschen sind mit großen Hoffnungen auf uns gerichtet. Das Urtheil erleuchteter Männer hat uns vielseitig Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und hie und da bietet uns innige Liebe mit Anmuth die Hand für unser Thun." Daher ist nun auch diese Rede der schönste Ausdruck von Pestalozzi's tiefer und frommer

Freude über ſein glückliches Gelingen. — Beſonders bedeutſam ſind die zwei Reden vom Jahre 1810. Die großſprecheriſchen Publikationen des Inſtituts riefen namentlich in der Schweiz ernſte Mißbilligung und Angriffe hervor, welche die Peſtalozzi'ſche Schule durch eine Appellation an die Eidgenoſſenſchaft und durch eine feierliche Prüfung des Inſtitutes zurückzuſchlagen hoffte. Das Urtheil der eidgenöſſiſchen Experten, von Girard abgefaßt, war ungünſtig ausgefallen. Während das in ſeiner Umgebung eine unwürdige Aufregung hervorbrachte, ließ Peſtalozzi ſelbſt ſich nicht ſtören: gerade die Rede des nächſten Neujahres war doppelt väterlich und demüthig. Daher iſt es in dieſem Jahre nicht zufällig, wenn noch eine Weihnachtsrede hinzukommt, in welcher er die entzweiten Glieder des Hauſes unter dem wahren Haupte zu vereinigen ſucht. „Möchte uns die Freude über die Geburt unſers Erlöſers dahin erheben, daß Jeſus Chriſtus uns jetzt als die ſichtbare göttliche Liebe erſchiene, wie er ſich für uns aufgeopfert, dem Tode hingegeben.“ — „Männer, Brüder, Freunde, wo die Gemeinſchaft der Liebe mangelt, da iſt die Quelle der Gemeinſchaft der Freude geſtopft. Wenn wir alſo die Weihnacht für unſer Herz zu einem Feſte machen wollen, wie es unſern Vätern war, ſo müſſen wir die Gemeinſchaft der Liebe in unſerer Mitte herſtellen und ſichern. Dieſe aber mangelt allenthalben, wo der Sinn Jeſu Chriſti und die Kraft ſeines Geiſtes mangelt.“ Ueber die erfahrenen Ausſtellungen ſpricht Peſtalozzi ruhig und beſcheiden, indem er zugiebt, daß wie „das Modelob allmählig verſtummte, ſo haben ihre Irrthümer dem leichten Sinn der Zeit eine Empfänglichkeit für den Tadel gegeben, der in einen Modetadel übergehen wird, das dem Modelob, das ihm vorangieng, in ſeinem Weſen gleich iſt.“

Die Neujahrreden von 1811 und 1812 ſprechen in freudigſtem Erguſſe das Glück über die feſte Begründung ſeines Werkes aus. „Wie glücklich war mein Schickſal, heißt es in jener, von der Stunde meiner Verbindung mit Euch an, bis auf dieſen Augenblick. Wahrlich mein Loos iſt an einen lieblichen Ort gefallen. Welche Gefahren ſind ſchon vorüber, welche Laſten ſind ſchon ab meinen Schultern gefallen, und wer kann rühmen, Freunde zu haben, die für ihn litten und thaten, was ihr die älteſten von Euch, was die Mitſtifter dieſes Hauſes an mir gethan haben?“ Beſonders merkwürdig iſt der Ausdruck des Dankes und der Liebe gegen Niederer und Krüſi, den nun fernen Schmid und ſein Gruß an die preußiſchen Zöglinge, welcher alſo ſchließt: „Freunde, ein braves Volk, das durch die Welt des Verderbens gelaufen,

ein Volk, das in seinem Verderben gelitten, und in seinen Leiden zu sich selber und dem Göttlichen, von dem es entfernt worden, näher gekommen, wirft seine Augen auf Euch, und erwartet von Euch Handbietung für den Segen künftiger Geschlechter. Edle Männer an der Seite eines guten Königs haben Euch ausersehen zum ersten, zum heiligsten Dienst ihres Vaterlandes. Sie haben sich an Euch nicht geirrt. Ihr sucht die Hülfe des Vaterlandes nicht im Schein der Vergänglichkeit. Ihr sucht sie im Unvergänglichen und Ewigen."

In diesen Reden ist das schönste Zeugniß von Pestalozzi's Herz und Gesinnung im Verhältniß zu seinen Freunden niedergelegt, aber auch der Beweis der Ueberschätzung seiner nächsten Gehülfen. Niederer und Krüsi zeigten eine Hingebung und eine Begeisterung für Pestalozzi's Lebensaufgabe, und ein Eingehen und Leben in seinen Gedanken, daß Pestalozzi mit Recht sich zu diesen Landsleuten besonders hingezogen fühlte. Allein es fehlte ihnen, wie ihm selbst, sowohl eine gründliche Bildung als die besondere Kenntniß der Lehrwissenschaft und die unbefangene Prüfung der Leistungen in den verschiedenen Disciplinen. Daher erscheinen Krüsi's Ausarbeitungen der Gedanken Pestalozzi's enge und unentwickelt. Niederer schildert sich in seinem Briefe an Tobler, als er nach Burgdorf berufen war, mit einer überraschenden Offenheit und Gewissenhaftigkeit: — „Nimmt er genug Rücksicht auf meinen Mangel an hinreichenden Fähigkeiten, an Scharfsinn, an entschlossenem Charakter und unermüdeter Thätigkeit? Kennt er mich als den, der nicht stark genug ist, den Stürmen des Lebens zu trotzen, der so leicht überdrüssig, mürrisch und laß wird? — Kann der Mensch sich allseitig entwickeln, der unter engen Verhältnissen des Lebens aufwuchs, dessen erste Bildung, den Eindruck der zarten mütterlichen Empfindung ausgenommen, höchst unvollkommen und alltäglich war? der nie lebendig und innig erwärmt, sondern nur überspannt empfindet, und daher desto mehr erschlafft?" Alle diese selbsteigenen Befürchtungen erfüllten sich nur zu sehr, daher Pestalozzi später durchaus richtig und gerecht über ihn urtheilte. Namentlich verflocht die anmaßende Weise, womit Niederer in der Wochenschrift aus der Idee der Elementarbildung die Nothwendigkeit und Gewißheit einer neuen Kulturepoche für die ganze Menschheit herauskonstruierte, ihn und die Anstalt in eine Reihe leidenschaftlicher Kämpfe und literarischer Fehden, indem er mit eben so großer Unwissenheit alle andern Leistungen im Erziehungsfache herabsetzte, als er mit thörichter Ueberhebung das eigene Thun ausposaunte.

Mit Recht bemerkten daher die Gegner, daß Peſtalozzi's Freunde ſeine größten Feinde ſeien. Denn wie er früher unter Niederers Wort ſich beugte, ſo ſpäter, als dieſer mit Schmid zerfiel, unter des Letztern energiſche That. Was Schmid ſchrieb, zeigt denſelben als einen ungebildeten, kaum der Sprache kundigen Mann; was er in den Lehrbüchern für die Zahl- und Formenlehre arbeitete, wußte er weder wiſſenſchaftlich zu begründen, noch ſyſtematiſch und mit einfacher und anſchaulicher Beziehung auf das Leben durchzuführen; und was er als Menſch war, zeigt eine Niedrigkeit der Geſinnung und eine Rohheit des Betragens, daß die Art, wie Peſtalozzi ſich von der „Kraft“ dieſes Mannes unterjochen ließ, zu den bedauerlichſten Schwächen gehört und die Urſache des traurigen Zerfalls ſeiner Anſtalt war. Der vorzüglichſte unter den ſchweizeriſchen Gehülfen war der bald nach Petersburg verſetzte Johannes von Muralt von Zürich. An Bildung und Menſchenkenntniß, an Entſchiedenheit des Charakters und Erziehungsgeſchick den übrigen Landsleuten weit überlegen, hatte er, ſo lange er in Iferten war, durch ſein offenes, geradſinniges, ordnungſchaffendes Weſen die Einzelnen in ihren Schranken gehalten.

Es iſt nicht zu entſchuldigen, daß neben den unmittelbaren Zöglingen und Gehülfen von Peſtalozzi nicht gereifte deutſche Kräfte zur Leitung und Ausbildung der Anſtalt näher herbeigezogen wurden. Er hätte unter den edeln, begabten, wiſſenſchaftlich gebildeten Männern aus Deutſchland, welche ſich für längere oder kürzere Zeit in Iferten aufhielten und der Anſtalt ihre Kräfte ſchenkten, eine reiche Auswahl gehabt, wie namentlich Karl von Raumer, Schacht, Stern, oder Blochmann, Dreiſt, Henning, Kawerau. Nach dem Unglück Preußens gegen Napoleon hatte es nämlich der mit der Leitung des allgemeinen Schulweſens betraute Nicolovius dahin gebracht, daß theils mehrere Jünglinge, welche ihre Studien ſchon vollendet hatten, nach Iferten geſandt wurden, um ſich mit Peſtalozzi's Erziehungsgrundſätzen bekannt zu machen, theils ein Normal-Inſtitut gegründet und an die Spitze desſelben K. A. Zeller geſtellt wurde*).

*) „Als Friedrich Wilhelm III. nach dem Tilſiter Frieden den Verluſt der Hälfte ſeiner Staaten betrauerte, riethen ihm ſeine Räthe, namentlich Süvern und Nicolovius, intenſiv gewiſſermaßen wieder zu gewinnen, was extenſiv verloren ſei, namentlich durch Verbeſſerung der Schulen das Volk zu erheben und zwar nach Peſtalozzi's Grundſätzen. Da wurde denn Peſtalozzi um Lehrer gebeten. Er empfahl den damaligen Kandidaten Zeller. Zeller wurde darauf als Oberſchulrath nach Königsberg

Peſtalozzi bat Nicolovius: „Wende Alles an, daß Jünglinge, die hieher geſendet werden, von reinem, edlem Herzen, und von einfachen, unverkünſtelten Anſichten ſeyen.“ Von dem preußiſchen Staatsrathe aber wird berichtet: „Nicolovius äußerte oftmals, das Große in Allen, welche wirklich die Taufe in Yverdun erhalten haben, beſtehe darin, daß ſie etwas Anderes als das Gemeine lieb gewonnen. Von Peſtalozzi's Schülern gehe ein begeiſtertes Lebenslicht aus. Mancher als Phariſäer eingezogene ſei als demüthiger Zöllner zurückgekehrt, um den armen Kindern das Evangelium zu predigen.“ Durch die deutſchen Männer, welche Peſtalozzi als Gehülfen nahe ſtanden, haben wir allein ein richtiges und umfaſſendes Bild von dieſem nach ſeiner Perſon, ſeinen Gedanken und Beſtrebungen erhalten; daß aber Männer wie Karl von Raumer und Blochmann, welche alle Schwächen und Fehler der Perſon und des Werkes in der Nähe geſehen und namentlich den Mangel einer mit Entſchiedenheit gepflegten chriſtlichen Grundlage des Inſtitutes tief fühlten, dennoch mit Liebe und Verehrung an dem ſeltenen Manne hingen und ein ſo warmes Zeugniß für ihn abgaben, iſt der beſte Beweis ſeines Werthes. Sehr zu bedauern iſt, daß keiner von Peſtalozzi's wiſſenſchaftlich gebildeten Mitbürgern lange genug mit ihm in engerer Gemeinſchaft ſtand, ſondern daß gerade die vorzüglichſten derſelben durch Peſtalozzi's vorlaute Jünger zur Darlegung ihres widerſprechenden Urtheils gezwungen wurden. Denn Hottinger und Bremi waren es ihrer Stellung als öffentliche Lehrer einer alten, bewährten und zunächſt berührten Anſtalt ſchuldig, die Aburtheilung jeder andern Unterrichtsweiſe als der Peſtalozzi'ſchen zu beleuchten, und Beide thaten es mit Einſicht und Mäßigung. Wenn Peſtalozzi's Namen in die heftige und ungezogene Kampfführung Niederers hineingemiſcht wurde, ſo findet man mit Befriedigung heraus, daß die ihm zugeſchriebenen Streitbeiträge, mit Ausnahme einzelner Stellen und Gedanken, ihm nur untergeſchoben ſind.

Das eben iſt das Großartige in Peſtalozzi's Weſen, daß er ſich nie

---

berufen und ihm das dortige königliche Waiſenhaus und Seminar zur Leitung übergeben; er machte aber von den Principien der Peſtalozzi'ſchen Schule gar wunderliche Anwendung. Von den nach Iferten geſandten zwanzig und einigen preußiſchen Schulmännern wurden Dreiſt, Kawerau und Henning an dem königlichen Waiſenhauſe und Seminar zu Bunzlau angeſtellt, die andern an mehrern andern der neu errichteten vierzig Seminare.“

Anmerkung W. Hennings.

im Kleinen und Perſönlichen verlor, ſondern daß ſeine Gedanken ſtets die allgemeinen Zuſtände und Verhältniſſe umfaßten. Das zeigte er auch auf dem politiſchen Gebiete. Als nämlich nach Napoleons Sturz die meiſten alten Kantone die neuern wieder ihrer Selbſtändigkeit zu berauben gedachten und die Schweiz ſich feindſelig zu ſpalten drohte, da fühlte ſich auch Peſtalozzi zu einem Beitrag zur Herbeiführung der Eintracht verpflichtet, und er verfaßte ſeine Schrift „An die Unſchuld, den Ernſt und den Edelmuth meines Vaterlandes“ (1814). Es herrſcht in dieſer zur Hälfte rhetoriſch gehaltenen, weitläufigen Schrift eine jugendliche Wärme und es ſind darin einzelne ſeiner Lieblingsgedanken mit beſonderm Glück dargeſtellt, wie z. B. die Liebeskraft der Mutter im Verhältniß zur Hülfsbedürftigkeit des Kindes, und die Wohnſtube als Fundament der Nationalkultur. Auf den eigentlichen Gegenſtand eintretend verbreitet er ſich über die Nothwendigkeit eines verfaſſungsmäßigen Rechtes für alle freien Bürger, wobei er an die Geſinnung und die Rathſchlüſſe Lavaters und Müllers appelliert. Auch hier wie in mehrern andern Schriften verweilt Peſtalozzi bei der Darſtellung von Leben und Geſinnung der Väter und giebt das Gemälde eines naturgemäßen häuslichen Lebens, wie es in Wirklichkeit nie da war. Es iſt eben ein Mangel hiſtoriſchen Blickes, den er bei Bodmer hätte gewinnen ſollen, wenn er ſeine mit einem Zug moderner Sentimentalität geſchmückte Wohnſtube bei den alten Schweizern auffinden zu können meint. Das Weſen des Staates verkennt er hier wie überall, indem er darüber Rouſſeau's Anſichten theilt — „was das Individuum an die collektive Exiſtenz unſers Geſchlechtes abtreten muß, das untergräbt und zernichtet das Wohl unſers Geſchlechts.“ Als daher Peſtalozzi die endliche Frage löſen ſoll, wo der Menſch und eben ſo die Geſellſchaft Hülfe finden kann gegen ſich ſelbſt, Wahrheit gegen ſeinen Irrthum und Recht gegen ſein Unrecht, ſo weiſt er allein auf das „häusliche Leben“ hin; und um dieſes häusliche Leben zu regenerieren, findet er ein „Mutterbuch“ mit faſt unmöglichen Vorbedingungen nothwendig, und eben ſo ſchwierig zu erſtellende Elementarmittel für die Schule. Er erwartete nichts von allen Staats- und Kircheninſtituten — „Was der Staat und alle ſeine Einrichtungen für die Volkskultur nicht thun und nicht thun können, das müſſen wir thun.“ Er ſchließt daher: „nicht von Anſtalten, Einrichtungen und Behörden; ſondern von der Vereinigung der edelſten, gebildeteſten Männer eines Landes, von dem Individualfortſchritt der ſittlichen, geiſtigen und Kunſtkultur der

einzelnen Menschen im Land sei allein eine solide Volkskultur zu hoffen und zu erwarten." Ein Uebelstand macht sich, wie bei andern Schriften späterer Zeit, so bei dieser ganz besonders bemerklich, daß er in eine Redefluth hineingeräth, wo die wirklich schönen und großen Gedanken unter den großen Worten zu leiden haben.

Wenn die genannte Schrift Pestalozzi's Gedanken über die erziehende Kraft der Wohnstube am besten und anziehendsten ausspricht, so bringt er in der letzten veröffentlichten Rede an sein Haus, am 12. Jänner 1818, seinem Geburtstage, welchen er zugleich als den Stiftungstag seines Institutes feiern wollte, dasjenige am ausgeprägtesten zur Sprache, was er als Person durch seine Erziehungsunternehmungen für seine Zeit und für die Zukunft zu leisten beabsichtigte. Er berichtet, wie es von Jugend auf das Ziel seines Lebens gewesen, „den Armen im Lande durch tiefere Begründung und Vereinfachung der Erziehungs- und Unterrichtsmittel ein besseres Schicksal zu verschaffen." Als es ihm nicht habe gelingen wollen, habe er auf dem „Umwege einer Pensionsanstalt" die Mittel zu seinem Ziele gesucht. Auf diesem Wege sei er genöthigt worden, die Mittel genauer und vielseitiger zu erforschen, die im Allgemeinen für die Erziehung und Bildung unsers Geschlechtes nothwendig sind, und von mitarbeitenden Freunden unterstützt habe sich die Idee der Elementarbildung in ihm entfaltet und sei die elementare Erziehungsmethode bearbeitet worden. „Ich glaube es aussprechen zu dürfen, das Jahrhundert, bey dessen Anfang unsere pädagogischen Nachforschungen begonnen, wird noch an seinem Ende die ununterbrochene Fortsetzung unsrer Anstrengungen in Händen von Männern sehen, die ihre Ansichten und Mittel den vereinigten Kräften unsers Hauses danken." Mit besonderer Wärme verbreitet er sich dann über die Hülfe, welche den Armen zum eigenen Vortheile der Landwirthe und Gewerbsleute gebracht werden könne, und noch immer hält er an seinem Neuenhof fest, in der Zuversicht, daß sein Versuch einer Armenanstalt, deren Basis auf der Vereinigung von Landwirthschaft und Industrie beruht, richtig gewesen. „Vom Heiligthum der Wohnstube aus muß gewirkt werden, wenn die Erziehung als Nationalsache das Aeußere des menschlichen Kennens und Könnens mit dem innern, ewigen, göttlichen Wesen unserer Natur in Uebereinstimmung bringen soll." Auch hier spricht er seine Erwartungen von einem künftigen „Mutter- und Wohnstubenbuch" aus. Dann seine Bestrebungen im Einzelnen und die Hindernisse und Förderungen, welche ihm von seinen

Allein indem Pestalozzi durchweg sein Wollen und seine Leistungen scharf unterscheidet und jenes mit ungeschwächtem Muth und Vertrauen auseinandersetzt, bestätigt er über diese nur das Urtheil unbefangener und sachkundiger Zeitgenossen. Es erschienen zu gleicher Zeit im Jahre 1826 seine Lebensschicksale und sein Schwanengesang. Die erste Schrift — „Meine Lebensschicksale als Vorsteher meiner Erziehungsinstitute in Burgdorf und Iferten" — legt nicht nur, wie kaum irgend eine andere Selbstbiographie, die eigene Schwäche offen und ohne Hülle dar, sondern er geht mit einem gewissen psychologischen Behagen auf die Enthüllung der Fehler seiner Natur und seines Lebens ein, und er sucht offenbar darin eine tröstliche Beruhigung, daß aus dem äußern Ruin seiner hochstrebenden Gedanken und Unternehmungen seine Person in tragischer Großartigkeit sich erhebe. Wir theilen einige Züge seiner klaren Selbstbeurtheilung mit, zum Beweise, wie er über sich selbst und den Gang seiner Anstalt die einfache Wahrheit, und zwar mit aller Ruhe und einem gewissen Humor ausgesprochen. — „Ich bekam schnell viele, sehr viele Zöglinge und unglücklicherweise noch hundertmal mehr Lobredner. — Wir lebten im Anfange in einem Taumel von Genuß, Freude, Ehre und Hoffnung, wie in einem Paradiese, und ahneten die Schlange nicht, die in allen Paradiesen der Erde dem eiteln, schwachen, verführbaren Menschengeschlecht Fallstricke legt und seinen Untergang bereitet. — Die Unbehaglichkeit, in die ich mich bey meiner Regierungsunfähigkeit versetzte, wurde noch dadurch verstärkt, daß ich meinen ersten Gehülfen in wissenschaftlicher und pädagogischer Hinsicht Kenntnisse und Fertigkeiten und eine Festigkeit in der Anhänglichkeit an die Zwecke meiner Bestrebungen in einem Grade beymaß, der mit meiner Ueberschätzung jedes Guten und jedes Menschen, den ich liebte und den meine Idee zu ergreifen schien, vollkommen gleich war." — Mit diesem klaren Urtheile über sich selbst kontrastiert dann freilich auf eine peinliche Weise die Täuschung über Schmid und die Ausspinnung der ärgerlichen Geschichte des Zwiespaltes in Iferten*).

*) „Ich war vom Mai 1809 bis zum September 1812 in Iferten, in welcher Zeit die Anstalt in ihrer größten Blüthe stand. Pestalozzi's Enthusiasmus theilte sich seiner Umgebung mit. An die Ordnung und Sicherung des Hausstandes wurde zu wenig gedacht. Als sich das fühlbar machte, warf sich Pestalozzi seinem Joseph Schmid (die Yverduner nannten ihn l'enfant gâté de M. P.) in die Arme, der nun mit seiner Rohheit zu regulieren begann, was dann Pestalozzi's ältere Gehülfen veranlaßte, sich von ihm zu trennen." Anmerkung W. Hennings.

„Peſtalozzi's Schwanengeſang" iſt ſchon darum eine ſehr bedeutende Schrift, weil ſie die einzige Quelle für ſein Jugendleben und ſeine Charakterbildung iſt. Allein während dieſelbe in Beziehung auf ſeine und tiefe Selbſtbeobachtung nichts zu wünſchen übrig läßt, haben wir dagegen ſchon bemerkt, daß er ſeinen Lebensbeſtrebungen einen planmäßigen, innern Zuſammenhang giebt, den ſie bei genauerer Prüfung in der That nicht hatten. Hauptſächlich aber ſoll hier der Welt vor ſeinem Tode noch der Schatz ſeiner Erfahrungen mitgetheilt werden, daher denn dieſe Schrift das, was man Peſtalozzi'ſche Ideen nennt, wirklich am überſichtlichſten und zuſammenhängendſten behandelt. Wir theilen einige Grundzüge mit. Die Idee der Elementarbildung iſt die Kunſt der Entfaltung und Ausbildung unſerer Kräfte durch Liebe, Verſtand und Kunſt. Die Liebe beruht auf der Mutterliebe. Der Verſtand, die Denkkraft iſt weſentlich Sprachkraft. Die Fundamente der Kunſt ſind Rechnen und Meſſen. Jede Bildung hängt vom Gleichgewicht der ſittlichen, geiſtigen und pſychiſchen Kräfte des Menſchen ab. Die Idee der Elementarbildung führt zur Organiſirung von Reihenfolgen von Unterrichtsmitteln, die in allen Fächern des Kennens und Könnens von einfachen Anfangspunkten ausgehen, in lückenloſen Stufenfolgen vom Leichtern zum Schwerern hinführen und mit dem Wachsthum der Zöglinge gleichen Schritt halten. Die Idee der Elementarbildung iſt das Ziel aller Menſchenkultur: wenn ſie in ihrer Vollendung nie erreicht wird, ſo iſt ſie doch im Stückwerk ihrer Erſcheinungen überall ſichtbar. Indem gezeigt wird, wie das Leben bildet, wird dargethan, wie die Sprachkraft vom Leben ausgeht, und dabei eine Fülle wahrer, tief aus dem Menſchenweſen geſchöpfter Gedanken über Volksſprache und die Bildung zu derſelben entwickelt. Daran reiht ſich die Stufenfolge der Sprachentwicklung des Kindes. Dann zur elementariſchen Betreibung der einzelnen Lehrfächer übergehend, kommen zwiſchen allgemeinen unklaren Sätzen immer wieder vortreffliche Gedanken mitten aus dem Leben vor. Die Wahrheit der Elementarbildung in der Uebereinſtimmung mit der Menſchennatur und dem Geiſte des Chriſtenthums weitläufig beweiſend, geht die Darſtellung zu den Gründen über, warum die eigenen Verſuche mißlungen, theils durch den hohen Grad des Verwilderungs- und Verkünſtlungsverderbens ſeines Geſchlechts, theils durch ihn ſelber und die nähern Umſtände ſeiner Unternehmungen. Nachdem dann der Verfaſſer ſeine Erziehung, ſeine Schickſale, ſeine verſchiedenen Erziehungsunternehmungen und deren

Mißlingen erzählt, fragt er ſich: „Iſt denn der Zweck meines Lebens wirklich verloren gegangen? — — — Gerührt wie in der Stunde der erhebendſten Andacht, ſpreche ich es aus und danke es Gott: Der Zweck meines Lebens iſt nicht verloren gegangen. Nein, meine Anſtalt, wie ſie in Burgdorf gleichſam aus dem Chaos hervorging und in Iferten in namenloſen Unförmlichkeiten ſich geſtaltete, iſt nicht der Zweck meines Lebens. Nein, nein, beyde ſind in ihren auffallendſten Erſcheinungen Reſultate meiner Individual-Schwächen, durch welche das Aeußere meiner Lebens-Beſtrebungen, meine vielſeitigen Verſuche und Anſtalten ſich ſelber untergraben und ihrem Ruin entgegengehen mußten. Meine Anſtalten und alle äußern Erſcheinungen ihrer Verſuche ſind nicht meine Lebensbeſtrebungen. Dieſe haben ſich im Innern meiner ſelbſt immer lebendig erhalten und ſich auch äußerlich in hundert und hundert gerathenen Reſultaten ihres innern Weſens in der ganzen Wahrheit ihrer ewig bleibenden Segens-Fundamente erprobt.“ Als wirkliche Leiſtungen zählt Peſtalozzi auf, daß in jeder Epoche ſeiner elementariſchen Beſtrebungen Zöglinge aus denſelben hervorgingen, welche die „weitführende Kraft einzelner elementariſcher Mittel und Uebungen außer Zweifel ſetzten. — — An mehrern Orten Deutſchlands, vorzüglich in Preußen, ſtehen Männer an der Spitze von Erziehungs-Anſtalten, die einen großen Theil ihrer pädagogiſchen Kraft den elementariſchen Bildungsmitteln, die ſie bei uns genoſſen, verdanken.“ — — — „Das Weſen der Elementarbildung iſt kein Luftſchloß. Dieſes Weſen liegt in der Menſchennatur ſelber, und ihre Reſultate ſprechen ſich kunſtlos in allen Hinſichten und nach allen Richtungen im wirklichen Leben aller Stände einzeln von ſelbſt aus. Jede alſo aus der Natur hervorgehende, gute Erziehungsmaßregel, jede reine Handlung der Liebe, des Vertrauens und des Glaubens, jede Erkenntniß der Wahrheit und des Rechts, jede Fertigkeit der wahren Kunſt, in welcher Form und Geſtalt ſie ſich auch immer äußere, iſt in ſeinem Weſen ein Reſultat dieſer hohen Idee.“ Indem dann Peſtalozzi ſich weiter über den Einfluß der elementariſchen Bildung verbreitet, bleibt er leider nur bei allgemeinen Anſichten ſtehen, ohne Fingerzeige für die Ausführung in Schule und Leben. Den Schluß bilden folgende Stellen freudiger Zuverſicht. „Es iſt für mich bey aller meiner Schwäche kein Geringes, daß ich mir im ganzen Umfange meiner Beſtrebungen durch mein Leben immer gleich und dem urſprünglichen Zweck derſelben, die weſentlichen Mittel einer naturgemäßen Erziehung und eines naturgemäßen Unterrichtes in die Wohnſtuben des Volkes ſelber

zu bringen, immer treu geblieben." — — „Ich ſehe dieſe, wenn auch wenige und nur einzelne Reſultate meines Thuns, als gereifte Früchte am Baum meines Lebens, noch feſt ſtehen und laſſe ſie mir ohne Widerſtand von keinem gut oder bös gemeinten Wind ſo leicht von mir wegblaſen. Ich ſage noch einmal, dieſe zwar wenigen und einzelnen Früchte meiner Lebensbeſtrebungen ſind, nach meinem innerſten Gefühl, auch in ihrer Beſchränkung ihrer Reifung in einem Grad nahe, daß es meine heiligſte Pflicht iſt, für ihre Erhaltung zu leben, zu kämpfen und zu ſterben."

Als Präſident der Helvetiſchen Geſellſchaft im Jahre 1826 und in demſelben Jahre zwei Monate vor ſeinem Tode in der Aargauiſchen Kulturgeſellſchaft gab Peſtalozzi in öffentlichen Vorträgen von der unauslöſchlichen Liebe zur Erziehung des Volkes Zeugniß, und ſtarb noch voll von Entwürfen zur Vollendung ſeiner Arbeiten und mit dem Bewußtſein, für eine große Lebensaufgabe nicht umſonſt gewirkt zu haben.

7. Peſtalozzi's Perſönlichkeit.

Wir faſſen nun noch Peſtalozzi's Perſönlichkeit in Einem Ueberblick zuſammen. Als Schriftſteller betrachtet iſt Peſtalozzi unter den Originalgenies der ungebildeteſte und unwiſſendſte. Bekanntlich ſagte Lavater: „Wenn ich nur einmal eine Zeile ohne einen Schreibfehler*) von Ihnen ſehe, ſo will ich Sie zu vielem fähig glauben." Er lernte es nie. So war es auch mit dem Ausdrucke. Wo er ſeine Anſchauung und Erfahrung, ſeine pſychologiſche Beobachtung und das ihn bewegende Gefühl ausſprach, da hatte ſeine Sprache ein reiches und feines, ein maleriſches und ſchmiegſames Leben und rhetoriſche Kraft. Allein wo er Gedanken entwickeln und wiſſenſchaftlich analyſieren ſollte, war ſeine Sprache unbeholfen und überladen, ſchwerfällig und unklar. Keines ſeiner Werke hat eine ſorgfältige Anlage und techniſche Durchführung, keine ſeiner Ideen iſt in logiſcher Folgerichtigkeit und mit einiger Vollſtändigkeit entwickelt und dargeſtellt; und doch hat er wenigſtens einen Theil ſeiner Schriften mühſam und wiederholt überarbeitet**). Von

*) „Er nannte die Orthographie den Puder auf dem Kopf. Den Puder könne man in jeder Boutique kaufen." Anmerkung W. Hennings.

**) „Wie mühſam Peſtalozzi ſeine Schriften ausarbeitete, habe ich ſelbſt geſehen. Hatte er einen Bogen voll geſchrieben, ſo durchdachte er das Geſchriebene ſorgfältig

wiſſenſchaftlicher Darſtellung hat er ſo wenig einen Begriff, daß er lange im Wahne befangen ſein konnte, Niederers philoſophiſche Phraſen geben ſeinen Ideen wirklich ein wiſſenſchaftliches Fundament und derſelbe verſtehe ihn eigentlich beſſer als er ſich ſelbſt. Man würde daher unter ſeinen zahlreichen pädagogiſchen Schriften vergeblich eine überſichtliche Darſtellung und Zuſammenfaſſung ſeiner Anſichten über Erziehung und Unterricht ſuchen. Um ſeine „Idee der Elementarbildung“ kennen zu lernen, muß man dieſelbe aus den verſchiedenen gelegenheitlichen und fragmentariſchen Darſtellungen zuſammenſuchen. Auch iſt es weniger die Schrift als das lebendige Wort, wodurch Peſtalozzi feſſelte und überwältigte: man mußte die tiefen und lieblichen Gedanken des genialen Mannes über die Entwicklung des Kindes und die Kraft der Mutterliebe, ſeine treue Mahnung, dem vernachläſſigten Volke zu ſeiner Menſchenwürde zu verhelfen, ſein Glück im Kreiſe der Jugend und ſeine Freude über jedes Gelingen ſeiner Bemühungen hören und ſehen. Komm und ſiehe! rief er denen zu, welchen er ſchriftlich ſeine Ideen nicht klar machen konnte. Durch den Umgang mit dieſer in Liebe und Kraft für die Bildung des Volkes gehobenen Perſönlichkeit gewann Fichte zur Zeit der tiefſten Erniedrigung Deutſchlands die Hoffnung für den Beginn einer umgeſtalteten Nationalerziehung, und ward Herbart zur philoſophiſchen Bearbeitung der Pädagogik nach Peſtalozzi'ſchen Grundſätzen veranlaßt. Ein längeres tägliches Zuſammenleben wiſſenſchaftlicher Notabilitäten, wie Karl Ritter, Karl von Raumer, Theod. Schacht, konnte ſie wohl von Peſtalozzi's äußerm Werk, aber nicht von einer bleibenden Verehrung für den edeln Mann abziehen. Mochte man über das Mißverhältniß zwiſchen Verſprechungen und Leiſtungen erſtaunt und unwillig ſein; die Wahrheit und Großartigkeit der Gedanken überwältigte, und die Liebe und Treue überzeugte von der Lauterkeit der Geſinnung. Dennoch war der Kreis ſeiner Gedanken ein ſehr enger, und es iſt höchſt merkwürdig, wie derſelbe ungeachtet aller Erfahrung und Nachdenkens ſich nicht erweiterte. Er hat ſich bekanntlich in früherer Zeit ſelbſt gerühmt, ſeit dreißig Jahren kein Buch geleſen zu haben; allein auch in ſeinem großen pädagogiſchen Wirken

---

und mehrfach, änderte, klebte, wenn kein Raum mehr zum Aendern war, Zettel über die betreffende Stelle und ſchrieb darauf die Verbeſſerung. Solch ein Bogen ſah oft wunderbar aus: Flicken über Flicken. Waren deren zu viel, ſo ließ er den Bogen abſchreiben; aber nicht lange, ſo ſah auch dieſes Mundum aus wie das erſte Koncept; das wurde dann wieder mundirt ꝛc.“ Anmerkung W. Hennings.

glaubte er als Schriftſteller und Erzieher alles deſſen entrathen zu können, was Zeitgenoſſen ſowohl als frühere Denker über Erziehung geſchrieben hatten. Die Erziehung als allgemeine Sache des bürgerlichen Lebens ſehen wir nie in den allgemeinen Zuſammenhang mit Staat und Kirche gebracht, ſondern es iſt immer nur vom Individuum die Rede. Vom Staat, ſeiner Gliederung und ſeiner Einwirkung auf das Individuum hat er eben ſo wenig einen Begriff als von der Geſchichte: daher fallen ihm in der bürgerlichen Ordnung und Staatsverfaſſung ſeines Vaterlandes nur Mißbräuche auf, und er träumt von den guten Sitten einer alten Zeit, welche er nicht den alten Einrichtungen der Bürgerſchaften, ſondern einem verloren gegangenen guten Hausgeiſte beimißt. Eben ſo wenig wird irgend eine vorzügliche Seite des bürgerlichen und Familienlebens dem chriſtlichen Gemeindeverband, der Kirche zugeſchrieben, ſo nahe dem Zürcher die Beweiſe dafür gelegen hätten; ſondern er blickt im Allgemeinen mit Spott und Mißtrauen auf den Kaſteneinfluß der Kirche und ihrer Träger hin. Es iſt zwar leicht, aus Peſtalozzi's früherm und ſpäterm Leben, aus öffentlichen Schriften und Privatbriefen Zeugniſſe zu finden, daß er kein „Ungläubiger" war; vielmehr hatte er einen tiefern chriſtlich religiöſen Grund als die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen, und er hatte denſelben lebendiger und wirkſamer bewährt, als viele, welche jetzt ſeinen Mangel an Glauben als die Quelle aller ſeiner Mißgriffe und Mißgeſchicke hinſtellen. Kaum Einer ſeiner Zeit hat ſo ernſt und unabläſſig mit ſich ſelbſt gerungen und Klarheit und Frieden geſucht. Allein weil er in ſeiner Erkenntniß vom Menſchen nicht über die Rouſſeau'ſche Anſchauung hinauskam, und ſeine Hoffnung für die Erziehung eines beſſern Geſchlechtes auf die in die „Natur des Menſchen gelegten Mittel baute," ſo „verſchwand die Kraft ſeiner iſolierten chriſtlichen Gefühle und Anſichten" unter der Unbefriedigung und Mißſtimmung über ſeine Erlebniſſe, und unter der krampfhaften Anſtrengung, auf ſelbſtgebahntem Wege ſein Werk zu vollbringen. Der Mangel an klarem Bewußtſein von der göttlichen Weltordnung, welche die Thätigkeit des Einzelnen in einen großen Zuſammenhang einreiht und Jedem ſeine Aufgabe für die Vollbringung eines ewigen Rathſchluſſes anweiſt, ließ allmählig den Wahn in ihm aufkommen, daß das Gelingen der wahren Menſchenbildung auf ſeiner Perſon beruhe, und daß der Gedanke von ihm begründet und von ſeinen Schülern der nur unter ſeiner Leitung möglichen Ausführung nahegebracht werden müſſe. Aus dieſem hohen Wahn-Sinn, welcher aus der

Verkennung eines lebendigen Organismus in Staat und Kirche hervorging, und aus dem Mangel eines unmittelbaren Lebens und Hingebens in Gott, wodurch der Einzelne mit ſeinem Thun nur die angewieſene Stelle einnehmen und ſich in der Fortentwicklung des Ganzen verlieren will, aus dieſem Wahn ergab ſich jene Ebbe und Fluth titaniſcher Selbſtüberſchätzung und qualvoller Verzagtheit, die das Unglück, aber auch die tragiſche Erhabenheit dieſes Lebens ausmachte. Aber weder ſein nur in Entſchlüſſen der Menſchenliebe ſich kundgebendes Selbſtgefühl, noch ſeine ſich ſelbſt anklagende Entmuthigung konnten das Gefühl der Liebe und Verehrung ſchmälern; ſondern beide trugen zur Erhöhung des menſchlichen Intereſſes für dieſen mit keinem andern zu vergleichenden, räthſelhaften Mann bei*).

Peſtalozzi's Jubelfeier den 12. Jänner 1846, ſo ſehr Partheigeiſt und Tendenzbeſtrebungen dabei mitwirken mochten, wurde vom ganzen proteſtantiſchen Deutſchland und der Schweiz in einer Ausdehnung und mit einer populären und herzlichen Theilnahme begangen, wie Solches keinem der Heroen der deutſchen Literatur zu Theil geworden. Von der großen Zahl der noch lebenden, weitzerſtreuten ehmaligen Gehülfen und Zöglinge hatte jeder ſein eigenes Theil von Sonderbarkeiten und Mängeln aufzuzählen, und Alle waren einig, daß ſie für den unmittel-

*) „Peſtalozzi erſchien mir groß und ſteht fort und fort groß vor mir: a) in ſeinem tief fühlenden, liebevollen Herzen, das alle Schwäche, alle Noth, alles Elend, das er unter den Menſchen wahrnahm, mit Schmerz empfand, den Urſachen nachforſchte, und da er dieſelbe in der mangelhaften Erziehung der Jugend gefunden zu haben glaubte, nun Tag und Nacht darauf ſann, wie das in Reinheit und Unſchuld auf die Welt kommende Kind in ſeiner Reinheit und Unſchuld erhalten werden könne, und was er gefunden, ſogleich in der Erziehung armer Kinder ins Werk zu ſetzen ſuchte; — b) in der Kraft und Beharrlichkeit, mit welcher er ſeinen Ideen lebte, keine Anſtrengung, kein Opfer ſcheuend; — c) in ſeiner Geiſtes-Freiheit und Friſche, in welcher er alle Gedanken an Genuß und Erwerb ſtets fern von ſich hielt. Er ließ ſich nicht einmal Zeit zum Schlafen; in ſeiner Stube war nur ein Kamin, kein Ofen, und außer Bett, Tiſch und zwei Stühlen kein Möbel; auf dem Tiſch außer Papier, Tinte, Feder kein Buch. Er war eine durchaus edle Natur, ein großes Gemüth, ein von keinen Formen beengter freier Mann — das Gegentheil aller Philiſterei. Ach, daß er zu wenig von der dem Menſchen anerborenen Gottentfremdung und daher auch nicht Jeſum Chriſtum als den Wiederherſteller der Menſchheit erkannte! Nun wollte er ihn in ſeiner Methode der Menſchheit geben, und rührend iſt es, was er dafür gearbeitet, geopfert, gelitten. — „De Menſch iſt my Welt!“ erwiderte er mir einmal, als ich ihn fragte, ob er denn nicht auch einmal die Wunder im Hochgebirge anſchauen wollte.“ Anmerkung W. Henning's.

baren Lehrberuf nichts bei ihm gelernt hatten. Allein bei aller Verschiedenheit in Bildung, Erfahrung und späterm Lebensgang gab sich Liebe, Dank und Verehrung eben so einstimmig als mannigfaltig kund: der Gefeierte spiegelte sich nach Verfluß eines Menschenalters so frisch und unvergeßlich, so anmuthig und großartig in den einzelnen Erinnerungen ab, daß die Größe und der Werth der Persönlichkeit außer Zweifel gesetzt ist. Diese Größe besteht darin, daß wenn Pestalozzi Vieles nicht war und konnte wie Andere, er dagegen in Einem ganz und ungetheilt war, in der Liebe zum Volk und im Streben für seine Erziehung und Erhebung. Es war freilich bei ihm ein glückliches Zusammentreffen äußerer Umstände, welches ihm eine so seltene Auszeichnung erleichterte. Langer Friede von Außen und ungewohnte Eintracht im Innern, steigender Wohlstand und Bildung gaben den Schweizern jener Zeit ein hohes Gefühl vom Glück des Landes und Volkes und seiner Institutionen; daher Männer wie Haller, Hirzel, Iselin keine höhere Ehre kannten, als die Arbeit für die Wohlfahrt ihres Volkes. Bodmer insbesondere durch seine begeisterten Schüler, und Bürgermeister Heidegger als Staatsmann hatten zunächst für Zürich der Volksbildung eine damals ungewöhnliche öffentliche Theilnahme und Aufmerksamkeit zugewendet. Zu allen diesen Einwirkungen kam bei Pestalozzi noch das Gefühl des politischen Rückstandes seiner edeln mütterlichen Verwandten, und vor Allem der Schmerz, um einer jugendlichen Freimüthigkeit willen von öffentlicher Wirksamkeit ausgeschlossen zu sein. Zum Gewicht dieser äußern Umstände trat in seinem Wesen die Vorliebe für die einfach derbe Bauern-Sitte und Lebensgewohnheit, zunächst aber die Kraft und Treue eines tiefen Gemüthes, das an dem, was es einmal umfaßt, unerschütterlich festhielt. Obwohl äußerlich beschränkt und zurückgesetzt, innerlich aber vor Allem reich an Liebe und Thatkraft für die Erhebung seines Volkes zu sein, das war die Siegespalme, nach welcher er sein ganzes Leben rang. Daher wurde er auch mit kecker Entschiedenheit, so viel an ihm lag, ein Bauer; es war ihm eine Luft, viel zu Pferde zu sein und klatschend mit dem Leiterwagen durch die Stadt zu fahren. Allein mit Hirzel und Iselin hatte er sich eine allgemeine und ideale Aufgabe als Ziel gesteckt. Anfangs meinte er durch unmittelbaren Einfluß auf das Landvolk und durch gemeinsames Streben mit den benachbarten Güterbesitzern und Regenten Berns dasselbe vermittelst einer seinem Stand und Beruf angemessenen Erziehung zu Wohlstand und höherer Sittlichkeit zu erheben. Als aber

ſeine eigenen Verſuche ſo ſchnell und jämmerlich mißlangen, würde er Beruhigung und Erſatz gefunden haben, wenn es ihm gelungen wäre, als Rathgeber oder anregender Leiter bei einem adelichen Grundbeſitzer ſeines Vaterlandes, oder bei einem fremden Fürſten ein angemeſſenes Feld ſeiner Thätigkeit zu finden*). Denn es beſeelte ihn ein edler Thatendrang, und er war unglücklich, denſelben nicht befriedigen zu können. Allein er wußte nie den Anknüpfungspunkt an Wirklichkeit und Leben zu finden; Zeit und Umſtände wurden überall vom Ideale überflogen und daher ſein Schaffen unhaltbar. Auch mangelte ihm die Klarheit des Blicks, um unter gegebenen Verhältniſſen die rechten Mittel zu gebrauchen, und die ſchöpferiſche Ruhe, um einen ſichern Grund zu legen und auf dieſem ſtetig fortzubauen. Das brachte ihn in die verzweifelte Lage, daß ſeine Freunde, woran es einem ſo innigen, offenen und liebebedürftigen Herzen nie fehlen konnte, über eine wirkſame Stellung für ihn rathlos waren. Dem glänzenden Anfang eines ſchriftſtelleriſchen Wirkens wußte er keine entſprechende Folge zu geben, weil er unmittelbar für das Volk ſchreiben und dasſelbe durch ſeine Anleitung auf neue Bahnen führen wollte, verkennend, daß nicht ſowohl das Wort, ſondern allein die That und das Vorbild in das Berufsleben beſtimmend einwirkt. So gingen ſeine ſchönſten Jahre fruchtlos dahin und er ſeufzte unter der Laſt und dem Schmerz eines verlorenen Lebens. Er war zu fahrläſſig und unſtät, um als Erzieher oder Lehrer ſich in irgend eine geregelte Ordnung zu finden, auch war ihm Schuleinrichtung und Schulgang ſeiner Zeit eben ſo verhaßt als verächtlich. Erſt als die ſchmähliche Vereitelung ſeiner Ausſichten auf Frankreich und ſeine unglückliche Partheiſtellung bei der Umwälzung ſeines Vaterlandes mit der Vernichtung der letzten Hoffnung auch die Ehre des Mannes und Bürgers bedrohte, war der endliche Entſchluß unmittelbarer Arbeit in der Schule und für dieſelbe ſein letzter Rettungsanker. Daß er aber dieſe am Rande des Greiſenalters durch die Noth ihm aufgezwungene Aufgabe mit ungeſchwächter Liebe und Kraft zu ergreifen und eigenthümlich durchzuführen wußte, iſt der Prüfſtein ſeiner Treue. Freilich zum Inſtitute für die Söhne der wohlhabenden Klaſſe

*) Solch eine Stellung war zu jener Zeit nicht nur ein Traum: gründete doch der bekannte heſſiſche Miniſter Karl von Moſer im Jahre 1775 kurz vor ſeinem Falle eine Oberlandcommiſſion, welche die Volksbeglückung, von der Dichter träumten und ſangen, ins Leben rufen ſollte. Matthias Claudius nahm in derſelben eine rath- und thatloſe Stellung ein, von welcher er ſich aber bald wieder frei machte.

kam er wider ſeinen Willen und ohne Abſicht. Er gebrauchte ſein Inſtitut nur als Mittel zur Erreichung ſeines höchſten Ziels, der Armenſchule. Doch nicht durch das, was er als Erzieher geleiſtet, ſondern indem er als gedankenreicher, tiefſinniger, auf klare Erkenntniß der Menſchennatur bauender Philoſoph ſprach, oder indem er noch mehr als ſeelenvoller Dichter, wenn auch in unbeholfenem Ausdruck, die göttlichen Keime im Menſchenherzen und die heilige Kraft der Mutterliebe mit ſtets neuer Friſche kund that und für die Erweckung und Belebung der Hausſitte und häuslichen Bildung ſein Leben einſetzte: entzündete er in einer Zeit, welche neue Grundlagen und Mittel ſuchte, jugendliche und hochſtrebende Gemüther mit dem edeln Feuer, das ihn beſeelte. Die ſubjektive Vollendung des Menſchen nach Geiſt und Gemüth, die innerliche Erſtarkung, die Kraftbildung war das Ziel, nach deſſen Erreichung der Geiſt frei und ſelbſtändig jeder Wiſſenſchaft und Kunſt ſich würde bemächtigen können. Er wußte wohl, daß dieſes Ziel von ihm und ſeinen Anſtalten wenig erreicht wurde, aber er erfüllte mit Begeiſterung für die Kunſt der Erziehung, und war unabläſſig bemüht, dieſelbe durch ihre Vereinfachung in die niedrigſte Hütte einzuführen, ſo daß durch dieſelbe eine Regeneration des Volkes von unten herauf und von innen heraus erreicht werden ſollte. Um die pädagogiſche Wiſſenſchaft ſelbſt hat er ſich durch die Beleuchtung der beiden großen Grundgedanken ein unſterbliches Verdienſt erworben, daß nämlich alle Volksbildung von der häuslichen Erziehung, und aller Unterricht von der Anſchauung ausgehen müſſe. Durch die Art und Weiſe, wie Peſtalozzi für dieſe Aufgaben der Volksbildung und der Schule zu begeiſtern verſtand, gab er den Lehrern der Volksſchule einen idealen Schwung*), und brachte ihnen ein erhebendes Bewußtſein von der Größe und Wichtigkeit ihres Berufs bei**). Von Peſtalozzi's Zeit an treten die Schullehrer als

*) „Peſtalozzi hat dem Schlendrian, dem todten Buchſtabenweſen in den Schulen einen gewaltigen Stoß gegeben, er hat Geiſt und Leben in die Schulen gebracht, er hat gegen die Abgötterei gekämpft, welche mit dem in den Büchern niedergelegten Wiſſensſchatz getrieben wurde; er hat den Lebenskeim, aus welchem der Baum des Unterrichts in ſeinen vielen Zweigen erwächst, enthüllt und der Welt dargelegt; er hat den Unterſchied zwiſchen Abrichten und Unterrichten wieder klar ans Licht geſtellt. Sein Andenken ſteht im Segen. Lavater widmete ihm einſt das Wort:

„Einziger, oft Mißkannter, doch hoch bewundert von Vielen,
Schenke Gelingen Dir Gott und kröne Dein Alter mit Ruhe."

Anmerkung W. Hennings.

**) Ch. Palmer, evangeliſche Pädagogik. 1. Abtheilung S. 48 ff.

Stand auf; der Lehrer erkennt ſich als Menſchenbildner, als einen der wichtigſten Faktoren im Leben des Volks, als den Baumeiſter, der den Grund legen muß, worauf das Gebäude des Volks- und Staatswohls am Ende beruht. Demnach drang ein Theil von ſeinem wirklichen Geiſte, von ſeiner Liebe und Hingebung, wie von dem tiefen Gehalt ſeiner Ideen zu den empfänglichen Gemüthern hindurch. „Alles dieſes macht erklärlich, warum Peſtalozzi als der Vater der neuern Pädagogik angeſehen wird; und nimmt man ſeine Perſönlichkeit und ſeine Lebensſchickſale hinzu, ſo kann man wohl ſagen, er ſei der Märtyrer und Schutzheilige der Pädagogen.“

XII. Johannes Müller.

1. Müllers frühe Entwicklung.

Schaffhausen hat durch die reiche Bauart seiner Häuser aus frühern Jahrhunderten mit ihren künstlerischen Verzierungen, durch sein Allerheiligen-Kloster mit dem schönen Münster, durch seinen Munot, seine Thore ein heimlich alterthümliches Gepräge. Man wundert sich daher nicht, wenn die Bürger von Schaffhausen ihrer Vaterstadt mit heiterm Behagen zugethan sind, und die mannigfaltigen Erinnerungen an frühere Zeiten den Jüngling zur Erforschung der Vergangenheit aufmuntern. Daher haben zu verschiedenen Zeiten der Pilger Hans Stockar und der Reisläufer Ulrich Harder populäre, und Rüger und Waldkirch gelehrte Denkmäler von der Anhänglichkeit an ihre Vaterstadt und von ihrer Liebe zur Geschichte hinterlassen. Nach diesen Vorgängen und Ermunterungen ist es also erklärlich, wenn aus Schaffhausen ein Geschichtschreiber hervorging, welcher seine Aufgabe mit ungewöhnlicher Liebe ergriff.

Johannes Müller, im Jahr 1752 geboren, wurde von Kindheit an durch seinen mütterlichen Großvater, Pfarrer Schoop, mit Vorliebe für die Geschichte seines Vaterlandes erfüllt, daher er schon in den ersten Jahren seines Schullebens eine Geschichte von Schaffhausen in Fragen und Antworten abfaßte. Noch als ganz kleiner Knabe zeigte er ein besonderes Geschick in lebendiger und anmuthiger Erzählung, namentlich der biblischen Geschichte. Die Schule gab ihm wenig und er trug ihren Zwang mit Unlust. Aber er bildete sich mit außerordentlichem Fleiße durch sich selber, indem er nicht nur vorzüglich Geschichtbücher las, sondern zugleich eigene kleine Versuche in verschiedenen Ausarbeitungen anstellte. Auch die Klassiker las er größtentheils für sich.

Stand auf; der Lehrer erkennt ſich als Menſchenbildner, als einen der wichtigſten Faktoren im Leben des Volks, als den Baumeiſter, der den Grund legen muß, worauf das Gebäude des Volks- und Staatswohls am Ende beruht. Demnach drang ein Theil von ſeinem wirklichen Geiſte, von ſeiner Liebe und Hingebung, wie von dem tiefen Gehalt ſeiner Ideen zu den empfänglichen Gemüthern hindurch. „Alles dieſes macht erklärlich, warum Peſtalozzi als der Vater der neuern Pädagogik angeſehen wird; und nimmt man ſeine Perſönlichkeit und ſeine Lebensſchickſale hinzu, ſo kann man wohl ſagen, er ſei der Märtyrer und Schutzheilige der Pädagogen.“

XII. Johannes Müller.

1. Müllers frühe Entwicklung.

Schaffhausen hat durch die reiche Bauart seiner Häuser aus frühern Jahrhunderten mit ihren künstlerischen Verzierungen, durch sein Allerheiligen-Kloster mit dem schönen Münster, durch seinen Munot, seine Thore ein heimlich alterthümliches Gepräge. Man wundert sich daher nicht, wenn die Bürger von Schaffhausen ihrer Vaterstadt mit heiterm Behagen zugethan sind, und die mannigfaltigen Erinnerungen an frühere Zeiten den Jüngling zur Erforschung der Vergangenheit aufmuntern. Daher haben zu verschiedenen Zeiten der Pilger Hans Stockar und der Reisläufer Ulrich Harder populäre, und Rüger und Waldkirch gelehrte Denkmäler von der Anhänglichkeit an ihre Vaterstadt und von ihrer Liebe zur Geschichte hinterlassen. Nach diesen Vorgängen und Ermunterungen ist es also erklärlich, wenn aus Schaffhausen ein Geschichtschreiber hervorging, welcher seine Aufgabe mit ungewöhnlicher Liebe ergriff.

Johannes Müller, im Jahr 1752 geboren, wurde von Kindheit an durch seinen mütterlichen Großvater, Pfarrer Schoop, mit Vorliebe für die Geschichte seines Vaterlandes erfüllt, daher er schon in den ersten Jahren seines Schullebens eine Geschichte von Schaffhausen in Fragen und Antworten abfaßte. Noch als ganz kleiner Knabe zeigte er ein besonderes Geschick in lebendiger und anmuthiger Erzählung, namentlich der biblischen Geschichte. Die Schule gab ihm wenig und er trug ihren Zwang mit Unlust. Aber er bildete sich mit außerordentlichem Fleiße durch sich selber, indem er nicht nur vorzüglich Geschichtbücher las, sondern zugleich eigene kleine Versuche in verschiedenen Ausarbeitungen anstellte. Auch die Klassiker las er größtentheils für sich.

„Dieſe waren wie ein elektriſcher Funke, der in ſeine Seele fuhr, und eine unausſprechliche Verehrung und Liebe großer Männer und der Freiheit in ihm entzündete.“ Als er in das Kollegium ſeiner Vaterſtadt hinaufrückte, „traf es ſich, daß er zwei Jahre den Unterricht von ſieben oder acht Profeſſoren allein genoß. Die Lektionen hatte er leicht weg; alſo unterhielten ſie ſich über andere Gegenſtände, die zu wiſſen nöthig ſind, aber in Büchern ſelten vorkommen.“ Dieſe wohlwollenden Männer waren in der Freude über ihren hoffnungsvollen Zögling mit dem Lobe desſelben nicht karg: denn der frühe Reichthum des Wiſſens, die Klarheit des Geiſtes und die Gewandtheit der Darſtellung des jungen Müller berechtigten zu den höchſten Erwartungen. Der Jüngling entfaltete die ganze Friſche und Energie des Autodidakten, zugleich aber eine Feinheit und Weite des Geiſtes, welche ihn vor Sonderbarkeiten und Beſchränktheiten bewahrte. Darum tritt frühe ſchon großes Selbſtgefühl und Kühnheit des Urtheils hervor, wie unter Anderm die unter ſeine Werke aufgenommene Rede über den „Pedantismus“ beweiſt, welche er bei einer Promotionsfeierlichkeit zu halten gedachte, was jedoch nicht genehmigt wurde.

Noch nicht achtzehn Jahre alt bezog Müller die Univerſität Göttingen und zeichnete ſich dort durch einen Fleiß, eine Vielſeitigkeit, einen freudigen Wiſſensdrang aus, daß die bedeutendſten Gelehrten ihm beſondere Aufmerkſamkeit und Freundſchaft ſchenkten. Indem er zunächſt der Theologie ſich widmete, verbreitete ſich ſeine Thätigkeit doch ſchon damals über ein weites Feld der Wiſſenſchaft. Seine nächſte Vorliebe galt der Geſchichte, anfangs der Kirchengeſchichte, allein ſchon in der letzten Zeit ſeines Univerſitätslebens entſchied er ſich für die Profangeſchichte. Die Furcht vor den Feſſeln, welche ihm die Heimat und der geiſtliche Stand auferlegen würden, erzeugte jetzt ſchon den Wunſch in ihm, im Auslande der Wiſſenſchaft leben zu dürfen. Allein er unterzog ſich dem Verlangen ſeiner Eltern, welche ſeine Rückkehr wünſchten; jedoch erklärte er ihnen zugleich ſeinen Entſchluß, „außer den Pflichten, welche ſein künftiger Stand von ihm fordere, noch auf eine andere Weiſe ſeinen Mitbürgern und zugleich der Nachwelt zu dienen — durch Schriften.“ „Ich werde mich befleißen, wenige, aber recht gute und unterrichtende Schriften zu verfaſſen.“ Aus Pietät für ſeinen Vater und den ihm wohlwollenden Antiſtes Oſchwald, und zunächſt veranlaßt durch den frommen Miller, in deſſen Haus er zu Göttingen wohnte, zwang ſich Müller zur Abfaſſung einer lateiniſchen Diſſertation aus

einem Gesichtspunkte, zu welchem er sich in der That nicht mehr bekannte: „Unter dem Könige Christo sei für die Kirche nichts zu fürchten". — daher er dieselbe bald darauf in einer Erklärung an Meusel desavouierte und verwarf. Denn in der letzten Periode des Aufenthaltes in Göttingen hatte Schlözer auf den jungen Müller einen entschiedenen Einfluß gewonnen und zu seiner „Entfeßlung vom alten Glauben" vorzüglich mitgewirkt, so daß er nun dem Vater zu schreiben wagte: „Auf die Tafel meiner Seele haben Schlözer, die Theologen in Berlin, Rousseau, Montesquieu, Mosheim, Abt, Voltaire — erhabene Wahrheiten geschrieben, die keine Zeit, keine Gewalt der Menschen, kein Schicksal austilgen soll." Daher Miller, „dem dieß alles nicht entging, den Gedanken eines würdigen Lebensgeschäftes in ihm anregte, daß der Jüngling die Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft schreiben sollte." Bald erhielt er wirklich den Auftrag, zur Allgemeinen Geschichte von Guthrie und Gray die Geschichte der helvetischen Nation zu verfassen. Zunächst aber begann er unter Schlözers Anleitung sein Bellum Cimbricum und vollendete es in der Heimat. Mit Recht wurde dieses Schriftchen des einundzwanzigjährigen Jünglings als Epoche machend bezeichnet, indem er darin die Sprache des Cäsar und Tacitus mit ungewöhnlicher Leichtigkeit handhabte, eine erschöpfende Genauigkeit in Erforschung und Beurtheilung der Quellen zeigte, Römer und Deutsche charakteristisch bezeichnete und würdigte und über das Ganze edles Leben und männliche Würde ausgoß. Es ist sehr bezeichnend, daß Müller, im Gefühle dessen, was in ihm lag, im Sommer des Jahres 1772 diesen Erstling seiner historischen Muse an den Kaiser Joseph II. sendet, indem er sich unter Anderm folgender Maßen vernehmen läßt: „Bei einer kaiserlichen Bibliothek, bei mehr Bequemlichkeit und Aufmunterung, im Umgange der größten Männer, täglich nahe bei großen Dingen, unter Joseph oder Friedrich wollt' ich wichtigere Plane ausführen. Auf Adlersflügeln erhübe sich mein Geist zur Sonne der Weisheit, Funken des Feuers zu stehlen, das die Alten zu unsterblichen Thaten und Werken erwärmte: dann schriebe ich die Annalen der Menschheit, dann die Geschichte und Thaten Ew. Majestät*)."

In seine Vaterstadt zurückgekehrt, machte Müller dem Vater zu

*) Müllers handschriftlicher Nachlaß. — Diese Anführung geschieht nur dann, wenn bisher Unbekanntes gegeben wird.

Gefallen das theologiſche Examen und hielt einige Predigten; allein Studien, Umgang und Lebensweiſe nahmen ſogleich eine veränderte Richtung. Seine Zeit war in ſeltener Regelmäßigkeit und Planmäßigkeit dem ganzen Gebiete der Wiſſenſchaft gewidmet, welches den Staatsmann und den Hiſtoriker bilden kann; vor Allem lebte er den Alten. Sein Umgang beſchränkte ſich auf Wenige; vorzüglich ſuchte er die Freundſchaft der Magiſtraten ſeiner kleinen Republik, in der Hoffnung, einſt in der Mitte dieſer ſeinem Vaterlande dienen zu können. Die äußern Feſſeln, welche ihm der geiſtliche Stand anzulegen ſchien, waren ihm ſehr zuwider, und indem er derſelben nicht achtete, ſondern gerne in fröhlicher und zwangloſer Geſellſchaft, namentlich mit Officieren*), ſich gehen ließ, entging er manchem mißbilligenden Urtheil, und einmal ſelbſt einer Buße nicht. Unterdeſſen aber ging er mit der ganzen Friſche und Begeiſterung der Jugend an ſein Lebenswerk, die Schweizergeſchichte. Zunächſt iſt das Talent nicht gering anzuſchlagen, wodurch er ſich bereitwillige Unterſtützung und Mittheilung der Quellen zu verſchaffen wußte. Die Briefe, in welchen er Heinr. Füßli, Iſelin, den Söhnen Hallers, Balthaſar und Andern ſeine Abſicht eröffnete und durch anmuthige Kühnheit und eine in der Schule der Franzoſen gewonnene Gewandtheit Vertrauen zu erwecken verſtand, ſind kleine Meiſterſtücke von Geiſt und Liebenswürdigkeit: denn er muthete ſeinen Freunden für jene Zeit keine geringe Mühe und Verantwortung zu, um Mißtrauen und Bedenken über die Eröffnung der Materialien zu überwinden.

Müllers Raſtloſigkeit, mit den neuen Erſcheinungen der Wiſſenſchaft bekannt zu werden, ſeine wohlwollende Theilnahme an jedem Erzeugniß gründlicher Gelehrſamkeit eigneten ihn ganz beſonders zur Anzeige und Beurtheilung neuer Schriften. Wie es für Haller ein Genuß war, von den Leiſtungen auf dem ganzen Gebiete der Wiſſenſchaft Rechenſchaft, Belehrung und Ermunterung zu geben, ſo fand auch Müller ſein ganzes Leben hindurch darin Luſt und Freude, wenn er ein Werk des Geiſtes begrüßen und zu ſeiner Verbreitung beitragen konnte. Schon von Göttingen aus war er daher zu dieſem Behuf von Schlözer an Nicolai empfohlen worden und hatte ſchon durch ſeinen erſten Beitrag zur allgemeinen deut-

*) An einen von dieſen ſchreibt er: „Ich geſtehe Ihnen, daß ich eine beſondere Prädilektion für alte Officiere habe, welche in ihrer Jugend der Ehre und dem Vergnügen gedient, und in welchen dieſes Syſtem noch in ihrem Alter die eingeſchränkten Gedanken der Andern überwägt.“ Müllers handſchriftlicher Nachlaß.

ſchen Bibliothek (über Leſſings Berengar) dem Herausgeber den beſten Begriff von ſeinem Geiſt und ſeiner Gelehrſamkeit gegeben. Als nun aber Müller ſich zu einem jugendlich übermüthigen Kampfe gegen die Orthodoxie herausließ, mußte doch ſelbſt der nüchterne Nicolai denſelben vor ſeinen „witzigen Deklamationen gegen die Schultheologie" warnen und ihn beſtimmen, ſich vornämlich auf das hiſtoriſche Gebiet zu beſchränken. — Zu gleicher Zeit mit Nicolai erſuchte Wieland den jungen Schriftſteller um Artikel über die „neueſte Literatur in Helvetien" für ſeinen Merkur. Wenn man ihm indeſſen das Wort über die deutſchen Theologen abgeſchnitten hatte, ſo hatte man hinwieder nichts dagegen, daß er ſich über Lavater nach Herzensluſt in Tadel und Spott gehen ließ. Dieſer in ſeiner Weiſe nahm es hin und beſtrafte den jungen Müller nur, indem er ihn bald darauf mit offenem Wohlwollen beſuchte und an Spalding das bekannte Urtheil fällte: „Müller iſt ein zwanzigjähriges Monstrum Eruditionis. Er hat das beſte Herz, aber iſt im Schreiben noch abſprechend und dreiſt. Sein Styl iſt ſehr witzig und bis zur Affectation lebhaft. Aber er hat das Gute, daß er ſich gerne belehren läßt und ſich leicht ſchämen kann. Er iſt äußerſt fein organiſiert, hat ein helles, leuchtendes Paar Augen; ſonſt ſieht er ſehr jungfräulich aus. Ich glaube, man kann aus ihm machen, was man will. Sein Gedächtniß ſcheint beinahe übermenſchlich zu ſein."

Allein obige ſchmeichelhaften Aufforderungen zu kritiſchen Arbeiten beirrten ihn in ſeiner Hauptaufgabe nicht. Dieſer war er ſo mit ganzer Seele zugewendet, daß auf ſein bloßes Wort hin die allgemeine Erwartung von ſeiner künftigen Geſchichte der Schweiz groß war. Nachdem er alſo ſein Werk raſch angegriffen, ſchreibt er kühn an Füßli: „Ich beſchreibe dieſe Woche die Zäringer nach Schöpflin, erkenntlich gegen die Providenz, welche Schöpfline, Hergotte, Gerberte, Beſſels, Fäſi, mit einem Worte Knechte ſendet, welche den Schutt wegräumen und die Baumaterialien ordnen, damit die Söhne der Götter, voll Geiſt und Herz, Werken für die Unſterblichkeit und für die Menſchen gebieten können: Werdet!" Des Erfolges ſeiner Arbeit gewiß, trug der Schaffhauſer Profeſſor mit einem Jahrgehalte von 80 Gulden kein Bedenken, eine Stelle mit 800 Thalern auszuſchlagen. Es hatte ihm nämlich der Miniſter Zedlitz, durch den cimbriſchen Krieg gewonnen und durch die Empfehlung Merians, des Sekretairs der Akademie und die Vermittlung Nicolai's beſtimmt, das Rektorat des Joachimsthaler Gymnaſiums zu Berlin angeboten. Freilich hatte er ſchon vorher an Hei-

degger, den geiſtreichen Sohn des Zürcher Bürgermeiſters, geſchrieben: „Ich bin entſchloſſen, Schaffhauſen zu verlaſſen. Im Frühling meiner Jahre möchte ich mich einem Monarchen weihen, Kenner und groß genug, das werdende Verdienſt zu prüfen, hervorzuziehen und an ſeinen bequemſten Standort zu ſtellen.“ Nachdem er dem Freunde berichtet, daß er ſeine Blicke nach Berlin wende und bei Katt, dem Vorleſer des Königs, Schritte gethan, um daſelbſt eine Anſtellung zu erhalten, aber nicht in einer Schule, fährt er fort: „Je serais bien déplacé dans une école, j'ai l'esprit trop impatient et trop ignorant des subtilités des grammairiens*).“ Jener für jetzt fruchtloſe Schritt benahm ihm wenigſtens die Hoffnung für die Zukunft nicht.

Unterdeſſen hatte Müller bei der helvetiſchen Geſellſchaft in Schinznach im Jahre 1773 Karl Viktor von Bonſtetten kennen gelernt und mit demſelben die bekannte Freundſchaft geſchloſſen. Durch Bonſtetten kam er nun nach Genf in das Haus Tronchin, zunächſt als Erzieher, jedoch unter den freieſten Bedingungen, vorzüglich aber in der Abſicht, um in jener Stadt, einem Schauplatze vielfacher Bildung, im Umgange mit ihren „tiefſinnigſten Staatsmännern“, wie er ſich an die Regierung von Schaffhauſen ausdrückt, „ſich ſo nützlich zu machen, um den Regenten und der Nation der helvetiſchen Eidgenoſſen, dem nähern Vaterland, und in dem Fall, wenn das Vaterland ſeine Dienſte nicht brauchen wollte, den Kaiſern und Königen anderer Völker zu dienen.“

2. Müller in Genf.

Mit Erlaubniß ſeiner Regierung und mit einem vieljährigen Vorbehalt ſeiner Lehrſtelle traf Müller im Anfange des Jahres 1774 in Genf ein, nachdem er auf der Reiſe dahin durch die wichtigſten Städte und die innern Kantone der Schweiz gekommen, viele Bekanntſchaften gemacht und ſich und ſeine Aufgabe den bedeutendſten Männern ſeines Vaterlandes empfohlen hatte. Da Müller bisher ſeinen Styl vorzüglich durch die Franzoſen gebildet, namentlich durch Helvetius und Voltaire, mußte er ſich in Genf, als einer ausgezeichneten Schule des Lebens und der Bildung, ſehr angeſprochen fühlen. Mit einer ſeltenen Friſche und Elaſticität des Geiſtes nimmt nun Müller jede Anregung in Wiſſen-

*) Müllers handſchriftlicher Nachlaß.

ſchaft und Leben auf; Alles wird ihm Genuß und Gewinn zugleich, indem er mit einer gewiſſen franzöſiſchen Leichtigkeit fröhlich zu leben und ſtreng zu arbeiten verſteht. Jede neue Geiſteserſcheinung, wie jedes neue Individuum, denen er ſich zuwendet, nehmen ihn ganz ein und machen ihn glücklich. Er bemächtigt ſich der neuen Gegenſtände mit hingebender Liebe und zugleich mit überraſchender Originalität, ſo daß Müller, ungeachtet ſeiner unſcheinbaren Geſtalt, ſeiner höflichen Ueberſchwänglichkeit, ſeiner unruhig umherfechtenden Hände, dennoch die an die große Welt gewöhnten Brüder Tronchin, den Rechtsgelehrten und den Staatsmann, den Philoſophen Trembley wie die Naturforſcher Sauſſüre und Senebier bezauberte, das Herz des edeln Bonnet gewann und ein verbindliches Bonmot von Voltaire. Denn die Vielſeitigkeit, Großartigkeit und Zweckmäßigkeit ſeiner Studien und Vorbereitungen auf ſein hiſtoriſches Werk war unverkennbar. Zudem lebte ſich der feinorganiſirte Müller ſehr gut in den franzöſiſchen Umgangston ein: denn ſchon in Göttingen hatte ihm die Skurrilität eines Michaelis und die plumpe Derbheit eines Schlözer ſehr mißfallen; daher er ſich in dieſer Zeit äußerte: „Der ſogenannte gelehrte Stand iſt für mich ſelten der angenehmſte zur Freundſchaft, weil die deutſchen Gelehrten, überhaupt genommen, ſelten munter und weltkundig ſind.“ Nach dem Vorgange der Alten und der Franzoſen bildete ſich in ihm die ſein ganzes Leben ihn begleitende Geringſchätzung der Schulphiloſophie aus. Er vertraute auf ſeinen praktiſchen, hellen Blick, ſein reiches Wiſſen und ſein umfaſſendes Urtheil, ſo daß er ſich über alle Gegenſtände des Lebens, des Staates und der Wiſſenſchaft ſehr beſtimmte und klare Principien bildete. Wie frühe das geſchah, beweiſen die vom Jahre 1774 bis 1777 niedergeſchriebenen „Beobachtungen über Geſchichte, Geſetze und Intereſſen der Menſchen“, wo man namentlich in ſeinen Fragmenten über Freiheit, Ariſtokratie und Revolution eine klare Vorausſicht des kommenden Umſturzes findet, wie bei keinem Andern jener Zeit.

Als Müller in Genf mit geſteigertem Eifer und Fleiß an der Geſchichte ſeines Vaterlandes arbeitete, trat ein Umſtand hinzu, welcher die ganze Schweiz in Spannung verſetzte. Als Kaiſer Joſeph II. bei ſeinem Beſuch in der Schweiz einen Stein von Habsburg mit ſich nahm, und überhaupt feindſelige Geſinnungen gegen die Schweiz an den Tag legte, glaubte dieſe nach der Theilung Polens von dem unruhigen Reformator erwarten zu ſollen, daß er die Hand nach dem Stammlande ſeines Hauſes ausſtrecken werde. Im Glauben an ſein

Volk ſchreibt Müller zu jener Zeit: „Gewiß würde der Krieg gegen unſere Conföderation mehr Blut koſten als die Theilung Polens; gewiß würde es Jahrhunderte brauchen, bis unſere Nachkommen getreue Unterthanen würden. Es iſt noch nicht erwieſen, daß der Heldenmuth unſerer Altvordern abgeſtorben ſey, vielleicht iſt er nur entſchlafen und das Geräuſch der Waffen könnte ihn wieder erwecken. Ich will ſuchen durch die helvetiſche Geſchichte Liebe des Vaterlandes und ſeiner verſchiedenen Conſtitutionen zu befördern, und daher dieſem Buch möglichſte Publicität unter den Eidgenoſſen verſchaffen, in einer männlichen Schreibart, gedrängt und kräftig, gleich den großen Alten, und ohne leichtſinnigen Enthuſiasmus ſchreiben.“ Diejenigen aber, welche ſich von den vielverſprechenden Eigenſchaften jenes Kaiſers täuſchen laſſen ſollten, warnte er: „A l'égard de l'empereur je souhaite seulement, que l'admiration qu'on doit à ses vertus, ne fasse oublier à personne, qu'il vaut pourtant mieux vivre sous de bonnes lois qui ne meurent pas, que sous de bons souverains, dont les fils peuvent devenir tyrans*).“ Er freut ſich, daß, wenn einſt ſeine Geſchichte erſcheine, man ihn „für einen alten Mann anſehen werde, für einen Schultheißen oder Bürgermeiſter, der ſeinem Vaterland die alten Großthaten vorhält, auf daß es dieſelben nachahme.“

Bald entzog ſich Müller dem Erziehungsgeſchäfte, um mit dem jungen Amerikaner Kinloch gemeinſam ſolchen Studien zu leben, welche „dem Charakter Freiheit und Stärke geben.“ Der ſchweizeriſche Republikaner fühlte ſich beſonders angezogen vom Sohne des Landes der Zukunft, das er ſich als Aſyl dachte, wenn Europa der Freiheit beraubt würde. Mit Kinloch machte Müller im Sommer 1775 eine Reiſe durch die ganze Schweiz, wo er mit gleicher Liebe das Land und Volk, wie die Staatsmänner und Volksführer kennen lernte und dann die friſchen Eindrücke des Geſchauten in ſeine Geſchichte niederlegte. Nach Kinlochs Entfernung fand er volle Freundſchaft und Muße bei Bonnet, wo ſich ſein Blick für die Naturbetrachtung öffnete. Allein jedes Verhältniß, das ihm Verpflichtungen aufzulegen ſchien, wurde ihm bald eine Laſt; daher ſiedelte er nach kurzer Zeit zu Bonſtetten auf deſſen Landgut Valeyres in der Waadt über, oft Wochen lang mit dem Freunde im Hochgebirge, und reiste in deſſen Geſellſchaft zwei Male durch die Bergkantone und durch die italieniſche Schweiz und Wallis. Hierauf

*) Müllers handſchriftlicher Nachlaß.

gab der Generalprokurator Tronchin Müllern den Rath, sich völlig unabhängig von jeder öffentlichen Anstellung zu erhalten und nur den Wissenschaften zu leben. Zu diesem Zwecke öffnete er ihm sein Haus und veranlaßte ihn, um ihm die Mittel zur Befriedigung seiner kleinen Bedürfnisse zu verschaffen, Vorträge über allgemeine Geschichte zu halten. Allein bald wurde die Aufgabe für Müller eine Pein, weil an Stunden gebunden zu sein und über Dinge reden zu müssen, welche er nicht mit aller Gründlichkeit erforschen und ausarbeiten konnte, für ihn unerträglich war. Denn er faßte seine Lebensaufgabe immer ernster und größer auf, daher er sagen durfte: „Ich werde mir durch meine Arbeit eine Stellung gründen, damit ich in völliger Unabhängigkeit meinen Ideen leben kann*)." Allein so sehr ihn Ruhm in der Gegenwart und bei der Nachwelt lockte, so trachtete er doch noch eifriger nach nützlicher Wirksamkeit für sein Vaterland, daher schrieb er mitten aus seinen Studien einem Schaffhauser Freund: „Ich studire Politik, 1) weil ich finde, daß die Eidgenossen nicht geringe Politik brauchen, um zu subsistieren, und weil ich eine Zeit vermuthe, da sie solche noch weit nöthiger brauchen werden, um einem Theil ihrer Nachbarn und den übrigen großen europäischen Mächten zu remonstrieren, wie nützlich es denselben sei, uns bei unserer alten unschuldigen Unabhängigkeit zu lassen; 2) weil diese Wissenschaft alle Passionen beschäftigt und mich diese Passionen zu meinem Vortheil und zum gemeinen Besten große Schritte thun heißen; 3) weil diese Wissenschaft mich geschickt macht, dem Vaterlande zu dienen, wenn ich in dessen Geschäften gebraucht werden kann**)."

Als der erste Band der Geschichte der Schweiz zum Drucke vollendet war, gab Müller in der später nicht wieder erschienenen Einleitung von den mächtigen Anstrengungen Zeugniß, womit er sich zu der universalen Höhe der Geschichtschreibung hinaufgearbeitet, und wie er in der Freundschaft seine Stütze gefunden. „So bald ich wählen konnte, entschied ich für die Staatskunst. Ich warf meine Blicke über Europa, ich wußte die Historie freier Völker, ich sah Veränderungen im Militärwesen, die Herrschsucht einiger Potentaten, die großen Erschöpfungen anderer." „Aus Liebe zur Freiheit wünschte ich in allen Ländern die oberste Gewalt zu befestigen, die Volksregierung in Unter-

*) Müllers handschriftlicher Nachlaß.
**) Müllers handschriftlicher Nachlaß.

walden, den Senat von Venedig, in Frankreich das königliche Ansehen, in England die Verfassung. Die Feinde der Verfassungen möchte ich erinnern, daß die Athenienser, welche sich unter allen Griechen durch die Eifersucht der Freiheit auszeichneten, lange vor den Spartanern in Knechtschaft verfielen, und daß das Volk in Rom nie gewaltiger war, als da dem Cäsar ein Unternehmen gelang, das dem Appius, dem Cassius, dem Manlius das Leben gekostet. Nicht Miltiades, noch der ältere Brutus, noch der Ritter von Erlach, aber die, welche die Freiheit nicht besitzen, und die, welche im Begriff sind, sie zu verlieren, reden am wärmsten von der Freiheit." „Mein Werk wird darthun, daß dem gleichen Volk in verschiedenen Gegenden, und mehreren Völkern im gleichen Lande verschiedene Regierungsarten zuträglich sind. Ich habe die Schweiz gewählt, denn sie vereinigt eine Menge Völker, alle Zeiten und alle Himmelsstriche; ich liebe jene stolze Kriegsnationen in den Gebirgen, den hochgestimmten Geist jenes uralten Adels, die Vaterlandsliebe jener tugendhaften Bürger. Entsprossen aus der Nation Wilhelm Tells, der Winkelriede, des Ritters von Erlach, des Freiherrn von Halwyl, beseelt von der einigen Begierde, noch denen, die tausend Jahre nach mir leben werden, zu dienen, glaubte ich meine Tage der Erhaltung der Freiheit widmen zu dürfen."

Zugleich mit der deutschen Ausgabe hatte Müller, um seinen Genfer Freunden zu genügen, auch eine französische Uebersetzung vollendet. Die Unverdrossenheit seines Fleißes, und wie er seiner großen Aufgabe nie genug thun konnte, beweist das Wort an einen Zürcher Freund: „Ich habe das Ganze wohl sechsmal vernichtet und wieder neu geschrieben*)." Der junge Mann, der noch keine Stellung hatte, vergaß sich selbst so sehr, daß er von der ersten Buchhandlung, an die er sich wandte, kein Honorar verlangte, sondern nur die Bezahlung einer Schuld von etwa hundert Gulden und vierzig Freiexemplare. Als endlich das Werk in Bern im Jahre 1780 zum Druck kam, mußte er, um der kleinlichen Censur zu genügen, sich dazu verstehen, daß Boston als Druckort angegeben wurde. Das Buch war dem Freunde Bonstetten gewidmet. Die Vorrede schildert die frühere Geschichtschreibung der Schweiz, entwickelt den Gang der europäischen Politik und Kriegskunst, feiert Friedrich den Großen und schließt: „Ein Geschichtschreiber bedarf einer freien Seele und fast aller Kenntnisse eines großen Königs; jene muß er haben, nach diesen aber streben." —

*) Müllers handschriftlicher Nachlaß.

Schon in diesem ersten Bande entfaltet Müller die volle Kraft seines Geistes, seiner Kenntnisse und seiner Schreibart. Wenn man diese oft schwerfällig fand, so entschuldigte er sich, daß er das Deutsche halb vergessen habe, und wenn man ihn der Nachahmung des Tacitus anklagte, daß er den Tacitus nur einmal und vor manchen Jahren gelesen. Allein die lebendige Versetzung in die alte Zeit, die reichen und anmuthigen Züge aus dem Volksleben, die gemüthvolle Liebe zu den alten Menschen, Gesinnungen und Einrichtungen und wieder der große, freie Blick in Beurtheilung der religiösen und politischen Zustände, die Liebe zur Republik und doch wieder die volle Würdigung anderer Verfassungen, die Kühnheit des Urtheils und wieder die zurückhaltende Ruhe und Mäßigung — das Alles verschaffte dem Werke eine glänzende Aufnahme*). Bern hatte besondere Ursache, mit Müllers Verherrlichung der Aristokratie und seines Adels zufrieden zu sein, während die mißbilligende Darstellung der Zunftverfassung, Bruns und die rügende Bemerkung über Wasers Verurtheilung in Zürich tief empfunden wurde, daß sich Dr. Hirzel zu einer öffentlichen Beschuldigung veranlaßt sah. Allein Müllers unbefangener Wahrheitssinn mußte auch hierin die Unbefangenen versöhnen. Dieser erste Band begann mit der Entstehung des Schweizerbundes und führte bis zur Schlacht bei Näfels. Es ist für die Gründlichkeit der Forschung und den Fleiß der Durcharbeitung bezeichnend, daß Müller in den spätern vervollständigten Ausgaben in den Abschnitten die drei Männer im Rütli, Tell, Morgarten u. s. w. sich nur zu geringen Veränderungen veranlaßt fand.

3. Müller im Ausland.

Als Müller den ersten Band seiner Schweizergeschichte vollendet hatte, ging er ins dreißigste Jahr. Noch fehlte ihm eine feste Stellung

*) Julian Schmidt, „Joh. v. Müller und seine Zeit," Gränzboten 1858, 1, 2. S. 462. „Müllers Talent und Neigung bestimmte ihn zu einem leidenschaftlichen Verehrer der Thatsachen; er hielt es für die Aufgabe des Geschichtschreibers, durch ein umfassendes Studium der Quellen die Begebenheiten völlig wieder herzustellen, so daß ein anziehendes Bild und ein mächtiger Eindruck auf die Seele hervorging. Dadurch unterschied er sich von den alten Pragmatikern, die nur ihre alte Klugheit an den Tag bringen wollten, darin theilte er den Standpunkt der gleichzeitigen Dichter."

und Wirksamkeit; allein er glaubte, sie vermittelst dieses Beweises seines Geistes und seiner Einsicht zu erlangen. Um aber auch den Blick des Staatsmanns zu bewähren und daß er neben den Verhältnissen seines Vaterlandes auch die allgemeinen Weltverhältnisse aus eigenthümlichen und neuen Gesichtspunkten zu umfassen verstehe, gab er im Jahre 1781 seine „Essais historiques“ heraus — in französischer Sprache weil er sich damit Friedrich dem Großen empfehlen wollte —, welche neben den Betrachtungen über die Verfassung Berns und einer kurzen Geschichte der Genfer Unruhen, Verhältnisse, welche er durch eigene Anschauung genau kannte, eine allgemeine Uebersicht über die politische Geschichte Europas im Mittelalter enthielten. Schon hier wird bei aller Freimüthigkeit des Urtheils über jene Zeit die Hierarchie als die großartige, neugestaltende Macht des Mittelalters aufgefaßt. Von diesen Versuchen an und weiter durch eine lange Reihe politischer Schriften lieferte Müller den Beweis, daß er nicht nur ein gründlicher Geschichtschreiber, sondern auch ein staatsmännischer Kopf sei, welcher das Kleine und das Große in seinem Zusammenhange mit der allgemeinen Entwicklung je einer Zeit begriff, und die Verhältnisse der Völker, die Grundsätze der Politik und die Triebräder des Weltlaufes mit einer Klarheit und Großartigkeit erkannte, wie vor ihm kein Geschichtschreiber der neuern Zeit. In diesem Gefühle, daß er nicht unter die Schulgelehrten, sondern vielmehr zu den Staatsmännern gehöre, begab er sich nach Berlin. Die Minister Herzberg und Zedlitz empfingen ihn mit Wohlwollen; er erweckte allgemeine Theilnahme und den Wunsch, ihn an Berlin zu ketten, wo seine Essais erschienen waren. Müller hatte diese an den König übersandt und erhielt durch d'Alemberts Empfehlung eine Audienz. Allein gerade dieser geistvollste aller Schweizer, welche Friedrich kennen gelernt, war nicht so glücklich, bei diesem eine fördernde Theilnahme zu finden, die er sonst dessen Landsleuten mit Vorliebe zuwendete; und das Minutiöse, welches Friedrich in Müller finden wollte, fand wohl auf andere deutsche Gelehrte jener Zeit, aber gerade auf diesen keine Anwendung.

Nachdem die Hoffnung auf Berlin für einmal vereitelt war, fand Müller ermunternde Aufnahme bei dem von früher her bekannten Dichter Gleim in Halberstadt; und endlich gelang es ihm, durch das freundschaftliche Bemühen des Generals von Schlieffen eine bescheidene Stelle zu Cassel zu finden. Allein gleich bei der Antrittsrede war der Landgraf unzufrieden, daß „der neue Professor so klein sei und eine so

schwache Stimme habe*)." Der Aufenthalt in Cassel war indessen für Müller eine Zeit großen geistigen Wachsthums und innerer Entfaltung. Denn in diese Zeit fallen die öffentlichen Vorträge über den „Einfluß der Alten auf die Neuern," den er um so besser nachweisen konnte, weil er denselben in sich selbst so fruchtbar darstellte; über „Deutschland," wo er die Fehler des deutschen Gelehrtenlebens so klar als schonend enthüllte, und über die „Gründung der weltlichen Macht des Pabstes."

Müller hatte sich auch in dem Zeitpunkte, als er den Ansichten der Kirche feindlich gegenüberstand, theilnehmend mit den Erscheinungen des religiösen Lebens beschäftigt. Nun aber brachte es allmählig die innere Reife und die Erweiterung seines Gesichtskreises mit sich, daß er in seinen Gedanken über das Christenthum sich über die Zweifelsucht seiner Zeit erhob, mit Liebe zur Bibel zurückkehrte und glauben lernte. Dazu trug namentlich ein Besuch bei Herder im Jahre 1782 bei. Von nun an hat Müller nie mehr gewankt und ist im vorigen Jahrhundert unter den Gelehrten einer der gründlichsten und geistreichsten Zeugen von der Herrlichkeit des Wortes Gottes und von der Wahrheit und Macht des Christenthums in der Entwicklung der Weltgeschichte gewesen. Ueber seine innere Umwandlung berichtet Müller an Nicolai: „Sie wissen, wie ich in der ersten Jugend dachte. . . . Gar nicht, wie man gedichtet, eine Krankheit, sondern mehr Geschichtstudium, Erfahrung und Beobachtungen haben mich überzeugt, daß eine positive Religion wahrlich nothwendig ist; nähere Kenntniß der orientalischen Sachen machte mich zum bessern Leser des alten, nähere Kenntniß gewisser damaligen Systeme zum bessern Beurtheiler des neuen Testamentes." So kühl berichtet Müller an Nicolai; anders an einen Gläubigen: „Ich las in den Evangelien die eigenen Worte Jesu . . . . Wie mein Herz dabei gebrannt, welcher Strahl in meinen Geist gefallen, wie er mir die ganze Welt erklärt, ist unbeschreiblich; unbeschreiblich, welches Licht mir den Zusammenhang meines eigenen Lebens erhellte."

Mit besonderer Vorliebe verfolgte nun Müller die Züge christlicher Frömmigkeit im Mittelalter und vermöge dieses Standpunktes ist er der erste Geschichtschreiber, welcher diese Zeit mit poetischem Sinne in ihrer Eigenthümlichkeit aufgefaßt hat. Indem er nun die Macht des Christenthums im Mittelalter zugleich aus religiösem wie aus politischem Standpunkt betrachtete, überraschte er seine Zeitgenossen durch die

*) Müllers handschriftlicher Nachlaß.

„Reiſen der Päbſte“ (1782) mit einer ganz neuen Auffaſſung jener Zeit; indem die großen Päbſte der alten Zeit im Gegenübertreten gegen die Kaiſer in gedrängten dramatiſchen Bildern anekdotenartig dargeſtellt werden, liefert Müller durch Inhalt und Darſtellung eine ſeiner ausgezeichneteſten Schriften. Ueber den Urſprung dieſer Schrift ſchrieb Müller an Tronchin: „Pendant les réformes de Vienne et le voyage de Pie VI., plus de 200 écrivains ayant fait le panégyrique des opérations de la cour impériale, tout le publique applaudissant au renversement de toutes les barrières du despotisme (car le sort des droits de la noblesse ne sera pas plus heureux que celui des seigneurs ecclésiastiques), j'ai tenté de modérer cette joie. Je fis un petit ouvrage sur les voyages des anciens papes, qui insinuait l'utilité dont leur pouvoir avait souvent été pour contrebalancer le despotisme militaire: je fis remarquer aussi l'absurdité qu'il y avait, d'applaudir à la violation manifeste des droits de la propriété à l'égard des biens ecclésiastiques; je fis parler votre ami Montesquieu*).“ Der Geſichtspunkt alſo, von welchem Müller bei Abfaſſung dieſer Schrift ausging, war politiſcher Natur. Freilich als der Beifall für dieſes kühne Unterfangen aus den höchſten Kreiſen der römiſchen Kirche und ſelbſt von der Spitze derſelben aus ſich kund that, wurde er von den glänzenden Ausſichten wenigſtens augenblicklich gelockt. — Uebrigens hatten Müllers katholiſche Sympathien ihren Grund keineswegs in den katholiſchen Kirchenlehren und in katholiſchen gottesdienſtlichen Formen, und noch weniger in den ſittlichen und Kultur-Zuſtänden der Länder katholiſchen Glaubens, ſondern ſie beruhten theils auf der unbefangenen Freiheit der Geſinnung, welche gegen jede Erſcheinung des Lebens gerecht war, voraus aber in der Bewunderung der großartigen Ariſtokratie, welche ſich im Gebäude der Hierarchie ſo glänzend bewährt hatte, während die Demokratie des Proteſtantismus ihm eben ſo ſehr widerſtrebte, wie diejenige der bürgerlichen Verfaſſungen. Wohl fühlten ſich die Katholiken in einer gegen ihre Kirche feindſeligen Zeit von Müllers poetiſchen Gemälden katholiſcher Zuſtände geſchmeichelt, Neugart dagegen bemerkte ihm: „Die Schilderung, die Sie in Ihrer Schweizergeſchichte von der Hierarchie machen, hat etwas Sonderbares. Ich zweifle ſehr, ob ein ächter Katholik Vergnügen daran haben werde.“

*) Müllers handſchriftlicher Nachlaß.

Die Verhältniſſe in Caſſel waren für Müller äußerlich und innerlich zu wenig befriedigend, um lange darin auszuhalten. Er ſehnte ſich daher nach dem mannigfaltigen und anregenden Umgange und nach ſeinen Freunden in Genf zurück. Allein nicht ohne Beſorgniß eröffnete ihm Tronchin ſein gaſtliches Haus, da er wohl wußte, wie Müllers Beweglichkeit und die Reizbarkeit ſeiner Nerven ihm ein dauerndes Verhältniß mit ſeinen Verbindlichkeiten zur Laſt machte. Er hatte freilich zum Lohne liebevollen Ausharrens bei ihm eine lebenslängliche Rente für ſeinen jungen Freund in Ausſicht geſtellt; aber er fürchtete hinwieder, es möchte dieſem zu ſchwer werden, die Rückſichten zu erfüllen, ohne welche er ſich nicht verbindlich machen wollte. Müller kam (1783). Allein Tronchins Befürchtungen gingen bald in Erfüllung. Die Wiederaufnahme der Vorleſungen über allgemeine Geſchichte und melancholiſche Anwandlungen verſetzten Müller in eine Stimmung, daß er im Hauſe des Gaſtfreundes eben ſo wenig Genuß fand, als arbeiten konnte. Als Müller ſich endlich dem Hauſe Tronchin plötzlich entzog, fand dieſer Schritt mißliche Auslegungen. Müller ſelbſt erklärte ſich gegen Tronchin offen und beſcheiden, wobei er unter Anderm bemerkt: „Si ma jeunesse avait été trop semblable à celle de Themistocle, puisse mon âge mûr le reparer comme en lui, quem contumelia non fregit, sed erexit“ *) (den die Erniedrigung nicht brach, ſondern aufrichtete). Allein ungeachtet die Familie Tronchin Müllern genau und in allen ſeinen Schwächen kannte, bewahrte ſie ihm doch, in ihren ältern wie in ihren jüngern Gliedern, fortdauernde Anhänglichkeit und Verehrung **). Mit beſonderer Liebe aber behandelten ihn fortwährend Bonnet und deſſen Gattin, welche mitten in dieſer Zeit des Trübſinns und der gereizten Ueberſpannung mit treuer Theilnahme und Liebe zu ihm ſtanden.

Müller fand bei Bonſtetten die geſuchte Freiheit und Muße, welche er zu Valeyres benutzte, um den erſten Band der umgearbeiteten Schweizergeſchichte zu vollenden. Er arbeitete täglich zehn Stunden an dieſem Werke, wobei er des Stoffes ſo Meiſter war, daß er nichts vor ſich hatte, als das Blatt, worauf er ſchrieb. Das Jahr 1785 brachte er größtentheils in Bern zu, wo er neben der Schweizergeſchichte ſich vor-

*) Müllers handſchriftlicher Nachlaß.

**) Seine ehmaligen Zöglinge beriethen ihn über ihre Studien und empfahlen ſich als Männer ſeinem Andenken. Das aus Müllers handſchriftlichem Nachlaß zur Widerlegung falſcher Gerüchte über ſeine Entfernung von Tronchin.

züglich mit einem Kollegium über die Geſchichte der alten Welt beſchäftigte. Dieſe Arbeit iſt im erſten Bande der allgemeinen Geſchichte enthalten, eine ſehr fleißige Arbeit Müllers, wo er über die Verfaſſungen und Sitten, die Literatur, den Charakter der hervorragendſten Perſönlichkeiten gedrängte Ueberſichten giebt, welche immer noch lehrreich ſind. Der gründliche Mann fand aber dieſe Arbeit ſeiner und der Aufgabe zu wenig würdig, daß er ſich je zur Herausgabe derſelben hätte entſchließen können. Als er endlich eine Abſchrift derſelben zu Handen ſeines Bruders ins Reine gebracht hatte, ſchrieb er dieſem: „Ich bin mit dem Ganzen nicht eben zufrieden; meine Ueberzeugungen über viele Dinge ſind ſeither feſter und höher, auch meine Grundſätze über verſchiedene Punkte der Sittlichkeit ſtrenger geworden: daher mir oft ſcheint, nicht genug Göttliches darin zu ſein, und vieles einigen Anſtrich von Leichtſinn in Anſehung mannigfaltigen Sinnengenuſſes zu tragen.“ Bonſtetten und Mülinen bemühten ſich, Müllern an Bern zu feſſeln, und der Bankier Haller, der Sohn des Naturforſchers, wollte ihm zu dieſem Behuf eine Jahresrente beſtimmen. Es ſollte für ihn an der Akademie eine Profeſſur der Geſchichte gegründet werden. Allein dieſe Pläne waren weitausſehend und ungewiß. Unterdeſſen war Müller dem Churfürſten von Mainz durch die ihm befreundeten gelehrten Mönche von St. Blaſien empfohlen und deren Empfehlung von Sömmering und Heyne unterſtützt worden, worauf er einen Ruf als Bibliothekar nach Mainz erhielt. Müller ſelbſt erklärt, daß dieſer kurze Aufenthalt zu Bern die glücklichſte Zeit ſeines Lebens geweſen. Die jungen Berner waren ihm mit Begeiſterung zugethan und hofften von ſeinem Einfluſſe eine Umgeſtaltung der öffentlichen Verhältniſſe. Und als er in ſeiner Abſchiedsrede (1786), welche in die „Zuſchrift an alle Eidgenoſſen“ übergegangen, offen und großartig die politiſchen Mängel ſeines Vaterlandes darlegte, war Verehrung und Bedauern allgemein, und es wurden nun, als es zu ſpät war, große Anſtrengungen gemacht, um ihn zu feſſeln.

4. Müller in Mainz.

In Mainz erlangte Müller endlich eine ihm angemeſſene Stellung; denn kaum war er ein Jahr daſelbſt, ſo ernannte ihn der Churfürſt zu ſeinem geheimen Kabinetsſekretair, womit ſich ihm die längſt gewünſchte

politische Thätigkeit eröffnete, welche durch die Zeitumstände und die ihm nahestehenden Personen für ihn einen besondern Reiz erhielt. Denn zu jener Zeit gründete Friedrich der Große den deutschen Fürstenbund gegen Oestreich, hauptsächlich zur Vereitelung des Planes zum Austausche Bayerns gegen die Niederlande. Preußen legte einen vorzüglichen Werth darauf, den ersten deutschen Churfürsten für sich zu gewinnen. Diesem lag daran, bei den abweichenden Ansichten seiner Staatsbeamteten und der Domherren, die Unterhandlungen mit Preußen geheim zu halten, wobei er in Müller ein eben so geschicktes als thätiges Organ fand. Frau von Coudenhoven, die Nichte des Churfürsten, welche mit Geist und Uneigennützigkeit ihren Einfluß auf den Oheim im deutschen Interesse benutzte, war Müllern mit dem innigsten Vertrauen zugethan; und Johann Friedrich von Stein, der älteste Bruder des bekannten Staatsmannes, damals preußischer Minister am Hofe von Mainz, hing an Müller mit offener und liebenswürdiger Freundschaft: Beide machten dem angehenden Staatsmanne seine Laufbahn angenehm; Beide beeiferten sich, ihren Beifall und ihre Freude über dessen diplomatische Entwürfe auszusprechen.

Der Fürstenbund wurde durch Friedrichs baldigen Tod wieder vereitelt, allein derselbe hat Müllern zu einer Staatsschrift von bleibendem Werthe veranlaßt, zur „Darstellung des Fürstenbundes" (1787). Die deutsche Geschichte der frühern Zeit, diejenige des Hauses Habsburg, der Charakter des deutschen Volkes, seine Verfassungen, die einzelnen geschichtlichen Veranlassungen zu einer Vereinigung durch die Uebergriffe Oestreichs, die Gründe der einzelnen deutschen Staaten für den Beitritt zum Fürstenbunde: — das Alles ist zu einem Gesammtbilde von großer Wirkung verbunden, weil Müller nicht nur die deutsche Geschichte und Verfassung genau kannte, sondern auch über die politischen Verhältnisse Deutschlands ein Urtheil hatte, wie kein anderer Historiker seiner Zeit. Unter den erschütternden Ereignissen der nächsten Jahre sank Müllers Fürstenbund in Vergessenheit; allein ungeachtet dieses kleine Werk eine tendenziöse Gelegenheitsschrift war, so ist darin eine Klarheit der Auffassung, eine Unpartheilichkeit des Urtheils und eine Liebe zu Deutschland niedergelegt, welche bei Beurtheilung Müllers nie hätte vergessen werden sollen. Müllers Fürstenbund ist eine der bleibend werthvollen Schriften über deutsche Politik und gründete wesentlich seinen Ruf in Deutschland. Als aber der Fürstenbund erfolglos zerfiel, so sprach Müller in „Teutschlands Erwartungen

vom Fürstenbund" seinen Schmerz über die Verkennung der Nation und der für sie nothwendigen Staatsverbesserungen aus. Er sagt unter Anderm: „Ich kann nicht begreifen, wie wir Deutsche Verstand und Muth verloren haben sollten, endlich einmal den Machtspruch zu thun, hinaus über Jahrhundertalten Pedantereien ..... zu einer zweckmäßigen, billigen und beständigen Wahlcapitulation, einer thätigern Reichstagsverfassung, einer guten Reichspolizei, einer angemessenen Defensivanstalt, zu ächtem Reichszusammenhange, alsdann auch zu gemeinem Vaterlandsgeiste, damit auch wir endlich sagen dürften: wir sind eine Nation! Unser gutes und billiges Volk wird jede Verbesserung als Wohlthat anerkennen, ist vor Mißbrauch dieses Glücks durch die Stimmung seines Charakters und die Organisation der Verfassung sicher, und so bereitwillig als irgend eines auf Erdboden, gute Fürsten mit Enthusiasmus zu lieben, und das Leben für sie aufzuopfern." Es war ein prophetisches Vorgefühl, womit er zur Erneuerung der deutschen Verfassung aufforderte, um dem von Westen her losbrechenden Sturme zu begegnen.

Von dieser Zeit an hatte Müller als politischer Schriftsteller und Geschäftsmann ein Ansehen erlangt, daß man ihn zunächst am Hofe des Churerzkanzlers tiefer in die Geheimnisse der Politik einweihte und ihn ausschließlich zu Staatsgeschäften verwendete. Die Masse der dahin einschlagenden Arbeiten und Entwürfe in seinem Nachlasse sind ein sprechender Beweis, mit welchem Fleiße und mit welcher Liebe er dieser Aufgabe oblag. Ein mit jenen beiden Schriften gleichzeitiges Denkmal von Müllers patriotischer Gesinnung waren seine „Briefe zweier Domherren", worin er zeigte, „durch welchen Geist der deutsche Adel in den Hochstiften eine Zier und Stütze der Verfassung sein könnte," zugleich in der Absicht, für Dalbergs Wahl zum Koadjutor von Mainz zu wirken. Es findet sich unter Anderm diese Stelle, nachdem er von einer voraussichtlichen Katastrophe gesprochen: „Zu dem Ende muß auf die ganze Nation ein anderer Geist und ein neues Leben ausgegossen werden; — der Teutsche müßte gewahr werden und fühlen, wer zu sein ihm obliegt: nämlich der Gewährsmann der europäischen Verfassung und Retter der Menschheit gegen wiederkommenden Despotismus."

Müllers Geschicklichkeit in Behandlung politischer Aufgaben veranlaßte seinen Fürsten, ihn auch für diplomatische Geschäfte zu gebrauchen.

Europa verbreiteten Geist nun mit Bayonetten zu vertilgen. Es wäre vielleicht das größte Unglück für die Menschheit."

Je näher die Gefahr heranrückte und gegen Müllers Wohnort sich wälzte, desto ruhiger wurde sein Urtheil und desto fester seine Entschlossenheit: „In diesen Ungewißheiten werde ich das thun, was in jedem Fall Ehre und Gewissen von mir fordern." Als sich gleichwohl Jedermann mit nahen Siegeshoffnungen trug, bewies auch hier Müller die Schärfe seines Blicks: „Um gewisser zu sein, fehlt mir ein Datum von Wichtigkeit: nämlich die Kenntniß des wahren Enthusiasmus der Franzosen für ihre Verfassung. Haben sie hiefür eine Begeisterung, gleich jener der alten Araber für den Koran, so sage ich nicht, daß sie sich behaupten, sondern daß sie dem ganzen Europa dieses Evangelium bringen werden. Sind hingegen unter ihnen viele nur darum jakobinisch, weil sie die Laterne fürchten, giebt es viele ruhige, vernünftige Menschen, die freien Britten ähnlich zu sein sich zufrieden gäben, dann werden die Jakobiner bezwungen, Frankreich und Europa kommt wieder zu Ordnung und Ruhe." Mit merkwürdiger Ruhe sah daher Müller den kommenden Ereignissen entgegen. Er war bei der Eroberung von Mainz durch die Franzosen abwesend und hatte daher um so mehr für seine Sammlungen, die Arbeit seines Lebens, zu fürchten. Bei seiner Rückkehr zur Rettung seines Eigenthums nahm ihn Cüstine auf die schmeichelhafteste Weise auf und wollte ihn an die Spitze der neuen Verwaltung stellen. Allein Müller lehnte ab: „Es würde den Anschein haben, als hätte ich zu diesen Ereignissen beigetragen und ich würde die öffentliche Achtung verlieren; ich würde mir selbst und dem Charakter untreu werden, den ich stets behauptet habe." Zugleich aber beraubte ihn das zerfallende Churfürstenthum seiner Thätigkeit und bestimmte ihn, die sich ihm darbietende Stelle in der Hofkanzlei in Wien anzunehmen, wobei die Huld des Kaisers ihn in den Adelstand erhob (1792). Denn mit dem Tode Kaiser Josephs II. hatte sich Müllers bisheriges Verhältniß zum Wiener Hofe verändert. Der völlige Wechsel des Systems, in Folge dessen derselbe nun in dem Vertheidiger der Hierarchie und des konservativen Princips einen Bundesgenossen erkannte, ließ den berühmten Geschichtschreiber und Politiker als einen erwünschten Gewinn ansehen; um so mehr, da sich für Müller zu gleicher Zeit eine ehrenvolle Stellung in der Berliner Akademie und in der Bibliothek zu Hannover eröffnet hatte.

wegs überraſcht; auf der andern Seite aber ließ ihn auch die Erſtorbenheit des Staatslebens in der Schweiz wie in Deutſchland vor einer gewaltſamen Aufregung nicht erſchrecken. Auch er gehörte wie Lavater zu denjenigen, welche die erſten Auftritte in Frankreich mit Beifall begrüßten und meinte, der Tag der Eroberung der Baſtille ſei „der ſchönſte Tag ſeit dem Untergang der römiſchen Weltherrſchaft.“ Er findet es gut, „daß die Fürſten gewahr werden, ſie ſeien Menſchen, und daß die Vorſehung ſie aus dem Schlaf rüttelt, in welchen die lange Geduld der Nationen ſie eingewiegt.“ „Wie weit es gehen und wie es endigen werde, kann ein menſchlicher Verſtand nicht vorausſagen; doch iſt es wahrſcheinlich am Ende Gewinn für die Menſchheit. Das Alte bedurfte eine Wiederauffriſchung; es müſſen periodiſche Revolutionen kommen, ſonſt ſchlummert alles in Sinnloſigkeit ein.“ Auch als der raſche Gang der Ereigniſſe bedenklicher wurde, ließ er ſich nicht irre machen: „Ich geſtehe, daß ich doch bisweilen glaube, es werde Beſtand haben. Gott ſcheint mir dieſes Werk zu thun; er will einmal eine neue Ordnung der Dinge; die Menſchheit gewinnt; ſie wird mehr Energie entwickeln.“ Allein dieſe Hoffnungen verhinderten ihn nicht, gegen revolutionäre Unordnungen entſchloſſen zu ſein. Bei dem erſten Aufſtandsverſuche im Gebiete von Mainz war Müller unter allen Staatsräthen allein mit General Graf Hatzfeld für raſche Maßregeln, welche damals den Zweck auch vollkommen erreichten. Gleichwohl war Müller, ohne es darauf anzulegen, in Mainz ein ſehr populärer Mann. Als er daher in dieſer Zeit, durch eine Zurückſetzung gekränkt, ſeinen Abſchied verlangte, war die Aufregung und das Bedauern der Bevölkerung von Mainz ſo groß, daß der Churfürſt ſich Mühe gab, ihn zu behalten. Unter dieſen Umſtänden konnte es nicht fehlen, daß Müller als Demokrat angeſchwärzt wurde; allein auch jetzt blieb er bei der alten Meinung: „Die Demokratie iſt in meinen Augen die unvollkommenſte Verfaſſung.“ Als er aber den Umſturz von Sitte und Religion ſah, erwartete er von den Franzoſen nichts mehr. Von den Fürſten freilich eben ſo wenig die Weisheit und die Kraft, um der Revolution Gränzen zu ſetzen. „Der galliſche Geiſt dringt überall durch: denn alle Kabinette ſind mittelmäßig, der Adel, der hohe Klerus, überall, ſinkt. Wenn aber nur die galliſche Freiheit nicht ein Gebäude wäre ohne Fundament, belebt nicht von Geiſt, ſondern von Wind!“ Als daher Oeſtreich und Preußen ſich in Waffen erhoben, urtheilte er ſogleich: „Mir ſcheint unmöglich, den ſeit einem halben Jahrhundert in

Europa verbreiteten Geist nun mit Bayonetten zu vertilgen. Es wäre vielleicht das größte Unglück für die Menschheit."

Je näher die Gefahr heranrückte und gegen Müllers Wohnort sich wälzte, desto ruhiger wurde sein Urtheil und desto fester seine Entschlossenheit: „In diesen Ungewißheiten werde ich das thun, was in jedem Fall Ehre und Gewissen von mir fordern." Als sich gleichwohl Jedermann mit nahen Siegeshoffnungen trug, bewies auch hier Müller die Schärfe seines Blicks: „Um gewisser zu sein, fehlt mir ein Datum von Wichtigkeit: nämlich die Kenntniß des wahren Enthusiasmus der Franzosen für ihre Verfassung. Haben sie hiefür eine Begeisterung, gleich jener der alten Araber für den Koran, so sage ich nicht, daß sie sich behaupten, sondern daß sie dem ganzen Europa dieses Evangelium bringen werden. Sind hingegen unter ihnen viele nur darum jakobinisch, weil sie die Laterne fürchten, giebt es viele ruhige, vernünftige Menschen, die freien Britten ähnlich zu sein sich zufrieden gäben, dann werden die Jakobiner bezwungen, Frankreich und Europa kommt wieder zu Ordnung und Ruhe." Mit merkwürdiger Ruhe sah daher Müller den kommenden Ereignissen entgegen. Er war bei der Eroberung von Mainz durch die Franzosen abwesend und hatte daher um so mehr für seine Sammlungen, die Arbeit seines Lebens, zu fürchten. Bei seiner Rückkehr zur Rettung seines Eigenthums nahm ihn Cüstine auf die schmeichelhafteste Weise auf und wollte ihn an die Spitze der neuen Verwaltung stellen. Allein Müller lehnte ab: „Es würde den Anschein haben, als hätte ich zu diesen Ereignissen beigetragen und ich würde die öffentliche Achtung verlieren; ich würde mir selbst und dem Charakter untreu werden, den ich stets behauptet habe." Zugleich aber beraubte ihn das zerfallende Churfürstenthum seiner Thätigkeit und bestimmte ihn, die sich ihm darbietende Stelle in der Hofkanzlei in Wien anzunehmen, wobei die Huld des Kaisers ihn in den Adelstand erhob (1792). Denn mit dem Tode Kaiser Josephs II. hatte sich Müllers bisheriges Verhältniß zum Wiener Hofe verändert. Der völlige Wechsel des Systems, in Folge dessen derselbe nun in dem Vertheidiger der Hierarchie und des konservativen Princips einen Bundesgenossen erkannte, ließ den berühmten Geschichtschreiber und Politiker als einen erwünschten Gewinn ansehen; um so mehr, da sich für Müller zu gleicher Zeit eine ehrenvolle Stellung in der Berliner Akademie und in der Bibliothek zu Hannover eröffnet hatte.

5. Müller in Wien.

Die Müllern zunächst obliegende Geschäftsaufgabe in Wien war die Korrespondenz mit Rom, daher der von ihm selbst bezeugte Mißverstand begreiflich wird, dem zufolge man ihn nach Wien berufen, weil man bei ihm die Neigung vorausgesetzt hatte, zum Katholizismus überzutreten. Unter diesen Verhältnissen hatte Müller für seine Studien eine sehr glückliche Zeit. Denn die Arbeiten der Hofkanzlei nahmen ihn nur wenig in Anspruch, so daß er nun in umfassender Weise nicht nur die byzantinischen Schriftsteller, sondern auch die Quellen der arabischen Geschichte in seinen wissenschaftlichen Bereich hineinzog, womit er die Materialien zu einer ausführlichen Universal-Geschichte vorbereitete. Da aber diese Unternehmung weitaussehend war, so folgte er in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Wien dem Andringen Herders und seines Bruders und schrieb den frühern Entwurf seiner allgemeinen Geschichte um (1796 und 97). Jene ersten Vorlesungen waren freilich nach den verschiedenen Zeiten ihrer Entstehung sehr ungleich ausgefallen, und Müller konnte dieselben auch jetzt keiner völligen Umarbeitung unterwerfen, so daß nur einzelne Darstellungen neu geschaffen sind. So wenig er, nach dem früher mitgetheilten Urtheile, mit dieser Arbeit zufrieden war, so gehört doch Müllers „Allgemeine Geschichte“ in einzelnen Parthien zu den vorzüglichsten Büchern dieser Art, wie z. B. über den Werth der verschiedenen Verfassungen, über den Militärstaat, über die Größe Roms und sein Verderben, besonders aber über das Leben der alten Welt und deren klassische Schriftsteller. In den Abschnitten über die Religion sind vorzüglich Herder'sche Anschauungen bemerkbar. In neuem Lichte und in großen übersichtlichen Zügen tritt das Mittelalter auf und mit kräftigen Farben schildert er den Absolutismus der neuern Zeit im Fortschritte der Kriegsmacht und der Finanzen.

Müllers Stellung in Wien brachte ihn mit seiner bisherigen Gesinnung nicht in Widerspruch. Denn die weitere Entwicklung der Revolution mußte ohnehin den Freund der Freiheit überzeugen, daß letztere auf diesem Wege nicht gefunden werde. Von nun an schaute er mit liebender Besorgniß auf sein Vaterland, dessen Regierungen „den gesunden Sinn wünschend, sich selbst zu reformieren, damit keine Ausbrüche kommen.“ Er sah in Frankreichs Einmischungen in die schweizerischen Verhältnisse schon mehrere Jahre, ehe es eintraf, als

Zweck — „Umsturz der Aristokratie, freie Disposition über unser in dreihundertjährigem Frieden gesammeltes Vermögen und eine Verwicklung der Nation in den Krieg.“ Daher drängte es ihn, als Preußen vom Kampfplatze wich, Deutschland an die Nothwendigkeit der Eintracht und an seinen alten Kriegsgeist zu erinnern. „Es giebt für jedes Volk Epochen, wo die Vorsehung, welche nicht Schlaf und Weichlichkeit, sondern kräftige Entwicklung der Menschheit will, dasselbe durch eine drohende Gefahr aufruft, sich zu erheben und zu zeigen, was in ihm ist und was es werth ist, welcher Rang ihm unter den Nationen gebührt. Damit eine große, edle Unternehmung gelinge, muß ein Staat, ein Mann wissen, was er will, und dasselbe aus allen Kräften wollen.“ (Ueber den preußischen Separatfrieden 1795.) Im folgenden Jahre erschienen mehrere kleine politische Schriften, unter Anderm „Gefahren der Zeit“, bestimmt, „zur Vertheidigung der Ehre des teutschen Namens, der Selbständigkeit einer großen Monarchie und eines Gleichgewichtes in Europa teutschen Muth gegen ausländische Präpotenz aufzurufen.“

In der Ungewißheit der Dinge warf sich Müller mit aller Macht in seine Studien, allein gerade die ihm vorliegende Ausarbeitung des alten Zürich-Krieges wurde ihm schwer. Er fühlte sich gedrungen, selbst zu sehen und persönlich mit seinen zahlreichen Bekannten aller Kantone und aller Partheien vom Vaterlande zu reden. Im Jahre 1797 reiste er daher nach der Schweiz. Aus den innern Kantonen rief er Füßli zu einer Zusammenkunft, „um zu sehen und zu hören; nicht etwa wie ein östreichischer Spion, sondern zu meinem selbsteigenen Unterricht, zu wissen, was zu hoffen, oder zu besorgen sein mag, und in welcher Sprache ich, wenn ich wieder schreibe, zu unsern Landsleuten reden soll.“ Nach seiner Rückkehr erklärte er an Füßli: „Während meiner letzten Reise erkannte ich gar schnell, wo es am gefährlichsten aussah. Daher ich, nie heimlich, sondern vor allen Regenten, bei jedem Anlasse, auf Ausgleichung drang, obschon ich sah, daß man darüber mich für einen Feind des Systems hielt, dessen Erhaltung ich wollte. Ich kannte die Kostbarkeit der Aufopferungen, aber noch mehr die Nothwendigkeit derselben. Aber ich sah leider bald, daß man mit Palliativen, mit halben Mitteln, mit Schein zu helfen meinte, und der Geist unserer Altvordern wahrlich (mit wenigen Ausnahmen) von beiden Partheien gewichen war.“ Es ist von dieser Reise im Herbste 1797 ein ungedrucktes Memorial an den östreichischen Minister Thugut

vorhanden, worin er vom Zustande der damaligen Schweiz Bericht giebt, und worin er namentlich mit großer Freimüthigkeit von den politischen und militärischen Fehlern der Oestreicher spricht.

In Beziehung auf die Schweiz hoffte er wenig von der Kraft, sich selbst zu helfen durch Aufgebung eines Theils der Vorrechte der Städte der Schweiz; darum schwieg er, wo er nicht gefragt wurde. Allein um den Mißdeutungen und Anklagen zu begegnen, erklärte er öffentlich, „er habe seinen Rath ertheilt auf Anfrage, als ein Schweizer, der die Unabhängigkeit seines Vaterlandes gegen fremde Einwirkung und seinen Wohlstand gegen revolutionistische Gewalthandlungen durchaus behaupten möchte." Der Rath bestand darin: „1) daß der Bund erneuert werde, der alle dreizehn Orte nebst den bisherigen zugewandten umfassen solle; 2) daß in Verhandlungen mit fremden Mächten die ganze Schweiz immer zusammen erscheine; 3) daß der Grund innern Mißvergnügens und der Hauptvorwurf der Ausländer durch Gleichheit der Städter und Landleute in Handelssachen und Fähigkeit zu Stellen gehoben werde." Er sah die Einberufung von Deputierten als die einzige Rettung der Waadt für Bern an. Als endlich die Trauerpost vom Fall des Vaterlandes an ihn gelangte, so war ihm wenigstens das Benehmen des Schultheißen Steiger ein Trost, und der Glaube an die Vorsehung lehrte ihn harren und dulden.

Es ist irrig, wenn man meint, Müller habe ob der lange vorhergesehenen Umwälzung seines Vaterlandes das Gleichgewicht verloren. Vielmehr schrieb er bald nach der Katastrophe: „Ueber geschehene Dinge traure ich nicht mehr: es muß sein, daß die Stunde gekommen war; und wer weiß, was aus dem Läuterungstigel hervorsteigen wird." Aufs Nachdrücklichste aber strafte er die Verzweiflung am Vaterland. „Ich billige das Weggehen, dieses Preisgeben des Vaterlandes überhaupt nicht; ich erkenne die Schrecknisse des gegenwärtigen Sturmes; glaube aber nicht, daß er lange währen könne." Gegen die Einheits-Regierung der helvetischen Republik gaben ihm Geschichte und Politik die mannigfaltigsten Gründe an die Hand. „Die Verachtung des sogenannten Kantonsgeistes ist eine nicht halb so schöne Sache; ich halte sehr viel auf Individualität." Daher bedankte er sich auch, als ihn sein Heimatkanton in das helvetische Obergericht senden wollte. Begreiflich war er in dieser Zeit heftiger Partheiung den Demokraten und den Aristokraten zum Anstoß, namentlich aber den letztern, daher selbst der von ihm hochverehrte Schultheiß Steiger sich von

ihm wendete. Allein Müller wurde durch diese und andere Erfahrungen nicht irre; daher er Steigers baldigen Tod tief betrauerte und unter Anderm bezeugte: „Er war der größte Staatsmann der sterbenden Schweiz!“

Gleichwohl mußte der Zusammensturz der alten Schweiz für deren Geschichtschreiber ein furchtbarer Schlag sein, weil dadurch sein Hauptzweck, die Erhaltung der alten Verfassungen, vereitelt war. Er stand daher in der ersten Zeit an, ob er nicht die ganze Kraft den neu aufgenommenen Studien der Universal-Geschichte zuwenden solle. Allein nach wenigen Wochen „deuchte ihm der Ehrenkranz auf das Grab der alten Eidgenossenschaft eine heilige Pflicht.“ Nach dem Beispiele der alten Geschichtschreiber, welche den Ruhm der untergegangenen Republiken verherrlichten, — „so sagte ich mir, muß denn auch ich leben und zeugen.“ Und später kann er wieder sagen: „Meine Fortsetzung der Schweizergeschichte freut mich so, daß ich alle Lectur bei Seite zu legen gedacht habe.“ Er baut auf die Zukunft, welche den Lehren der Geschichte sich einst empfänglich und dankbar zeigen werde; für den Augenblick verzichtet er auf jede Einwirkung. Daher er schreibt: „Das Vaterland liegt mir freilich am Herzen, aber was kann ich? Dort glauben sie mir nicht, weil sie alle Lehren der Geschichte und Erfahrung verschmähen. So lange alter biederer Nationalsinn und Verstand die Metapolitik nicht niederschlägt, wird nichts Gutes herausgekünstelt werden. Bonaparte's erfahrne Meisterhand versteht das besser, als euere Kantianer.“ Bald ehrt Müller in letzterm den Wiederhersteller Frankreichs und hält es für sehr wichtig, daß man ihm richtige Vorstellungen über die Verhältnisse der Schweiz beibringe, weil er von ihm mehr erwartet, als von den damaligen Regenten derselben.

Nach dem Frieden von Luneville machte sich von der Schweiz aus mehrfach der Wunsch geltend, Müller möchte als Gesandter Oestreichs dahin abgeordnet werden. Darüber äußert er: „Mein Plan und Grundsatz ist und bleibt derselbe: wenn ich zur Heilung der Wunden des noch nicht erstorbenen, aber freilich kranken Vaterlandes beitragen könnte, hiefür alles zu thun und aufzuopfern.“ Müller freilich bemühte sich für eine solche Aufgabe um so weniger, da er voraussetzen konnte, Thugut werde dagegen sein. Sonst war dieser Minister ihm gewogen, so daß Verdächtigungen gegen Müllers politische Gesinnung bei demselben keinen Eingang fanden, und dessen Verwendung hatte er die im Jahre 1800 erhaltene Stelle des ersten Kustos der kaiserlichen

Bibliothek zu danken. Es ist rührend, den Ausdruck der Freude zu vernehmen, nachdem sich Müller nun mitten unter solch einen Reichthum wissenschaftlicher Schätze versetzt sah und der Erforschung derselben seine ganze Zeit widmen durfte. Dieß bewirkte, daß er sich während seines fernern Aufenthaltes zu Wien nur wenig mehr mit der Politik befaßte.

Nichts desto weniger stand er mit den vorzüglichsten Staatsmännern des Kaiserstaates, welche deutsche Gesinnung nährten und vom Wunsche beseelt waren, daß die gesammte Kraft des deutschen Volkes dafür einstehe, das Gleichgewicht in Europa aufrecht zu erhalten, in enger Verbindung, mit Wessenberg, Stadion, Teleki, Collenbach und manchen andern. Voraus aber hatte er das volle Vertrauen des jungen Erzherzogs Johann, welchen die Geschichte der Schweiz mit großer Theilnahme für dieses Volk und seine Freiheit erfüllt hatte, und der Müllern seine geheimsten Ansichten und Wünsche über die damaligen Zustände Deutschlands mittheilte. Zugleich hatte Müller die Freude, in Wien eine historische Schule um sich heranzubilden, wobei er namentlich einen großen und bleibenden Einfluß auf Hammer-Purgstall und Hormayr ausübte. Ueberhaupt gehört zu Müllers schönsten Verdiensten die Liebe, womit er sich talentvoller junger Männer annahm, ihren Eifer für die Wissenschaften entflammte, ihnen mit freundschaftlicher Hingebung seine Zeit, sein Herz und seinen umsichtigen Rath schenkte. Hauptsächlich hatten Jünglinge aus der Schweiz zu allen Zeiten seines Wohlwollens und seiner Förderung sich zu freuen, und er ist aller Orten für eine große Zahl derselben ein Wohlthäter und Leiter gewesen; allein noch eine größere Zahl von Deutschen genossen seine Ermunterung und Beihülfe auf dem weitesten Felde der Wissenschaft. Diese Theilnahme war so ausdauernd und treu und er verpflichtete sich so Viele zur Dankbarkeit für das ganze Leben, daß der Ernst und die Aechtheit seiner Gesinnung in dieser Beziehung über Mißverstand und Mißdeutung erhaben ist. Mitten unter den wissenschaftlichen Arbeiten seines Amtes war Müllers Herz ganz bei seinem Vaterlande; er freute sich in dieser Zeit der Dazwischenkunft Bonaparte's zur Beruhigung und Ordnung der Schweiz und arbeitete mit neuer Lust an deren Geschichte, welche er in den letzten Jahren seines Aufenthaltes in Wien bis zum Anfang der Burgunderkriege fortführte.

So war Müllers Stellung in Wien für einen Mann der Wissen-

ſchaft, der nicht als öffentlicher Lehrer wirken wollte, eine ſolche, die kaum günſtiger ſein konnte: über eine Bibliothek geſetzt, welche damals die erſte in Deutſchland war, mit viel freier Zeit, mitten in einem Kreiſe wohlwollender Männer, vom fröhlichen und behaglichen Wiener Leben ſehr befriedigt. Allein ein literariſches Stillleben konnte ihn nie lange feſſeln. Wohl war ihm das Leben unter Büchern eine theure Zuflucht aus den öffentlichen Stürmen, und mißmuthig über die Täuſchungen und Fruchtloſigkeiten einer politiſchen Thätigkeit warf er ſich immer wieder mit doppelter Liebe in die Literatur: allein die unmittelbare Theilnahme am öffentlichen Leben, der überwältigende Drang, ſeine Einſicht und ſeine Erfahrung zum allgemeinen Beſten zu verwenden, die antike Lebensauffaſſung, welche zugleich diejenige des Schweizers iſt, praktiſche Wirkſamkeit und öffentliche Bethätigung als die erſte Pflicht des Bürgers zu betrachten, war ihm ſo ſehr Bedürfniß, daß er ſich immer wieder aus der literariſchen Stille hinausſehnte. Jedoch ſeine Konfeſſion und ſeine politiſche Freimüthigkeit wurden ihm bei Hofe verdacht und er hatte daher auf keine weitere Beförderung zu rechnen; namentlich mußte er es empfinden, zu wiſſen, daß ihm die erſte Stelle an der Bibliothek verſchloſſen blieb, und daß ihm Hinderniſſe gegen die Fortſetzung und Veröffentlichung ſeiner Schweizergeſchichte in den Weg gelegt wurden.

Müller war in dieſer Zeit der Mittelpunkt der Deutſchgeſinnten in Wien. Es handelte ſich darum, die Höfe von Wien und Petersburg einander wieder näher zu bringen und durch Petersburg auch Berlin zur Schließung einer neuen Koalition gegen Bonaparte geneigt zu machen. Müller wurde daher im Anfange des Jahres 1804 mit einer geheimen Sendung nach Dresden beauftragt, welche ihm Gelegenheit gab, auch Berlin zu beſuchen, bei deſſen Akademie er längſt außerordentliches Mitglied war. Seitdem er in öſtreichiſche Dienſte getreten war, zur Befremdung der preußiſchen Staatsmänner nach der Schrift über den Fürſtenbund und zum Schmerz des ältern Stein, hatten ſeine Verbindungen mit Berlin aufgehört. Nun nach zweiundzwanzigjähriger Abweſenheit ſchien er dort „zu Hauſe zu ſein, wie ein aus der Fremde gekommener Sohn.“ „Ich fühlte mich wie neu belebt, hier ohne Scheu Reformierter und Gelehrter ſein zu dürfen.“ „Es konnte nicht anders ſein, als daß die, welche mir ſo ſehr gefielen, einiges Wohlgefallen auch an mir fanden.“ Er erhielt daher den Antrag, als geheimer Rath und Mitglied der Akademie zu Berlin einzu-

treten, wobei ihm verstattet war, seinen Geschäftskreis selbst zu bestimmen. Er wurde beständiger Sekretär der Akademie, Historiograph des königlichen Hauses und Censor der politischen und historischen Schriften. Auf Verlangen sollte er auch die Oberaufsicht über die königliche Bibliothek, den Geschichtsunterricht der königlichen Prinzen, Aufträge zur Beförderung der Wissenschaft, staatsrechtliche Ausarbeitungen und Recensionen für die Literaturzeitung von Halle übernehmen. Er war in einem Kreise ausgezeichneter Männer willkommen, welche „Berlin zu einer Freistätte und einem Mittelpunkte deutscher Art und Kunst und aller vernünftigen Freiheit zu machen" bemüht waren. Der Kaiser bewilligte auf den persönlichen Wunsch des Königs Müllers Abschied mit Wohlwollen.

6. Müller in Berlin.

Müller stand bei seinem Auftreten in Berlin auf der höchsten Stufe seines Ansehens, und war hier das erste Mal so glücklich, frei über seine Zeit verfügen zu können. Es waren drei große Werke, welche er sogleich in Angriff nahm: die Fortsetzung der Schweizergeschichte, die Sammlungen für ein großes Werk über die allgemeine Geschichte und die Vorbereitungen zur preußischen Geschichte. Während er die letzte Hand an den vierten Band der Geschichte seines Vaterlandes legte, bereitete er eine neue Auflage der frühern Bände vor, indem er dieselben der fleißigsten Revision unterzog, welche ihm fast eben so viele Mühe kostete, als eine ganz neue Arbeit. Mit dem neuen vierten Bande war er nicht zufrieden, denn er hatte zehn Jahre zu dessen Vollendung gebraucht: „Man muß dem Geschichtschreiber vergeben, wenn der Mensch durch die Zeiten ermüdet worden." Allein in der geschickten Enthüllung des politischen Getriebes der Kantone unter einander und mit dem Auslande im alten Zürich-Kriege und im Anfange der Burgunderkriege zeigt sich der staatsmännische Blick des Verfassers und seine Darstellungsgabe von einer neuen und glänzenden Seite, indem er die Geschicke seines Vaterlandes in der vollen Bedeutung eines welthistorischen Ereignisses hervorhebt. In der Zuschrift „Allen Eidgenossen" (1805), einem Pendant zu derjenigen vom Jahre 1786, spricht sich, wie dort der Stolz und das Glück über sein einziges Vaterland, so hier Zorn und Schmerz aus, daß es in der Prüfung

nicht bestanden, jedoch mit gläubigem Vertrauen auf eine bessere Zukunft.

In den Anfang von Müllers Thätigkeit in Berlin fällt auch die Beihülfe zur Herausgabe von Herders Werken. Kurz nach dessen Tode besuchte er die Wittwe, und übernahm nebst seinem Bruder, welcher im Jahre 1782 längere Zeit in Herders Hause gelebt hatte, die hauptsächliche Mühe zur Errichtung eines Denkmales durch Ordnung von Herders Nachlaß. Müllers Briefwechsel mit Karoline Herder zeigt uns den Mann von einer ganz besonders edeln und liebenswürdigen Seite, in treuster Besorgtheit für die verehrte Frau, die „Mutter", sowohl damit die wirthschaftliche Seite günstig geordnet, als damit Herders Thätigkeit und Wesen im reinsten Lichte erscheine. Johannes Müller übernahm die Herausgabe der historischen Schriften und schrieb die geschichtliche Einleitung zum „Cid", mit allem Aufwand von Gelehrsamkeit und mit tiefem poetischen Sinn. Wenn die erregbare Frau von manchen herben Erfahrungen gebeugt werden wollte, so ermunterte er sie, in ihrem Gatten zu leben: „Bedenken Sie, daß das Denkmal noch nicht vollendet ist!" Mit liebevoller Hingebung bat sich Müller die Abfassung von Herders Biographie aus, begann zu sammeln und freute sich des Empfanges lebendiger Züge von Herders Freunden und Verehrern. Aber bald trat ein Umschwung ein, daß er auf diesen lieben Vorsatz verzichten mußte.

In der akademischen Vorlesung „Ueber die Geschichte Friedrichs II." (1805) wollte Müller zeigen, was man von ihm zu erwarten hätte, indem er die eigenthümlichen Umstände hervorhob, unter denen Friedrichs Geist sein Reich gegründet hatte, mehr gedankenreich, als in bestimmter Charakteristik. Durch diese Rede wurde der Wunsch, daß Müller die Geschichte Friedrichs des Großen schreibe, — wozu er nicht, wie man irrig meinte, schon durch seine Anstellung ausdrücklich verpflichtet war, — allgemein rege und der König selbst unterstützte denselben, indem er in einem Handbillet die Erwartung aussprach, „daß dieß ein Werk sein würde, das des Geschichtschreibers des Schweizerbundes würdig wäre, und schwerlich einem andern je so vollkommen gelingen wird*)." Als ihm jedoch in der freien Benutzung der Archive Schranken gezogen werden wollten und man Vorlage des ausgearbeiteten Werkes „zur Durchsicht und Censur" verlangen wollte, so er-

*) Müllers handschriftlicher Nachlaß.

klärte er, daß „Wahrheit und Freimüthigkeit die Haupteigenschaften einer guten Geschichte seien und daß er so viel Zutrauen in seine Erfahrung und Denkensart erwartet hätte, daß man ihm gestatte, sein eigener Censor zu sein.“ Wirklich wurde ihm dann auf eine besondere Ordre des Königs „die uneingeschränkte Benutzung“ der Archive gestattet, worauf er sogleich an der Sammlung der Materialien zu arbeiten begann.

Allein die unmittelbare Gegenwart schien ihn zu einer größern Aufgabe zu rufen. Alle deutschgesinnten Männer sahen bei der Gefahr des neuen Ausbruchs des Krieges gegen Frankreich im Jahre 1805 auf Preußen hin. Müllers Gesinnung und seine ausgebreiteten Bekanntschaften mit deutschen Staatsmännern und geistigen Celebritäten ließen von ihm einen besondern Einfluß auf die öffentliche Meinung und auf das preußische Ministerium erwarten. Gentz, mit welchem er im lebhaftesten Verkehr stand, schrieb ihm: „Der König von Preußen ist jetzt im eigentlichsten Verstande der Schiedsrichter über Leben und Tod von Europa.“ Müller zeigte sich des öffentlichen Vertrauens würdig und arbeitete an der Vereinigung Deutschlands, nicht mit der Leidenschaft und der cynischen Rohheit eines Gentz, allein indem er mit aller Wärme und in der mannigfaltigsten Form darzuthun suchte, daß Preußen nur in und mit Deutschland gedeihen könne. Voll großer volksthümlicher und vaterländischer Erwartungen erhob er seine Stimme, als Preußen für die gemeinsame deutsche Sache eintreten zu wollen schien und sich daher auf den Kriegsfuß setzte. Als das Publikum auf Steins Rath von diesen Maßregeln in Kenntniß gesetzt werden sollte, schrieb der König in Beziehung auf Müller an Stein: „Ihr könnt eine solche Schrift veranstalten, müßt Euch aber dazu eines classischen Schriftstellers, dem Ihr und Hardenberg die nöthigen Daten anvertrauen könnet, bedienen*).“ Die rasche Erledigung des Krieges verhinderte dieß.

Im folgenden Jahre, als der König mit dem feigen Haugwitz sich an den Frieden klammerte, so erklärten sich die Brüder des Königs nebst dem Prinzen Louis Ferdinand dagegen. Müller, von Letzterm aufgefordert, verfaßte eine Vorstellung an den König zur Entfernung von Haugwitz, Beyme und Lombard, unterzeichnet von den königlichen Prinzen, von Stein und den Generälen Rüchel und Phull. Nach

*) Müllers handschriftlicher Nachlaß.

diesen Vorgängen empfand es Müller tief, daß man ihn fern hielt und zu keinen weitern Entwürfen verwendete, namentlich aber, daß ihm beim endlichen Bruche die Abfassung des Kriegsmanifestes gegen Napoleon nicht übertragen wurde. Als jedoch die Lage sich verfinsterte, „pries er die Fügung, welche ihn von der Geschäftslaufbahn entfernte."

Nach dem Unglück bei Jena und dem Fall von Berlin blieb Müller daselbst wie A. von Humboldt. Ein Reich und eine Regierung, die so schnell und so schmählich gefallen waren, schienen ihm verloren. Wo man im Glücke auf seinen Rath nicht geachtet hatte, konnte er auch im Unglück auf keine Anerkennung hoffen. Ohne Vermögen, durch Schulden gedrückt, sah Müller mit Besorgniß der Zukunft entgegen. Unterdessen wurde er von den Franzosen mit großer Auszeichnung behandelt: nicht nur mit allen Lasten verschont, sondern es wurde ihm sein Gehalt fortbezahlt. Er war nebst A. von Humboldt ein von den französischen Generälen gefeierter Mann. Beide kamen dieser Aufmerksamkeit mit Höflichkeit entgegen. Der Kaiser selbst ließ Müllern rufen, was sonst keinem Einzelnen geschah; vielleicht von einem Briefe veranlaßt, worin Müller an Dalberg seine Bewunderung für Napoleon und den Wunsch ausgedrückt hatte, von diesem bemerkt zu werden*). Indem Napoleon in Müller den Geschichtschreiber der Schweiz, dieser im Kaiser den Vermittler seines Vaterlandes ehrte, ergab sich dadurch ein gegenseitiges näheres Vertrauen und es ging Müllern nur wie vielen Andern, vor denen Napoleon seinen Geist und seine Liebenswürdigkeit zugleich leuchten ließ: „Durch sein Genie und seine unbefangene Güte hat er mich erobert."

Nachdem Müller zwei deutsche Fürsten in der Nähe geschaut und ihnen gedient, allein je in seinem edelsten Bemühen und in seiner treusten Entschlossenheit von denselben zurückgesetzt wurde; nachdem er Beide ohne Kenntniß der Verhältnisse zaudern und je im entscheidenden Augenblicke das Verkehrte wählen und sich selbst ins Verderben stürzen gesehen: war für ihn, dem die großen Völkerrevolutionen und die Gerichte Gottes über schwache Fürsten so lebendig und gegenwärtig waren, und der den Untergang des Bestehenden längst herankommen zu sehen glaubte, die Hinneigung zu dem begreiflich, von dem er meinte, „daß Gott ihm das Reich gegeben." Daß er dieses meinen konnte, war eine

*) Müllers handschriftlicher Nachlaß.

Täuschung, welche auf einer unrichtigen Auffassung einer Beziehung des Lebens und der Geschichte überhaupt beruhte. Er setzte nämlich in der Leitung der Staaten allzu viel auf das Individuum und achtete nicht genug auf den Geist und die innere Kraft einer Nation, welche die Gedanken und Werke des Genies überdauern. Und so treu anhänglich er der Verfassung seines Vaterlandes war, so sprach er sich doch im Allgemeinen günstiger für die Monarchie aus; und da ihm Cäsar der größte aller Regenten war und er den Autokrator Friedrich den Großen lebenslang als seinen Helden verehrt hatte, so mußte derjenige, welcher Cäsarn zu seinem Vorbilde nahm und glauben durfte ihm am nächsten zu kommen, Müllern als das Werkzeug erscheinen, dessen die Vorsehung sich zur Neugestaltung des zusammenbrechenden Europa bediene. Nur aus diesem Gesichtspunkte läßt sich jener zweideutige Brief an den französischen Minister Maret*) erklären, welcher bei der Herausgabe zudem in seinen stärksten Stellen beschnitten worden. Müller fügt sich nämlich in den Gedanken, daß die Schweiz nach damaligen Gerüchten einen Fürsten erhalten sollte, leitet dann aber aus der Beschaffenheit des Landes und dem Nationalcharakter des Volkes die Gründe her, warum diese Veränderung unthunlich sei, und hebt namentlich auf theatralische Weise die Besorgniß hervor, „der neue Cäsar möchte einen Tell finden und dadurch der größte Moment des Menschengeschlechtes unterbrochen werden." Ein anderer Brief, worin er dem Großherzog von Baden vorläufig die Versicherung gab, daß die Schweiz, wenn sie ihm ungetheilt zukomme, am Ende „aus der Noth eine Tugend machen und zufrieden und hoffnungsvoll" sein werde, ist wahrscheinlich nicht an seine Bestimmung abgegangen**).

Am Jahrestage der Akademie erhielt Müller wieder den Auftrag, von Friedrich dem Großen zu sprechen: „Friedrichs Ruhm" (24. Jänner 1807). Allgemein war die Ansicht, daß er seine Aufgabe vortrefflich gelöst, vollkommen im gleichen Geiste, wie ein Jahr zuvor und mit bestimmterer Zeichnung des Königs, wenn auch mit zu vielen zerstreuenden rhetorischen Vergleichungen mit Helden des Alterthums. Es war ein großer und kühner Griff, die entmuthigten Preußen durch die Erinnerung an den großen König aufzurichten, und den Franzosen Achtung für Preußen, die Schöpfung Friedrichs, einzuflößen. Der Redner sagte gegen den Schluß: „Niemals darf ein Mensch, niemals

*) Müllers sämmtliche Werke, Theil 18. S. 15 ff.

**) Müllers handschriftlicher Nachlaß.

ein Volk wähnen, das Ende sei gekommen. Wenn wir das Andenken großer Männer feiern, so geschah es, um uns mit großen Gedanken vertraut zu machen, zu verbannen, was zerknirscht, was den Aufflug lähmen kann. Güterverlust läßt sich ersetzen, über andern Verlust tröstet die Zeit; nur ein Uebel ist unheilbar, wenn der Mensch sich selbst aufgiebt."

7. Der Sturm gegen Müller.

Während dieser Zeit der Muße lenkte der Rheinbund Müllers Aufmerksamkeit auf sich, weil er hoffen konnte, daß ihm durch den ihm befreundeten Dalberg, den Fürsten-Primas des Bundes, Gelegenheit gegeben würde, demselben nützlich zu sein. Er ließ sich daher weitläufig über den „rheinischen Bund" vernehmen, wobei sich seine Ansicht etwa in dem Satze ausspricht: „Da es dahin gediehen, daß wir offenbar uns nicht helfen können, so ist das Schicksal zu verehren, welches den Chef der großen Völkerföderation so viel Interesse für unsere Erhaltung hat nehmen lassen, daß er unser Protektor sein will." Dabei aber dringt er sehr darauf, daß das Interesse des Volks durch Landstände vertreten werde; zugleich ist er freilich mit Lobeserhebungen von Dalberg, Murat u. s. w. nicht karg. — Nun brach der Sturm los. Wenn man von der Rede auf Friedrich gestehen mußte, daß Müller „glücklich zwischen Scylla und Charybdis durchgesteuert," so vergab man ihm nicht, daß er dieselbe in französischer Sprache vorgetragen und daß er zum Schlusse rühmend der Anerkennung der Franzosen für Friedrich gedacht — (Napoleon hatte nämlich in Sanssouci seine Verehrung für den König auf eine effektvolle Weise kundgethan). In seinen Aeußerungen über den rheinischen Bund mußte man erkennen, daß er für die Rechte und die Nationalität des deutschen Volkes sich aussprach, allein der Umschlag der Sprache im Allgemeinen war doch für die nun vom Sieger gehöhnten Preußen zu überraschend und schmerzlich. Daher ein Schrei des Unwillens und der Entrüstung über Müllers Abfall, wie man es nannte, wozu die großen philosophischen und politischen Damen, welche Müllern bisher fetiert hatten, nicht wenig beitrugen. Seither hat der Zorn von Gentz und der Schmerz von Perthes der damaligen Gesinnung über Müller ein nachhaltiges Gewicht gegeben. Gentzens Absagebrief an Müller wird häufig als eine Ehrenrettung seines Charakters angesehen. Allerdings fiel Gentzens Erklärung in dessen beste

Zeiten, wo ihn noch eine höhere Idee und ein reinerer Patriotismus leitete, und er hatte das richtige Urtheil über Napoleons Zukunft für sich. Allein der leidenschaftliche, cynische Partheimann, welcher Fortschritt und Bildung haßte und sich allein mit Genußmenschen jeder Sorte gefiel, bezeichnet den Gegensatz seines Wesens mit demjenigen Müllers am besten mit seinen eigenen Worten: „Ich möchte ausschließend an der Aufrechthaltung der alten Weltordnung arbeiten. Sie wollen das Neue immerfort in das Alte hineinweben." „Ich bin nicht bezahlt, es mit der Cultur zu halten; ich habe fast nur gelebt um zu sehen, was sie Schreckliches hat." Müller lebte hoffnungsreich in der Entwicklung der Zukunft. Bei Gentz ist heftige Abneigung gegen die Reformation, er will „die definitive Schädlichkeit derselben für wahre Aufklärung, Bildung und Vervollkommnung beweisen." Müller blieb in Wien zurückgesetzt seinem Glaubensbekenntnisse treu. Während er sich bei Müller wegen Besuch von „unangemessenen Gesellschaften" zu entschuldigen hat, muß er Letzterm „diese edle und vornehme Popularität selbst unter der Klasse unserer Landsleute zugestehen, die mich als einen Freiheit-Feind und Despoten-Fröhner verwerfen." „Les soi-disans savans et hommes éclairés de Berlin ne m' intéressent pas. Vous aimez cette ville; je la déteste." Ein sehr bezeichnender Zug in Gentzens energischer Invective ist, daß Müller „gründlichen Hasses" nicht fähig sei. — Allein viel tiefer als Gentzens Grimm ist in neuerer Zeit des edeln Fr. Perthes schonender Vorwurf gegangen, welcher ihm vorhält, daß seine Freunde „am Grabe Joh. Müllers trauern," daß „die Nation nicht weiß, ob sie ferner seine Stimme hören solle oder nicht." Doch Perthes hörte nicht auf an Müllers Redlichkeit zu glauben. Hatte er ja doch Müllers Aeußerungen über den rheinischen Bund „schön, klug und brav" gefunden, und war sogar einverstanden, daß dieser „Dienste dans l'empire français annehme;" auch theilte er Müllers Glauben, „daß die Welt von Gott an Napoleon den Großen übergeben ist." Wenn einzelne Male ein schärferer Stachel des Vorwurfs hervortritt, so ging derselbe allerdings aus Perthes tiefster Gesinnung hervor, wurde indessen augenblicklich durch persönliche Umstände geschärft*). Als Müller

*) Bekanntlich war der Briefwechsel zwischen Müller und Perthes ursprünglich ein buchhändlerischer. Daß das dahin Einschlagende im Drucke fehlt, verwischt die eigenthümlichen gegenseitigen Beziehungen. Müller faßte zu dem geistreichen und

nach Cassel ging, sprach ihm Perthes seine Freude aus: „Ihrer Nation Beruhiger, Tröster, Erwecker zu seyn, das verlangt, erwartet man von Ihnen.“

Seitdem haben Historiker und Publicisten Müllern einstimmig verdammt und in dem Grade politisch und moralisch erniedrigt, als er bis zu jenem Zeitpunkte der Entscheidung nach dem allgemeinen Urtheile seiner Zeitgenossen hochgestellt und verehrt war. Wohl kann man es nur bedauern, daß der Geschichtschreiber der Eidgenossenschaft, der Sprecher für freie Verfassungen und der Feind des Despotismus, welcher in Betreff des Fürstenbundes Deutschlands Stellung in Europa und seine Zukunft so richtig dargestellt, welcher durch seine Bemühungen zur Vereinigung Deutschlands im Jahre 1805 gegen den fremden Usurpator die Herzen der Edelsten für sich gewonnen: — daß er seiner frühern Ueberzeugung nicht treu geblieben, zum Recht und zur deutschen Sache haltend. Allein um gegen Müller nicht das Unrecht zu begehen, denselben nach Anschauungen einer spätern Zeit und nach einem durch den Zeitumschwung ganz veränderten Maßstabe zu beurtheilen, müssen

---

wohlgesinnten jungen Manne Zutrauen und unterhandelte mit ihm über die große Arbeit seines spätern Lebens, die Universal-Geschichte, und empfing, durch Verlegenheit bedrängt, von Perthes Vorschuß. Als es sich aber um den Abschluß eines Vertrages handelte, allerdings zu einer für den Buchhändler wegen Krieg ungünstigen Zeit, und dieser daher mit Bedingungen vorrückte, welche theils einen für einen Mann von Müllers Namen geringen Absatz, theils für diesen eine unsichere Abzahlung seiner Schulden in Aussicht stellten, so fühlte sich Müller dadurch verletzt und wurde zurückhaltender, ohne indessen, durch seine Verpflichtungen befangen, sich bestimmter auszusprechen. Unterdessen machte auch Cotta, mit welchem Müller wegen Herders Werken in beständigem Verkehr stand, ihm ebenfalls Anerbietungen für den Verlag der Universal-Geschichte, und zwar weit günstigere, und anerbot ihm Vorschüsse, welche dieser in seiner steigenden Bedrängniß annahm, da inzwischen seine Stellung in Berlin unhaltbar geworden war, Cotta aber zugleich die Anstellung für Tübingen betrieb. Diese Verhandlungen kamen Perthes zu Ohren. Er äußerte sich gegen Müller über die buchhändlerische Verwicklung nicht; allein es trat zu derselben Zeit in dem Briefwechsel jener schärfere Ton über Müllers politisches Benehmen auf. Perthes war bei aller Freundschaft Geschäftsmann genug, um Müllern nicht loszulassen und ihm auch später noch zu schreiben: „Daß, wenn die Universal-Historie je erscheint, ich Verleger bin, versteht sich ja wohl von selbst?“ Diese beiden Buchhändler, der aufstrebende und der schon feststehende, sind zuvorkommend, liberal, aber Beide sorgen für ihr Interesse und schrauben den armen Schriftsteller. Und doch will Perthes dem zu wenig Rechnung tragen, wenn Müller, in Sorge um seine Existenz, dasselbe thut. Cotta entschädigte Perthes nach Müllers Tode.

wir sein Wesen, seine historische Weltanschauung und seine damalige Stellung noch näher ins Auge fassen*).

Es lag jener Wandelbarkeit, welche Müllern von Bern nach Mainz, von Mainz nach Wien, von Wien nach Berlin führte, der an sich edle Trieb zu Grunde, je vom höchsten und gebildetesten Standpunkte aus Menschen und Staaten kennen zu lernen und selbstthätig in die Entwicklung seiner Zeit einzugreifen. Er gewöhnte sich in seinen verschiedenartigsten Stellungen über den Gegensätzen der Zeit zu stehen und im Konflikte derselben sich auf seine Studien zurückzuziehen. Wo daher Schwierigkeiten sich aufthürmten und seinem Einwirken Hindernisse begegneten, wurde er verdrossen, matt, nach Veränderung begierig. Sein Vorzug war seine Vielseitigkeit, die unbefangene Höhe des Standpunktes: aber solch vielseitigen, sinnreichen Menschen fehlt eben gewöhnlich die Kraft und Entschlossenheit des Handelns. Müller theilte sein Loos mit vielen Andern, welche als Gelehrte und Stimmführer groß gewesen, aber in schwierigen Verhältnissen die rechte Entscheidung nicht zu finden wissen. Wie sein Benehmen aus seinem Wesen hervorging, so ferner auch aus der Weltanschauung des Historikers.

Das urkundliche Recht, der Bestand der Verfassungen, die Selbständigkeit der Völker war für Müller die von Gott gegebene Grundlage, deren Beleuchtung und Vertheidigung er zur Aufgabe seines Lebens gemacht. Als das Alles nach langem Kampfe, wobei er die ganze Kraft seines Geistes und seines Herzens eingesetzt hatte, vor seinen Augen zusammenbrach, als die Ohnmacht und Rathlosigkeit der Fürsten wie der Völker sich dem eisernen Willen der Gewalt beugte: da gab ihm die Geschichte keinen Trost mehr; vielmehr glaubte er, daß sich das Schicksal erneuere, dem zufolge die alte Welt dem Joch der römischen Cäsaren dahingegeben war, und er sah in Cicero sein eigenes Verhängniß: „Bei dem fürchterlichen Umsturz der weltbeherrschenden Republik, unter Waffen, Aufruhren, Verbrechen, fand M. Tullius sich einzeln, mit seinem Genie, seiner, zu allem Guten geneigten, Seele

*) Am einläßlichsten und gründlichsten hat Julian Schmidt im Jahrgang 1858 der „Gränzboten," 2. Vierteljahr, Müllern charakterisiert und seinen „Abfall" hervorgehoben, jedoch sein Urtheil zu sehr unter den Einfluß einer einzigen Thatsache gestellt. Auf J. Schmidts Charakteristik hat diejenige von Götzinger in dessen unvollendeter „Deutscher Literatur" Einfluß gehabt.

und seiner, in der Ausübung mittelmäßigen Menschenkenntniß*)." — Als Geschichtschreiber glaubte Müller ferner die Stellung einnehmen zu sollen, daß Beobachtung und unpartheiische Auffassung der Thatsachen seine erste Aufgabe sei, während er die unmittelbare Betheiligung an Staatsangelegenheiten in zweite Linie stellte und den Rückzug von diesen stets mit seiner ersten Obliegenheit entschuldigen zu können meinte. Eine Stellung, welche sich hoch über die Partheien der Zeit erheben wollte, wie solche unter Andern Alexander von Humboldt und Goethe behaupteten, glaubte Müller, der Schweizer, auch für sich in Anspruch nehmen zu dürfen, namentlich in Verhältnissen, wo er nicht nur keine amtlichen Pflichten hatte, sondern wo man ihn geflissentlich fern hielt. Daher er im Augenblicke vor der Entscheidung sagen durfte: „Comme ma place ne m'appelle pas à une activité politique, je ne m'y ingérerai non plus, à moins d'ordres positifs: si de tels me parviennent, je ne resterai au dessous d'aucune espérance. Si, comme il est possible, on me laisse à moi, je suivrai mes plans pour des ouvrages qui peut-être survivront ces agitations éphémères."

Eine Rechtfertigung liegt voraus in Müllers persönlicher Lage. Die Entschiedenheit und Treue, womit er sich sowohl in Wien als Berlin für die Vereinigung von Oestreich und Preußen gegen Napoleon bemüht hatte, kann nicht angefochten werden und findet auch heut zu Tage Anerkennung. Allein gerade um dieser entschiedenen Bemühungen willen fehlte ihm das Vertrauen der damaligen preußischen Staatslenker. Wie er in Wien im engsten Vertrauen mit Erzherzog Johann gestanden, so war er in Berlin mit Prinz Louis, dem Vertreter der deutschen Sache, befreundet. Als dieser gleich im Anfange des Kampfes fiel (Stein hatte über das Gerücht vom Tode des Prinzen bei Müller Auskunft gesucht), war Müller ohne nähere Verbindung mit dem Hofe und in der allgemeinen Flucht und Verwirrung bekümmerte sich aus dessen Umgebung Niemand um ihn. Als er den Ruf nach Tübingen erhielt und die Nachricht davon sich durch die öffentlichen Blätter verbreitete; als er nun an den König schrieb und um dessen Entscheidung bat: blieb er auch auf eine

*) S. Müllers allgemeine Geschichte. — Nur zu sehr paßt freilich auch auf Müller jenes Geständniß Cicero's in den Briefen an seine Freunde, IX, 7: „Darum speise ich denn seit der Zeit bei den Leuten, welche regieren, oft zu Mittag. Was soll ich anfangen? Man muß sich in die Zeit schicken."

zweite Zuschrift Monate lang ohne Antwort. Als endlich durch den Tod seines Landsmannes Merian die Stelle eines beständigen Sekretärs der Akademie, wofür er die zugesicherte Anwartschaft hatte, erledigt wurde, erhielt dieselbe ein Anderer. Für die projektierte Berliner Universität suchte man ihn zu gewinnen und eröffnete man ihm Aussichten, als es zu spät war. Kein einflußreicher Mann bezeugte ihm während der mehreren Monate seiner Verlegenheit ein näheres Interesse, daß er in Berlin bleibe. Die allerdringendsten und gemüthlichsten Zuschriften des Leibarztes Hufeland und des Hofpredigers Ancillon, ganz zuletzt von der Königin veranlaßt, konnten ihn wohl rühren; aber da dieselben ihm für die Sicherung seiner Existenz keinerlei Garantien darboten, war er gezwungen, seine Stellung in Berlin als unhaltbar aufzugeben. Wenn nicht geläugnet werden kann, daß Müller eine Anstellung bei Napoleon gewünscht und unter der Hand dafür Schritte gethan hat, so kann dagegen angeführt werden, daß sich unter seinen Papieren ein Briefentwurf vorfindet, in welchem er sich um die unterdessen wieder erledigte Stelle eines ersten Kustos der Hofbibliothek in Wien bewarb, worin einfach der Vorsatz lag, sein übriges Leben wissenschaftlichen Aufgaben zu widmen. Wenn so der alternde Mann sich dem augenblicklichen Gewichte der Thatsachen beugte, so waltete dabei das Gefühl ob, daß er auf einen möglichen Wechsel der Dinge *nicht* bauen dürfe, weil derselbe wenigstens ihm kaum mehr Früchte bringen würde.

Allein gegenüber der Verwerfung der Partheileute und dem Bedauern der deutschgesinnten Männer spricht am entschiedensten für Müller, daß er von den Größten der Nation in Schutz genommen und gerechtfertigt worden. Gerade in jener verhängnißvollen Zeit wurde Fichte, der Mann des stählernen Willens, der Held seiner Ueberzeugung, mit Müller bekannt. In der Ferne suchte er diesen zum Bleiben zu bestimmen; allein in der Nähe erkannte er das „Unrecht, das man der herrlichen Gesinnung des Mannes zugefügt" hatte, und blieb ihm bis in den Tod mit warmer Freundschaft zugethan. — Goethe trat durch die Uebersetzung der angefochtenen Rede, „Friedrichs Ruhm", einflußreich für Müller ein. — Noch gewichtiger aber ist das Benehmen von Männern aus der nähern Umgebung des Hofes. Gaade über die Zeit der Anfechtung war Alexander von Humboldt Müllern mit der innigsten Freundschaft zugethan*). Die Franzosen waren anfangs

*) Müllers handschriftlicher Nachlaß.

feindlich gegen Müller gestimmt, sie hielten ihn für den Verfasser des Kriegsmanifestes. Humboldt versicherte den Minister Maret vom Gegentheil und daß Müller als „simple philosophe“ in Berlin lebe. Als die Einladung zu Napoleon durch Maret erfolgte, glaubte Müller, sie gelte zugleich auch Humboldt. Dieser verneinte es; und wie er sich Müllers Verhalten dachte, geht aus der Bemerkung hervor: „Vous briserez la lance tout seul.“ — In Betreff der akademischen Rede wollte Humboldten die französische Sprache bedenklich vorkommen; allein hinwieder findet er einen starken Grund dafür, damit die Franzosen selbst hören und nicht durch Sinnentstellungen mißstimmt werden. Ueber die Wahl des Gegenstandes, welche, wie Humboldt annimmt, Müllern frei stand, bemerkt Jener: „Mais l'objet de votre mémoire — Vous cherchez la difficulté. C'est bien hardi, mais Vous savez tout surmonter.“ Müller scheint das Manuscript vorher Humboldten mitgetheilt zu haben, worauf dieser urtheilte: „Certes, mon respectable ami, que rien n'est plus éloquent et plus beau que ce morceau. Aussi ne sera-t-il pas sans effet, car il est fait pour soutenir ceux qui désespèrent. Et le désespoir est aussi coupable que la malice ou la pusillanimité.“ — Als dann aber das Geschrei begann und Müller den Vorwurf des Verraths zu Herzen nahm, scherzte Humboldt anfangs darüber und fuhr dann fort: „Je ne puis jamais cesser d'admirer ce que j'ai admiré dès mon enfance. C'est un don du ciel que la fraicheur de caractère que Vous possedez. Que les Dieux Vous la conservent pour la gloire de cette Patrie que nous disons „que Vous trahissez.“ — Als gleichwohl die wachsende Feindseligkeit den bisher gefeierten Mann tief erschütterte, läßt es sich Humboldt mit einer wahrhaft brüderlichen Theilnahme angelegen sein, den gebeugten Freund aufzurichten. Nachdem er ihm berichtet, er habe nach Hamburg, Göttingen und Weimar geschrieben, um übeln Auslegungen vorzubeugen, schreibt er mit der ganzen Treue eines feinen Herzens: „Ich beschwöre Sie, sich nicht Ihrer Schwermuth zu überlassen: das ist Ihrer nicht werth. Wer sind die Menschen, die Sie verläugnen? Sind sie Ihrer werth, haben sie etwas hervorgebracht, was Ihren Werken gleicht? Ich erkenne, daß Ihre Lage um so widriger ist, als Ihre Gutmüthigkeit Sie einst diesen partheisüchtigen Damen und Männern zu sehr überliefert hatte. Aber setzen Sie, theurer Freund, Allem ein Ziel. Machen Sie sich unabhängig von diesen Urtheilen, leben Sie bloß mit

den Menſchen, die Sie in Ihren Gefühlen nicht ſtören. Das menſchliche Leben iſt kurz. Warum wollen wir es uns verbittern? Möge ich Sie aufrichten können. Kümmern wir uns weniger um dieſen Sumpf. Denken Sie an das was Sie hervorgebracht und an das was Sie noch ſchaffen können, ſo wird Ihnen alles Andere erbärmlich und unwichtig erſcheinen. Noch einmal, ich beſchwöre Sie, erhalten Sie ſich Ihre Heiterkeit. Alle Ihre Kraft, alle Friſche Ihres Styls hängt von dieſer ab." — Humboldt ergreift jede weitere Gelegenheit und nimmt ſeine eigenen Erfahrungen zu Hülfe, um den Freund zu beruhigen. „On détruit une réputation factice, mais l'on ne ternit pas une gloire d'un homme qui a construit un grand édifice aere perennius (unvergänglicher als Erz). — Mais de grace soyez un peu adroit et tirez parti de la traduction de Goethe. C'est un fait très marquant." — Humboldt, welcher Müllers Verhältniſſe völlig kennt und ihm ſeine thatſächliche Hülfe anerbietet, ſieht indeſſen ein, daß er unter den beſtehenden Verhältniſſen nicht in Berlin bleiben kann. Er möchte ihn auf einem ſeines Geiſtes und ſeines Talentes würdigen Standorte wiſſen, und darum iſt er weit entfernt, den Gedanken an den franzöſiſchen Staatsdienſt zu mißbilligen, er ermuntert vielmehr dazu. Müller hätte gerne Deutſchland genützt und namentlich die Intereſſen des Rheinbundes bei Napoleon vertreten. Allein er hatte ſeine Ehre ſo treu und gewiſſenhaft gewahrt, daß er nach keiner Seite Schritte that, bis endlich der Ruf nach Tübingen die Ungewißheit über die Zukunft zu entſcheiden ſchien. Auch da tritt Humboldt mit ſeinem Freundesrath dazwiſchen. „L'idée que Vous voulez pourtant nous quitter si promptement m'attriste, mon excellent ami. Vous devez aller à Paris et directement. Je crains que Tubingen ne Vous accommode pas. Des heures fixes, la petitesse de la ville, le clabaudage, Votre manque de voix .... Et l'Empereur s'occupera de Vous. S'il ne l'a pas fait jusqu'ici c'est qu'il est trop occupé. Que ne faites Vous sonder Maret par Pardo." Und nochmals fügt er in einem andern Zettelchen bei: — „Pas de Tubingen — Non! Paris!" Erſt jetzt benutzt Müller, und mit großer Zurückhaltung, den vom Freunde ihm angewieſenen Weg. In ſolchem Grade erſcheint Alexander von Humboldt als Miturheber und Mitſchuldiger von Müllers „Abfall!" — Um ſich aber völlig zu überzeugen, welch einen hohen Werth Jener auf dieſen legte, müßte man von der ganzen Reihe der kleinen Papiere Einſicht nehmen, in welchen Humboldt Müllers Gelehrſamkeit für ſich in An-

ſpruch nimmt und oft dankbar überraſcht iſt, viel mehr zu empfangen, als er erwartet hatte*).

Allein auch unter den preußiſchen Staatsmännern erhielten die Beſten für Müller Theilnahme und Freundſchaft. Müller gedenkt während ſeines Berliner Lebens mit beſonderer Freude ſeiner Aufnahme im Hauſe des Miniſters von Schrötter. Nachdem Müller ſeinen Abſchied vom Könige erhalten und der Miniſter ihn ſchon in des Kaiſers Dienſt nach Paris übergegangen glaubte, ſchrieb Schrötter einen ausführlichen Brief mit dem Ausdrucke der herzlichſten Freundſchaft, worin es unter Anderm heißt: „M. Stein iſt gleichfalls über Ihren Verluſt betrübt: dieß weiß ich — Hofft aber noch auf Ihre einſtige Rückkunft. — Ich nicht. — Da wo Sie ſind, wird man Sie gewiß ganz zu ſchätzen und ganz zu gebrauchen wiſſen: und die Geſchichte des großen Friedrichs, dieß einzige Denkmal ſo wir ihm noch errichten könnten, wird jetzt in der Geburt erſtickt. Sie glauben nicht, was dieſer Gedanke mich alten Menſchen, der ſeine beſten Jahre in Friedrichs Welt, in ſeiner Größe verlebt hat, zerreißt und mir wehe thut. — Wenn ich einſt nach Berlin zurückkehre, ſo wird Ihre Abweſenheit eine unausfüllbare Lücke in meinen häuslichen Freuden und in unſerm freundſchaftlichen Zirkel machen. Wir werden Sie, mein Beſter, immer vermiſſen, immer wird uns Einer am Ganzen fehlen."

Schon Schrötter beruft ſich auf die Geſinnung Steins. Allein Stein ſelbſt, der erſte deutſche Mann des Jahrhunderts und der erſte deutſche Staatsmann ſeiner Zeit, hat gerade in jenem kritiſchen Zeitpunkte entſchiedene Zeugniſſe über ſeine Werthſchätzung Müllers abgelegt. Wir haben früher geſehen, wie die beiden Freiherren von Stein mit Müller in Mainz näher bekannt geworden. Allein das Verhältniß zum ältern Bruder hatte durch den Uebergang Müllers nach Wien mit einem förmlichen Bruche geendigt, indem Joh. Friedrich von Stein durch dieſen Schritt ſich und ſeine Regierung kompromittiert und getäuſcht glaubte. Der Miniſter Karl von Stein kannte alſo neben Müllers großen Talenten auch ſeine vielſeitige Beweglichkeit aus unmittelbarer Erfahrung. Gleichwohl ſtand er in der verhängnißvollen Zeit der Mobilmachung des preußiſchen Heeres im Spätjahr 1805 mit Müller nicht nur in vielfachem politiſchem Geſchäfts-Verkehr und benutzte ſeine Feder, ſondern er zog ihn auch in den Kreis ſeiner Vertrauten, unter

*) Humboldt war auch zu Müllers Teſtaments-Vollſtrecker ernannt.

Andern mit Frau von Berg und ſeiner geiſtreichen Schweſter, und pflegte mit ihm einen heitern geſelligen und wiſſenſchaftlichen Umgang*). Ueber Müllers Rücktritt ſelbſt ſchreibt Stein den 15. Oct. 1807 von Memel folgenden Brief: „Je suis très faché d'apprendre par Votre Lettre du 6. courant, que nous perdons un savant, de l'acquisition duquel nous avions eu lieu de nous glorifier; la manière dont la chose s'est passée, m'afflige sérieusement. J'espère neanmoins que la perte n'est pas irreparable, et que les circonstances permettront dans la suite de Vous faire des propositions avantageuses pour Vous et pour les sciences. Soyez persuadé que je saisirai avec empressement la première occasion favorable à ce dessein. Je Vous prie par contre de ne pas oublier un pays qui jusqu'à cette époche malheureuse a toujours su apprécier Vos talents éminents, qui m'inspirent la haute estime avec laquelle je suis etc.“ — Müller hatte den langverzögerten Abſchied „kurz und trocken“ erhalten, ehe Stein beim Könige vorgeſprochen hatte. Allein auch jetzt noch hätte Müller den Aufenthalt zu Berlin ohne Gehaltsverminderung demjenigen in Tübingen vorgezogen. Stein entſchuldigte in einem Schreiben vom 21. October den Entſchluß des Königs mit der Nothwendigkeit, ſeine Staatsdiener auf die Hälfte ihres Gehaltes herabzuſetzen, räth ihm aber eine Stelle an der neu zu gründenden Univerſität in Berlin anzunehmen. „Ich werde meiner Seits dem Könige den Vortheil der der Academie daraus erwachſen muß, daß ein Mann von E. H. ausgebreitetem Rufe dabei angeſtellt iſt, vorſtellen; und ich hoffe dadurch den doppelten Vortheil zu erreichen, der Univerſität einen neuen Glanz zu geben, und des Vergnügens Ihres perſönlichen Umgangs genießen zu können.“

Die ſtets wiederholten Angriffe, in denen ſich Müllers Ankläger gefallen, mögen zur Entſchuldigung dienen, wenn dem Worte ſolcher Vertheidiger ein größerer Raum gegönnt worden iſt.

8. Müller in Caſſel.

Nach erhaltenem Abſchiede blieb Müllern nichts Anderes übrig, als die Profeſſur in Tübingen anzunehmen, welche zwar ſeinem Weſen

*) Müllers handſchriftlicher Nachlaß enthält eine Reihe kleiner Handbillete von Stein, welche in einigen Worten freundliche Einladungen, literariſche Anfragen ꝛc. enthalten.

widerstrebte, allein ihm alle möglichen Erleichterungen und Vortheile sicherte. Er tröstete sich dabei mit der Vollendung seiner Arbeiten und mit der Nähe der Schweiz. Jedoch auf der Reise nach seinem neuen Bestimmungsorte erreichte ihn in Frankfurt ein französischer Courrier, welcher ihn schleunigst nach Fontainebleau berief und ihn durch die Ernennung zum Minister Staatssekretär des neugebildeten Königreichs Westphalen überraschte. Diese Verfügung scheint von Napoleon ohne alle Empfehlung ausgegangen zu sein, indem der Kaiser seinem Bruder „einen der Nation angenehmen Minister geben wollte." Daß Napoleon seiner so wohlwollend gedacht und daß ihm so der Weg geöffnet war, sich seiner drückenden Schuldenlast zu entledigen, waren die nächsten Gründe, welche Müllern zur Annahme dieser glänzenden Stelle bestimmten. Im Hintergrunde lag aber die sein ganzes Leben hindurch festgehaltene Ueberzeugung, daß der Geschichtschreiber seine Einsicht zugleich auch als Staatsmann müsse bewähren können; und seine Arbeiten und Erfolge in Staatsaufgaben in seinen verschiedenen Stellungen waren von der Art, daß er nicht Ursache hatte, an seiner Befähigung zu zweifeln. Freilich hatte er bisher bei allen solchen Gelegenheiten mit sich selbst im Zwiespalt gestanden, ob die Laufbahn des Gelehrten für sein Glück und seinen Ruhm nicht die vorzüglichere sei. Wenn aber früher sowohl als in diesem entscheidenden Augenblicke die Lust zu praktischer Bethätigung überwog, so war es nicht etwa nur Ehrgeiz und Charakterschwäche, wie man ihn zu bezüchtigen gewohnt ist, sondern es belebte ihn das Gefühl, daß das eigentlich seine höchste Aufgabe und Bestimmung sei, und die Bereitwilligkeit, sich selbst aufzuopfern, um nützlich zu sein. Wenn so schmeichelhafte Erfahrung ihn für den Augenblick unverhältnißmäßig günstig für die Franzosen stimmte, so schrieb er doch in jener Zeit gerade im Hinblick auf diese an Heeren: „Ich traue den Menschen unserer Zeit nicht viel zu; ich sehe überall nur Egoismus;" und an General Pardo im Hinblick auf Friedrichs des Großen zertrümmertes Werk: „cela rappelle l'instabilité de toutes les grandeurs." — Wie wenig sich übrigens Müller über sich selbst und die Gefahren seines künftigen Amtes täuschte, sehen wir aus folgendem Briefstück an Maret: .... „Je l'ai accepté avec reconnaissance: mais ce n'est pas sans amertume que je renonce à mes études, mes travaux commencés, au nom que je m'étais fait dans la carrière des Tites-Lives et des Tacites, pour figurer peutêtre assez gauchement à la cour d'un Prince qui ne me

connait pas. Les titres ne me font rien du tout; j'attendois le mien de la posterité. Quelques-uns à Cassel seront bien aises de m'y voir, mais une grande partie de la nation me blâmera prodigieusement d'avoir accepté, d'avoir cessé d'appartenir à elle seule pour ainsi dire*)." Als dieſer Brief ohne Antwort und Erfolg blieb, wendete er ſich an Dalberg, unter Anderm mit folgenden Vorſtellungen: „Si l'Empereur m'avait fait jurisconsulte du département des affaires étrangères, ou historiographe ou bibliothécaire, il m'eut rendu complétement heureux: mais ce travail de tous les jours de l'année, cette observance continuelle de formes très compliquées, cette vie d'antichambres, et de petites attentions pour les dames, Vous savez combien j'y suis peu propre; j'ai passé ma vie avec les Anciens et les Suisses: le genre de mon esprit est bien plus poëtique que métaphysique; et je vais descendre de la réputation d'un homme qui a bien fait son métier à celle d'un secrétaire qui fera bien des fautes et qui finira par être disgracié. Que ne puis-je pas rester historien: des secrétaires d'état il y en a toujours eu, et il y a des siècles qui n'eûrent pas d'historiens. — N'y aurait-il pas quelque doute à suggérer au Roi de Westphalie sur ma capacité à remplir cette place; quelque soupçon que je sois trop allemand?"

So wünſchte Müller durch die Dazwiſchenkunft dieſer Günſtlinge des Kaiſers ſeiner Aufgabe enthoben zu werden; er wagt aber nicht ſelbſt über ſein Schickſal zu entſcheiden, da er gewohnt iſt, dasſelbe unter allen Umſtänden der Vorſehung anheim zu ſtellen. Die beſtimmte Ernennung (den 17. Winterm. 1807) ſchnitt ihm weiteres Bedenken ab und führte ihn mitten in die Geſchäfte hinein. Allein nach wenigen Wochen der Amtslaſt, bevor die Eidesleiſtung ihn feſter an die Stelle feſſelte, bat er den König aus Geſundheitsrückſichten um Entlaſſung, ohne ein weiteres Geſuch an denſelben zu ſtellen. Er wurde jedoch in der ehrenvollen Stellung als Staatsrath und Generaldirektor des Unterrichts feſtgehalten. Allein dieſe Aufgabe war ſchwierig und undankbar, da man einem Theile der Univerſitäten den Untergang bereitete und der Generaldirektor zunächſt den vom fremden Bedränger mißtrauiſch beargwöhnten Geiſt der deutſchen Studenten zu überwachen hatte. Doch es würde wahrhaftig eines der ſchönſten Blätter in

*) Müllers handſchriftlicher Nachlaß.

Müllers Leben fehlen, wenn der Aufenthalt in Caſſel uns denſelben nicht im Kampfe für die Wiſſenſchaft in unerſchütterlicher Treue und unerſchöpflicher Geduld vor Augen ſtellte. Es war nicht möglich, mit mehr Wärme und Edelſinn für die bedrohte Exiſtenz einer großen Zahl würdiger Männer einzutreten, als es durch Müller geſchah, und die dankbare Verehrung derſelben iſt ein ſprechender Beweis, wie wohlthätig und umſichtig ſein Wirken war. Er war unter Andern die Veranlaſſung zu Villers' vortrefflicher Schrift über die Univerſitäten des proteſtantiſchen Deutſchlands. Es brauchte Müllers Gutmüthigkeit, um immer neue Anläufe zur Erhaltung des Guten gegen Willkür und Leichtſinn zu machen, und es fehlte ihm nie an Muth, wo es die Vertheidigung einer guten Sache galt. Als es ſich z. B. um ſtrenge Maßregeln gegen die Studenten handelte, ſagte er unter Anderm in ſeinem Gutachten: „Verbote, Strafen verſchlimmern das Uebel; der Widerſtand ſcheint Heroismus und entflammt die muthigen Herzen; das Blut der Märtyrer gebiert Proſelyten. Eine ſorgfältige Ueberwachung ſoll dem Scandal ohne Aufſehen zuvorkommen, mäßigen, aufhalten*)."

Allein nicht nur von Seite der Franzoſen, ſondern ſelbſt aus der Mitte der deutſchen Wiſſenſchaft erwuchſen ihm Schwierigkeiten. Denn es machte ihm, dem für den Fortſchritt begeiſterten Manne, der aber zugleich ein Feind alles Deſtruktiven im Leben und in der Wiſſenſchaft war, große Mühe, daß ihm in der deutſchen Theologie immer mehr eine zerſtörende Richtung entgegentrat. Längſt hatte er die Geſinnung jener Zeit vom Jahre 1770 bis 1782, als er „von dem Glauben der Väter abgefallen" war, als Irrthum bekannt, und ſich ſeither mit Liebe und Ueberzeugung dem Chriſtenthum zugewendet. Allein ſein Glaube war nie ſo mächtig und tief, daß er den ganzen Menſchen durchdrungen, umgewandelt und geheiligt hätte. Wohl übte die Bibel mehr und mehr ihre Macht über ihn aus**); er fühlte ſich in der Geſchichte von religiöſen Charakteren mit beſonderer Liebe angezogen und ſuchte die Freundſchaft frommer Zeitgenoſſen: ſo bemühte er ſich um den

*) Müllers handſchriftlicher Nachlaß.

**) Die „Anmerkungen zur Bibel" von Johannes Müller, welche den Blicken in die Bibel aus dem Nachlaſſe des Bruders beigefügt ſind, ſcheinen einer ſehr frühen Zeit anzugehören und ſind zu flüchtig und fragmentariſch hingeworfen, als daß ſie über die Glaubensanſichten und die chriſtliche Erkenntniß des Verfaſſers irgend welchen Aufſchluß gäben.

einſt verſpotteten Lavater und gewann Reinhards Vertrauen. Aber er wand ſich auch wieder zwiſchen dem gläubigen Jacobi und dem ungläubigen Nicolai hin und her, und wußte durch gefälliges Entgegenkommen und kluges Ausweichen Katholiken wie Proteſtanten gerecht zu ſein. Es war mehr der wiſſenſchaftliche und praktiſche Konſervatismus auch in religiöſen Dingen, welcher ihn erfüllte, als der auferbauende, innerlich umgeſtaltende und weltüberwindende Glaube. Allein auch in dieſer Weiſe hat Müller weſentlich mäßigend auf ſeine Zeitgenoſſen gewirkt. In amtlicher Beziehung ließ er ſich unter Anderm an Stäudlin vernehmen: „Die Stelle in der theologiſchen Fakultät iſt wichtiger als je. Mehr und mehr entfernt ſich der Proteſtantism von dem urſprünglich angegebenen Glaubensgrund. Was iſt das für ein Neues Teſtament, woraus man die Evangelien und einen Theil der Epiſteln ſtreicht? Alle poſitive Religion geht verloren. Ich verehre die Kenntniſſe und manche Eigenſchaften von Vater, von Paulus, von unſerm Eichhorn. Wenn aber keine Theologen ſich im Stande finden, ihre oft ſcharfſinnigen Darſtellungen zu widerlegen, ſo iſt eine theologiſche Fakultät überhaupt entbehrlich. Ich wünſche ſolche anzuſtellen, die befeſtigen, und nicht die untergraben, die wankend machen.“

Müller zeigt in den Maßregeln und Rathſchlüſſen ſeines Amtes die Einſicht und das Geſchick eines unermüdlichen Geſchäftsmannes, welcher durch alle Anmaßung und Unverſchämtheit der Franzoſen ſich nicht abhalten ließ, ſeine Pflichten gegen die Wiſſenſchaft, ihre Anſtalten und ihre Lehrer mit Liebe zu erfüllen. Er mochte nur darin fehlen, daß er den raubgierigen Fremden die höhern geiſtigen Intereſſen, die ſie mit Füßen traten, zu angelegentlich und herzlich empfahl; daß er ſie, die an keinen Menſchenwerth überhaupt glaubten, mit einer ſonderbaren Pietät für ſeinen leichtſinnigen König beluſtigte, welchem von Napoleon der Miniſter Reinhard zur Ueberwachung gegen allzu tolle Streiche beigegeben war; vornämlich aber, daß er ihnen die Ehre anthat, ſich in allzu wortreicher Gemüthlichkeit über die unaufhörlichen Kränkungen zu beklagen und ſie ihres Unrechtes zu überführen. Die Franzoſen wußten freilich immer wieder Auszeichnungen für Müller zu finden, welche ihm wohl thaten und für ſeine Wirkſamkeit Gutes verſprachen. So war er glücklich, den König, bei ſeinem feſtlichen Zuge durch die Univerſitätsſtädte, an der Spitze der Univerſität durch eine feierliche Rede zu begrüßen, und demſelben das Wohl derſelben zu empfehlen. Er durfte in amtlicher Stellung ſehr angelegentlich für eine mäßige Preßfreiheit

ſprechen. Und daß er berufen war, als Staatsredner den erſten weſtphäliſchen Reichstag zu entlaſſen, ſchmeichelte ihm dermaßen, daß der Staatsphiloſoph ſich allzu ſehr in den Hofmann und der Geſchichtſchreiber in den Lobredner der Gegenwart verlor. Allein dieſe Willfährigkeit und Gefügigkeit verbeſſerte ſeine Stellung nicht und ſchützte ihn nicht vor dem franzöſiſchen Uebermuth. — Wir dürfen nicht verſchweigen, daß Müller, um aus dieſer peinlichen Lage zu kommen, den Ausweg verſuchte, Maret zu bitten, daß er ihn Napoleon als Geſchichtſchreiber empfehle, nachdem er „durch deſſen Sieg die ſchöne Aufgabe verloren, derjenige Friedrichs des Großen zu werden*)."

Endlich machte eine perſönliche Rohheit des Königs, deſſen Unmuth durch Dörnbergs Erhebung und die Theilnahme daran in Heſſen veranlaßt worden war, Müllers Lage unerträglich. Den 11. Mai 1809 richtete dieſer an den König folgenden Brief: „Sire, le 28. Dec. 1807 V. M. voulut un Directeur général de l'Instruction publique. Elle m'en offrit l'emploi, je l'ai accepté. Aujourd'hui en annonçant qu' Elle ne veut que des ignorans et qu' Elle réserve un sort funeste aux villes à Universités, Elle m'a donné ma dimission. Sa volonté est ma loi; j'accepte. Je suis &c." Zugleich ſchrieb er an den Miniſter Simeon: „Après la déclaration que le Roi a faite en face de toute la cour, „„de ne vouloir plus de savans, de vouloir brûler Halle, de détruire les Universités et n'avoir plus que des soldats et des ignorans"" (propres paroles de S. M.) le Directeur général de l'Instruction publique non seulement est déplacé à l'avenir dans le royaume de Westphalie, et s'il y a en lui une étincelle d'honneur, il n'y restera plus un jour. Je vais adresser à M. le Ministre de l'Intérieur la demande de ma démission, et je partirai encore aujourd'hui. Il faut montrer que pour être savant on n'est pas lâche ni asservi au bas intérêt qui peut faire tout supporter**)." — Reinhard ſuchte den Gekränkten zu begütigen. Allein jener „Kummer" vom 11. Mai hatte den ſchon längere Zeit in ſeiner Geſundheit erſchütterten Mann gebrochen, ſo daß er den 29. Mai erlag — ein wahrhaft tragiſches Ende, in dem aber auch die Verſöhnung lag. Denn wenn Müllern von deutſchgeſinnten Männern verargt werden konnte, daß er ſich als Werkzeug der Fremden im unterdrückten Deutſchland hatte brauchen laſſen, ſo war hingegen ſein Kampf

*) Müllers handſchriftlicher Nachlaß.

**) Müllers handſchriftlicher Nachlaß.

mit dem Unrecht und der Gewalt und seine Treue für deutsche Art und Wissenschaft ein Beweis der Redlichkeit und des Adels seiner Gesinnung.

In dem Ausdrucke aufrichtiger Theilnahme, welche sich in Simeons Rede an Müllers Grabe aussprach, lag zugleich ein Geständniß der beschämenden Schuld und der Sühne, welche die Franzosen an diesen von ihnen mißhandelten Mann abzutragen hatten.

9. Müllers Schweizergeschichte.

In der mußevollen aber stürmischen Zeit des letzten Winters in Berlin war es Müllern gelungen, die erste Hälfte des fünften Theils der Schweizergeschichte auszuarbeiten und herauszugeben. Er hatte mit dem Gefühle gearbeitet, daß es ihm „besser gehe, als je zuvor;" und daß er sich dieses Zeugniß geben durfte, beweisen uns die Gemälde der Großthaten des Burgunderkrieges, seine Bilder von Niklaus von der Flüe und von Waldmann. Müllers großes Lebenswerk ist unvollendet. Allein er gedachte für einmal nicht weiter zu arbeiten, als bis zum Jahre 1500. Für die Reformationszeit fehlte ihm noch das Material. Mehrmals sprach er den Wunsch aus, die Geschichte dieser Periode einem Andern zu überlassen: er schaute mit einigem Mißbehagen dieser Aufgabe entgegen und sie wäre ihm kaum gelungen. Dagegen ist ihm vergönnt gewesen, die Entstehung, Begründung und Erstarkung der schweizerischen Eidgenossenschaft seinem Volke und der gebildeten Welt auf eine Weise zu schildern, daß seine Arbeit zu seiner Zeit für das erste Werk deutscher Geschichtschreibung galt, „in welchem sich der Historiker mit Bewußtsein die Aufgabe eines Kunstwerkes stellte*)," das für seine Landsleute lehrreich und heilsam war und in der Literaturgeschichte stets eine bedeutende Stelle einnehmen wird. Die Bedeutsamkeit von Müllers Schweizergeschichte geht genugsam daraus hervor, daß ihr Werth und ihre Fehler nach Inhalt und Form noch beständig den Gegenstand lebhafter Besprechung in der deutschen Literatur bilden; und das fortdauernde lebhafte Bemühen, Müllern von seiner frühern Höhe herabzuziehen, liefert den Beweis, daß jene Fehler mit großen Eigenschaften müssen verbunden gewesen sein.

Müller hatte durch seine Schweizergeschichte den unbestrittenen

*) Julian Schmidt.

Ruhm erlangt, der erste Geschichtschreiber seiner Zeit zu sein, ungeachtet diese auch für seine Mängel ein offenes Auge hatte, wie Spittler im Jahre 1781 durch die Kritik des umgearbeiteten ersten Bandes erwies, und wie der gute Takt und der unbefangene Sinn seiner Freunde Bonstetten und Füßli ihm dieselben offen vorhielt. Unterdessen hat der Umschwung der Zeit und der Wissenschaft, haben Müllers Charakterblößen und politische Stimmungen das Urtheil über ihn verschärft. Wir wollen den Versuch machen, zunächst im Hinblick auf die Schweizergeschichte, die Mängel so wie die Vorzüge Müllers als Historikers neben einander zu stellen.

Das Hauptgebrechen des Werkes — nicht davon zu reden, daß die Wissenschaft die Staats- und Rechtsverhältnisse des Mittelalters erst seither ins Klare gebracht und somit manche für Müller noch verworrene Verfassungen und Rechtszustände der Schweiz beleuchtet hat — ist durch den Fleiß schweizerischer Geschichtsforscher in dem Mangel an ausreichenden Quellenstudien dargethan, indem seither theils Hauptbegebenheiten, wie z. B. die Entstehung des Schweizerbundes, die Geschichte Bruns, der Ursprung der Zunftverfassung Zürichs, in Müllers Darstellung als Irrthum und Vorurtheil sich herausstellen, theils indem eine große Reihe von Begebenheiten von ihm ungenau und lückenhaft behandelt ist. Daher waltet längst darüber nur Eine Meinung, die Schweizergeschichte müsse aus den seither viel reicher geöffneten Quellen neu aufgebaut werden: und doch hatte Müllern der Gedanke belebt, daß er seiner Nation ein Denkmal für Jahrhunderte hinterlasse. Ein fernerer Vorwurf ist sein Mangel an Kritik, dem zufolge er unbedingt einer Autorität sich fügt und so die patriotischen Voraussetzungen und Trugschlüsse und die Ungenauigkeiten Tschudi's nachschreibt, überhaupt gegen alte Chroniken und Ueberlieferungen eine Pietät beobachtet, welche ihn über unaufgehellte Thatsachen und Widersprüche ohne Lösung hinwegführt. Auch Mangel an Unbefangenheit und Unpartheilichkeit fällt Müllern wiederholt zur Last. Denn theils seine Vorliebe für die Aristokratie, theils das freudige Gefühl angenehmer freundschaftlicher und geselliger Erlebnisse in Bern gaben ihm eine zu schönmalende Theilnahme für die patricisch regierten Städte; dagegen gaben ihm der durch das öffentliche Urtheil in seiner Vaterstadt erfahrene Ostracismus und manche kleine Zurücksetzung, deren Grund er in der Zunftverfassung suchte, ein unbilliges Urtheil über die bürgerlichen Städte in den Mund und ließen ihn gegen die eigenthümlichen Vorzüge derselben nicht gerecht werden. Ein

Grund dieſer Verkennung lag auch darin, daß er, durch falſche Schlüſſe über die Verhältniſſe der alten Welt verleitet, von Induſtrie und Handel und ihrem Gewichte für Staatsleben und Kultur nur unklare Begriffe hatte. — Unverkennbar iſt ferner der Mangel an charakteriſtiſcher Auffaſſung der Individualitäten. Der eigenthümliche Vorzug der Schweiz iſt die reiche Mannigfaltigkeit und die auffallende Verſchiedenheit ihres Geländes, und darauf beruht hinwieder das ſcharf ausgebildete, verſchiedenartige Gepräge ihrer kleinen Völkerſchaften. Allein ungeachtet Müllers genauer Kenntniß von Land und Volk, und ungeachtet ſeiner Vorliebe für landſchaftliche Gemälde und pſychologiſche Skizzen, gelingt es ihm nicht, recht lebendige und getreue Bilder von der Eigenthümlichkeit der einzelnen Städte und Länder der Schweiz zu geben. Mit welch ausgeprägter, in allen Einzelnheiten bemerkbarer Verſchiedenheit des Weſens treten z. B. Bern und Zürich in der Geſchichte auf; allein wir erhalten nirgends eine dieſe beiden Republiken bezeichnende Charakteriſtik. Und ſo lebendige Gemälde er von einzelnen Perſönlichkeiten aufſtellt und durch feine Züge hervorhebt, ſo iſt doch wieder ſo viel Fremdartiges, ideal Ausſchmückendes beigemiſcht, daß die ganz getreue, lebenswahre Zeichnung darunter verſchwindet. — Ferner ſind die einzelnen, aus verſchiedenen Quellen geſchöpften Züge oft nicht zu einem Ganzen verarbeitet, indem es ihm an der Schärfe des Urtheils und der ſchöpferiſchen Kraft der Darſtellung gebricht. Bei allgemeinen Ueberſichten über einen Zeitraum flicht er einen Reichthum von Ideen ein, allein dieſe treten gewöhnlich nur wie etwas „Zufälliges, als eine geniale Ahnung“ auf; „ſie ergeben ſich nicht mit innerer Nothwendigkeit aus den Thatſachen.“ Namentlich aber zieht er zum Umriß einzelner Zeiträume ein ſo ausgedehntes Material herbei, gönnt geiſtreichen Kombinationen ſo viel Spielraum, daß das charakteriſtiſch Bezeichnende dabei ſehr viel verliert. Wieder räumt er einzelnen Quellen zur Beleuchtung allgemeiner Zuſtände zu viel Einfluß ein, wie z. B. dem in Lebensanſchauung und Sprache ſonderbaren und einſeitigen Partheimanne Felix Hemmerlin bei der Darſtellung über Charakter, Sitten und Religion der alten Schweiz, und dem nach leichter Touriſtenweiſe malenden italieniſchen Lebemanne Poggio über Gemüthsart und geſellſchaftlichen Umgang jener Zeit. — Ferner wird eine der größten Eigenſchaften dieſes Geſchichtſchreibers demſelben zur Klippe. Erfüllt vom Geiſte des klaſſiſchen Alterthums, ſucht er auch in der Geſchichte ſeines Vaterlandes überall ähnliche Züge und Be-

ziehungen zwischen den schweizerischen Volkszuständen und Personen mit den Alten, und indem er so sein Vaterland in einen fremden Glanz hüllt, thut dieses Bestreben der treuen und bestimmten Auffassung der Zustände Eintrag. Dadurch ist oft das unmittelbar heimathliche Gepräge und die wahre Einfalt frommer deutscher Sitte verwischt worden. Ueberhaupt ist es Müllern selten gelungen, ein richtiges Bild religiöser Zustände zu geben, eben weil antike Anschauungen immer wieder zwischen hinein spielten, und weil er die Fröhlichkeit und Leichtigkeit antiker Sitten auf die grundverschiedenen Lebensverhältnisse und Gemüthsanlagen eines deutschen Volkes übertrug. Und wie Müller der Demokratie abhold ist, so tritt auch häufig die Vorliebe für das geistliche Weltherrscherthum und das ganze Gebäude der Hierarchie hervor, woneben dann auf den Protestantismus der Schatten des Finstern und Beschränkten fällt. — Ein sehr unerfreulicher Zug ist endlich die Beflissenheit, jede Gelegenheit zu benutzen, um mit Vorliebe darauf hinzudeuten, als wenn mit Kraft und Größe in Nationalitäten und Individuen eine gewisse lockere Freiheit der Sitten und namentlich in den Geschlechtsverhältnissen verbunden sein müßte. — Ein längst gefühltes Gebrechen ist ferner der Mangel an philosophischer Anlage und innerm Zusammenhange seiner historischen Arbeiten. Das Ganze besteht aus lose aneinander geketteten Specialitäten und häufig ist zu dem Zusammengehörigen das Verbindungsglied nicht gefunden. Durch diese auseinanderfallenden Skizzen ist die Uebersicht sehr erschwert. — Was Müllers Styl betrifft, so wird die Sorgfalt, nach Art der Alten zu schreiben, häufig hart und undeutsch, und das Bemühen, wie ein „alter Schultheiß oder Bürgermeister" zu seinen Mitbürgern zu reden, giebt der Schreibart eine gesuchte Vornehmheit, so wie das Bestreben nach Adel und Würde der Sprache dieselbe häufig schwerfällig und geziert macht. Auch übte die vielfache Zerstreuung und Störung, unter der Müller arbeitete, einen ungünstigen Einfluß auf die Sprache aus. Daher er selbst sagt: „Die Ursache meiner oftmals dunkeln Manier war immer der Mangel genugsamer Muße zur Ausarbeitung; es ist mir nicht möglich gewesen, die Schweizergeschichte auch nur abzuschreiben. Daher ein Excerptenstyl, den lange Gewohnheit mir, wie Haller, eigen gemacht. Einzelne Stellen habe ich das zufällige Glück gehabt, ein paarmal umarbeiten zu können; diese haben auch überall Beifall gefunden."

Neben diesen einzelnen Unvollkommenheiten hat hingegen Müllers

Geſchichte der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft große und unvergängliche Vorzüge. Dieſelbe iſt durch eine ſo tiefe und treue Vaterlandsliebe beſeelt und getragen, welche durch Entfernung, mühſame Studien, lange Jahre und erſchütternde Erfahrungen an ihrer Friſche und Wärme nichts verlor. Damit iſt eine Freimüthigkeit gepaart, wie kein hiſtoriſcher Schriftſteller jener Zeit über ſein eigenes Land ſie gewagt hätte und welche bei den Gegenſätzen der verſchiedenartigen kleinen Freiſtaaten doppelt ſchwer war. Solch eine Freimüthigkeit konnte nur bei einer großartigen Geſinnung und einer unpartheiiſchen Wahrhaftigkeit den Anſtoß überwinden und ſich Bahn brechen. Die Quelle derſelben aber war die Liebe zur Freiheit. Auf dem Wege philoſophiſcher Forſchung zur Ueberzeugung geführt, durch die Republiken der alten Welt und die Zuſtände Iſraels darin beſtätigt, daß die ſelbſtändige Gemeinde und der Freiſtaat die den einfachen Verhältniſſen menſchlicher Geſellſchaft angemeſſenſte Verfaſſung ſei, war für Müller die althergebrachte, zu Recht beſtehende Freiheit ſeines Vaterlandes das Heiligthum, dem er bei allem Wechſel ſeines Schickſales treu blieb. Der Geiſt der Freiheit in einer Zeit monarchiſcher Willkür, und die edle Einfalt republikaniſcher Sitten im Gegenſatze zur damaligen höfiſchen Verderbniß verlieh der Schweizergeſchichte einen ungewöhnlichen Zauber und erweckte für Land und Volk ein günſtiges Vorurtheil. Der ſorgfältige Nachweis der Rechte und Freiheiten jeder einzelnen ſchweizeriſchen Landſchaft hatte gerade zu der Zeit, als Müller ſein Werk begann, eine große politiſche Bedeutung, da Joſephs II. unruhiger und rechtsverletzender Reformeifer auf die Schweiz ein bedrohliches Augenmerk richtete, indem es für ihn eine lockende Ausſicht ſein mußte, durch den Tauſch der Niederlande gegen Bayern und durch den Wiedergewinn des alten Erblandes des Habsburgiſchen Hauſes, Vorderöſtreich und Italien durch die Schweiz mit einander zu verbinden und ſo Herr von ganz Süddeutſchland und den Alpen zu werden. Demnach war die ausführlichſte Darlegung der Entſtehung aller der mannigfaltigen freien Gemeinden in der Schweiz nicht eine ins Minutiöſe ſich verlierende Gelehrſamkeit, wie Friedrich der Große meinte, ſondern die wohlverſtandene, ſtaatspolitiſche Aufgabe des ſchweizeriſchen Geſchichtſchreibers. Mit Recht haben daher die pragmatiſchen Vorzüge ſeiner Arbeit beſondere Anerkennung gefunden; denn mit dem Fortſchreiten des Werkes wird ſein Buch immer mehr eine Schule vaterländiſcher Staatsweisheit, und namentlich vom alten Zürich-Krieg an, durch die Burgunderkriege hindurch, er-

weitert sich der staatsmännische Blick und die große Uebersicht in das vielfache Getriebe der Partheien und der persönlichen Leidenschaften. Dadurch gewinnt diese Geschichte, ungeachtet der kleinen Verhältnisse, ein steigendes allgemeines Interesse und fesselt immer mehr durch wahrhaft dramatische Behandlung. Ueberhaupt war Müller der erste Geschichtschreiber, welcher deutschen Forscherfleiß und gelehrte Gründlichkeit mit der Formbeherrschung und lebendigen Darstellung der Franzosen vereinte. Dazu kam, daß Phantasie und Gemüth ihn aufs glücklichste unterstützten, anschauliche und ergreifende Gemälde hervorzubringen: daher er sowohl Gemüthszustände als äußere Handlungen mit unübertroffener Meisterschaft beschreibt, wie denn namentlich seine Schlachtengemälde mit Recht berühmt sind. Denn er wußte sein reiches Excerpten-Material mit Sorgfalt und Geschick zu überraschenden Bildern zu verarbeiten, und in den oft dürftigen Stoff durch geistreiche Kombination und historisches Gefühl Leben und Anschaulichkeit zu bringen. Müller war überhaupt der Erste, welcher die strenge Pflicht übernahm, jede Angabe durch Anführung der Quellen zu belegen: indem er damit die Weite und Großartigkeit seines Gedankenkreises und seines Wissens beurkundete, legte er sich damit zugleich den Zaum genauer geschichtlicher Wahrhaftigkeit auf. Allein über der fleißigsten Forschung verliert sich Müllers Geist nie ins Kleine; sondern er weiß auch diesem durch eine tiefe Gedankenverbindung stets den Reiz des Ueberraschenden und Bedeutsamen zu geben, „indem man, um mit Herder zu reden, auch in dem partikularsten Gegenstand eine Uebersicht der Sache bekommt, von der Wurzel aus hinauf zum Gipfel.“ — Was aber dem Geschichtschreiber das große Gewicht bei seinen Zeitgenossen gab, war, daß kein Schriftsteller seiner Zeit sich in den Geist der Alten so hineingelebt und sich den großen, freien, heitern Blick derselben so angeeignet hatte wie er. Mit Recht durfte Müller die Beilage, daß er den Tacitus nachahme, zurückweisen; denn er war in dem Grade vom Geiste des Alterthums durchdrungen, daß kein Einzelner ihn beherrschte, sondern antike Lebensanschauung und Ausdrucksweise sein freies, innerstes Eigenthum geworden war. Es war daher nicht nur die Folge seines außerordentlichen Gedächtnisses, sondern innere, geistige Aneignung, ein gleicher Gedankengang, wenn ihm je das Schönste und Gediegenste aus den Alten zu Gebote stand, so daß Gentz von ihm sagen konnte: „Es gehört zu den untergeordneten Reichthümern, die Ihren Geist zieren, daß Sie immer treffliche Citationen da, wo sie den

stärksten Eindruck machen, bereit haben." Allein Müller trug nicht nur den klassischen Geist in die neuere Geschichte über, sondern er ist zugleich auch der erste Geschichtschreiber, welcher das Mittelalter von seiner eigenthümlichen und tiefen Seite aufzufassen verstand und somit der romantischen Auffassung der Geschichte den Anstoß gab, worin der Beweis liegt sowohl für seine ungewöhnliche Begabung als für seine das Verschiedenste umfassende Geistestiefe. Der poetische Duft, in welchem die Schweizergeschichte auf den Schauplatz trat und die einfachen Verhältnisse des Hirten- und Bauernlebens verklärte, bildete das Neue und Anziehende dieses Werkes für die damalige gebildete Welt*). Die Quelle zur Befähigung für die romantische Geschichtsauffassung lag in einer weitern ausgezeichneten Eigenschaft Müllers, in seinem religiösen Gemüth. Denn merkwürdiger Weise greift er auch in der Zeit, da er dem positiven Christenthum feindselig gegenüberstand, jede religiöse Erscheinung mit psychologischem Interesse und einer des Urtheils sich enthaltenden Objektivität auf, und giebt dadurch der Geschichte seines Vaterlandes eine stets tiefer ansprechende Weihe, je mehr der christliche Glaube selbst sich in ihm befestigte**). — Eine wahrhaft religiöse Gewissenhaftigkeit thut sich namentlich in dem Fleiß und der Beharrlichkeit kund, womit er an seinem Werke arbeitete. Weder ökonomische Be-

*) Julian Schmidt, Gränzboten, 1858, Bd. 2. S. 222: „Müller hat zuerst dem deutschen Volke das Mittelalter in der Fülle seines Lebens und in seiner lebendigen Farbe aufgeschlossen, namentlich das vierzehnte und funfzehnte Jahrhundert. Man denke daran, daß die Deklamationen zu Gunsten des Mittelalters erst um das Jahr 1803 beginnen, und daß diese Rhetorik nicht viel gefruchtet haben würde, wenn man nicht zugleich auf ein für classisch geachtetes Geschichtswerk hätte hinweisen können. Um zu erfahren, wie es im Mittelalter eigentlich aussah, fand man in der Schweizergeschichte doch eine viel reichere Ausbeute als in sämmtlichen Vorlesungen und Gedichten der romantischen Schule. Diese träumerische Märchenwelt hatte keinen historischen Hintergrund, und die früheren deutschen Geschichtschreiber, die alle dem Pragmatismus huldigten, hatten keine Farbe. Aus Müller haben wir für das Mittelalter empfinden gelernt, und wenn sich unsere Forschung seitdem vertieft hat, so ist das kein Grund, gegen ihn undankbar zu sein."

**) Julian Schmidt, Gränzboten 1858, Bd. 2. S. 220: „Er hatte einen frommen historischen Sinn für jede Art von Ueberlieferung, und wenn er sich gegen die zersetzende Kritik ereiferte, die alle Anschauung in Begriffe auflösen möchte, so war das zugleich im Interesse seines Talents. Auch hätte es sich wenig mit dem treuherzigen Ton eines alten biderben Chronisten, den er annahm, vertragen, wenn er an die Heiligthümer des Volkes, dessen Phantasie er kräftigen und in höhere Stimmung setzen wollte, das Messer der kalten gelehrten Kritik gelegt hätte."

drängniß noch Ehrliebe, weder anspornender Beifall noch die Besorgniß, nicht zur Vollendung der Schweizergeschichte zu gelangen, konnten ihn je zur Eile veranlassen. Er ehrte und liebte sein Vaterland so, daß die Geschichte desselben für ihn eine Lebensarbeit war, welcher er die beste Zeit und Kraft widmen wollte, und selbst dann noch, als mit dem Zusammensturz der alten Verfassungen sein Hauptzweck vereitelt war. Es ist daher die Behauptung eben so irrig als ungerecht, daß Müllern durch die Revolution der Schweiz der Standpunkt völlig verrückt und sein Herz dadurch gebrochen worden sei. Gerade weil der tiefe Glaube an die ewige Weltordnung ihm eine zuversichtliche Hoffnung für die Zukunft seines Vaterlandes gab, gewann er bald wieder die Kraft, sein Werk mit unentwegter Geistes- und Gedankenfrische fortzusetzen. Mochte das Bemühen, des Vaterlandes würdig und für ferne Zeiten lehrreich zu schreiben, der Sprache häufig etwas vornehm Feierliches und schwerfällig Würdevolles geben; dagegen trägt das Werk von Anfang bis zu Ende den Stempel des mit unermüdlicher Sorgfalt arbeitenden historischen Meisters und eines reichen und überlegenen Geistes. Wo der Gegenstand selbst nicht ansprechend wäre, stellt eine überraschende und erhebende Gelehrsamkeit denselben in ein neues und anziehendes Licht. So ist uns in Müllers Schweizergeschichte ein Werk dargeboten, welches für sein Volk ein unvergängliches Denkmal der Vaterlandsliebe und des Werthes seiner Institutionen ist, und welches auch jetzt noch seinen Rang unter den klassischen Werken der deutschen Literatur behauptet. Der Werth dieses Werkes wird erhöht durch die den einzelnen Bänden vorstehenden Widmungen und Anreden. Müllers verschiedene Stellungen und die noch wechselvollern Schicksale seines Vaterlandes haben in Stimmungen und Ton dieser Ansprachen eine große Mannigfaltigkeit gebracht; allein die Hoheit vaterländischer Gesinnung, der Glaube an das Walten der Vorsehung zum Schutze seines Vaterlandes, die Weisheit seiner Rathschläge, der Strom gedankenvoller Begeisterung bleiben sich stets gleich und bilden ein Kleinod, das in der historischen Literatur einzig dasteht.

10. Müllers Briefe.

Wie Müller durch seine historischen Arbeiten die Bewunderung der gebildeten und gelehrten Welt gewann, so durch seine Briefe die Liebe der strebsamen Jugend. Nach vollbrachtem Tageswerk war für Müller

Mittheilung über ſich ſelbſt, Rechenſchaft über ſeine Studien, ſeine Arbeiten, ſeinen Umgang und vor Allem über die ihn bewegenden Gedanken und Empfindungen dringendes Bedürfniß. Er mußte diejenigen, an denen ſein Herz hing, zu ſich heranziehen und ſie zu Zeugen ſeines Lebens machen; er mußte ihnen durch ſeine Briefe beweiſen, wie ſie mitten in ſeine Beſtrebungen verflochten ſeien. Daher ſpiegelt ſich in den Briefen an die Mutter, und ſpäter und bis an ſeinen Tod an den Bruder ſein ganzes Leben, ſeine äußern und innern Erfahrungen, ſein wiſſenſchaftliches und geiſtiges Wachsthum, die ganze Fülle ſeiner Erlebniſſe in friſcheſter Unmittelbarkeit und Objektivität; von Menſchen, Weltereigniſſen, Büchern empfangen wir fortwährend den wohlumſchriebenen Abdruck, der ſich auf dieſem mächtig pulſierenden, tief erfaſſenden und ſich ſelbſt erforſchenden Gemüthe geſtaltet. Wie er alles Schöne und Große der alten Welt in ſich aufnahm und ſich anzueignen ſtrebte, ſo fühlte er ſich auch von frühe an berufen, in ſeinem Leben das Bild einer antiken Freundſchaft darzuſtellen. Von ſeinen Studienjahren an ſuchte er dieſen, ſeine ganze Seele erfüllenden und bewegenden Freund. Er fand denſelben in Bonſtetten, theils weil deſſen Weſen mit demjenigen Müllers viel Verwandtes hatte, nämlich in großer Friſche der Phantaſie und des Gemüthes, im Verlangen nach edler geiſtiger Bethätigung und in liebenswürdiger Umgänglichkeit; theils weil er aus einem edeln Geſchlechte des bewunderten Berns ſtammte und ſomit Gelegenheit zu genauerer Bekanntſchaft mit den Männern der berühmteſten Republik ſeines Vaterlandes bot. Es war indeſſen die ſtille Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften und die gegenſeitige Ermunterung zu höherm Streben und zur Erweiterung der Gedanken und Erfahrungen ein zu einfaches, zu wenig thatenreiches und opfergebietendes Freundesverhältniß, um jenen heroiſchen Freundſchaften alter Zeit an die Seite zu treten. Beide Freunde ließen es freilich an mannigfaltigen, lebhaften und unerſchöpflichen Ausdrücken der Empfindung nicht fehlen und ſpiegelten ſich in der Freude und Ehre einer einzigen Freundſchaft. Allein es lief doch dabei ſo manche kleine Störung mit unter, ſo viel Menſchliches, das zu verwinden war, daß oft wieder ein gewaltiger Anlauf nöthig wurde, um den alten Schwung zu behaupten, ſo daß es begreiflich iſt, wenn der junge Niebuhr, welcher der Freundin Bonſtettens, Friederike Brun, bei der Herausgabe „der Briefe eines jungen Gelehrten an ſeinen Freund“ (1802) Beiſtand leiſtete, in ſeinem Ernſt und in ſeiner Wahrheitstreue bei dieſer Be-

ſchäftigung die Anſicht gewann, „daß Müllers Gefühle und Urtheile von früheſter Jugend an gemacht waren.“ Denn der ſittenſtrenge, patriarchaliſche Nordländer mußte an der jugendlichen Ueberſchwänglichkeit wie an dem genialen Muthwillen und der freien Weltluſt der wirklichen Originale dieſer Briefe Anſtoß nehmen. Es herrſchte nämlich in der gegenſeitigen Mittheilung, nach den Briefen Bonſtettens zu ſchließen*), eine hüllenloſe Offenheit, welche in Müllers gedruckten Briefen nicht mehr hervortritt, und eben ſo ergiebt ſich, daß dieſer in der Freundſchaftsverſicherung noch eher Maß gehalten als Jener. Allein wir in unſerer altklugen und gemeſſenen Zeit bringen kaum einen billigen Maßſtab mit für jene ſelbſtgefällige gegenſeitige Verherrlichung der Geiſter des vorigen Jahrhunderts. Dieſe auffallende Beſpiegelung der Freundſchaft tritt jedoch ſehr zurück gegen den reellen Reichthum an Geiſt und Wiſſenſchaft, welchen Müller dem Freunde mitzutheilen hat. Das anmuthige Tagebuch von Allem, was Müller ſieht und hört, die gemüthsfriſchen Zeugniſſe ſeines innern Lebens, das offene und behagliche Sichgehenlaſſen in ſeinen Beobachtungen über die vertraute Umgebung und den großen Schauplatz der Welt, vor Allem aber die fortlaufende Rechenſchaft über ſeine Studien und ſeine Arbeiten machten dieſe Briefe zu einem Rathgeber und Freund einer großen Zahl ſtudierender Jünglinge.

Nicht weniger bedeutend, aber einfacher und wahrer ſind die nach Müllers Tode herausgegebenen Briefe an J. H. Füßli in Zürich, den Buchhändler, Kunſtkenner und Staatsmann — „Briefe Müllers an ſeinen älteſten Freund in der Schweiz“ (1810). Müller hatte anfangs beabſichtigt, die Schweizergeſchichte in Gemeinſchaft mit Füßli zu bearbeiten, indem er dieſem namentlich die Reformations-Periode zuweiſen wollte; jedenfalls fand er in ihm einen eifrigen Gehülfen für das Geſchichtsmaterial und den einſichtigſten Beurtheiler. Darum ſind dieſe Briefe die überſichtliche Darſtellung der Entſtehung und des Fortganges der Schweizergeſchichte und aus der Revolutionszeit die beſte Widerlegung des Vorwurfs, als wenn er durch dieſelbe das Gleichgewicht verloren und unſtät zwiſchen den Partheien umhergeſchwankt hätte. Denn es ergiebt ſich eine Klarheit des Blicks in die innern Zuſtände der Schweiz und in die Verhältniſſe nach Außen und eine Beſonnenheit in ſeinen Rathſchlägen zur Rettung und Reorganiſa-

*) Müllers handſchriftlicher Nachlaß.

tion des Vaterlandes, die um so höher anzuschlagen sind, wenn man die Menge der Briefe dagegenhält, welche Müller in jener Zeit aus der Schweiz erhielt und welche fast ohne Ausnahme die Engherzigkeit und Rathlosigkeit der Stimmführer der alten Schweiz in ein auffallendes Licht stellen*). — Unter Müllers weitverbreitetem Briefwechsel ist überhaupt derjenige mit seinen Landsleuten nicht gering anzuschlagen. Es ist erstaunlich, mit welcher Menge von Gesuchen in kleinen und großen Dingen er während seiner Aufenthalte von Mainz bis Cassel aus der Schweiz angegangen wurde und wie unerfreulich und störend die meisten derselben für ihn waren. Allein seine Liebenswürdigkeit und Hingebung für seine Landsleute bestand jede Probe; und zum freundlichen Wort gesellte sich in vielen Fällen die hülfsbereite That, namentlich wenn es die Beförderung schweizerischer Jünglinge galt.

Die Bedeutsamkeit und der Umfang von Müllers Verbindungen, und der Reiz und Werth, welchen er denselben zu geben wußte, geht vorzüglich aus seinem Briefwechsel mit Gelehrten und Staatsmännern hervor. Mit wahrer Feinheit des Herzens schmiegt er sich der Individualität an, läßt dieselbe auf sich wirken und nimmt ihre Vorzüge liebevoll in sich auf. Er belebt und befruchtet sich durch jede eigenthümliche geistige Kraft, daher denn auch freudige Anerkennung jedes Verdienstes ganz ungesucht für ihn zum Bedürfniß wird, so daß ein oft zu verschwenderisches Lob nur selten der Schmeichelei, sondern vielmehr dem lebhaften und freudigen Gemüthseindruck beizumessen ist. Dabei darf freilich nicht verschwiegen werden, daß, wie er wohlwollend und rücksichtsvoll war, ihm hinwieder die Mißbilligung von Jemanden, an dessen Achtung ihm gelegen war, schwer fiel: wie er daher in den Briefen an den Vater und an den Vorsteher der Kirche seiner Vaterstadt noch ihre religiöse Sprach- und Denkweise führte, während es an seine Freunde ganz anders lautete; so begegnete es ihm stetsfort, daß er bisweilen, von den Umständen und Personen überwältigt, sich ihrer Art und Gesinnung mehr anbequemte, als mit der strengen Wahrheit vereinbar war. Allein gerade diese Empfänglichkeit und Elasticität des Geistes öffnete ihm eine Menge von Personen und Kreisen, denen er fördernd und wohlthätig wurde. Von der schönsten und edelsten Seite tritt dieser wohlthätige Einfluß im Verhältnisse zu Jünglingen und jungen Männern hervor. Diesen gegenüber sind seine Briefe eine

*) Müllers handschriftlicher Nachlaß.

Fundgrube voll Liebe und Weisheit, voll Offenheit und treuem Rath. Jedem sucht er auf die demselben angemessene Weise durch Urtheil, Empfehlung und Förderung nützlich zu sein. Müller hat zur Bildung einer beträchtlichen Zahl von Historikern wesentlich beigetragen, von denen wir nur Hammer-Purgstall und Hormayr, Lippoldt und Luden, Pfister und Hurter nennen. Wie viel sein Urtheil bei Staatsmännern galt, dafür zeugt eine reiche Korrespondenz einer großen Zahl zum Theil einflußreicher Männer, welche sich noch ungedruckt unter seinem Nachlasse befindet*). Bekannt ist das Vertrauen und der Einfluß, welche Müller bei dem talentvollen Prinzen Louis von Preußen genoß und wie der Kronprinz Ludwig von Bayern ihn bei der Gründung der Walhalla vorzüglich zu Rathe zog; namentlich aber bestand mit dem jungen Erzherzog Johann von Oestreich ein wahrhaft freundschaftliches, für beide Theile ehrenvolles Verhältniß. Die Briefe des Letztern an Müller wirkten zur Zeit des deutschen Reichstages als ein Beleg für des Fürsten Geist und Gesinnung.

Die eigensten Schüler Müllers waren aber zunächst Bonstetten und sein Bruder. — Karl Viktor von Bonstetten (1745—1832), phantasiereich, ein trefflicher Beobachter, liberaler Philanthrop, eitel, ruhmbegierig, paßte nicht zu der ruhigen Stätigkeit Berns. Denn er griff, ungeduldig und leidenschaftlich, stets über das jeweilen Erreichbare hinaus: demnach kam er gutmüthig und enthusiastisch der Revolution entgegen; als er aber von ihren schweren Folgen in seinen aristokratischen Gewohnheiten hart getroffen wurde, floh er vor derselben und entsagte dem öffentlichen Leben. Von nun an widmete er sich philosophischer Betrachtung und heiterer Umgänglichkeit, mannigfaltig anregend und in vielen Kreisen geliebt. Er war eben so jugendlich frisch als gedankenreich und daher war es ihm Lust und Bedürfniß, seinen Ideen Gestalt zu geben; allein er warf dieselben zu leicht und sorglos hin, zu wenig um strenge Ordnung und Gliederung bemüht. Er schrieb bis ins hohe Alter mancherlei philosophische Beobachtungen über die verschiedenen Nationalitäten, unter denen er gelebt und ihre Zustände. Allein seine Schriften können in der deutschen Literatur um so weniger eine Stelle finden, weil er gewöhnlich französisch schrieb und zur deutschen Uebersetzung verschiedener seiner Arbeiten eine fremde

*) Theils der Inhalt der Briefe selbst, theils daß ihre Schreiber zum Theil noch lebten, hinderte den sorgfältigen Maurer-Constant an der Aufnahme in die Briefsammlung an Müller.

Hand benutzte. Was Müller im Jahre 1802 über eines der sorgfältigern Werke seines Freundes sagt, gilt im Allgemeinen von Bonstettens Schriften: „Bonstettens Schrift über die Nationalbildung habe ich gelesen; hin und wieder gute, wahre, feingesagte Gedanken; aber im Ganzen unpraktisch, d. i. zu wenig angeschlossen an die Institutionen, wie man sie hat, an die Leute, wie sie sind; zu metaphysisch, zu preciös." Von bleibendem Werthe ist die fleißige, auf vielfacher und genauer Beobachtung beruhende Erstlingsarbeit, „Briefe über ein schweizerisches Hirtenland," welche er als Statthalter des Amtes Saanen im Jahre 1779 verfaßte. Müller hatte dieselbe veranlaßt und verbessert*).

Müller war so glücklich, dasjenige, was ihm mangelte, in seinem acht Jahre jüngern Bruder, Joh. Georg Müller, auszubilden und heranzuziehen. Die ruhige Stätigkeit, das innere und äußere Gleichgewicht, die sittliche Integrität wurde von dem ältern Bruder freudig anerkannt und gepflegt, so weit es in der Ferne möglich war. Erst war Georg in Zürich von Lavater mächtig ergriffen, zum Schlusse seiner Studien aber brachte er längere Zeit im Hause Herders zu, und unter dem doppelten Einflusse dieser beiden Männer reifte und befruchtete sich sein Geist. In seinen „Briefen über das Studium der Wissenschaften, besonders der Geschichte," und in den „Reliquien alter Zeit" u. s. w. giebt er zur Förderung der Jünglinge die ganze praktische Geschichtsweisheit, welche er im Umgange mit seinem Bruder in sich aufgenommen; und in seinen „Unterhaltungen mit Serena" und in seinem „Theophil, Unterhaltungen über die christliche Religion" sucht er in Herders Geist die „Theologie zu humanisieren." Er war durch seine Person und seine Schriften einer der Wenigen, welche zur Zeit der religiösen Verflachung Zeugen und Vermittler eines tiefern Glaubenslebens wurden und dadurch heilsam wirkten. Er war durch seine edle Persönlichkeit und durch die Milde und Festigkeit seiner Gesinnung für seine Vaterstadt von nachhaltigem Segen. Seine Schriften haben für die Literatur geringere Bedeutung als für die Kirchengeschichte und die

*) Die jüngst erschienene französische Biographie Bonstettens von A. Steinlen zeigt genaue Kenntniß der deutschen Art und Literatur, psychologischen Blick und unpartheiische Freimüthigkeit. Das zu kurz berührte Freundschaftsverhältniß mit Müller, welches doch dem Leben Bonstettens einen besondern Glanz verliehen, würde durch Einsicht von Bonstettens Briefen in Müllers Nachlaß und von Bonstettens Briefen an H. Füßli eine höchst merkwürdige Beleuchtung empfangen haben.

erbauliche Betrachtung. Dagegen lebt sein Name in der deutschen Literatur durch seine Pietät für die Schriften Herders und Johannes Müllers. Bei der Herausgabe der Werke seines Bruders verfuhr er mit einer seltenen Aufrichtigkeit und Gewissenhaftigkeit, indem er getreu das Material geliefert, um Johannes Müllers Entwicklung und Gesinnung aufs genaueste zu kennen. Was ferner zur vollständigen Kenntniß seiner Lebensgeschichte fehlen mochte und damals noch nicht öffentlich mitgetheilt werden konnte, das hat Joh. Georg durch die treueste Aufbewahrung des ganzen Nachlasses seines Bruders dessen künftigem Biographen zur Verfügung gestellt und darin die Ermunterung geboten, durch eine Menge unbenutzter Zeugnisse eine der merkwürdigsten Biographien eines deutschen Klassikers zu schreiben.

11. Müllers Persönlichkeit.

Es ist ein großer Irrthum, wenn die neuere Forschung glaubt, es sei erst ihr aufbehalten gewesen, Müllers Charakter gehörig zu ergründen und richtig zu würdigen. Denn während er sich in der gelehrten Welt durch Verdienste, aber auch durch unermüdliche Gefälligkeiten und Lobspenden unter allen Klassen derselben eine reiche Klientel gewonnen, hatte das liebevolle, aber unbefangene Auge der ihm näher stehenden Freunde sein Wesen längst im Tiefinnersten erkannt. Es bedurfte dazu nicht erst die Enthüllungen durch die Briefe von Perthes und Gentz; sondern eine noch viel bezeichnendere Charakteristik ergiebt sich aus den offenen Aeußerungen der Freunde schon zur Zeit, als Müller sich erst zu entfalten begann. Schon in Bonstettens Briefen bilden neben der enthusiastischen Bewunderung die derbsten Zurechtweisungen über Mangel an Selbstbeherrschung und sittlicher Würde einen auffallenden Kontrast. Mit wahrhaft väterlicher Treue machen Bonnet nebst seiner Gattin und Tronchin ihm Vorstellungen über seine Wandelbarkeit und den unstäten Wechsel seiner Stimmungen. Während der schönen Zeit in Mainz hatte er vom offenen ältern Stein und von der vertrauten Frau von Coudenhoven mündlich und schriftlich viel vom Uebermaß seiner Reizbarkeit zu hören. Oft stießen sich seine Verehrer an einem zu leicht gewählten geselligen Umgang und an seiner Neigung zu üppiger Lebensweise. Das Alles war zu Müllers Lebzeiten sehr bekannt und besprochen und von ihm selbst ehrlich einge-

ſtanden. Erſt allmählig ſchraubte ihn die dankbare Bewunderung der vielen Gelehrten, welche mit dem Hochgeſtellten und Gefeierten in letzter Zeit in Berührung gekommen, und hinwieder ein ſchiefer Patriotismus in eine makelloſe Höhe hinauf, wodurch eine unbefangene Kritik aufgefordert werden mußte, den wahren Sachverhalt um ſo ſchärfer bloßzuſtellen und nun umgekehrt ſein ganzes Leben aus einer, wie man glaubte, vernichtenden Thatſache zu beleuchten und herabzuſetzen. Dem gegenüber wollen wir verſuchen, Müllers Charakter von innen heraus aus der Beobachtung ſeiner Anlagen und ſeines Weſens, ſeiner Einflüſſe und ſeines Entwicklungsganges aufzubauen.

Johannes Müller beſaß in vorzüglicher Stärke Phantaſie und Gemüth, Gedächtniß und Beobachtungsgabe — Eigenſchaften, denen zufolge er die Erſcheinungen lebendig in ſich aufnahm und mit Liebe feſthielt, im weiteſten Umfange Thatſachen und Gedanken gegenwärtig hatte und mit tiefem Blick Zuſammenhang und Folgen erforſchte. Daher lag die Stärke Müllers in einer unermeßlichen und unermüdlichen Receptivität. Als receptive Natur zeichnete ihn ſchon ſeine äußere Erſcheinung. Die leichte, bewegliche, zartgebaute Geſtalt mit weichen, rundlichen Formen; die hohe gewölbte Stirne und die großen ſanften Augen; der zarte untere Theil des Geſichtes mit dem feinſinnlichen Munde; die hohe, ſchwache Stimme: das Alles war die Anlage, nicht zu einem Manne der eingreifenden That und des ruhigen, kampfgerüſteten Ausharrens in der einmal gefaßten Stellung, allein ſie rüſtete ihn mit dem Vermögen aus, das Leben und ſeine Erſcheinungen friſch und ſeelenvoll in ſich aufzunehmen und ſich an Thatkraft und Größe zu begeiſtern. Durch dieſe Eigenſchaften hatte Müller in ſeltenem Grade den Beruf zum Hiſtoriker: denn die verſchiedenſten Individualitäten und Zuſtände faßte er mit gleicher Feinheit und Tiefe auf, er hatte eine Divinationsgabe, die innerſten Zuſammenhänge der Thatſachen herauszuſpüren und jeder Zeit ihre geiſtige Atmoſphäre abzufühlen. Wie er in den lebensvollſten Zügen die alte Welt in ſich aufgenommen, wie der Zauber des Mittelalters ſeinem Auge zuerſt ſich erſchloß, ſo war auch kein Schriftſteller, welcher ſchon vor der Revolution die politiſchen Verhältniſſe ſeiner Zeit und die Gebrechen derſelben ſo klar durchſchaute. — Es war die Stärke und die Schwäche ſeiner Receptivität, daß er das klaſſiſche Alterthum mit ſeltener Virtuoſität zu ſeinem Eigenthum machte, ſo daß ſein eigenes Leben in der antiken Anſchauung aufging. Die Alten machten ſeine Seele weit und frei, in ihnen lernte er ſich über die

Kleinheit des alltäglichen Lebens erheben, sie gaben seiner Gesinnung die unzerstörbare Frische und ermunterten ihn zu einem heitern Lebensblick. Allein geblendet vom Glanze des freien und heitern Lebens der alten Welt wurde er von wachsamer und gewissenhafter Selbstbeherrschung und von der Strenge sittlicher Grundsätze abgeführt. Während so Phantasie und Verstandesrichtung, im Einklang mit den Sitten und Bestrebungen seiner Zeit, ihn zu den Lebensgewohnheiten der Alten hinzog, versetzte dagegen die Tiefe und Zartheit seines Gemüthes, gebildet und veredelt durch eine einfache und fromme Erziehung, ihn in einen lebenslang dauernden Zwiespalt. Bald wird er von heitern und geistreichen Weltleuten zu fröhlichem Lebensgenusse fortgezogen, auf Tafelfreuden besondern Werth legend; bald macht er sich darüber melancholische Vorwürfe, zieht sich in die Einsamkeit zurück und schwärmt für die Einfalt und den Frieden stiller Genügsamkeit. Er spricht gegen seine Freunde in aller Offenheit sein Bedauern über jugendliche Verirrungen aus und gelobt fürderhin der Tugend treu zu sein; er erkennt im Christenthum die den Menschen gründlich erziehende und umwandelnde Kraft und seine Lebensanschauung bildet sich nach demselben um; allein die Entschlossenheit und die innere Durcharbeitung bleibt stets weit hinter seiner christlichen Erkenntniß zurück. Und doch lebte in Müller eine tiefe religiöse Empfänglichkeit: selbst zu der Zeit, als er im ausgesprochenen Gegensatz gegen das Bekenntniß seiner Kirche stand, vertiefte er sich mit Liebe in die glaubensvolle Kraft des Orients und in die seelenvolle Mystik des Mittelalters, und in späterer Zeit ist er einer der beredtesten Zeugen seiner Zeit für Bibelglauben und Christenthum: allein der Frieden eines sein ganzes Wesen durchdringenden Glaubens wird nie sein Theil. Dagegen offenbart sich ein bemerkenswerther Zug religiöser Tiefe, daß Müller bei allen furchtbaren Erschütterungen und Schicksalsschlägen seiner Zeit, welche ihn mittelbar oder unmittelbar berühren, zwar augenblicklich tief bewegt und gebeugt werden kann, aber bald im Vertrauen auf die ewige Weltordnung wieder Trost und Kraft gewinnt; so begegnet es ihm dann freilich, daß er einem Geschicke sich schmiegt, wo ein fester Wille noch um Klarheit über den göttlichen Rathschluß gerungen hätte. Aber diese Tiefe religiöser Lebensanschauung giebt dem Historiker eine Größe und Erhabenheit des Standpunktes, welche wohlthuend gegen die kritische Vermessenheit absticht, die vollendete Thatsachen und tiefbegründete Erscheinungen im Leben der Völker und Staaten willkürlich meistert. — Diese innere Betheiligung, dieses

innere Mitleben, dieſes Verſenken und Hingeben an den Gegenſtand ſeiner Forſchung und Bearbeitung gab der Geſchichtſchreibung ſeiner Zeit eine ganz neue Wendung, indem die pſychologiſche Ergründung der Perſonen und Ereigniſſe von nun an ein vorzügliches Augenmerk und eine beſondere Anziehungskraft bildet.

Dieſe unendliche Empfänglichkeit und Beweglichkeit, welcher man die Gerechtigkeit ſchuldig iſt, nur das derſelben Mögliche zu verlangen, ſtellt uns eine auch in ihren Gegenſätzen wahrhaft anziehende und überaus merkwürdige Perſönlichkeit dar. Müller hing mit treuer Liebe an ſeinem Vaterland und machte immer wieder Pläne zur Rückkehr in den ſtillen Frieden der Heimat; allein ſtets wirkte der Zug nach einem größern Schauplatz, einer Weltbühne, überwältigend auf ihn. Mit Sehnſucht blickte er nach dem Leben im häuslichen Kreiſe mit Mutter und Bruder und nach den Schweizerfreunden, und wäre oft glücklich, wenn er Archivar oder Rathsſchreiber von Schaffhauſen ſein könnte: aber dann hat ihn das Leben der großen Welt ſo unaufhörlich gefeſſelt, daß er, von derſelben und ihren Genüſſen gebannt, bis ans Ende ein unſtätes Wanderleben führt. Es iſt wahrhaft rührend, wie angelegentlich und theilnehmend Müller ſich überall der Geringen annimmt und keine Mühe und Opfer ſcheut, ihnen förderlich zu ſein: zugleich aber war er immerfort der dienende Ritter jeder Art von Weltgrößen; und mit ſeiner ſtäten idylliſchen Lobpreiſung republikaniſcher Einfalt kontraſtiert die Geltendmachung ſeines Adelsdiploms. Unter allen Lebensverhältniſſen bewahrte Müller die Feſtigkeit republikaniſcher Tugend und Manneswürde, daß er nie etwas um Geld that; und dennoch zog ihn Comfort und Hofdienſt allmählig in Schulden und Verlegenheiten hinein, welche im entſcheidenden Augenblicke ſeiner edeln Geſinnung ſchmerzlichen Zwang anthaten. Es iſt für Müllers Eigenthümlichkeit ferner ſehr bezeichnend, daß er ungeachtet einer beiſpielloſen Freudigkeit im Forſchen und Arbeiten dennoch keine ſeiner beiden großen Lebensaufgaben vollendete, und daß er, der Gemüthvolle und Liebende, der auch für Frauenliebe nicht unempfindlich war, durch ſo mannigfaltige Intereſſen, Beſtrebungen und Neigungen gefeſſelt und getheilt blieb, daß er keinen eigenen Hausſtand gründete, und ſomit ſich eine weſentliche Bedingung für gemüthliche Concentration und ruhiges Schaffen abſchnitt. Allein dieſer Verzicht auf den Frieden des Familienlebens führte Müllern zu einer ſo ununterbrochenen Anwendung ſeiner Zeit im Dienſte der Wiſſenſchaft, wie ſelten ein Menſchenleben aufweist. Wofern der Tag

ihm zur Verfügung stand, war derselbe aufs sorgfältigste eingetheilt, um jeweilen in seinen Studien das ganze Gebiet historischer Wissenschaft zu umfassen und seinen Gesichtskreis stets zu erweitern; oder wenn seine Zeit durch Amtsgeschäfte verschlungen oder zersplittert war, so fand er immer noch eine freie Stunde der Nacht, so daß ihm kein Tag ohne wissenschaftlichen Gewinn vorüberging. Allein diese strenge Arbeit machte ihn weder schwerfällig noch befangen, so daß der Gelehrte jeden Augenblick im heitern Umgange sich als geistreichen und liebenswürdigen Gesellschaftsmann geltend zu machen wußte. Daher galt Müller zu seiner Zeit mit Recht als ein Muster eines Gelehrten, und dem zufolge fand er ungeachtet seiner wenig imponierenden äußern Erscheinung bei Weltleuten und Großen eine seltene Anerkennung. Eine durch die Macht des Willens und die Tiefe der Gesinnung gebietende Persönlichkeit war Müller nicht: es war daher eine aus der Verkennung seines Wesens hervorgehende Erwartung, daß er irgendwo bahnbrechend vorangehen, oder als Haupt sich an die Spitze einer Parthei stellen solle. Aber indem er sich mit seinem Sinn und geistiger Gewandtheit in Verhältnisse und Personen hineinlebte, war er vorzüglich geeignet, in einem weiten Kreise für seine geistige Sphäre zu gewinnen, indem er theils im Allgemeinen für die Wissenschaft begeisterte, theils die Gemüther für irgend eine Idee oder eine Aufgabe der Zeit in Anspruch nahm. So ist Müller einer der anregenden und bewegenden Geister seiner Zeit gewesen und für eine beträchtliche Zahl hochstehender und strebsamer Männer ein geistiger Führer in den Gedanken über die Entwicklung der Völker, über Staat und Gesetzgebung.

War Müller durch die Macht der Thatsachen zu leichter Beweglichkeit fortgezogen: so war ihm dagegen wieder eine große Kraft und Festigkeit des Gemüthes und der Gesinnung eigen. Selten hatte ein Mann so viele Freunde aus den verschiedensten Ständen, welchen er in seinem wechselvollen Leben in herzlicher und aufopfernder Weise treu blieb. Er diente manchen Herren: aber in allen Veränderungen bewahrte er gegen dieselben die Pietät eines edeln Herzens; es tritt nie ein Zug einer bei Schriftstellern nicht seltenen vorlauten Enthüllung oder boshaften Persiflage hervor, wenn er aus einem Dienstverhältnisse in ein anderes übergegangen war. Seinem Vaterlande gegenüber hatte er die Festigkeit, zu allen Zeiten die Stimme strenger und unpartheiischer Wahrheit geltend zu machen, Wünsche und Vorliebe traten stets zurück, wo es die Belehrung und die Wohlfahrt seiner Mitbürger

galt; und in allen Verhältniſſen fand er für das, was ihn recht dünkte, das rechte und treffende Wort. Es iſt eine ſonderbare Ungerechtigkeit, ihm zum Vorwurfe zu machen, daß ihm die verſchiedenſten Menſchen und die entgegengeſetzteſten Partheien Zutrauen und Verehrung ſchenkten. Er bewahrte ſich dieſe Auszeichnung nicht nur vorübergehend, ſondern bis er vom Schauplatze abtrat: denn das vermochte nur ein Reichthum der Gedanken und eine Hohheit des Geiſtes, welche außer und über den Partheien ſtand und Anſichten darbot, die durch ihre Eigenthümlichkeit und das Gewicht der Thatſachen überzeugten. Viele Jahre zog ihn ſein hiſtoriſcher Standpunkt und ſeine poetiſche Sympathie zum Katholicismus hin, der ihm Beförderung und Ehre verhieß: allein er behielt aller Verlockung gegenüber die Unabhängigkeit ſeiner Stellung und die Würde des Hiſtorikers feſt im Auge. Es iſt bei einer ſo bewegten Natur die Beharrlichkeit nicht gering anzuſchlagen, mit welcher der Kandidat von Schaffhauſen den Vorſatz faßte und auszuführen begann, ein Werk zu ſchreiben, das ſowohl im Vaterland als bei der großen gebildeten Welt ſeinem Namen für künftige Geſchlechter Ruhm brächte; und es erforderte noch mehr Kraft und feſten Willen, ſich von dem gewohnten Wege des deutſchen Katheberlebens fern zu halten und ſich unter immer neuen Mühen und Schwierigkeiten eine Laufbahn zu öffnen, deren Eigenthümlichkeit oft theuer erkauft war. Man ſchlage jeden beliebigen Band von Müllers Werken auf und ſelbſt das Vorurtheil muß durch die Vielſeitigkeit und Erfahrungsmäßigkeit, die Großartigkeit und den Adel ſeiner Gedanken und ſeiner Ausdrucksweiſe überraſcht werden und darf ſich nicht wundern, wenn ſeine Zeit von ihm und ſeinen nie veralteten Gedanken Großes hielt.

Müller hat mit ſeiner Zeit das Streben nach einer idealen Richtung gemein; es iſt ihm jedoch vor den meiſten Andern gelungen, in ſeiner Anſchauungsweiſe und in ſeiner Liebe auf ſo feſtem Boden zu ſtehen, daß er für Menſchen und Ereigniſſe, Zuſtände und Situationen ein klares Verſtändniß hat und mit einer denſelben angemeſſenen Auffaſſung und Darſtellung begleitet. Wenn die Idealität ſeiner Betrachtung nicht ſelten die innere Anſtrengung verräth, ſo geht ihr doch immer wieder eine aus der Tiefe des Gemüthes hervorquellende Friſche und Begeiſterung zur Seite, deren Schwung mit dem Gewichte ſtrenger Forſchung ringt, aber nicht erliegt. Unter allen Geſchichtſchreibern und Politikern des vorigen Jahrhunderts iſt keiner, der auch für unſere Zeit ſolch eine Fundgrube treffender, anwendbarer und bleibend wahrer Ge-

danken über Volksleben und Staat darbietet wie Müller. Mit Recht ist Müller in Beziehung auf die Eigenthümlichkeit und Neuheit seiner Erscheinung in der Literatur mit Klopstock in Parallele gesetzt, zugleich aber erkannt worden, Müller spreche vernehmlicher und eingreifender in unsere Zeit hinein. Müllern selbst aber schwebte Haller als Vorbild vor: diesem gleich wollte er das ganze Gebiet menschlichen Wissens, sofern es sich auf die Politik im weitesten Sinne bezieht, umfassen: und er hat sein Ziel, wie Jener in seinem Kreise, preiswürdig erreicht.

XIII. Martin Usteri.

In Joh. Martin Usteri begegnet uns eine ganz neue Individualität der Bodmer'schen Schule. Von dieser hat er das Malerische in der Poesie, die Anhänglichkeit an das Heimatliche, die Vorliebe für das Alterthümliche in Sprache und Sitte und das eigenthümliche Geschick, daß er, wie Ludwig Meyer von Knonau und Salomon Geßner, zugleich Maler und Dichter ist. Allein jener große Blick und jener weite Kreis der Bestrebungen der Schüler Bodmers, welcher die ganze Menschheit umfaßte, für die Erziehung und Hebung des Volkes glühte und begeistert in der durch kräftiges Eingreifen aufzubauenden Zukunft lebte, — zieht sich bei Usteri auf das vergnügliche Beschauen der Vergangenheit und den heitern Genuß der Gegenwart zusammen. Seine gemächliche Beschaulichkeit und fröhliche Sorglosigkeit ließ ihn in philosophischer Ruhe auf das Getriebe der Welt hinausblicken, und günstige äußere Verhältnisse verschafften ihm die Freiheit, seine Aufgabe und seine Thätigkeit nach Gutdünken zu wählen. Seines Vaters Haus war ein angesehenes Kaufmannshaus, wo mit einem ausgedehnten Geschäftsbetrieb solider Luxus und namentlich Kunstliebhaberei sich verband. Der im Jahre 1763 geborene Martin wurde nach der schöngeistischen Liberalität und der aristokratischen Weichlichkeit jener Zeit so gehalten und erzogen, daß man keine besondere Anstrengung von ihm forderte und ihn den sinnigen Neigungen seines stillen Gemüthes und seines unermüdlich thätigen Geistes überließ. Seine Bestimmung zum Kaufmann machte man ihm leicht und ließ ihm nicht nur volle Zeit für seine Kunstliebhabereien, sondern es wurde ihm in dieser Richtung eine sorgfältige Anleitung zu Theil und namentlich förderte und ermunterte Salomon Geßner das vielversprechende Talent. So machte sich Martin Usteri frühe in befreundeten Kreisen

als Zeichner, Dichter und lieblicher Sänger beliebt, zugleich aber gewann ihm die liebenswürdige Einfalt seines Wesens und bei aller Fröhlichkeit die strenge Ehrbarkeit seiner Sitten die allgemeine Achtung. In jugendlicher Herzensfrische und schönem Gleichmuth führte er ein sorgenfreies, aber stets mit reicher und anmuthiger Thätigkeit ausgefülltes Leben, welches weder kaufmännisches Mißgeschick und eine geisteskranke Frau, noch die Stürme der Revolution zu trüben vermochten. Je mehr die äußere Welt gährte, desto mehr schloß er sich selbst ab und widmete sich einer für einen kleinen Kreis von Freunden berechneten Kunst und Poesie, ohne höhern Anspruch, allein auch ohne höhere Vollendung. Usteri beschied sich sein Leben lang Dilettant zu sein, als Kaufmann wie als Rathsherr, als Künstler und als Dichter. Es waren nicht innerlich ihn bewegende und in ihm arbeitende Ideen, welche er äußerlich darzustellen sich berufen fühlte, sondern seine Kunst und seine Poesie sollte ihm und seinen Gleichgesinnten das Leben erheitern und fröhlich bekränzen. Mit den feindseligen und zerstörenden Mächten seiner Zeit aber ließ er sich auf keinen Kampf ein, sondern er fand sich mit ihnen durch Satyre und Karrikatur ab. Im wildesten und unheilvollsten Jahre der Revolution, im Jahre 1793, wo Viele die Verzweiflung an allem Dauernden und Heiligen zum Haschen nach dem Genuß des Augenblickes jagte, dichtete Usteri sein berühmt gewordenes, aber poetisch freilich ziemlich werthloses Lied:

Freut Euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Rose,
Eh' sie verblüht —

welches seine Verbreitung der leichthingleitenden, einschmeichelnden Singweise verdankte. Und als der revolutionäre Sturm auch im eigenen Vaterlande die theuren Einrichtungen, Sitten und Gewohnheiten der Väter über den Haufen warf, rächte sich der unerschütterlich Gleichmüthige durch hundert und hundert Karrikatur-Zeichnungen, wo er Scenen aus dem Leben des Tages mit scharfer Beobachtungsgabe und Menschenkenntniß darstellt und züchtigt. In dieser Beziehung ist die reiche Sammlung seiner Handzeichnungen ein merkwürdiger Beitrag zur Sittengeschichte jener Zeit: denn wenn er in vielen seiner Blättchen nur der Spottlust ein Genüge thut, so legen dagegen manche dieser Zeitbilder aus dem Leben die sittlichen Schäden jener Periode auf eine treffende Weise bloß. Hinwieder aber ließ sich Usteri's Poesie nicht

herbei, solche Erlebnisse festzuhalten; diese sollte nur dazu dienen, heitere Bilder und freundliche Empfindungen hervorzurufen und durch dieselben Weisheit zu lehren. Es kommen unter den Gedichten nur wenige Naturklänge vor, welche dazu dienen, das Herz in eine wohlthuende Stimmung zu versetzen; dagegen besingt er die freundlichen Beziehungen des Menschenlebens, heitere Geselligkeit und edle Sitte. Wahre poetische Perlen sind in dieser Beziehung „Das goldene ABC" und „Das Schüppelein", wo Lehren der Weisheit aus feinem und liebevollem Herzen im Geiste alten Bürgerthums aneinandergereiht sind. — Wenn Usteri, bescheiden und schüchtern, in keiner Beziehung auf große Leistungen Anspruch machte, so war er dagegen mit ganzer Seele dabei, wo es galt, Jemanden Freude zu bereiten und einem geselligen Verein eine höhere Weihe zu geben. Namentlich war er die Seele der Künstlergesellschaft seiner Vaterstadt und der Gründer der allgemeinen schweizerischen Künstlergesellschaft: für jene hatte er ursprünglich sein „Freut Euch des Lebens" gedichtet; für letztere veranlaßte er die Herausgabe einer eigenen Sammlung von Künstlerliedern, wozu er selbst die werthvollsten Beiträge lieferte, wo er die Malerkunst in Ernst und Scherz, von ihrer idealen und von ihrer prosaischen Seite auffaßte. In ersterer Beziehung sind besonders die beiden Gedichte bemerkenswerth, „Der Maler, eine Ballade", dem vor allen andern Freiern der Preis der Liebe zu Theil wird, weil er das Bild seiner Schönen als Mutter-Gottes auf den Altar stellen will; und „Der Maler, eine Erzählung", wo dieser als modischer Nachahmer Götter und Helden darstellt und damit arm und elend wird; dann aber zur Natur zurückkehrt und ihre kleinen Scenen mit Verstand und Liebe, und darum mit Glück und Erfolg malt. Voll köstlichen Humors sind die vier Gedichte, wo der Malerlehrling „Fritz", der ohne Beruf ein Maler werden will, seine leidigen Erfahrungen mittheilt.

Allein Usteri's Hauptvorzug als Künstler und Dichter ist die Liebe, womit er sich in die alte Zeit versenkt und mit derselben von ganzer Seele eins wird. Das Malerische und Poetische des Mittelalters steht ihm in allen Einzelnheiten zu Gebote, denn er ist von dieser Seite ein geistreicher und gelehrter Forscher. Das ganze Leben der alten Welt nach Architektur, Waffen, Ornamenten, Trachten, Gewerben, Sitten und Gewohnheiten ist ihm gegenwärtig, und namentlich das Heimatliche, das gesellige und häusliche Leben seiner Vaterstadt, hat er sich völlig zu eigen gemacht. Auch fand Usteri schon früh als ge-

schäftskundiger Zeichner Aufmerksamkeit, so daß der Altvater Bodmer anfangs der achtziger Jahre durch den achtzehnjährigen Jüngling seine schweizerischen Erzählungen und seine altenglischen Balladen illustrieren ließ. Vom Jahre 1783 an lieh er seine Hand den Zürcherschen Neujahrblättern und gab denselben einen höhern künstlerischen Werth, wozu freilich auch der Grabstichel Rudolf Schellenbergs beitrug, welcher den Zeichnungen oft eine Kraft und Bestimmtheit aufdrückte, die das Original nicht immer hatte. Auch der Text ist häufig von ihm bearbeitet. Wie nun diesen geschichtlichen Blättern ein reiches Leben inne wohnt, theils durch die Scenerie, theils durch die dramatische Handlung der Personen: so sind auf gleiche Weise Usteri's erzählende Gedichte und Balladen behandelt. Diese gehören zum Schönsten und Besten, was schweizerische Dichter aus dem Schatze heimatlicher Poesie ins Leben gerufen. Sie erheben sich zwar nicht zu den Großthaten der eidgenössischen Geschichte, sondern sie schöpfen aus der verborgenen Volkssage oder aus einzelnen persönlichen Erlebnissen; allein sie erhalten ihre höhere Bedeutung, daß aus der lebendigen und seelenvollen Darstellung sich stets eine gemüthansprechende, oft überraschende große Lebensansicht ergiebt, wodurch diesen Poesien der Charakter der Volksdichtung aufgeprägt ist. Gedichte wie „Idda von Toggenburg, der Graf von Falkenstein, Studiger, Graf Walraff von Thierstein" gehören zu den Perlen vaterländischer Poesie.

Die große Empfänglichkeit und Herzensfrische Usteri's that sich auf eine sehr bemerkenswerthe Weise kund, wie er nach des drei Jahre ältern Hebels Vorgang den Dialekt zu handhaben und in eigenthümlicher Weise anzuwenden wußte. Der aristokratische Zürcher war freilich weit davon entfernt, das Volk zu kennen und zu lieben wie Hebel; wo er daher ländliche Scenen in seinen kleinern Gedichten darstellt, hält er sich an das Malerische äußerer Vorgänge oder er schildert Gemüthszustände, wobei er pathetisch oder sentimental wird, wie z. B. in „'s arm Elseli uf der Yseflub." Wenn er dagegen das giebt, was als wohlgepflegte Gesinnung in ihm lebt, die häusliche Tugend, die treue, aufopfernde Liebe, so gelingt es dem Künstler wie dem Dichter in hohem Maße. So sind seine neun Blätter mit der Darstellung der „Muttertreue" die beliebtesten und populärsten seiner künstlerischen Leistungen geworden: gleich vortrefflich, und würdig den gleichartigen Liedern Hebels (das Spinnli, der Storch, das Habermues) an die Seite gesetzt zu werden, sind die „Kinderlieder". Es ist freilich nicht jene poesie-

Meiß von Zürich darstellen, nach Sprache und Inhalt so ausgestattet, als wäre sie ein Werk des fünfzehnten Jahrhunderts. Die Lebensläufe der in das Meisengeschlecht einheirathenden Frauen aus verschiedenen edlen Zürcher Familien sind wohl etwas zu romanhaft ausgeschmückt, allein es ist daneben die älteste Geschichte Zürichs aufs allerliebste in diesen poetischen Rahmen eingefaßt, indem je eine öffentliche Begebenheit in das Leben einer der Frauen verflochten ist, wie z. B. in das Leben der Tygin die merkwürdige Gründung von Gfenn, der Bilgerin der Bann Zürichs unter Friedrich II., der Finkin die Niederlage bei Winterthur, ꝛc. Das Alles ist mit einer Gründlichkeit der allgemeinen historischen Einkleidung und mit einer anschaulichen Darstellungskunst durchgeführt, daß Usteri in der poetischen Behandlung historischer Scenen nicht leicht übertroffen worden ist und für die historische Novelle als Muster gelten darf. In ihm hat die Schweiz den Romantiker im besten Sinne. Was in Usteri's altdeutschen Darstellungen am wenigsten im Geiste der frühern Zeit liegt, ist eine gewisse moderne Weichheit und aufgebüschelte Zierlichkeit, vorzüglich in den Zeichnungen, aber auch bisweilen in den poetischen Erzählungen. Das scheint daher zu rühren, daß Usteri nicht in den großen, starken Geist eingelebt ist, welcher in der christlichen Frömmigkeit jener Zeit lag und dem ganzen Leben das Gepräge der Einfalt und Kraft gab. Allein auch darin gehört er der modernen Romantik an, daß er in der Kunst mit Liebe der Formen des mittelalterlichen Katholizismus als sinnigen Ornaments sich bediente. Dagegen ist es keinem Romantiker gelungen, so mannigfaltige, tief aus dem Leben geschöpfte Bilder der schönsten und glücklichsten Häuslichkeit darzustellen, und gerade die derartigen lieblichen und erhebenden Scenen des Erggels im Steinhuus geben diesem letzten und reifsten Werke Usteri's seine höhere Weihe.

Salis.

Am Ende des Jahrhunderts erleben wir, daß ſelbſt der fremde Kriegsdienſt einen ſchweizeriſchen Dichter gebildet. Johann Gaudenz von Salis-Seewis war i. J. 1762 in Malans im Schooße einer höchſt vorzüglichen Familie geboren, wo er die Reize des Landlebens durch ſeine Umgebung und auf dem Gute ſeiner Eltern von der ſchönſten Seite kennen lernte. Sein Vater war der Zögling des Philoſophen Lambert geweſen, der indeſſen in dem edeln Hauſe Salis eben ſo viel empfangen als gegeben hatte. Nach den Sitten der adelichen Geſchlechter Graubündens hatte auch Gaudenz ſich dem Waffenhandwerke zu widmen, um auf dieſe Weiſe die Welt kennen zu lernen und Erfahrungen zu ſammeln. Allein das reiche Gemüth und die reine Geſinnung des ſchweizeriſchen Jünglings fand keine Befriedigung in der franzöſiſchen Hauptſtadt und ein tiefes Heimweh ergriff den jungen Krieger, welchem er in poetiſchen Verſuchen den Ausdruck gab. Sein lebendiges und tiefes Gefühl und die Sehnſucht nach ſeiner ſchönen und glücklichen Heimat verlieh ſeinen Gedichten eine Wahrheit, welche ſonſt die ſpätere Klopſtock'ſche Schule mit ihrem ſentimentalen Flötenton, der im Mondſchein zwiſchen Gräbern weint, nicht hat. Salis ſandte ſeine erſten Verſuche i. J. 1784 aufs anſpruchloſeſte von Paris aus zur Aufnahme in Füßli's ſchweizeriſches Muſeum; und als die erſte Sammlung ſeiner Gedichte i. J. 1793 erſchien, war Matthiſſons ausfeilende Hand herbeigezogen worden: allein der tiefere Gehalt, der des Letzteren Gedichten fehlte, war des Schweizers eigenthümliches Verdienſt. Freilich fehlen auch bei Salis jene leeren Landſchaftsmalereien nicht; allein ein Theil ſeiner ländlichen Gedichte enthält ungezwungen höhere Beziehungen für das Menſchenherz, wie z. B. das „Märzlied" gar lieblich auf die Auferſtehung hindeutet; und im „Pflügerlied" und im „Gottesacker im Vorfrühling" erhalten die ſonſt allzu häufig und trübſelig wiederkehrenden Grabesgedanken einen

sinnigen und erhebenden Ausdruck. Denn sonst läßt es sehr gleichgültig, wenn der ruhige, gesunde und glückliche Schweizer, nach der Mode seiner Zeit, so oft in Thränen zwischen Gräbern schleicht. Gleichwohl hat er durch seine zarten, gefühlvollen und melodischen Klänge nicht unverdient den Namen Sänger der „Wehmuth" sich erworben, weil sein Lied unter denjenigen der thränenreichen Schmachter jener Zeit das empfundenste und natürlichste war, wie z. B. das mitten aus Herz und Leben geschöpfte „Lied eines Landmanns in der Fremde" und „Kinderzeit." Allein das Lied der Freude, der ländlichen Zufriedenheit, des Jugendglücks, wie vornämlich — „Seht, wie die Tage sich sonnig verklären —" steht dem reinen und edeln Gemüthe noch besser an.

Während seine elegischen Dichtergenossen verschollen sind, lebt Salis noch in frischem und lebendigem Andenken unter seinem Volke, weil er einen warmen und kräftigen vaterländischen Ton anzuschlagen verstand, indem er in seinem Heimweh und in seiner Wehmuth nicht nur weinte, sondern seine Brust zu liebevoller Begeisterung sich erhob. Der Schluß der zu Paris im Jahre 1783 gedichteten „Elegie an mein Vaterland" gehört in seiner kräftigen Kürze zu den besten und schönsten vaterländischen Klängen.

Heil dir und dauernde Freiheit, du Land der Einfalt und Treue!
Deiner Befreier Geist ruh' auf dir, glückliches Volk!
Bleib durch Genügsamkeit reich und groß durch Strenge der Sitten;
Raub sei, wie Gletscher, dein Muth; kalt, wenn Gefahr dich umblitzt,
Fest, wie Felsengebirge, und stark, wie der donnernde Rheinsturz;
Würdig deiner Natur, würdig der Väter, und frei!

Bei dieser Gesinnung trug daher der würdige Mann die Fesseln des fremden Kriegsdienstes schwer und sehnte sich nach einer Lebensstellung, von der er würde sagen können:

Undingbar, keines Fürsten Waffenknecht,
Zu edelstolz, um Rang und Sold zu werben,
Entsagt' ich nie der bessern Menschheit Recht,
Für Völkerglück zu siegen und zu sterben.

Allein er hatte in Frankreich noch die wildesten Revolutionsjahre durchzumachen, ehe es ihm vergönnt war, im Jahre 1794 in die ersehnte Heimat zurückzukehren. Hier war er jedoch wirklich so glücklich, in seinem schönen Malans ein Landleben zu führen, wie er sich dasselbe in der Ferne geträumt. Er besang seine „Berenice" als Geliebte freilich auf sehr gewöhnliche Weise, dagegen war sein Familienleben von besonderer Innigkeit, wie seine eigenen Briefe, die Zeugnisse der Freunde

und vor Allem sein Gedicht, „Die stillende Mutter," beweisen, wo die frühere Sentimentalität sich zur wahrsten und reinsten Gefühlstiefe verklärt hat, indem er unter Anderm singt:

Durch Liebe stark, vermag ein Mutterherz
Den schönen Kranz von ihren Jugendtagen,
Verlächelnd des Verblühens leisen Schmerz,
Auf den Altar der Treue froh zu tragen.

Wie Salis in aller Schlichtheit und ohne alle schöngeistische Eitelkeit sich begnügt, ein braver Landmann und Hausvater zu sein, so giebt er sich auch in unverdrossener Treue als Bürger und Vorsteher hin und macht den Kreislauf aller möglichen Aemter seines Freistaates durch, so daß unter seinen Titeln diejenigen von Bundeslandammann und General vorkommen. Er schreibt an einen Freund: „Das ist die anklebende Last unserer Berg-Cantone, Sitten und Verfassungen, wer unter dem Volke lebt, muß sich entweder hudeln lassen durch Aemter — oder durch andere Beamte*)." Daß er schon frühe nicht mehr dichtete, das entschuldigt er ganz einfach mit seinen Amts- und Berufspflichten: „Es war nun einmal mein Schicksal, für meinen nächsten Ort und den engern Mitbürger-Kreis Zeit und Muße aufzuopfern. — So arbeite ich täglich auf Kanzleien und Rathsstuben für den Tag — und schaffe nichts für das Publikum oder die Nachwelt." In das Partheigetrieb der gährungsvollen Zeit ließ er sich jedoch nicht hineinziehen, daher er an Füßli schrieb: „Lassen Sie uns unter solchen Umständen einen hoffenden Blick auf die Nachwelt und einen bewundernden auf die Vorwelt werfen, und das verächtliche Spiel, welches Ehrgeizige und Machtsüchtige mit der Menschheit und den Völkern treiben, übersehen." Allein er verschloß sich nicht theilnahmslos gegen die Noth jener Zeit. Als namentlich viele Familien seiner bündner Landsleute schwere Verluste erlitten, da hatte er ein trostvolles Wort „An die edeln Unterdrückten," welches also schloß:

Ihr Märtyrer für Menschenwürde,
Vertraut der Wahrheit und der Zeit:
Vergänglich ist des Druckes Bürde,
Doch ewig die Gerechtigkeit!

Unter diesen Umständen angelte Salis nicht nach geistreichen Bekanntschaften und buhlte nicht nach der Gunst berühmter deutscher Genossen. Es ist bemerkenswerth aus der Anweisung an seinen Verleger Füßli, wem dieser Freiexemplare von der ersten Auflage seiner

*) Briefe von Salis in J. H. Füßli's handschriftlichem Nachlasse.

Gedichte zu überſenden habe, den Kreis ſeiner Bekannten kennen zu lernen, welche ſämmtlich dem Bodmer'ſchen Kreiſe angehören. In erſter Linie führt er auf: Leonhard Meiſter und Chorherr Joh. Tobler, Bonſtetten, Pfeffel, J. G. Jacobi, Gotth. Fr. Stäudlin, Friederike Brun, geb. Münter, Gräfin Stolberg, geb. Reventlow; in zweiter Linie: Wieland, Herder, Prof. Schütz in Jena, Prof. J. A. Ebert in Braunſchweig, Fr. La Roche und Hofrath Reichardt in Gotha. — Allein ungeachtet aller Zurückhaltung fehlte es ihm doch nicht an Anerkennung von Seite vorzüglicher Dichter. So richtete J. Arnold Ebert, der Jugendfreund Klopſtocks, ein ermunterndes Sonett an Salis; und Matthiſſon berichtet von Voß: „Unter allen von ausgezeichneten Menſchen an Salis geſchriebenen Briefen, haben die von Voß mich am wohlthuendſten angezogen, wegen des milden und tief gemüthlichen Tones, womit er den zur Zeit jener Correſpondenz noch ſehr jungen Dichter aufmuntert und zurechtweist. Das war Ton des Herzens: denn Voß ſah in Salis ſeinen Liebling Hölty wieder aufleben." — So kam auch dieſem letzten der bedeutenden ſchweizeriſchen Dichter des achtzehnten Jahrhunderts zu ſtatten, daß eine liebenswürdige und charaktervolle Perſönlichkeit das liebende Andenken an den Dichter unterſtützt und feſthält. Friſch und thatkräftig bis ans Ende, ſtarb Salis im Jahre 1834.

Man kann nicht im Zweifel ſtehen, mit Salis die Reihe der ſchweizeriſchen Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts zu ſchließen. Denn alle fernern namhaften Männer auf dem Gebiete der ſchweizeriſchen Literatur ſind Zöglinge des neunzehnten Jahrhunderts. Die Revolution that auf einmal einen ſo gewaltigen Riß in das frühere Geiſtesleben hinein, und die Erſchütterungen und Ereigniſſe des Augenblicks nahmen ſo alle jüngern Kräfte in Anſpruch, daß ein langer Stillſtand eintrat. Bedeutendere Kundgebungen in den erſten Jahrzehnten des neuen Jahrhunderts gingen noch von denjenigen aus, welche ſich im vorigen Jahrhundert in glücklichern Zeiten herangebildet hatten und zur Reife gelangt waren. Die ganze Generation, welche während der Revolutionsjahre herangewachſen war, hatte eine zu ſturmbewegte Zeit durchgelebt und in derſelben mitgehandelt, als daß die Geiſter ſich den friedlichen Eingebungen der Muſen hätten widmen können. Erſt das in den Friedenszeiten des neunzehnten Jahrhunderts herangereifte Geſchlecht ſollte in der Schweiz ein neues, reiches Geiſtesleben entfalten.

Druckfehler.

Seite 18 Zeile 5 von oben statt webten lies wirkten.
„ 29 „ 9 v. o. statt die ganze Bruderwelt lies der ganze Bau der Welt.
„ 93 „ 16 v. o. statt Schweizer l. Schnitzer.
„ 184 „ 9 v. unten statt besingend l. besiegend.
„ 388 „ 4 v. u. statt daß l. was.
„ 389 „ 8 v. u. statt Wiez l. Wirz.
„ 528 „ 8 v. o. statt Schüppelein l. Schäppelein.

Gedichte zu übersenden habe, den Kreis seiner Bekannten kennen zu lernen, welche sämmtlich dem Bodmer'schen Kreise angehören. In erster Linie führt er auf: Leonhard Meister und Chorherr Joh. Tobler, Bonstetten, Pfeffel, J. G. Jacobi, Gotth. Fr. Stäudlin, Friederike Brun, geb. Münter, Gräfin Stolberg, geb. Reventlow; in zweiter Linie: Wieland, Herder, Prof. Schütz in Jena, Prof. J. A. Ebert in Braunschweig, Fr. La Roche und Hofrath Reichardt in Gotha. — Allein ungeachtet aller Zurückhaltung fehlte es ihm doch nicht an Anerkennung von Seite vorzüglicher Dichter. So richtete J. Arnold Ebert, der Jugendfreund Klopstocks, ein ermunterndes Sonett an Salis; und Matthisson berichtet von Voß: „Unter allen von ausgezeichneten Menschen an Salis geschriebenen Briefen, haben die von Voß mich am wohlthuendsten angezogen, wegen des milden und tief gemüthlichen Tones, womit er den zur Zeit jener Correspondenz noch sehr jungen Dichter aufmuntert und zurechtweist. Das war Ton des Herzens: denn Voß sah in Salis seinen Liebling Hölty wieder aufleben." — So kam auch diesem letzten der bedeutenden schweizerischen Dichter des achtzehnten Jahrhunderts zu statten, daß eine liebenswürdige und charaktervolle Persönlichkeit das liebende Andenken an den Dichter unterstützt und festhält. Frisch und thatkräftig bis ans Ende, starb Salis im Jahre 1834.

Man kann nicht im Zweifel stehen, mit Salis die Reihe der schweizerischen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts zu schließen. Denn alle fernern namhaften Männer auf dem Gebiete der schweizerischen Literatur sind Zöglinge des neunzehnten Jahrhunderts. Die Revolution that auf einmal einen so gewaltigen Riß in das frühere Geistesleben hinein, und die Erschütterungen und Ereignisse des Augenblicks nahmen so alle jüngern Kräfte in Anspruch, daß ein langer Stillstand eintrat. Bedeutendere Kundgebungen in den ersten Jahrzehnten des neuen Jahrhunderts gingen noch von denjenigen aus, welche sich im vorigen Jahrhundert in glücklichern Zeiten herangebildet hatten und zur Reife gelangt waren. Die ganze Generation, welche während der Revolutionsjahre herangewachsen war, hatte eine zu sturmbewegte Zeit durchgelebt und in derselben mitgehandelt, als daß die Geister sich den friedlichen Eingebungen der Musen hätten widmen können. Erst in den Friedenszeiten des neunzehnten Jahrhunderts schlecht sollte in der Schweiz ein neues, reiches

Druckfehler.

Seite 18 Zeile 5 von oben statt webten lies wirkten.
" 29 " 9 v. o. statt die ganze Bruderwelt lies der ganze Bruder-Kuß.
" 93 " 16 v. o. statt Schweizer l. Schnitzer.
" 184 " 9 v. unten statt besingend l. besiegend.
" 388 " 4 v. u. statt daß l. was.
" 389 " 8 v. u. statt Wiez l. Wirz.
" 528 " 8 v. o. statt Schüppelein l. Schärpelein.

Gedichte zu überſenden habe, den Kreis ſeiner Bekannten kennen zu lernen, welche ſämmtlich dem Bodmer'ſchen Kreiſe angehören. In erſter Linie führt er auf: Leonhard Meiſter und Chorherr Joh. Tobler, Bonſtetten, Pfeffel, J. G. Jacobi, Gotth. Fr. Stäudlin, Friederike Brun, geb. Münter, Gräfin Stolberg, geb. Reventlow; in zweiter Linie: Wieland, Herder, Prof. Schütz in Jena, Prof. J. A. Ebert in Braunſchweig, Fr. La Roche und Hofrath Reichardt in Gotha. — Allein ungeachtet aller Zurückhaltung fehlte es ihm doch nicht an Anerkennung von Seite vorzüglicher Dichter. So richtete J. Arnold Ebert, der Jugendfreund Klopſtocks, ein ermunterndes Sonett an Salis; und Matthiſſon berichtet von Voß: „Unter allen von ausgezeichneten Menſchen an Salis geſchriebenen Briefen, haben die von Voß mich am wohlthuendſten angezogen, wegen des milden und tief gemüthlichen Tones, womit er den zur Zeit jener Correſpondenz noch ſehr jungen Dichter aufmuntert und zurechtweist. Das war Ton des Herzens: denn Voß ſah in Salis ſeinen Liebling Hölty wieder aufleben." — So kam auch dieſem letzten der bedeutenden ſchweizeriſchen Dichter des achtzehnten Jahrhunderts zu ſtatten, daß eine liebenswürdige und charaktervolle Perſönlichkeit das liebende Andenken an den Dichter unterſtützt und feſthält. Friſch und thatkräftig bis ans Ende, ſtarb Salis im Jahre 1834.

Man kann nicht im Zweifel ſtehen, mit Salis die Reihe der ſchweizeriſchen Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts zu ſchließen. Denn alle fernern namhaften Männer auf dem Gebiete der ſchweizeriſchen Literatur ſind Zöglinge des neunzehnten Jahrhunderts. Die Revolution that auf einmal einen ſo gewaltigen Riß in das frühere Geiſtesleben hinein, und die Erſchütterungen und Ereigniſſe des Augenblicks nahmen ſo alle jüngern Kräfte in Anſpruch, daß ein langer Stillſtand eintrat. Bedeutendere Kundgebungen in den erſten Jahrzehnten des neuen Jahrhunderts gingen noch von denjenigen aus, welche ſich im vorigen Jahrhundert in glücklichern Zeiten herangebildet hatten und zur Reife gelangt waren. Die ganze Generation, welche während der Revolutionsjahre herangewachſen war, hatte eine zu ſturmbewegte Zeit durchgelebt und in derſelben mitgehandelt, als daß die Geiſter ſich den friedlichen Eingebungen der Muſen hätten widmen können. Erſt das in den Friedenszeiten des neunzehnten Jahrhunderts herangereifte Geſchlecht ſollte in der Schweiz ein neues, reiches Geiſtesleben entfalten.

Druckfehler.

Seite	18	Zeile	5	von oben statt webten lies wirkten.
„	29	„	9	v. o. statt die ganze Bruderwelt lies der ganze Bau der Welt.
„	93	„	16	v. o. statt Schweizer l. Schnitzer.
„	184	„	9	v. unten statt besingend l. besiegend.
„	388	„	4	v. u. statt daß l. was.
„	389	„	8	v. u. statt Wieg l. Wirz.
„	528	„	8	v. o. statt Schüppelein l. Schäppelein.

69705033

Die Schweizerische Literatur

des

achtzehnten Jahrhunderts.

Von

J. C. Mörikofer.

Leipzig

Verlag von S. Hirzel.

1861.

Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Fünf Bücher

deutscher Lieder und Gedichte.

Von A. von Haller bis auf die neueste Zeit.

Eine Musterſammlung

herausgegeben von

Guſtav Schwab.

Vierte neu vermehrte Auflage.

52¼ Bogen in 8. Fein gebunden. Preis: 1 Thlr. 15 Ngr.

In dieſer vierten Auflage der beliebten und weit verbreiteten Sammlung iſt der neue Herausgeber bemüht geweſen, auch von neuen und neueſten Dichtern eine möglichſt ſorgſame Auswahl zu treffen, um die lebendige Darſtellung der deutſchen lyriſchen Dichtung, die das Buch zu geben beſtimmt iſt, bis auf unſere Tage weiter zu führen. So liefert das Buch jetzt von etwa 180 Dichtern gegen 550 Gedichte. Trotz der vermehrten Bogenzahl und der elegantern Ausſtattung iſt der bisherige billige Preis beibehalten worden, ſo daß die Sammlung auch in ihrer neuen Geſtalt auf dieſelbe gute Aufnahme, die ihr ſeit ihrem erſten Erſcheinen zu Theil geworden, Anſpruch machen darf.

Freytag, Guſtav, Bilder aus der deutſchen Vergangenheit. 2. Auflage. 2 Bände. 8. 1860. 3 Thlr.

Gelzer, Heinr., die neuere deutſche National-Literatur nach ihren ethiſchen und religiöſen Geſichtspunkten. 1. Theil. 3. vermehrte Auflage. gr. 8. 1858. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — 2. Theil. 2. vermehrte Auflage. gr. 8. 1849. 2 Thlr.

Goethe's Briefe an Lavater aus den Jahren 1774—83. Herausgegeben von Heinrich Hirzel. Nebſt einem Anhange und zwei Facſimile. 8. 1833. 1 Thlr.

Ufteri, Joh. Martin, Dichtungen. Herausgegeben von D. Heß. 3 Theile. 2. Auflage. 8. 1852. 2 Thlr.

Rückert, Fr., die Weisheit des Brahmanen. Ein Lehrgedicht. 4. Aufl. 8. 1857. 2 Thlr.

Des Minnesangs Frühling. Herausgegeben von Karl Lachmann und Moriz Haupt. gr. 8. 1857. 2 Thlr.

Neidhart von Reuenthal. Herausgegeben von Moriz Haupt. gr. 8. 1858. 2 Thlr.

Das Buch von den neun Felsen, von dem Strassburger Bürger *Rulman Merswin* 1352. Nach des Verfassers Autograph herausgegeben von Dr. Carl Schmidt. 8. 1859. 25 Ngr.

Im Verlag des Unterzeichneten ist erschienen:

DEUTSCHES WÖRTERBUCH

von

JACOB GRIMM UND WILHELM GRIMM.

In Lieferungen zu 15 Bogen in hoch 4.

Preis der Lieferung: 20 Ngr.

Erschienen sind: Erster Band. Mit dem Porträt der Herren Verfasser. XCII. u. 1824 Spalten. br. Preis 5 Thlr. 10 Ngr.

Diesem Bande ist die Einleitung, das Quellenverzeichniß und die Erklärung der vorkommenden Abkürzungen beigegeben. Die Einleitung hat folgenden Inhalt: Entstehung des Werkes. — Begriff und Zweck eines Wörterbuches. — Gebiet und Umfang des deutschen Wörterbuches. — Vorgänger. — Fremde Wörter. — Eigennamen. — Sprache der Hirten, Jäger, Vogelsteller; Fischer u. s. w. — Anstößige Wörter. — Umfang der Quellen. — Belege. — Terminologie. — Definitionen. — Bildungstriebe. — Partikeln. — Worterklärung. — Wortforschung. — Schreibung und Druck. — Rechtschreibung. — Betonung. — Vertheilung der Arbeit.

Zweiter Band. XVIII. u. 1776 Spalten. Preis 5 Thlr.

Dritter Band. 1—4. Liefrg. (Die 5. Liefg. ist unter der Presse.)

MITTELHOCHDEUTSCHES WÖRTERBUCH

aus dem Nachlasse von **G. F. Benecke**

herausgegeben und bearbeitet

von

Wilhelm Müller und **Friedrich Zarncke.**

Erschienen sind:

Band I. bearbeitet von W. Müller, Professor in Göttingen. A—L. XXII und 1061 Seiten. Cartonnirt. Preis 5 Thlr. 15 Ngr.

Band II. bearbeitet von F. Zarncke, Professor in Leipzig. M—S. Erste bis dritte Lieferung, M—Räte. Jede Liefrg. à 12 Bogen à 1 Thlr.

Band III. bearbeitet von W. Müller, Professor in Göttingen. T—Z. Erste bis vierte Lieferung, T—Wise. Jede Liefrg. à 12 Bogen à 1 Thlr.

Des II. Bandes 4. und des III. Bandes 5. Liefrg. sind unter der Presse.

Geschichte

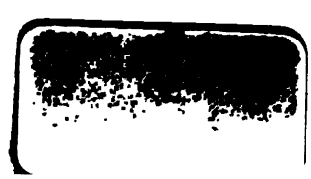
der

deutschen Sprache

von

Jacob Grimm.

Zweite mit einem Register versehene Auflage.

2 Bände. Schreibpapier. gr. 8. broch. Preis 4 Thlr.

Leipzig. **S. Hirzel.**